Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor zu Wittenberg.

Fünfter Theil.

Berlin,
verlegts August Mylius.
1778.

Digitized by Google

CT152
S42
v.5-6
Lodged
Stack

Digitized by Google

Vorrede.

Ob ich gleich diesen Theil den Lesern des vorhergehenden sechstehalb Jahre hindurch schuldig geblieben bin; so glaube ich doch kaum, daß ich deswegen eine umständliche Entschuldigung nöthig habe. Die beste Entschuldigung für die Verzögerungen der Schriftsteller, ist die überzeugende Versicherung welche sie zu geben im Stande sind, daß ihre Arbeit ohne eine zu schädliche Eilfertigkeit nicht früher habe ans Licht treten können: und ich befinde mich in diesem Falle.

Von den beyden ersten Lebensbeschreibungen dieses Theils, habe ich hier weiter nichts zu sagen, als daß ich die Ursache von dem Uebelstande oder der Unbequemlichkeit angeben muß, nach welcher im vorhergehenden Theile nur wenige Seiten von dem Leben des Pabstes Adrian erschienen sind, und alles übrige für den gegenwärtigen aufbehalten worden ist. Da sein Bild vor jenen gesetzt wurde: so schien es unschicklich

zu seyn, wenn nicht wenigstens der Eingang zu seinem Leben eben daselbst gefunden würde.

Allein über die Lebensbeschreibung des **Thomasius** habe ich etwas mehr mit meinen Lesern zu sprechen. Was gar oft nur ein Merkmal von Schriftstellerischer Bescheidenheit oder Höflichkeit ist, das kann ich hier im strengsten Verstande behaupten: es ist nur ein Versuch, der andere aufmuntern soll, eine vollkommenere Lebensbeschreibung dieses großen Mannes aufzusetzen. **Thomasius** hat in zu vielen Theilen der Gelehrsamkeit gearbeitet, war viel zu fruchtbar an Meinungen, Entwürfen, Vorschlägen und Einfällen, hat auch zu mannichfaltige Veränderungen hervorgebracht, als daß wenige Bogen dieses alles faßen könnten. Ich habe mir daher selbst, indem ich im Begriff war, sein Leben zu beschreiben, gewiße Schranken gesetzt, die ohnedieß auch der Absicht dieses Werks am gemäßesten waren. Nicht sowohl den berühmten Gelehrten und Schriftsteller, als vielmehr den außerordentlichen Mann, der in der Denkungsart der Deutschen eine sehr merkwürdige und sehr dauerhafte Aenderung verursacht hat; diesen abzuschildern bin ich bemüht gewesen. Und dieses konnte freylich nicht durch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften, durch genaue Auszüge aus denselben, oder durch einen Abriß aller seiner Meinungen, geleistet werden; wohl aber mußte von diesem allen so viel gewählt werden, als man braucht, um zu sehen,

was

was ihm Freyheit, Geschmack und Gelehrsamkeit, der ganze neuere Zustand der Wißenschaften im protestantischen Deutschlande, zu danken haben. Da ich mir überall die Urtheile der scharfsinnigsten Männer über ihn, selbst die widersprechenden, und besonders der Nachwelt ihre, zu Nutzen zu machen suchte: so hätte ich mich auch da an denselben begnügen können, wo ich von seinen würklichen oder vermeinten Verdiensten um die Rechtsgelehrsamkeit einen Begriff geben mußte. Aber es war natürlich, daß ich an diesem Orte mit ungleich mehrerem Mißtrauen gegen mich selbst handelte. Ich bat daher drey gelehrte, und zum Theil berühmte Kenner dieser Wißenschaft, auf eben so vielen Universitäten, um ihr schriftliches Urtheil über dasjenige, was Thomasius im bürgerlichen, deutschen, Lehn- und andern Rechten, Neues, Wichtiges oder doch Sonderbares vorgebracht hat. Allein ich habe nicht das Vergnügen gehabt, von zween derselben eine Antwort, von dem dritten aber mehr als eine Entschuldigung zu erhalten: und meine Nachrichten darüber sind also nicht weiter gegangen, als meine Kenntniße reichten. Ohngefähr eben so unglücklich bin ich in der Bemühung gewesen, einige besondere ungedruckte Erzählungen von dem Leben und Charakter des Thomasius zu erlangen; ingleichen ein zuverläßig ähnliches Gemählde oder Kupfer von ihm zu entdecken, nach welchem seine Abbildung, welche gegenwärtigem

Theile

Theile vorgesetzt werden soll, abgezeichnet werden könnte. Alle diese, auch andere Umstände und Ursachen machen es nüzlich, und sogar nothwendig, daß eine vollkommenere Lebensbeschreibung dieses verdienstvollen Mannes, zum Dienste der eigentlichen Gelehrten, und, wenn man dabey vorzüglich auf die Ehre unsers Vaterlandes bey den Ausländern sehen will, in lateinischer Sprache verfertigt werde.

Bey dieser Gelegenheit denke ich auch einmal öffentlich an die **Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten**, deren Fortsezung seit so vielen Jahren, über andern größern Arbeiten, unterblieben ist. Man hat unterdeßen das darinne befindliche Leben **Luthers** einigemal, aber immer ohne meine Einwilligung, besonders abgedruckt. Ich würde, wenn man mich darum befragt hätte, verschiedene Stellen deßelben verbeßert oder sonst umgearbeitet haben. In der That bin ich entschloßen, dieses nach einiger Zeit zu thun, wenn ich von dem gedachten Leben selbst einen besondern Abdruck besorgen werde. Zu dem gesammten Werke soll nun nächstens des **dritten Bandes dritte Sammlung** hinzukommen: und damit dürfte ich, so wie vielleicht mit dem Leben **Philipp Jacob Speners** in dem folgenden Bande dieser **Allgemeinen Biographie**, am Ende meiner biographischen Laufbahn seyn. Wittenberg, am 1. May des Jahrs 1778.

Fort-

Fortsetzung und Beſchluß
von
dem Leben
des Pabſtes Adrian
des Sechsten.

Zu der Zeit als Adrian in den Niederlanden lehrte, gegen den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts, waren dieſe anſehnlichen Länder, in welchen die blühende Handelſchaft viele Reichthümer verbreitet hatte, dem Hauſe der Erzherzoge von Oeſterreich unterwürfig. An daſſelbe hatte ſie der Sohn des Kayſers Friedrichs des dritten, der Erzherzog Maximilian, im Jahr 1477. durch ſeine Vermählung mit der Prinzeßinn Maria, einzigen Tochter und Erbinn des letzten Herzogs von Burgund, Carls des Kühnen, gebracht. Nach ihrem Tode im Jahr 1482. war Philipp, der in dieſer Ehe gezeugte Sohn, Beſitzer der Niederlande, unter der

Vormundschaft seines Vaters, bis ihm dieser, als er im Jahr 1493. unter dem Nahmen Maximilians des ersten, Kayser wurde, die Regierung derselben völlig überließ. Drey Jahre darauf bekam der Erzherzog Philipp die Infantinn Johanna, zweyte Tochter des Königs von Aragonien, Ferdinands, und Isabellen, Königinn von Castilien, zur Gemahlinn: und da dieselbe im Jahr 1500. das Erbrecht zur spanischen Krone erhielt, wurde im Jahr 1502. ihr und ihrem Gemahle die Huldigung in Spanien geleistet. Beyde nahmen endlich im Jahr 1505. nachdem die Königinn Isabella gestorben war, den Titel, König und Königinn von Castilien, an: ihr ältester Sohn Carl, der im Jahr 1500. gebohren war, und bisher Herzog von Luxenburg geheissen hatte, wurde nun Prinz von Castilien genannt; und der Großvater desselben Ferdinand sollte, nach Isabellens Verordnung, die Regentschaft von Castilien so lange führen, bis Carl das zwanzigste Jahr erreicht haben würde. Doch Philipp wußte sich diese Regierung selbst zu verschaffen; starb aber bereits im Jahr 1506. Er hinterließ außer Carln und einigen Töchtern, noch einen Prinzen Ferdinand, und eine Wittwe, welche die Zerrüttung ihres Verstandes zu allen Geschäften untüchtig machte.

Carl, dem nunmehro die Niederlande gehörten, und der auch vermuthlicher Erbe sowohl von Castilien als von den andern mit der Spanischen Monarchie verbundenen Reichen und Staaten war, führte, weil seine Mutter noch lebte, den königlichen Titel noch nicht, und sein Großvater Ferdinand übernahm an ihrer Stelle die Staatsverwaltung von Castilien. Sein anderer Großvater Maximilian that eben dieses, wiewohl mit weit geringerm Ansehen, in Absicht

auf

auf die Niederlande, nach einem Auftrage der dortigen Stände; übergab aber nachher die Oberstatthalterschaft davon seiner Tochter Margaretha, verwittweten Herzoginn von Savoyen. Beyde sorgten gemeinschaftlich für Carls Erziehung, und ernannten zum Oberaufseher derselben Wilhelmen von Croi, Herrn von Chievres; zum eigentlichen Lehrer des Prinzen aber den Adrian zu Löwen. Viele geschickte Männer bewarben sich um die leztere Stelle: Adrian wurde allen vorgezogen, ob er sie gleich nicht gesucht hatte, weil er unter allen Niederländern den größten Ruhm der Gelehrsamkeit und der Rechtschaffenheit besaß.

Es fällt in die Augen, daß Adrian nicht völlig diejenigen Eigenschaften gehabt habe, welche zu diesem wichtigen Lehramte erforderlich waren. Zwar nicht eben darum, weil seine in gelehrter Einsamkeit gebildeten Sitten der Lebhaftigkeit und dem feinern Geschmacke des Hofes nicht angemessen schienen; — denn sie waren doch nicht störrisch oder unbiegsam, und der geübteste Hofmann würde in einer solchen Lehrstelle vielleicht das wenigste Glück haben: — seine Wißenschaft selbst schickte sich weniger für einen Prinzen, der ein so mächtiger Fürst werden sollte, als für solche, die sich in der damals herrschenden Theologie und Philosophie hervorthun wollten. Nicht nur hatte er die witzigen und sinnreichen Künste verschmäht, die den ernsthaftern Untersuchungen und Kenntnißen Eingang verschaffen, und sie gleichsam verschönern konnten; er war überhaupt mit der edeln Gelehrsamkeit des Alterthums, die eben zu seiner Zeit aus der langen Nacht der Barbarey hervorgebrochen war, zu wenig bekannt. Unterdessen verstand er doch genug, um Carln einige nüzliche Wißenschaft und

Neigung zur Erweiterung derselben beyzubringen. Was ihm von dieser Seite fehlte, ersetzten die weisen und tugendhaften Vorschriften, die er seinem Prinzen über alles andere einprägte. Er unterrichtete ihn fleißig, daß er sich nicht auf Reichthümer, Macht, Ehre und Glück, sondern auf Gott allein verlaßen müße, durch welchen die Könige regierten. Von demselben möchte er sich die Klugheit erbitten, deren er bald benöthigt seyn würde, und nicht glauben, daß seine Vergehungen bey Gott ungestraft bleiben würden, weil sie es bey den Menschen wären. Gott werde sie vielmehr desto schärfer ahnden, je mehr sie vor vielen begangen würden. Adrian sparte auch die Verweise gegen den jungen Carl nicht, so oft sich dieser kleinen Ausschweifungen seines Alters überließ. Und der letztere erinnerte sich in spätern Jahren dieser Anweisung dankbarlich. Als daher auf dem Reichstage zu Worms ein Fürst in seiner Gegenwart fürchterliche Flüche ausstieß, sagte er zu einem Großen, der ehemals mit ihm Adrians Aufsicht genoßen hatte: „Wie würde dieses unser Lehrer aufgenommen haben, wenn er uns einst so fluchen gehört hätte?„

Daß aber Adrian den Prinzen selbst in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit nicht so weit bringen konnte, als er wünschte, daran waren einige der vornehmsten Hofleute Schuld, welche ihre Unwissenheit mit dem vermeintlich klugen Rathe bedeckten, Carl müsse nicht dasjenige lernen, was einem Gelehrten, sondern was einem Fürsten brauchbar wäre. Thievres selbst trug das meiste dazu bey, ihn von den Wissenschaften abwendig zu machen, damit er ihm allein, nicht seinem Lehrer, ergeben seyn möchte. Er belustigte ihn durch Waffenübungen und ritterliche Spiele aller Art, ließ ihn auch französisch und spa-

nisch

nisch geschriebene Geschichten lesen, und führte ihn durch leichtere Uebungen zur Regierungskunst an. Ohnedem waren damals die allermeisten Großen und Edelleute von dem Vorurtheil eingenommen, daß nicht Beschäftigungen des Verstandes, sondern bloß Behendigkeit und Tapferkeit, Gefechte und kühne Unternehmungen ihrer würdig wären. Adrians sanfte Gemüthsart gab nach; aber Carl bereuete in der Folge diesen Fehler. Es wurde einmal zu Genua eine lateinische Rede vor ihm gehalten, von welcher er nicht viel verstand. Da sagte er seufzend: Jetzt erkenne ich mich mit Betrübniß, wie vortrefflich die Erinnerungen meines Lehrers Adrian gewesen sind: „er „sagte mir oft voraus, ich würde dereinst für diesen „jugendlichen Leichtsinn bestraft werden.“

Um diese Zeit erlangte auch Adrian immer mehrere geistliche Aemter, oder vielmehr einträgliche Pfründen, indem er außer der beybehaltenen Stelle eines Dechants zu Löwen, noch eine ähnliche zu Antwerpen, und verschiedene zu Utrecht bekleidete. Er hatte freylich in seinen frühern Jahren behauptet, daß ein Lehrer mit Einer kirchlichen Bedienung, die ihn hinlänglich ernähren könnte, zufrieden seyn müsse: und dieses war auch den Kirchengesetzen gemäß; zumal da diese Aemter sich an weit von einander entfernten Oertern befanden. Man hat ihn deswegen nicht immer glücklich genug vertheidigt, indem man unter andern gesagt hat, einem Manne welcher der Kirche einen so ausgebreiteten Nutzen schaffte, sey es wohl erlaubt gewesen, sich mehrere Hülfsmittel zu dieser Absicht eigen zu machen, die einem Manne von gemeinen Fähigkeiten nicht verstattet werden konnten. Andere lassen ihn auf die vorgelegte Frage, warum er hierinne seine Denkungsart geändert habe, ganz wider

seine gewöhnliche ernste und überlegte Art sich auszudrücken, antworten: er habe, da er noch ein Kind gewesen, auch kindisch gedacht, geredet und gehandelt; nun er aber ein Mann geworden sey, habe er alles kindische abgelegt. Was man mit mehrerer Wahrscheinlichkeit zu seiner Entschuldigung anführen kann, möchte darinne bestehen, daß er bey seinem Hofamte geringere Einkünfte zu genießen hatte, als sein immer wohlthätiger Aufwand erforderte; daß mit den meisten jener geistlichen Stellen eben keine für die Religion und Kirche wichtigen Pflichten verbunden waren, und daß er einige derselben niedergelegt hat, sobald er höhere Würden erhalten hat. Vielleicht ist es aber am besten hierbey zu bemerken, daß Adrian einem gewöhnlichen Schicksal der Menschen nicht entgangen sey, durch Glück und Ehrenstellen seine Gesinnungen etwas verändert zu sehen.

Ob er gleich nur zum Lehrer des Erzherzogs Carl an den Hof gerufen worden war; so wurden ihm doch eben daselbst bald Geschäfte von einer ganz andern Art aufgetragen. Er las die Bittschriften, welche dem jungen Fürsten und seinen Räthen übergeben wurden, und stattete Bericht davon ab. Man zog ihn auch fast zu allen Berathschlagungen von einiger Wichtigkeit. Sein Ansehen stieg daher täglich so sehr, daß Chievres und die übrigen in deren Händen eigentlich die Staatsverwaltung war, es vor nöthig befanden, ihn zu entfernen. Die Gelegenheit dazu bot sich ihnen von selbst an. Der König Ferdinand hatte sie im Verdachte, daß sie sich auf die französische Seite neigten, und er war darüber so mißvergnügt geworden, daß er bereits Carls jüngern Bruder Ferdinand, der ohnedem in Spanien selbst gebohren, und vor seinen Augen erzogen worden war,

zum

zum Statthalter seiner Reiche, Arragonien, Catalonien, und anderer mehr, bestimmet, ihm auch sonst sehr beträchtliche Vorzüge beygelegt hatte. Die sehr sichtbare Neigung der Spanier gegen das österreichische Haus, seit Philipps Ankunft unter ihnen, hatte ihn nicht weniger verdrossen. Carl stand also in Gefahr, alle spanische Reiche, außer Castilien zu verlieren: und eine solche Trennung in den Ländern der spanischen Monarchie kündigte auch nicht geringere Unruhen auf die Zukunft an. Um dieses zu verhüten, und das gute Vernehmen mit dem Könige wieder herzustellen, wurde Adrian als Carls Gesandter im Jahr 1515 an denselben geschickt.

Er näherte sich damals seinem sechszigsten Jahre, war schwächlich, und hatte sich in einer so schweren Unterhandlung niemals vorher geübt. Gleichwohl übernahm er den Auftrag, und führte ihn mit unerwarteter Geschicklichkeit aus. Ferdinand empfieng ihn sehr wohl: er versicherte, daß er einen andern Gesandten als diesen nicht einmal angehört haben würde, und wurde seinem Enkel Carl sogleich wieder günstig. Nur forderte er von diesem einige Bedingungen, davon dieses die unangenehmste war, daß er einige seiner Niederländischen Staatsbedienten, und vornemlich den Chievres, ihrer Dienste entlassen, und ihre Stellen mit andern besetzen möchte. Adrian gab Carln und seinen geheimen Räthen hievon Nachricht: zugleich meldete er ihnen, wie vergebens er gesucht habe, Ferdinanden von diesem Verlangen abzubringen, und wie wenig es wahrscheinlich sey, daß er solches jemals ändern dürfte. Er setzte hinzu, man würde nach dem nahbevorstehenden Tode des Königs, wenn man ihm auch zu Gefallen etwas dergleichen bewilligte, alles bald wieder auf den alten Fuß setzen kön-

können; doch habe er nichts von allem zugestanden, weil er keine Vollmacht dazu hätte.

So verständig auch dieses Betragen Adrians war; so gaben ihm doch die Niederländischen Staatsräthe besonders wegen dessen, was er von ihrer Absetzung gemeldet hatte, die schlimmste Wendung. Aeußerst aufgebracht gegen ihn, sagten sie öffentlich, er sey weiter gegangen, als er berechtigt gewesen wäre, und habe gegen den Erzherzog und sie viele böse Ränke gespielt. Man glaubte dieses in den Niederlanden, und er kam darüber in einen sehr übeln Ruf. Wer noch gelinder von ihm dachte, schob die Schuld auf seine Unerfahrenheit in solchen Geschäften, die nothwendig Fehler hätte hervorbringen müssen. Er selbst hörte endlich mit Erstaunen, daß man seinen Bericht so sehr gemißbraucht habe; aber er begegnete seinen Feinden darum nicht mit gleicher Erbitterung, ob ihn gleich einige in seinen Diensten stehende aufmunterten, sie dafür zu züchtigen. Er antwortete diesen mit den Worten des Weisen: „Wenn „die Wege des Menschen dem Herrn gefallen, so wird „er auch die Feinde desselben zum Frieden wenden.“ Auch hielt er ihnen das Beyspiel von dem Betragen Davids gegen den lästernden Simei vor. Bey diesen Gesinnungen blieb er in der That beständig: ohne alle Rachbegierde gegen diejenigen, welche ihn beleidigt hatten. Damit er jedoch seine Unschuld darthun möchte, vertheidigte er sich in einem weitläuftigen Schreiben an seinen Fürsten: in gleicher Absicht schrieb er auch an alle, welche über ihn unwillig geworden waren. Allein er wünschte noch mehr, sich mündlich rechtfertigen zu können, und bat daher den Erzherzog um Erlaubniß zu seiner Rückkehr in die Niederlande.

Man

Man schlug ihm diese Bitte ab: sie stand an sich dem Entwurfe, welchen die Staatsbedienten an Carls Hofe wider ihn gemacht hatten, entgegen; aber sie konnte ihm auch, wie es schien, wegen des Todes des Königs Ferdinand nicht bewilligt werden. Dieser Fürst, einer der staatsklügsten der neuern Jahrhunderte, der aber auch oft die schlimmsten Mittel wählte, seinen Endzweck zu erreichen, starb im Anfange des Jahrs 1516. Kurz vorher hatte er, den Vorstellungen Adrians zu Folge, ein neues Testament, ganz zum Vortheil seines Enkels Carl, gemacht. Nun glaubte man, die fernere Gegenwart Adrians in Spanien sey nothwendig, weil man bey dieser großen Veränderung auf dem dortigen Throne, allerhand Bewegungen befürchten mußte. Genug, er blieb daselbst, und wählte jetzt das einzige zur Rettung seiner Ehre übrige Mittel, indem er einen seiner Vertrauten an Carln schickte, der alle Beschuldigungen seiner Feinde in ihrer Gegenwart widerlegen sollte. Dieses that auch die Würkung, daß sowohl sein Fürst als viele andere, von der Rechtmäßigkeit seines Betragens überzeugt wurden. Zu einem Merkmale davon wurde ihm das Bißthum Tortosa in Spanien, nebst dem damit verbundenen Amte eines obersten Inquisitors in Arragonien, auf Empfehlung des Cardinals Ximenez, und mit Beystimmung seiner bisherigen Gegner, von Carln ertheilt. Er würde dasselbe nicht angenommen haben, wenn er es nicht eben als einen solchen feyerlichen Beweis angesehen hätte, aus welchem jedermann schließen könnte, daß die gehäßigen Versuche wider ihn zu seinem Vortheil ausgeschlagen wären.

Carl, der nunmehro den königlichen Titel von Castilien und Arragonien angenommen hatte, obgleich

die spanischen Reichsstände damit nicht zufrieden waren, weil es ohne ihre Einwilligung noch beym Leben seiner Mutter geschehen war, blieb ferner in den Niederlanden. Nach Ferdinands letztem Willen sollte solange, bis er in Spanien anlangen würde, Ximenez, der große und bewundernswürdige Staatsmann, die Reichsverwaltung übernehmen. Allein Adrian hatte eine Vollmacht von Carln mitgebracht, vermöge welcher er, wenn Ferdinand stürbe, seinen Statthalter in Spanien abgeben sollte: und er suchte nun von derselben Gebrauch zu machen. Das wollte aber Ximenez nicht zugeben, weil Carl, dem Testamente seiner Großmutter Isabella zu Folge, nicht berechtigt gewesen war, eine solche Verfügung zu treffen. Hieraus entstand eine kleine Zwistigkeit unter den beyden Prälaten, und Adrian schrieb an den König, er könne dem Cardinal nicht widerstehen, der stolz und ungewohnt seine Gewalt mit jemanden zu theilen, in allem nach Willkühr handelte. Carl schickte daher noch einen Niederländischen Edelmann Lachau nach Spanien, um an der dortigen Regierung Antheil zu nehmen. Doch Ximenez behauptete immerfort das größte Ansehen bey derselben. Adrian, mit dem er vorher aus Hochachtung gegen seine Gelehrsamkeit vertraulicher umgegangen war, und der auch damals eine kurze Zeit dem Erzherzoge Ferdinand einigen Unterricht gab, hatte wenigstens den Vortheil vor dem Cardinal, daß er wegen seiner Leutseligkeit mehr geliebt wurde; da er sonst als ein Ausländer keiner von den Regenten Spaniens nach den Gesetzen dieses Reichs hätte seyn sollen. Er ließ niemanden abweisen, der ihn zu sprechen begehrte, und schickte keinen traurig weg; wenn er ihm gleich seine Bitte nicht gewähren konnte: man merkte an seinem Gesichte, wie schwer es ihm falle, dieselbe abzuschlagen. Uebrigens

brigens war es der wichtigste Dienst, den er Carln in Spanien leistete, daß er die drey Ritterorden von St. Jacob, von Alcantara, und von Calatrava, nicht ohne ziemliche Schwierigkeiten dahin brachte, den König zu ihrem Großmeister zu wählen. Sein Großvater Ferdinand hatte diese Würde auf Lebenslang besessen: und jetzt war jeder dieser Orden im Begriff, sich einen besondern Großmeister zu setzen. Allein ihre Reichthümer konnten ihnen bey einer gemeinschaftlichen Verbindung viele Macht geben: es war daher für das königliche Ansehen desto zuträglicher, daß sie von demselben mehr abhiengen. Adrian führte dieses sogar aus, ohne von Carln darüber Befehle empfangen zu haben. Als er nachmals Pabst geworden war, vereinigte er wiederum freywillig die gedachte Würde auf beständig mit der königlichen Krone; ohne für die Ertheilung dieses ansehnlichen Rechts die geringste Geldsumme zu verlangen, wie es ein anderer Pabst gethan haben würde.

Seitdem Adrian Bischof geworden war, legte er seine Bedienung zu Löwen, und einige andere geistliche Stellen nieder; aber diejenigen, welche er zu Utrecht besaß, behielt er bis an seinen Todt. Nicht lange darauf erhielt er von dem Pabste Leo dem Zehnten die Cardinalswürde. Man erzählt, daß ihn sowohl der Kayser Maximilian als der König Carl dazu empfohlen haben; daß aber insbesondere der gelehrte Kayserliche Gesandte zu Rom, Albertus Pius, Graf von Carpi, und Wilhelm Enchenvoirt päbstlicher Secretär, der Carls Geschäfte in gedachter Hauptstadt besorgte, und ein Niederländer wie Adrian war, beyde aus Hochachtung gegen ihn, bey dieser seiner Erhöhung sehr geschäftig gewesen sind. Man brachte ihm den Cardinalshut, da er eben beym

Gottes-

Gottesdienste war: und er nahm diese unvermuthete Ehre nicht mit der ausnehmenden Freude, welche man erwartete, sondern mit einem sehr gemäßigten Vergnügen an.

Endlich kam Carl, nach dem Rathe des Ximenez, im Jahr 1517. in Spanien an; ließ sich aber von seinen Niederländischen Staatsbedienten, denen diese Reise nicht gefiel, bereden, jenen ehrwürdigen Mann, ohne ihn zu sprechen, noch in den letzten Tagen seines Lebens, seiner Dienste zu entlassen. Chievres fuhr fort alles bey dem jungen Könige zu gelten, nicht ohne großen Verdruß der Spanier; doch blieb auch Adrians Ansehen bey Carln immer beträchtlich. Als darauf dieser Fürst im Jahr 1519 zum deutschen Kayser gewählt wurde, eilte er von dieser Krone Besitz zu nehmen. Eine Versammlung der Stände, die er zu Barcellona, der Hauptstadt von Catalonien, hielt, hinderte ihn noch zu Schiffe zu gehen. Besonders beschäftigte ihn daselbst eine Bitte der sogenannten neuen Christen, das heißt getaufter Juden, oder solcher die von ihnen abstammten. Ihrer gab es in Spanien eine ungemeine Menge; sie waren vor andern reich, und hielten zu ihrer Vertheidigung sehr fest unter einander zusammen. Bisher waren sie oft wegen Ketzerey oder Rückfall zu ihrer alten Religion angeklagt, daher von dem Ketzergerichte der Inquisition gefangen gesetzt und verfolgt worden. Da ihnen aber ihre Ankläger niemals bekannt gemacht wurden, baten sie jetzt, daß solches künftig geschehen möchte. Ein so billiges Verlangen zu erfüllen, wurde von der Geistlichkeit vor sehr bedenklich gehalten. Man sagte, es sey zu befürchten, daß sich keine Zeugen mehr gegen die neuen Christen finden möchten, wenn sie ihrer Rache ausgesetzt wären: und so würde die Inqui-

Inquisition, die hauptsächlich auch ihrentwegen vorhanden war, nach und nach gänzlich fallen. Außerdem gab man vor, die Zeugen würden, wenn man sie wüßte, desto leichter bestochen werden können, und die Beklagten könnten alsdenn ihre Irrthümer desto freyer unter dem großen Hauffen ausbreiten. Würklich hatten diese bereits einige Räthe Carls, und ihn beynahe selbst gewonnen. Allein er wollte oder konnte vielmehr über eine die Religion betreffende Angelegenheit nichts entscheiden, bevor er die Meinung Adrians darüber vernommen hatte. Dieser war an die Stelle des Ximenez zum obersten Inquisitor ernannt worden. Carl schrieb daher mehrmals an ihn, er möchte in diese nicht unbillige Bitte willigen; zumal da seine Abreise sehr dringend wäre. Doch der Cardinal hatte sich derselben schon ehemals auf den Versammlungen der Stände von Castilien und Aragonien eifrig entgegengesetzt. So weit war der übrigens sanftdenkende Mann freylich nicht gekommen, daß er eingesehen hätte, auch Irrgläubige oder der Ketzerey verdächtige könnten gleiche menschliche und bürgerliche Rechte mit den übrigen Christen fordern. Gleichergestalt hatte Ximenez in diesem Zeitalter einer beynahe allgemeinen Unverträglichkeit unter den Christen, seinen Ruhm durch verfolgende Härte gegen die Ungläubigen nicht wenig befleckt. Und die Aufrechthaltung der fürchterlichen Inquisition wurde bey dieser Sache eigentlich am meisten in Betrachtung gezogen. Adrian antwortete also seinem Könige mehr als einmal, niemand gehorche ihm lieber in allem was möglich wäre; aber hier untersage es ihm Religion und Frömmigkeit: und wenn man dieses gleich nach dem ersten Anschein nicht glauben wolle, so hätte er doch die vielen Gründe welche dagegen stritten, genauer überdacht, als vielleicht andere. Er sey daher, setzte er hinzu, gesonnen,

wollen, der ihn nachmals vom Hofe zu entfernen gewußt hatte, jetzt als ein Opfer der ausbrechenden Empörung in Spanien zurück zu lassen suchte. Dieser Liebling des Kayfers und die übrigen Niederländischen Räthe waren daselbst durch eine überaus anstößige unersättliche Geldbegierde, und durch viele willkührliche Handlungen, welche sie ihren Fürsten gegen die Staatsverfassung, besonders zur Beschwerde der Städte und des Volks, begehen ließen, äußerst verhaßt geworden. Ueberhaupt verdroß es zwar die Spanier, daß sie durch Ausländer regiert wurden; aber Adrian war unter diesen der einzige, den ihr Unwille nicht traf. Die Kenntniß welche er sich von der Spanischen Verfassung erworben hatte, würde auch jenes Mißvergnügen gemildert haben, wenn ihm etwas mehr Einfluß bey den Staatsangelegenheiten seit der Ankunft des neuen Königs eingeräumt worden wäre. Dem ohngeachtet pflegte das Volk dasjenige was noch an den königlichen Verordnungen günstig war, ihm zuzuschreiben, und das Nachtheilige derselben den übrigen Staatsbedienten. Zu allen diesen Ursachen der Unzufriedenheit kam auch die Erhebung Carls zur kayserlichen Würde, und seine dadurch veranlaßte Abreise aus Spanien. Eine große Erbitterung zwischen dem Adel und dem Volke, welches sich über dessen Gewaltthätigkeiten beschwerte, gab endlich den letztern die Waffen in die Hände. Gleichwohl mußte Adrian, unter solchen mißlichen Umständen, die Statthalterschaft dieses Reichs von neuem übernehmen: und ehe noch Carl dasselbe im Jahr 1520 verließ, waren schon die gefährlichsten Zeichen eines Aufstandes vieler Städte vorhanden.

Um denselben in seinem Anfange zu unterdrücken, gebrauchte Adrian einige Schärfe gegen die Stadt

Sego-

Segovia, die sich besonders übermüthig bezeigte. Aber dadurch reißte er nur den Widerstand von mehrern: und als in dem Fortgange dieser feindseeligen Bewegungen ein von ihm abgeschickter Feldherr die Stadt Medina del Campo, wo sich unsägliche Reichthümer befanden, anzündete, um sich des königlichen Geschützes, das daselbst aufbewahrt wurde, zu bemächtigen, wurde diese Begebenheit gleichsam die Losung zu einer fast allgemeinen Verbindung der spanischen Städte wider die königlichen Befehlshaber und Obrigkeiten. Umsonst versicherte Adrian, daß der gedachte Feldherr seine Befehle überschritten habe: die Aufrührer wurden dadurch nur noch trotziger; besonders da er seine Kriegsvölker aus einander gehen lassen muste, weil der öffentliche Schatz aus dem sie besoldet werden sollten, erschöpft war. Nunmehro vereinigten sich die Städte desto genauer unter dem Nahmen der heiligen Junta oder Verbindung, erklärten sich zwar feyerlich dem Könige getreu zu bleiben, beschlossen aber auch, ihre Rechte standhaft zu vertheidigen, und der gesetzwidrigen Macht des Cardinals nicht mehr zu gehorchen. Sie hatten das Glück, Tordesillas einzunehmen, wo sie die Königinn Johanna, die Mutter des Kayſers, in ihre Gewalt bekamen. Obgleich dieselbe immer noch in einem schwermüthigen Wahnwitz lebte, unter welchem nur sehr selten der Verstand hervorblickte; so bedienten sich doch die Verbundenen dieser günstigen Gelegenheit zum Ansehen ihrer Sache, und führten die Regierung im Nahmen der Königinn, von der sie ausstreueten, daß sie solche angenommen habe. Sie schickten darauf einen Theil ihrer Kriegsvölker nach Valladolid, wo sich Adrian mit seinem geheimen Rathe befand, um diesen gefangen zu nehmen, und sich zugleich des Reichssiegels und der öffentlichen Urkunden zu bemächtigen.

Die Räthe flüchteten sogleich als sie hörten, daß die Aufrührer im Anzuge wären: und auch Adrian verließ die Stadt; allein die Anführer des Heers baten ihn ehrerbietig, darinne zu verbleiben. Sie stellten ihm vor, daß seine Rechtschaffenheit, Mäßigung und Gerechtigkeitliebe von allen Spaniern erkannt und verehrt würden; daß die Städte sich auch nicht gegen den Kayser empörten; sondern nur die unerträglichen Bedrückungen welche in seinem Nahmen ausgeübt worden wären, nicht länger dulden wollten. Adrian muste also in die Stadt zurückkehren; da er aber nicht, gleich einem Gefangenen, sich unter den Aufrührern verweilen konnte, wußte er bald darauf durch ein in der Stadtmauer angebrachtes Loch, bloß von einem Geistlichen begleitet, zu entwischen. In dieser Verwirrung des Reichs war es gleichwohl ein Glück für Carln, daß die Junta durch ihre kühnen Neuerungen den Spanischen Adel gegen sich aufbrachte. Der Kayser trug es also zween der vornehmsten spanischen Herren, dem Connetable und dem Admiral von Castilien, auf, das Reich durch Kriegsvölker wieder zu beruhigen. Obgleich durch diese Anstalt Adrians Gewalt beynahe aufgehoben zu seyn schien; so erwiesen ihm doch die beyden gemeinschaftlichen Feldherren so viele Ehre, indem sie auch alle Berathschlagungen in seiner Gegenwart hielten, daß er völlig sein voriges Ansehen wieder erlangte. Sie erfochten im Jahr 1521 einen entscheidenden Sieg über die Aufrührer, durch welchen die Unruhen bald wieder gedämpft wurden. Eben da diese ausgebrochen waren, hatten die Franzosen, um sich derselben zu bedienen, einen Einfall in das Königreich Navarra gethan; jetzt aber wurden sie desto leichter von den Spaniern zurückgeschlagen. Adrian gab sich bey dem Anfange dieses Kriegs, den Carl auch bald in andern Ländern mit

Frank-

Frankreich zu führen hatte, viele und wohl angewandte Mühe, die spanischen Unterthanen desselben zur Beobachtung ihrer Pflicht aufzumuntern, und zur Erhaltung seines Gebiets etwas beyzutragen. Wenn er überhaupt in seiner Staatsverwaltung von Spanien keine großen Unternehmungen ausgeführt hat, und nicht einmal sehr glücklich in derselben gewesen ist: so würde es ungerecht seyn, ihn durch eine Vergleichung mit dem Cardinal Ximenez verächtlich zu machen. Daß ein Mönch, wie dieser, zugleich als Staatsmann und Feldherr, als Aufseher der Geistlichkeit, Kenner und Beförderer der Wissenschaften, geglänzt hat, und wenigstens nach den Begriffen seiner Zeit, ein Heiliger unter den Staatsministern gewesen ist: dieses war eine so außerordentliche Vereinigung von Eigenschaften, dergleichen kein anderes Jahrhundert gesehen hat. Adrian machte dem geistlichen Stande, welchem er sich allein gewiedmet hatte, Ehre: er erwarb sich in den Geschäften der großen Welt, zu welchen er wider alle seine Absichten gezogen wurde, mehr Ruhm als man vermuthen durfte, kam als ein Ausländer in ein auf seine Rechte und Freyheiten vorzüglich eifersüchtiges Reich, und hatte mit Schwierigkeiten und Unfällen aller Art zu kämpfen, die selbst für den Geist des Ximenez nicht klein gewesen seyn würden.

Um diese Zeit, gegen das Ende des Jahrs 1521, starb der Pabst Leo der zehnte. Er hinterließ die Römische und gesammte Abendländische Kirche, deren Oberhaupt er gewesen war, mitten in dem Ausbruche einer der allerwichtigsten Veränderungen. Luthers Streit mit den Vertheidigern der päbstlichen Lehrsätze hatte bereits seit einem Jahre die Wendung genommen, daß er dem Pabste allen Gehorsam aufgekündigt, und den Grund zu einer besondern Gemeine ge-

legt hatte. Schon gab es viele öffentliche und noch mehr geheime Anhänger desselben: es war eine allgemeine Aufmerksamkeit und Erwartung über diese Bewegungen in Europa rege geworden: und die herrschende Kirche befand sich in der überaus wahrscheinlichen Gefahr, viele tausend ihrer Unterthanen auf immer zu verlieren. Unter diesen Umständen war die Wahl eines neuen Pabstes desto bedenklicher und schwerer, mit je mehrerem Grunde man geurtheilt hat, daß Leo durch sein Betragen jene großen Händel erweitert und sogar unheilbar gemacht habe; so wie durch die Aufführung seiner beyden nächsten Vorgänger die päbstliche Herrschaft mehr als jemals verhaßt geworden war.

Gleichwohl war es die Hauptabsicht der zu dieser Wahl versammleten Cardinäle nicht, ihrer Kirche einen Pabst zu geben, wie sie solchen eben in ihrer damaligen zweydeutigen Verfassung am nothwendigsten brauchte; sondern nach der bey einer solchen Gelegenheit herrschenden Gewohnheit, bloß einen Pabst, welcher die besondern Erwartungen und Wünsche des größern Theils der Wählenden erfüllen möchte. Sie waren in zwo Hauptpartheyen getheilt: in die Jüngern und Aeltern. Jede derselben wollte einen Pabst aus ihrem Mittel gewählt wissen: und da keine der andern nachgab, drohte das Conclave, oder die eingeschlossene Versammlung der Cardinäle, zum Mißvergnügen der Römer, und zum Nachtheil der öffentlichen Ruhe, eine desto längere Dauer. Die Parthey der Jüngern, welche auch den eben verstorbenen Pabst, nicht mit der vorsichtigsten Beurtheilung, auf den Thron erhoben hatte, bestand aus sechszehn Cardinälen, deren Oberhaupt Julius von Medices, ein Anverwandter Leo des zehnten, und zugleich ein reicher, sehr angesehener und wegen seiner Staatsklugheit berühmter

Mann,

Mann, war. Weit zahlreicher war die Parthey der ältern Cardinäle; aber durch Uneinigkeit desto schwächer. Fast ein jeder von diesen suchte selbst Pabst zu werden: daher schwärzte er diejenigen welche ihm dabey im Wege standen, mit wahren und falschen Beschuldigungen an. Und diese blieben nicht innerhalb des Conclave; sie breiteten sich in ganz Rom durch die beissendsten Spottgedichte aus, welche jedermann mit Vergnügen las: von dannen giengen sie durch einen großen Theil von Europa, und halfen die Cardinäle mehr als jemals verächtlich machen. Auf der andern Seite trachtete der Cardinal von Medices sehr eifrig nach der päbstlichen Würde, und verhinderte es wenigstens, da er nicht Stimmen genug zu derselben erlangen konnte, daß sie keinem der ältern zu Theil wurde. Er war zugleich unter allen Cardinälen der hitzigste Anhänger des Kayfers, für welchen er sogar Krieg geführt hatte: denn zwischen diesem Fürsten und seinem fast beständigen Feinde, Franz dem ersten, Könige von Frankreich, waren die Cardinäle gleichfals getheilt. Endlich nöthigte den Medices der damalige Zustand der öffentlichen Angelegenheiten von Italien, die Wahl eines Pabstes zu beschleunigen. Die Französische Parthey gewann, sogar in der Nachbarschaft von Rom, immer mehr Stärke, und er gerieth in Gefahr, über der ungewissen Hoffnung des päbstlichen Throns, seine großen Besitzungen und Würden zu verlieren. Er schlug daher, an Statt einen von seinen Mitbewerbern zu begünstigen, einen Ausländer vor, der mit den Römischen Partheyen unbekannt, dem Kayser angenehm war, und ihm selbst bey diesem Herrn desto mehr Unterstützung verschaffen konnte. Dieses war der Cardinal Adrian, der würklich am neunten Jänner des Jahrs 1522 zum Pabste gewählt wurde.

Man hat lange geglaubt, daß es eigentlich Carl der fünfte gewesen sey, dem Adrian diese höchste geistliche Stelle zu danken gehabt habe: und man hat sogar diesen Kayser deswegen bewundert, daß er die Cardinäle wider alle ihre Absichten, auf einen abwesenden, ihnen unbekannten Fremden zu lenken gewust hat. Es ist jedoch glaublich, daß diese Meinung nur aus demjenigen entsprungen sey, was man am wahrscheinlichsten bey dieser Pabstwahl von den Bemühungen des Kayfers vermuthen konnte. Adrian war allerdings einer von den Cardinälen, denen er ein vorzügliches Vertrauen zu schenken Ursache hatte: und da derselbe so unerwartet, unter so befremdenden Umständen, die päbstliche Krone erhielt, so schien nichts natürlicher zu seyn, als solches von Carls mächtigem Einflusse herzuleiten. Unterdessen bestätigen die glaubwürdigsten Geschichtschreiber, die selbst Zeitgenossen Adrians waren, diese Vermuthung so wenig, daß vielmehr einer derselben (Gerhard Noring) versichert, der Kayserliche Gesandte zu Rom habe die Wahl eines andern Cardinals zu befördern gesucht. Er und insonderheit Paulus Jovius, der so sehr im Stande war, die Geschichte dieses Conclave zu kennen, dessen Ränke er auch ausführlich beschrieben hat, lassen keinen Zweifel darüber entstehen, daß Adrian auf die vorher gedachte Art zur päbstlichen Würde gelangt sey. Nur das einzige bleibt übrig, daß man behaupten kann, die Gewogenheit und Hochachtung welche der Kayser für ihn hatte, habe den Cardinal von Medices hauptsächlich bewogen, sich, ohne vorher den Entwurf dazu gemacht zu haben, für ihn zu erklären.

Als die jüngern Cardinäle hierinne sich mit ihrem Anführer vereinigt hatten, und Adrian, an welchen bisher

bisher niemand gedacht hatte, auf einmal so viele Stimmen bekam, traten auch ihre ältern Mitbrüder, betroffen über diese Veränderung, bald auf seiner Seite. Der Cardinal Cajetanus that es mit einem grossen Lobspruche auf Adrians Tugenden, und die übrigen folgten ihm plötzlich in einer gewißen Bestürzung fortgerissen nach. Man pflegt eine solche Pabstwahl, die ohne vorläufige Unterhandlung und Verabredung, durch eine schnelle Uebereinstimmung der Gesinnungen, mehrerer Partheyen und feindseeliger Cardinäle, vollzogen wird, einer göttlichen Eingebung oder Begeisterung (Inspiration) zuzuschreiben. Allein das Ausserordentliche in derselben läßt sich mehrentheils nicht schwer aus der Ungeduld der lange eingeschloßenen Cardinäle begreiffen, die, wenn sie bereits bey manchen Entwürfen unglücklich gewesen sind, und nun sehr unvermuthet einen neuen Nahmen nennen hören, gegen welchen sie nichts erhebliches einzuwenden finden, einen Mann, von dem sie muthmaaßen, daß sein geheimer Anhang beträchtlicher sey, als es in die Augen falle, diese Gelegenheit ergreifen, mit einiger Ehre aus ihren verwickelten Händeln zu kommen, und sich geschwind dahin wenden, wohin sich die Menge stürzt. Dieses war auch der Fall bey dem Cardinal Adrian. Der einzige Orsini versagte ihm seine Stimme aus dem Grunde, weil er ihm ganz und gar unbekannt wäre. Medices frohlockte über den Sieg, den er erfochten zu haben glaubte; die meisten andern Cardinäle aber konnten, nachdem sie von dieser Ueberraschung gleichsam wieder zu sich gekommen waren, ihre Beschämung und Bekümmerniß darüber nicht verbergen, daß sie eine in ihren Augen so übereilte und so seltsame Wahl getroffen hätten. Das Römische Volk war über dieselbe äußerst erbittert: es überhäufte die in ihre Wohnungen zurückkehrenden Cardinäle mit Schimpfwör-

tern, weil ſie, ſeiner Meinung nach, Rom verrathen, und, welches ihm als wahrer Unſinn vorkam, Italien die Ehre den Pabſt zu beſitzen, geraubt hätten. Denn es breitete ſich damals ſogleich das Gerücht aus, der neue Pabſt würde, freywillig oder gezwungen, in Spanien bleiben, vielleicht gar nach Deutſchland ſich begeben, um ſich ſeinem Vaterlande, zum beſtändigen Ruhme deſſelben, als das Oberhaupt der Kirche zu zeigen. Indem der Pöbel dergeſtalt die vorbeyfahrenden Cardinäle ſchmähte, dankte ihm einer derſelben, der Cardinal Gonzaga, mit freundlichem Geſichte, daß er ſich an Schimpfwörtern begnügte, und ſie nicht, wie ſie verdient hätten, ſteinigte. Der Pöbel alſo und die Cardinäle betrugen ſich nach einleuchtenden Vermuthungen, bey welchen die Eigenſchaften Adrians, die ihn zu ſeinem neuen Amte tüchtig machten, gerade am wenigſten in Betrachtung kamen. Selbſt ein Geſchichtſchreiber von der höhern Geburt, Guicciardini, ſtimmt der Cardinäle, durch ſeine [illegible] Gründe, bey. Sie fürchten, ſagt er, zu ſehr Ultramontaner, nämlich, daß der Pabſt ihnen, als ein Fremdling, der ihre Sitten und Lebensart nicht kennte, [illegible] Deutſchen [illegible] möchte, der eben ſo unwiſſend war als der Pabſt in [illegible] ſey: daß er nicht ſogleich nach ſeiner Ankunft, [illegible] Italien zu ſehen, und den ſie kaum dem Namen nach kannten, [illegible] Da in alle dieſe ungewiſſe Dinge, noch andere [illegible] mußten, kommt die Furcht vor dem heiligen Geiſte her, der nach einem Sprichwort, der einen [illegible] Cardinal zu Cardinale zu machen pflegt.

Adr.

Während daß alles dieses vorgieng, befand sich Adrian zu Victoria, einer kleinen Stadt in Biscaja, weniger als alle übrige Cardinäle mit der Pabstwahl beschäftigt. Daselbst überreichten ihm die Boten, welche ein damals zu Rom anwesender spanischer Bischof an ihn geschickt hatte, am dreyzehnten Tage nach der Wahl, das Schreiben, welches diese wichtige Nachricht enthielt. Er äußerte beym Empfange derselben keine merkliche Bewegung, gestattete den Ueberbringern nicht, ihm die Füsse zu küssen, und sagte nur zu seinen umstehenden Freunden: Wann diese Nachricht wahr ist, so muß ich mich gewiß sehr betrüben. Es wurden zwar sogleich öffentliche Freudensbezeigungen an dem gedachten Orte angestellt; er aber änderte noch nichts in seiner bisherigen Lebensart, weil er erst die Ankündigung der Wahl von den Cardinälen selbst abwarten wollte. Diese blieb desto länger aus, je mehr die Pyrenäischen Gebürge mit Schnee bedeckt, die See stürmisch, und beyderley der Weg von Rom nach Spanien überhaupt durch die Franzosen damals unsicher geworden war. Viele fiengen daher an, seine Wahl in Zweifel zu ziehen; er hingegen, sagt man, glaubte dieselbe von der ersten Nachricht an, so zuversichtlich gewiß, daß man solches entweder von der Vorhersagung einiger Sterndeuter, die ihm in seiner Jugend wiederfahren wäre, theils von seiner eigenen Stärke in dieser vermeinten Wissenschaft, hergeleitet hat. Adrian wurde auch in dieser Ueberzeugung bestätigt, da ihm die Geistlichkeit zu Sarragossa einen Knochen von dem Körper eines Märtyrers zum Geschenke übersandte, den er vorher weder auf vieles Bitten, noch auf die Fürsprache des Kayfers und des Pabstes, hatte erhalten können. Er sagte darüber im Scherze zu seinen Freunden, daß er die päbstliche Würde für sich wenigstens weiter nicht brauche, indem

ihm bloß ein falsches Gerücht von derselben eine so ausnehmende Ehre zugezogen hätte.

Endlich langten die Abgeordneten der Cardinäle, nebst dem Schreiben, worinne sie ihm seine Wahl bekannt machten, bey ihm an. Er lobte die höflichen Ausdrücke des letztern mit gelassener Stimme und einem kleinen Kopfnicken, setzte aber weiter nichts hinzu, als daß er die Ueberbringer ermahnte, von ihrer Reise auszuruhen. Diese kalte Gleichgültigkeit veranlaßte einen Geistlichen der von dem letzten Pabste nach Spanien geschickt worden war, zu sagen, Adrianus sollte lieber die päbstliche Würde völlig ausschlagen, als sie mit so wenig Freude annehmen. In der That blieb er auch einen Theil der darauf folgenden Nacht hindurch unentschlossen, welches von beyden er wählen sollte. Darauf aber erklärte er sich feyerlich vor gewissen Zeugen, daß er dieses Amt, dem er gar nicht so begierig entgegensahe, wie die allermeisten Menschen thun würden, und von welchem er wohl wußte, was vor eine gefährliche Rechenschaft er dereinst darüber abzulegen habe, nur darum übernehme, weil es ihm von Unbekannten wider alle Erwartung angetragen würde, es außerdem zu befürchten sey, daß, wenn er es ablehnte, die neu ausbrechende und verstärkte Uneinigkeit der Cardinäle die Kirche ungemein zerrütten würde. Vermuthlich dachte er dabey auch an die Vortheile des Kaisers: denn die Franzosen hatten nach dem Tode des Leo neuen Muth in Italien bekommen; aber Adrians Erhebung konnte denselben einigermaaßen niederschlagen. Er trat also, unter dem Nahmen Adrian des Sechsten, seine Würde auch öffentlich an: und hierinne handelte er wider die bisherige Gewohnheit, nach welcher die neuerwählten Päbste schon seit mehreren Jahrhunderten ihren Nah-

men

sien zu verändern pflegten. Von dieser Zeit an konnte er sich der mit seinem hohen Stande verbundenen Pracht und dem öffentlichen Gepränge, davon er sonst abgeneigt war, nicht wohl mehr entziehen. Aus allen Gegenden Spaniens kamen unzählige Menschen, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen: viele Großen geistlichen und weltlichen Standes holten ihn ein, empfiengen ihn mit kostbaren Feyerlichkeiten, und machten ihm beträchtliche Geschenke, indem er durch die ansehnlichsten Städte von Castilien, Arragonien und Catalonien zog; bis er endlich im Junius des Jahrs 1522 in dem Hafen von Tortosa zu Schiffe gieng, und zu Tarracona die Flotte fand, welche ihn nach Italien überführte.

Noch während seines Aufenthalts in Spanien ließ er neue Vorschriften für die Römische Canzley öffentlich bekannt machen, durch welche alle bis dahin ertheilte Vorbehalte und Anwartschaften auf geistliche Aemter widerrufen wurden. Da dieses eine Art von sehr alten Mißbräuchen war, die am päbstlichen Hofe herrschten: so kündigte Adrian hiermit zuerst die bessern Gesinnungen an, in welchen er regieren würde. Ueberhaupt bediente er sich von diesem Tage an der völligen Gewalt, die ihm als Pabste zukam. Einige zweifelten daran, ob er dieses vor seiner Krönung zu thun befugt sey; aber eine Verordnung des Pabstes Clemens des fünften im dreyzehnten Jahrhunderte hatte bereits ein solches Verfahren bestätigt. Zu gleicher Zeit ernannte Adrian einen strengen unerbittlichen Mann zur Ausfertigung der von ihm bewilligten Gnadenbezeigungen. Er selbst war schwer dahin zu bringen, auf Bitten dieses Inhalts die erwünschte Antwort zu geben; aber dieser von ihm bestellte Niederländer machte noch weit mehr Schwierigkeiten, das

Zuge-

Zugeſtandene auszufertigen. Man urtheilte davon richtig genug, daß Adrian dadurch die ausſchweifende Freygebigkeit ſeines Vorgängers, der nichts abzuſchlagen pflegte, gemißbilligt habe: und dieſes Betragen hörte nicht auf, ſo lange er Pabſt war. Auch bemerkte man es als etwas außerordentliches, daß er einen Nuncius oder Geſandten und Bevollmächtigten von ſich in Spanien zurück ließ, der kein Geiſtlicher, und ſogar verheyrathet war. Dieſes ſchien nicht nur mit der bisherigen Gewohnheit, ſondern ſelbſt mit dem Wohlſtande des päbſtlichen Hofes zu ſtreiten; allein Pimentel den er dazu gewählt hatte, beſaß alle dazu nöthigen Eigenſchaften: die Tadler ſchwiegen daher, und fanden, daß der Pabſt ſich über kleine Umſtände hinausſetze, wenn er ſeinen Hauptendzweck zu erreichen wußte.

Seine Begierde zu Rom gegenwärtig zu ſeyn, um ſein Amt vollkommen verwalten zu können, war jetzt deſto höher geſtiegen, da ihn nicht nur der Cardinal Ceſarini, der aus jener Hauptſtadt zu ihm gekommen war, im Nahmen aller Einwohner derſelben dahin einlud, ſondern auch die innerlichen Unruhen Italiens und ſelbſt des päbſtlichen Gebietes, dieſes eben ſo dringend von ihm verlangten. Er ſchrieb daher an das Collegium der Cardinäle, daß er ihre Wahl dankbar annehme, und zu einer ihr bequemlichen Zeit von Gott ſelbſt zu dieſem Amte berufen zu ſeyn glaube; daß er aber den Geſandten die ſie aus ihrem Mittel an ihn abgeſchicket gedächten, ihre beſchwerliche Reiſe erſparen wolle, und daß ſie nur bis zu ſeiner Ankunft die Geſchäfftsgänge noch verwalten möchten. Vergebens baten ihn die ſpaniſchen Großen, ſich noch eine Zeit lang bey ihnen zu verweilen: auch dem Könige von England, welcher ihm anbieten, einige

ſeine

sehr eifrige Bitte ab, ihn zu besuchen; ob ihm gleich dieser ein königliches Geschenk anbot, sowohl um nach England, als von daher nach einigen Tagen durch Deutschland nach Rom zu reisen. Adrian wollte sich nicht einmal der günstigen Gelegenheit bedienen, sich mit dem Kayser noch in Spanien zu unterreden, wo derselbe vor kurzem zu Villa Vicioſa ans Land getreten war. Hierinne stimmen zwar die vornehmsten Schriftsteller von dem Leben dieses Pabstes nicht mit einander überein. Guicciardini und Jovius, welche beyde damals in Italien lebten, versichern das eben erzählte, und geben auch die Ursachen davon an. Der Pabst, sagt der erstere, wollte den Kayser, der sich noch an dem andern Ende Spaniens befand, nicht zu Barcellona, wohin derselbe zu kommen versprochen hatte, erwarten, damit er nicht so viel von der zur Schiffahrt bequemen Jahreszeit verlieren möchte; oder er argwohnte auch, dieser Fürst würde seine Abreise nach Italien zu verzögern suchen; oder er besorgte endlich, wie viele glaubten, er möchte die Meinung, welche man gleich anfänglich von ihm hegte, zu sehr bestärken, daß ihm seine starke Ergebenheit gegen den Kayser, bey der Absicht welche er hatte, den allgemeinen Frieden in Europa wieder herzustellen, hinderlich seyn würde. Jovius setzt noch andere Bewegungsgründe hinzu. Obgleich, schreibt er, dem Pabste nichts erwünschter gewesen wäre, als eine vertrauliche Unterredung mit Carln, dem er auch einen mündlichen Bericht von dem Zustande, in welchem er jede spanische Landschaft hinterließ, zu geben hatte; so hatte er doch nunmehro alle Verhältnisse einer Privatperson auf die Seite gelegt, dachte sich ganz als Pabst, und zog die Obliegenheiten dieser Würde allem andern vor. Nächstdem wünschte er sich sogleich aus der äußerst verdrießlichen und verhaßten Stellung

zu

Gefolge auf eine wenig anſtändige und beſchwerliche Art mit ihm fortziehen. So kam er gegen das Ende des Auguſts im Jahr 1522. zu Rom an, und ließ ſich zween Tage darauf krönen, um dem gemeinen Vorurtheil auszuweichen als wenn er vor dieſer Feyerlichkeit kein wichtiges Geſchäfte beſorgen könnte.

Er fand ſehr viele und große Angelegenheiten vor ſich; aber nicht geringere Schwierigkeiten bey der Beſorgung derſelben. Zuerſt ließ er ſich von den Obrigkeiten zu Rom Nachrichten über den Zuſtand dieſer Hauptſtadt geben. Die Peſt ſtiftete eben daſelbſt, beſonders unter dem gemeinen Volke, eine gewaltige Verheerung. Da faſt alle Großen ſich deswegen auf das Land begaben, wollte er gleichwohl ihrem Beyſpiele nicht folgen. Er verachtete nach der Art der Deutſchen, ſo ſagen wenigſtens die Italiäner, dieſe Seuche: und ſie riß daher deſto mehrere fort, weil er keine ſtrengen Anſtalten dagegen traf. Sonſt machte er zwar allerhand Einrichtungen zu Rom; allein die päbſtliche Schatzkammer war leer, indem ſie durch die Verſchwendung ſeines Vorgängers, und unter der darauf folgenden Zwiſchenregierung von drey Cardinälen, durch die Bedürfniſſe des Staats, bis zur Verpfändung des öffentlichen Schmucks heruntergekommen war. Die Zeit von acht Monathen, während welcher die päbſtlichen Länder ohne einen Fürſten geweſen waren, hatten ihnen überhaupt viel Schaden und Verwirrung zugezogen. Die Herzoge von Urbino und Ferrara, welche von den letzten Päbſten verfolgt worden waren, hatten dagegen das Gebiet derſelben feindlich angegriffen, und Rimini war vom Malateſta, deſſen Vorfahren dieſe Stadt ehemals lange beſeſſen hatten, weggenommen worden. Der Krieg der Spanier und Franzoſen in Italien, die Einfälle

der

der Türken in Ungarn und bis gegen das Adriatische Meer hin, ingleichen die Belagerung von Rhodus durch eben dieselben; alles dieses beunruhigte den Pabst nicht weniger als die Italiäner überhaupt. Dabey war er zugleich in diesen Gegenden, und selbst in seinem Gebiete, gänzlich fremd, mußte erst seine Statthalter und andere Unterobrigkeiten kennen lernen, und wurde dadurch fast bey jedem Schritte den er thun wollte, aufgehalten. Daher sagte er einmal, er habe mit weit mehr Vergnügen die Aufsicht über die Universität Löwen geführt, als er jetzt auf dem päbstlichen Stuhle der gemeinen Christenheit vorstünde, indem sie eben zu seinen Zeiten unglücklicher und schwächer als jemals wäre. Vielleicht ängstigte ihn der Fortgang, welchen Luther und Zwingli damals in der Einschränkung der päbstlichen Gewalt hatten, mehr als alles übrige.

Dennoch wollte er für alles Hülfe schaffen, wozu ihn seine Würde entweder aufforderte, oder tüchtig machte. Zuerst bediente er sich der aus Spanien mitgebrachten Soldaten dazu, daß er Rimini wieder unter päbstliche Botmäßigkeit brachte. Er söhnte sich auch mit den Herzogen von Urbino und Ferrara völlig aus, und störte sie nicht weiter in dem Besitze ihrer Länder, nachdem sie ihm zu der Wiedereroberung von Rimini behülflich gewesen waren. Vorzüglich aber war er darum bekümmert, die Insul Rhodus zu retten, deren Hauptstadt schon in den dritten Monath von den Türken belagert wurde. Adrian kannte die Wichtigkeit dieser Vormauer der christlichen Länder, auf der sich die Johanniterritter seit geraumer Zeit niedergelaßen hatten. Er suchte daher alle Hülfsmittel für dieselbe hervor, berathschlagte sich darüber mit den Cardinälen, und munterte die Sicilianer, Neapolita-

ner, Spanier, und andere mehr, auf, sich der Insel anzunehmen. Aber es fanden sich bloß zween Spanische Ritter des gedachten Ordens, davon jeder ein bewafnetes Schiff nach Sicilien schickte, um von dort aus mit mehrern Schiffen die sie erwarteten, nach Rhodus zu seegeln. Ihre Erwartung war vergeblich, und selbst die drey Schiffe welche der Pabst in gleicher Absicht zu Genua, wegen Geldmangel etwas spät hatte ausrüsten laßen, wurden durch ungewöhnlich widrige Winde zween Monathe hindurch, vom Abseegeln zurückgehalten. Man eilte auch darum weniger, der bedrängten Insel Beystand zu leisten, weil man aus dem Berichte des Großmeisters vom Orden Hoffnung schöpfte, die Türken würden während des Winters die Belagerung aufheben, und erst im folgenden Frühlinge fortsetzen. Hierinne aber betrog sich der Pabst, selbst nach dem Rathe, den ihm Kriegserfahrne Männer gaben. Einen bessern ertheilte ihm der Cardinal von Medices: dieser verlangte, daß Adrian sogleich eine Anzahl ausgesuchter Soldaten, von denen die mit ihm gekommen waren, auf ihren mit allen Bedürfnißen wohl versehenen Schiffen absenden möchte. Sie würden, von stärckerm Winde getrieben, wohl in den Hafen von Rhodus eindringen können; vielleicht reißte ihre Ankunft die Venetianer, welche auf der Insel Creta eine ansehnliche Flotte hätten, die Türcken anzugreifen; oder, wenn sie ihr alter Stillstand mit diesen daran hinderte, so müßte doch diese Hülfe eine vortheilhalte Würkung thun. Der Pabst, der von diesem Vorschlage nicht abgeneigt war, konnte denselben unter andern, auch, weil es ihm an Gelde fehlte, nicht gebrauchen. Die spanischen Soldaten selbst bezeigten keine Lust zu diesem Feldzuge, der eine neue langwierige Seefahrt forderte, und von sehr ungewissem Ausgange war. Dazu kam noch, daß der kayserliche Gesandte

sandte zu Rom nachdrücklich begehrte, die spanischen Soldaten möchten vielmehr zur Besetzung einiger Italiänischer Städte, und zur Verstärkung des kayserlichen Kriegsheeres im obern Italien angewandt werden. Unter allen diesen Umständen war es desto weniger zu verwundern, daß Rhodus gegen das Ende des Jahres 1522. zu großer Betrübniß des Pabstes, sich den Türken ergeben mußte.

Eben so wenig konnte er auf einer andern Seite den Fortgang dieses kriegerischen Volcks hintertreiben. Der junge König von Ungarn Ladislaus, zu schwach, sich gegen dasselbe zu beschützen, beklagte sich bey dem Pabste, daß die christlichen Fürsten, an Statt sich der fürchterlichen Macht des Sultans Solyman zu widersetzen, vielmehr das Königreich Ungarn, das ihn fast allein hindern konnte, tiefer in Europa einzudringen, den Verwüstungen deßelben überließen, indem die vornehmsten unter ihnen selbst durch ihre Händel unter einander in Feindseeligkeiten gerathen wären. Nur der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, des Kayserς Bruder, leistete diesem Reiche noch einige Hülfe. Aber freylich nöthigten diesen die Nachbarschaft seiner Erbländer, und selbst die Hoffnung die er sich machen konnte, daß Ungarn einst an sein Haus fallen dürfte, zu solchen Anstalten. Adrian war ebenfals überzeugt, daß die Uneinigkeit der mächtigen christlichen Fürsten den Türken sehr vortheilhaft sey: und die folgenden Zeiten haben solches zum Unglück der christlichen Länder weit mehr bestätigt. Er hatte noch vor seiner Abreise aus Spanien, auch insonderheit um die allgemeinen Kirchenangelegenheiten nachdrücklicher besorgen zu können, an den Kayser, den König von England, Heinrich den achten, und den König von Franckreich, Franz den ersten, gegen welchen die beyden ersten

befunden waren, Geſandten und Schreiben abgeſchickt, um ſie zu ermahnen, daß ſie ihren Streitigkeiten ein Ende machen möchten. Bey dem franzöſiſchen Könige fand er leichtern Eingang als bey den andern; doch hatte jener auch mehr Urſache, ſich bey einem ſo furchtbaren Bündniße wider ſich, nach dem Frieden zu ſehnen: und endlich bezeigten ſich auch die zween übrigen Fürſten geneigt zu demſelben. Man hat zwar gezweifelt, ob dieſer Pabſt Scharfſinn und andere Fähigkeiten genug beſeßen habe, um Fürſten mit einander zu vereinigen, die ſo ſehr verſchiedene Vortheile, Anſprüche und Beſchwerden gegen einander hatten; allein es iſt eben deswegen glaublich, und die Geſchichte ſelbſt läßt es vermuthen, daß der geſchickteſte Staatsmann kein dauerhaftes gutes Vernehmen zwiſchen ihnen würde haben ſtiften können. Daß aber dieſes Beſtreben Adrians, den allgemeinen Frieden im chriſtlichen Europa wieder herzuſtellen, bloß Vorſtellung geweſen ſeyn ſollte, dieſe Beſchuldigung franzöſiſcher Schriftſteller, wird durch die unwiderſprechliche Redlichkeit ſeiner Geſinnungen, und ſelbſt durch die Abſichten, zu welchen er offenbar dieſe gewünſchte Einigkeit der Fürſten anwenden wollte, völlig zernichtet. Mit dieſer Aufrichtigkeit ſeiner Bemühungen vertrug ſich gleichwohl die partheyiſche Gewogenheit, mit welcher er dem Kayſer immer zugethan blieb. Sie blickte auch bey der Wahl ſeiner Staatsbedienten hervor. Denn die beyden Niederländer, **Wilhelm Enckenvoirt**, den er ſogleich zum Datarius, oder zur vornehmſten Ausfertigung in der päbſtlichen Canzley, nachmals aber zum Biſchof von Tortoſa, ernannte; und **Dietrich Hers**, ſein geheimer Secretär, ingleichen **Johann Ruffo**, Biſchof zu Coſenza, den er bereits in Spanien, als päbſtlichen Geſandten, gekannt hatte, und jenen beyden wegen ſeiner Erfahrung zur Seite ſtellte, dieſe ſeine Vertrau-

ten,

ten, auf welche die Staatsverwaltung beynahe gänzlich ankam, waren vollkommen Kayserlich gesinnt.

Die Hülfsbegierde Adrians gegen den König von Ungarn, blieb nicht bey bloßen Empfelungen stehen. Zwar versäumte er keine Gelegenheit, demselben auch von andern Unterstützung zu verschaffen: und als im Jahr 1522. ein Reichstag zu Nürnberg gehalten wurde, auf welchem es eine der vornehmsten Beschäftigungen der deutschen Fürsten war, Maaßregeln in Ansehung des Türkenkriegs zu ergreiffen, der sich Deutschlands Gränzen immer mehr näherte, schickte der Pabst einen Gesandten dahin, um diese Veranstaltungen zu beschleunigen. Doch er übersandte auch um gleiche Zeit durch den Cardinal Cajetanus funfzigtausend Ducaten nach Ungarn, welche nicht anders als zu einer beträchtlichen Unternehmung wider die Türken angewandt werden sollten: und der Cardinal ließ sich auch durch keine Schimpfwörter und Drohungen der Ungarn bewegen, dieses Geld zu einer andern Bestimmung herzugeben. Außerdem ließ der Pabst in den Grenzstädten und Festungen von Dalmatien und Croatien, welche durch die Eroberung von Rhodus in einen gefährlichen Zustand versetzt waren, viel Getreide und Schießpulver vertheilen. Man urtheilte daher, daß er bey dieser Gelegenheit nicht allein alles was er konnte, sondern noch über sein Vermögen gethan habe.

Allein der Kayser selbst und viele Fürsten glaubten dennoch, daß ein Pabst, bey einer so dringenden Kriegsnoth, noch mehr von seinen Einkünften aufopfern könne. Schon auf dem deutschen Reichstage zu Worms im Jahr 1521. war man auf einen Vorschlag dieser Art gefallen. Jetzt wurde er wieder vorgenommen, und der Kayser empfohl ihn dem Pabste in einem

Schreiben, das er von Valladolid in Spanien im October des Jahrs 1522. abließ. Nach einem ſehr ſchmeichelhaften Eingang für den Pabſt, meldete er demſelben darinne, daß die deutſchen Reichsſtände bemerckt hätten, Deutſchland ſey in eine ſolche Dürftigkeit geſunken, daß es nicht allein gegen die Türken nichts wichtiges unternehmen, ſondern auch nicht einmal innerhalb ſeiner Gränzen Gerechtigkeit und Friede wider die Gewaltthätigkeiten verwegner Böſewichter erhalten könne, wenn ihm der Pabſt nicht durch ſeine Freygebigkeit zu Hülfe komme. Die Reichsſtände, fährt der Kayſer fort, hätten ſich unter andern erinnert, daß die Annaten, oder die Gelder welche die neuen Biſchöfe für das erſte Jahr ihrer Einkünfte den Päbſten zahlten, anfänglich aus dieſem Grunde hauptſächlich bewilligt worden wären, damit durch dieſelben den Feinden der chriſtlichen Religion Einhalt geſchehen möchte. Da nun jetzt die Türken einen großen Theil von Niederungarn eingenommen hätten, und auf Deutſchland loßgiengen: ſo ſey es billig, daß die Annaten in dieſem Reiche blieben, und zu dem gedachten Gebrauche angewandt würden. Da es nächſtdem unter den Menſchen nichts heiligeres und Gott gefälligeres gebe, als die Beobachtung der Gerechtigkeit: ſo hielten die Reichsſtände ebenfals davor, daß es nicht tadelhaft ſeyn könne, wenn die zu Gottesdienſtlichen Abſichten gewiedmeten Gelder, zur Behauptung des Rechtes und Friedens genützt würden. Sie wünſchten es daher durch kayſerliche Vermittelung von dem Pabſte zu erlangen, daß die Jahrgelder, welche von deutſchen geiſtlichen Aemtern an den Römiſchen Hof und an Römer abgetragen würden, künftig in Deutſchland verblieben; daß jede Stiftskirche jährlich den zehnten Theil ihrer Einkünfte, oder wenigſtens den Betrag der erledigten Stellen beytrüge; daß die reichen Klöſter,

eine jährliche Abgabe, und die übrigen Mönche auch nach ihrem Vermögen etwas gewißes zahlen möchten. Dieses alles möchte der Pabst auf vier Jahre gnädigst verstatten. Der Kayser hält auch in seinem Schreiben das angeführte Begehren der Reichsstände vor desto billiger, da die Einkünfte des deutschen Reichs, wie er hinzusetzt, eben durch die ungemeine Bereicherung welche die Geistlichkeit den ältern Kayserm zu danken habe, so sehr abgenommen hätten.

In solchen Gesinnungen über die Reichthümer der Kirche, die sie eben so sehr wider ihre eigentliche Bestimmung gewonnen, als meistentheils ohne Nutzen der Religion und des Staats angewandt hatte, fand Adrian die ansehnlichsten Fürsten seiner Zeit. Je freier sie ihm damals vorgetragen wurden, desto leichter konnte er sich überzeugen, daß dieses zwar zu den Würkungen der eben ausbrechenden Kirchenverbeßerung gehöre; daß aber auch diejenigen welche sich dem Gehorsam der Päbste nicht entziehen wollten, hierüber mit den im Römischen Canzelausdruck sogenannten Ketzern übereinstimmend dachten. Der Kayser giebt ihm sogar noch in diesem Schreiben zu erkennen, daß seine Willfährigkeit in dieser Sache viel zur Unterdrückung jener am päbstlichen Hofe verhaßten Christen, von denen auch der Kayser, mehr um dem letztern gefällig zu werden, als nach seiner bekannten glimpflichen Denkungsart redet, beytragen werde. Die böse lutherische Parthey, schreibt er, die wir auf alle Art zu tilgen versucht haben, hat die Gemüther vieler Deutschen, gleich einem schädlichen Gifte dergestalt eingenommen, daß wir auch daraus für die gemeine Christenheit eine Feuersbrunst befürchten, wenn nicht durch die gedachten Geldbeyträge die Gerechtigkeit dergestalt unterstützt wird, daß man einmal die Anhänger jener Par-

chey mit dem Schwerdte ſtraffen kann. Der Kayſer macht daher die Bitte der deutſchen Reichsſtände an den Pabſt auch zu der ſeinigen, und verſpricht ſich unter andern guten Folgen von der Erfüllung derſelben auch dieſe, daß diejenigen Deutſchen, welche jetzt dem päbſtlichen Stuhle etwas abgeneigt wären, durch eine ſolche Wohlthat deßelben veranlaßt werden würden, ſich demſelben ganz zu ergeben.

Man weiß nichts von einer Antwort, die Adrian auf dieſes Schreiben ertheilt hätte. Vermuthlich hinderte ihn die Verbindlichkeit als Pabſt zu denken und zu handeln, und alſo auch nichts zum Nachtheil der vermeinten Rechte und Einkünfte der Kirche zu verſtatten, daß er hierauf keinen Entſchluß faßte, der ſeiner eigenthümlichen Denkungsart würdig geweſen wäre. Eben dieſer Streit zwiſchen ſeinen Einſichten, den Obliegenheiten ſeines Standes, den Bedürfnißen ſeiner Kirche, und ſeinen Neigungen, verſetzte ihn bey den damaligen großen Bewegungen, da ſo viele tauſend Chriſten ſich der päbſtlichen Herrſchaft entzogen, öfters in Ungewißheit und Unentſchloßenheit; oder brachte ihn auch dahin, Mittel zu ergreiffen, die mit einander nicht völlig übereinſtimmten.

Es iſt überhaupt ſo viel daran gelegen, die Geſinnungen und das Betragen eines Mannes von ſeiner Rechtſchaffenheit, bey der zu ſeiner Zeit immer lebhafter fortſchreitenden Kirchenverbeſſerung, genau zu wiſſen und zu beurtheilen, daß man es wohl der Mühe werth finden wird, die beſten Nachrichten darüber, welche ein großer Kenner um den Anfang des vorigen Jahrhunderts, der Venetianiſche Servitenmönch, Paul Sarpi, hinterlaſſen hat, hier in ihrem ganzen Umfange zu leſen. Adrian, ſchreibt derſelbe in ſeiner

Geſchich-

Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung, war nach seiner Ankunft zu Rom, auf nichts eifriger bedacht, als die in Deutschland entstandenen Religionshändel beyzulegen. Da er sich aber von seiner Jugend an mit der scholastischen Theologie (oder mit der spitzfindigen Religionswissenschaft, welche die Geistlichkeit errichtete, um ihren Verstand zu zeigen,) fleissig bekannt gemacht hatte: so hielt er die Meinungen welche ihm in diesem Alter beygebracht worden waren, vor so gegründet und einleuchtend, daß er kaum glauben konnte, es sey von einem verständigen Manne zu erwarten, daß er das Gegentheil davon behaupten würde. Er pflegte daher Luthers Lehre thöricht, abgeschmackt und unvernünftig zu nennen, und behauptete, daß nur Einfältige sie annehmen könnten; daß aber Luthers Anhänger in ihrem Herzen an der Wahrheit des Römischcatholischen Glaubens nicht zweifelten, wenn sie gleich, durch Beleidigungen aufgebracht, sich äußerlich anders stellten. Er sah es also vor ungemein leicht an, nicht allein Lehrsätze über den Hauffen zu werfen, welche sich bloß auf Eigennutzen gründeten, sondern auch dem Körper der mehr vor ungesund gehalten würde, als dieses selbst empfände, dadurch zur Gesundheit zu verhelfen, daß man die Wünsche einiger wenigen erfüllte. Weil er auch zu Utrecht, einer Stadt von Niederdeutschland, gebohren war: hoffte er, diese ganze Nation werde seinen Vorstellungen Gehör geben, und sein Ansehen unterstützen: besonders, weil er nicht nur ein Deutscher, sondern auch eines so redlichen Gemüthes war, daß niemand Kunstgriffe oder Betrug in seinen Handlungen besorgen durfte. Da er überdem wohl wußte, wieviel an der Geschwindigkeit gelegen sey, beschloß er, sich der ersten Gelegenheit, welche der bevorstehende Reichstag zu Nürnberg darbot, zum Vortrage seiner Meinung

zu bedienen. Damit aber dieselbe williger angehört, und seine Versprechungen nicht vor leere Worte, sondern vor gewiß gehalten werden möchte, achtete er es für seine Angelegenheiten dienlich, noch ehe er mit den Lutheranern in Unterhandlungen trat, sogleich eine Probe der Kirchenverbesserung welche er stiften wollte, dadurch zu geben, daß er die Mißbräuche aufhöbe, aus welchen die Religiosstreitigkeiten erwachsen waren. In dieser Absicht berief er den Erzbischof von Thieta, Johann Peter Caraffa und den Marcell Cazele Cajetano, zween vorzüglich rechtschaffene und tugendhafte Männer, die auch von allem was zur Kirchenzucht gehörte, große Kenntniße hatten, nach Rom, um nach gepflogenem Rathe mit ihnen und mit seinen vertrautesten Cardinälen, ein Heilungsmittel für die ärgsten Gebrechen zu ersinnen.

Unter diesen, so fährt Sarpi fort, stellte sich die ungeheure Verschwendung des Ablaßes zu allererst dar, welche den neuen Predigern in Deutschland die erste Gelegenheit berühmt zu werden gegeben hatte. Der Pabst, welcher als ein Gottesgelehrter, über diese Materie lange vorher geschrieben hatte, ehe es Luthern einfiel, dieselbe abzuhandeln, glaubte, er müße nun als Pabst, durch eine Apostolische Verordnung, eben diejenige Lehre bestätigen, die er als eine Privatperson mündlich und schriftlich vorgetragen hatte. Es war nemlich diese: Wenn der Ablaß jemanden ertheilt wird, der ein gutes Werk vollkommen verrichtet, so verdient und erlangt er denselben; fehlt aber etwas an der Vollkommenheit jenes Werks, so kommt ihm nur ein solcher Theil des Ablaßes zu statten, als dessen Verhältniß gegen das Werk mit sich bringt. Dergestalt meinte der Pabst sein Amt würdig zu verwalten, indem er sowohl alles Aergerniß in der Zukunft verhütete, als dem

ehema-

ehemaligen abhalf. Denn vorausgesetzt, daß das geringste gute Werk von solchen Umständen begleitet seyn könne, daß es die gröſseste Belohnung verdiene, hoffte man dadurch Luthers Einwurfe zu begegnen: Wie es möglich sey, daß durch einen Pfennig ein so groſser Schatz des Ablaſses erworben werde? und wiederum, wenn man als wahr annahm, daß derjenige der das gute Werk nicht vollkommen ausübt, wenigstens einen Theil des Ablaſses erlange, so dürften sich die Gläubigen durch ihre Mängel nicht abschröcken laſsen, sich um den Ablaſs zu bewerben.

Von diesem Entwurfe aber wurde der Pabst durch den Cardinal Cajetanus, der in der Römischen Kirche vor einen trefflichen Gottesgelehrten gehalten wurde, und im Jahr 1518. das Gespräch mit Luthern angestellet hatte, worinne er ihn vergebens zu überzeugen suchte, daß er Irrthümer lehre, zurückgehalten. Dieser versicherte dem Pabste, daß nach seinem Vorschlage eine Wahrheit würde geoffenbaret werden, die man wegen des Heils der Seelen viel lieber verbergen, und für die Gelehrten aufbehalten sollte, indem sie mehr zu Untersuchungen schicklich als entschieden sey. Er sey ihr zwar völlig zugethan; allein er habe sie in seinen Schriften so gemildert, daß nur die scharfsinnigsten Männer seine wahre Meinung daraus herleiten könnten. Wenn nemlich die gedachte Lehre unter öffentlichem Ansehen bekannt gemacht würde, so sey zu befürchten, daß selbst Ungelehrte daraus schlieſsen möchten, die Bewilligung des Pabstes helfe nichts; sondern alles komme auf die Beschaffenheit des ausgeübten guten Werks an. Dadurch aber würde gewiß der Eifer der Menschen in Anschaffung des Ablaſses sehr erkalten, und der Begriff von dem Ansehen des Pabstes würde auch überaus geschwächt werden. Der

Cardi-

Cardinal fügte hinzu, es gebe kein anderes Mittel, allem Anstoße und Aergerniße in dieser Sache auf immer zu begegnen, als sie ganz wieder auf den ältesten Fuß zu setzen. Denn obgleich der Pabst unstreitig durch seinen Ablaß die Gläubigen von jeder Art Strafen befreyen könne, so lehrten doch die Decretalen (das heißt, die ältern Verordnungen der Päbste,) deutlich, daß der Ablaß nur eine Lossprechung von den in der Beichte auferlegten Strafen sey. Wenn man also nach den alten längst vernachläßigten Kirchengesetzen, denen die ihre Sünden bekennen, eine schuldige und gemäßigte Kirchenbuße auflegte: so würde jedermann die Nothwendigkeit und den Nutzen des Ablaßes leicht erkennen, auch fleißig darnach trachten, um sich der großen Last der Kirchenbüssungen zu entledigen. So würden die glücklichen Zeiten der alten Kirche wieder kommen, da die Bischöfe bloß dadurch unumschränkt über die Gläubigen herrschten, daß sie dieselben häufig in der Kirchenbuße übten; in den neuern Zeiten aber suchten die trägen Christen das Joch des Gehorsams abzuwerffen. Selbst die Deutschen, (so schloß der Cardinal, ohne sie zu kennen,) die, weil sie dem Müßiggange ergeben wären, **Luthern** gerne zugehört hätten, als er die christliche Freyheit pries, würden an diese Neuerungen niemals gedacht haben, wenn man sie durch den Zaum der Büßungen zurückgehalten hätte: und der Apostolische Stuhl würde ihnen diese Gnade erwiesen haben, indem sie alle eine so große Wohlthat gebührend erkannt haben würden.

Dem Pabst gefiel diese Meynung des **Cajetanus** die sich auf die Dekretalen gründete, desto mehr, da er nichts dagegen einzuwenden fand. Er ließ sie alle dem Römischen Gerichtshof, für welchen die Angelegenheiten der Kirchenzucht gehören, (Poenitentiaria

vertragen, damit man ein Mittel ausfindig machen möchte, wie dieselbe erstlich zu Rom, nachher in andern christlichen Ländern, eingeführt werden könnte. Zu diesen Berathschlagungen kamen diejenigen, die er zur Kirchenverbesserung ernannt hatte, öfters mit den Mitgliedern jenes Gerichtshofes zusammen. Allein es fanden sich dabey so viele und große Schwierigkeiten, daß endlich der Cardinal Pucci, der unter Leo dem zehnten eine treffliche Kunst Geld zusammen zu bringen, bewiesen, und denselben eigentlich zur Ausschreibung desjenigen Ablaßes, der so viel Unheil stiftete, verleitet hatte, jetzt aber Vorsteher des gedachten Gerichtshofes war, im Nahmen aller dem Pabste meldete, sein Vorschlag sey unmöglich, und würde, anstatt das gegenwärtige Uebel zu heben, vielmehr ein weit ärgeres erregen. Die durch die Kirchengesetze bestimmten Strafen wären längst außer Uebung gekommen, weil der alte Eifer der Christen aufgehört hätte. Dieser müße also wiederhergestellt werden, wenn jene gelten sollten. Allein die Zeiten hätten sich ungemein geändert, indem man ehemals die Befehle der Kirche, ohne sich zu bedenken, angenommen habe; jetzt aber jedermann einen Richter vorstellen, und die Ursachen der Befehle überlegen wolle. Das vorgeschlagene Hülfsmittel sey zwar gut; übersteige aber die Kräfte des schwachen Körpers: und man müße befürchten, daß, indem man Deutschland wieder zu gewinnen suchte, Italien verloren gehen, und jenes Land noch mehr abwendig gemacht werden dürfte. Pucci erinnerte auch den Pabst an die vier Meinungen, welche es über die Gültigkeit des Ablaßes gebe, die alle rechtgläubig, und gleichwohl sehr von einander verschieden wären. Er folgerte aus dem allem, daß man von dieser Materie jetzt vielmehr schweigen, als sie genauer untersuchen müße.

Nachdem

Nachdem Adrian diese Gründe sorgfältig überdacht hatte, (es ist noch immer Sarpi, dessen Worte grösstentheils angeführt werden,) war er unschlüßig, was er thun sollte: und desto bekümmerter, weil er auch bey andern Angelegenheiten, deren Verbeßerung er sich vorgesetzt hatte, die Schwierigkeiten nicht leicht überwinden konnte. Denn da er entschlossen war, in Ansehung der Ehevergünstigungen (oder Dispensationen) viel Verbote aufzuheben, die ihm überflüßig und schwer zu beobachten vorkamen: so legte man ihm dieses übel aus, als einen Versuch welcher die Kirchenzucht schwächen würde; da er doch, wenn er diese Vergünstigungen beybehielt, den Lutheranern Gelegenheit gab zu behaupten, es wären Lockspeisen, zum Geldsammlen ausgeworfen. Wollte er hingegen dieselben bloß auf den Stand gewisser Personen einschränken: so gab solches zu neuen Klagen Gelegenheit, weil in geistlichen und zum Dienste Christi gehörigen Dingen kein Ansehen der Person statt finden darf. Dachte er ferner darauf, die Geldkosten abzuschaffen, welche bey dergleichen Geschäften vorfielen: so fand er, daß er auch dieses nicht anders ausführen könne, als wenn er den Preis der Aemter, welche Leo der zehnte verkauft hatte, und deren Käufer einen Genium daraus zogen, zurück gab. Eben dieses hinderte ihn, mancherley Mißbräuchen bey der Vergebung geistlicher Würden, welche an die Simonie, das Verbrechen des Verkaufs und Handels mit solchen Aemtern, gränzen, oder vielmehr das Wesen derselben ausmachten, ein Ziel zu setzen. Den Preis aber einer Aemter zu bezahlen, war ihm wegen des starken Geldumlaufes, der eine Zerrüttung dazu erforderte, unmöglich. Am meisten beunruhigte ihn dieses, daß sich, so oft er bey allen einen Mißbrauch wegzuräumen, Leute fanden, welche bemüht die Sache zu verdunkeln, beginnten,

er wäre gut oder nothwendig. Unter diesen Schwierigkeiten blieb er bis in den November des Jahrs 1522 zweifelhaft; doch war er zugleich ungemein begierig, durch eine merkwürdige Verbesserung jedermann seine Neigung zur Heilung eingewurzelter Gebrechen noch vorher zu zeigen, ehe er an den deutschen Angelegenheiten Antheil nähme.

Bey dieser Unentschloßenheit, in welcher sich Adrian befand, suchte ihn endlich der Cardinal Soderini, dessen geheimer Rathschläge er sich damals bediente, zu festern Maaßregeln zu bringen. Er war in Staatsgeschäften wohl erfahren, in welchen ihn auch die drey vorhergehenden Päbste häuffig gebraucht hatten. In allen Unterredungen mit dem Pabste gab er demselben lehrreichen Unterricht: er lobte überhaupt dessen redliche Absichten; bemerkte aber auch, daß sie ohne tüchtige Mittel und eine kluge Ausführung wenig nützten. Er sagte also zu dem Pabste, man dürfe gar nicht hoffen, daß die Lutheraner durch die Besserung der Sitten des Römischen Hofs dürften ausgerottet werden; dieses würde vielmehr ihr Ansehen und ihren Trotz vermehren. Denn wenn das unverständige Volk, welches die Handlungen nach ihren Folgen zu beurtheilen gewohnt wäre, aus der angefangenen Verbesserung einmal sehen würde, daß die päbstliche Regierung eines Theils mit Rechte getadelt worden sey: so würde es gar leicht glauben, man habe guten Grund noch mehrere Verbesserungen zu begehren; und die Urheber der Ketzereyen selbst würden, wenn sie in Einer Sache gesiegt hätten, kein Ende am Streiten und an Verwürfen finden. So gienge es auch sonst unter den Menschen, daß, wenn man jemanden in Einer Forderung Genüge gethan hätte, er viele über einander häufte, und sich einbildete, er habe ein Recht dazu.

Seit-

Seitdem die Ketzereyen entſtanden wären, hätten ſie alle, um das Anſehen der Römiſchen Kirche zu erſchüttern, die Sitten des Römiſchen Hofes zum Vorwande gebraucht. Außerdem habe auch niemals ein Pabſt gegen ſie den Weg der Reformation oder Verbeſſerung, als wenn derſelbe ihm vortheilhaft wäre, gewählt; ſondern, nachdem er Ermahnungen und Befehle vorangeſchickt, ſogleich die Fürſten zur Beſchützung der Kirche aufgefordert. Bey dieſem alten Verfahren, das immer glücklich ausgeſchlagen wäre, müſſe man bleiben: denn nichts ziehe einem Staate eher den Untergang zu, als wenn er eine veränderte Regierungsart annähme. Nicht durch Reformationen hätten die ältern Päbſte die Ketzereyen ausgerottet; ſondern durch Kreuzzüge, da ſie Fürſten und Völker, mit dem Kreuze bezeichnet, wider dieſelben zum Kriege rüſteten. Es werde auch in Deutſchland nicht an Fürſten fehlen, welche, wenn es ihnen der Pabſt erlaubte, das Gebiet von Luthers Gönnern anzufallen, ſolches gern thun würden: beſonders, wenn die benachbarten Völker durch angebotenen Ablaß zum Beyſtande eingeladen würden. Zu allem dieſem ſetzte der Cardinal noch hinzu, der Pabſt dürfe auf die deutſchen Religionsunruhen nicht dergeſtalt ſeine Aufmerkſamkeit wenden, als wenn der Apoſtoliſche Stuhl jetzt keine Gefahr zu befürchten hätte: der Krieg in Italien ſey, ſeinem Ausbruche nahe; auf dieſe noch gefährlichere Angelegenheit müſſe man vor allem andern bedacht ſeyn, weil der Pabſt, wenn er nicht ſehr wohl mit Gelde verſehen, daran Theil nähme, überaus unglücklich durch denſelben werden könne. Man aber könne keine Art von Reformation unternommen werden, durch welche nicht die Einkünfte der Kirche merklich vermindert werden ſollten. Denn da es nur Quellen derſelben gebe, eine weltliche, nämlich die ordentlichen

Ein-

Einkünfte des Kirchenstaats, und drey geistliche, den Ablaß, die Vergünstigungen, und die Ertheilung von geistlichen Aemtern; so könne man keine von diesen verstopfen, ohne sogleich den vierten Theil der kirchlichen Einnahmen aufzuheben.

Diese Vorstellungen erzählte Adrian seinen beyden Niederländischen Vertrauten, und beklagte zugleich das Schicksal der Päbste, welche das Vermögen recht zu handeln, nicht hätten, wenn sie gleich wollten, und sorgfältig darauf bedacht wären. Da er nun gar keine Art von Verbesserung unternehmen konnte, ehe er seinen Gesandten nach Deutschland geschickt hatte: so suchte er es wenigstens dahin zu bringen, daß man daselbst seinen Versprechungen glauben möchte: und er war entschlossen dieselben zu halten, (setzt Sarpi hinzu,) wenn er gleich darüber sein ganzes weltliches Gebiet verlieren, oder, nach dem Beyspiele der Apostel, zur äussersten Dürftigkeit zurückkehren sollte. Doch befohl er jenen beyden Vertrauten scharf, daß sie so lange in der Ertheilung von Abläßen, Ehevergünstigungen, und ähnlichen Bewilligungen sparsam und mäßig verfahren sollten, bis alles dieses durch ein Gesetz auf immer bestimmt worden wäre.

Daß diese Berathschlagungen an dem Hofe Adrians vorhergegangen seyen, ehe er sich an die Deutschen Reichsstände wandte, wie es bisher aus den Nachrichten des Sarpi erzählt worden ist, daran läßt weder das große historische Ansehen dieses Schriftstellers, (der sich auch dabey ausdrücklich auf das Tagebuch des päbstlichen Gesandten, welcher nach Deutschland geschickt wurde, beruft,) noch der damalige Zustand der päbstlichen Angelegenheiten, und die Denkungsart

Adrians ſelbſt im geringſten zweifeln. Zwar findet Pallavicini, der ſich ſo viele Mühe gegeben hat, dem Sarpi wenigſtens häufig zu widerſprechen, wenn er ihn gleich nicht widerlegen konnte, manches davon unwahrſcheinlich; aber ihm iſt, auch ohne Gründe, faſt alles unwahr oder unglaublich, was der Ehre und den Vortheilen der Päbſte, oder des von ihnen eingeführten Lehrbegriffs, einigen Eintrag thut. In Einem Punkte ſcheint es, daß Pallavicini etwas richtiger gezeigt habe, welches die eigene ſpitzfindige Meinung Adrians über die Kraft des Ablaſſes geweſen ſey, indem dieſer in einem ſeiner Werke ſich bemüht hatte, die Nothwendigkeit des Ablaſſes, auch neben den durch göttliche Gnade verrichteten frommen Handlungen, außer Streit zu ſetzen. Aber freylich öffnet die Beſchreibung des Sarpi die ganze Verlegenheit, in welcher ſich der Römiſche Hof damals befand, und einen Theil der Wendungen, Kunſtgriffe und Ausflüchte, die derſelbe ſuchte, weil er den geraden Weg nicht gehen wollte, den die Reformatoren vorſchlugen. Dieſer Weg muſte ihm verhaßt ſeyn: denn er geſtand ſelbſt, daß derſelbe theils zu ſeiner Beſchämung, theils zur immer gröſſern Verminderung ſeiner Macht und ſeiner Einkünfte führen würde. Der beklagenswürdigſte an dieſem Hofe war der Pabſt ſelbſt, der geneigt war zu beſſern, und nach ſeinem Stande nicht beſſern durfte. Aber auch ſeine Abſichten waren nur auf die Verbeſſerung äuſſerlicher Mißbräuche, nicht auf die Wiederherſtellung des alten chriſtlichen Glaubens, gerichtet.

Unterdeſſen ernannte doch Adrian im November des Jahrs 1522, in ſeinem erſten Conſiſtorium, (ſo nennt man die Verſammlung der Cardinäle, welche der Pabſt zuſammen berufen hat,) mit Einwilligung

gung der leztern, den Francesco Cheregato, Bischof von Teramo oder Abruzzo, einer Stadt im Neapolitanischen, zu seinem Gesandten an den Reichstag zu Nürnberg. Dieser Geistliche, der schon sonst in Staatsgeschäften gebraucht worden war, den der Pabst noch in Spanien kennen gelernt hatte, und der nachmals der erste Bischof war, welchen er machte, schien zu dieser Angelegenheit wohl gewählt zu seyn. Er bekam einen doppelten Auftrag: theils die Deutschen Fürsten nachdrücklich zu ermahnen, daß sie dem Könige von Ungarn Ludwig gegen die Türken zu Hülfe kommen, und dadurch zugleich die Deutschland von dieser Seite drohende Gefahr abwenden möchten; theils ihnen die Unterdrückung der Lehre Luthers zu empfehlen. Die leztere Absicht war für einen Pabst die wichtigste: und sie wurde daher auch am eifrigsten betrieben.

Der Gesandte brachte ein päbstliches Schreiben an die versammelten Reichsstände mit, welches viel zu wichtig zur Kenntniß der Gesinnungen Adrians über die große kirchliche Veränderung dieser Zeiten ist, als daß es hier nicht zum Theil eingerückt werden sollte. Zuerst gedenkt er der eifrigen Sorgfalt, die er, seitdem ihm die päbstliche Würde aufgetragen worden, angewandt habe, auf alle Art einen guten Hirten abzugeben, und auch kranke oder verirrte Schaafe seiner Heerde zu einem bessern Zustande zurück zu führen. Er nennt weiter die Bemühungen welche er angewandt habe, die christlichen Fürsten unter einander zu vereinigen, und dem Fortgange der Türken Einhalt zu thun. Hierauf fährt er fort: „Da wir aber von auswärtigen Angelegenheiten uns zu der innern Verfassung der Seelen wandten, erfuhren wir nicht ohne großen Verdruß, daß Martin Luther, (den wir

„zu unserm Bedauern, seiner eigenen Schuld wegen,
„nicht mehr unsern Sohn nennen können,) ein Mensch,
„der alte und schon verdammte Ketzereyen wieder auf-
„geweckt hat, — nachdem er zuerst väterlich von dem
„Apostolischen Stuhl ermahnt, nachdem darauf, nicht
„ohne Rath der rechtschaffensten und gelehrtesten Män-
„ner, und verschiedener hoher Schulen, ein rechtmäßi-
„ges Urtheil über ihn gefällt, nachdem endlich von
„unserm geliebtesten Sohne in Christo, Carln, — —
„und von Euch auf dem letzten Reichstage zu Worms,
„ein Schluß über die Vollstreckung jenes Urtheils ge-
„faßt, und fast in ganz Deutschland bekannt gemacht
„worden, — dennoch nicht allein von denen, wel-
„chen es gebührt hätte, nicht bestraft worden, oder
„freywillig von seiner bösen Unternehmung abgelassen
„habe, sondern auch mit Vergessung und gottloser
„Verachtung aller christlichen Liebe und Evangelischen
„Frömmigkeit, täglich Bücher, voll von Irrthü-
„mern, Ketzereyen, Schmähungen und aufrührischen
„Lehren, entweder aus seinem Eigenen, oder mit
„Beystande anderer, verbreite, und gleich einer Pest,
„die Deutschland und die benachbarten Länder weit
„herum durchstreife, versuche, die guten Seelen und
„Sitten mit den Pfeilen einer vergifteten Zunge anzu-
„stecken; und daß sich ihm, welches noch schlimmer
„ist, bey seinen Schandthaten, nicht bloß das Volk,
„sondern auch die meisten Vornehmen, günstig be-
„weisen; dergestalt, daß man, (welches vielleicht die
„Hauptursache dieser unruhigen Bewegungen war,)
„angefangen habe, die Güter der Priester anzugrei-
„fen, und den Gehorsam den man geistlichen und welt-
„lichen Herren schuldig ist, aus den Augen zu setzen;
„ja, daß es endlich zwischen einigen von Euch zu ei-
„nem bürgerlichen Kriege gekommen sey.“ Der Pabst bemerkt darauf, daß die Christenheit zu dieser

Zeit

Zeit weit mehr als zu irgend einer andern, durch alles dieses leide, weil der Teufel zugleich die Türken gegen sie verhezt, und auch diese Ketzereyen, Zwistigkeiten und Empörungen unter den tapfern Deutschen ausgestreuet habe.

Die folgende Stelle in diesem Schreiben ist mit etwas mehr Kunst aufgesetzt. „Was wir noch in Spa„nien sagt der Pabst „von Luthers verkehrten Lehrsätzen „hörten, fiel uns desto unangenehmer, weil es aus dem„jenigen Lande kam, aus welchem wir nach dem Fleische „entsprungen sind. Doch tröstete uns nicht nur die so „offenbare Ungerechtigkeit und Thorheit der Sache, daß „man nicht glauben konnte, sie würde von jemanden „lange geduldet werden; sondern auch das Vertrauen „welches wir nach öfterer Ueberlegung hegten, es wür„den diese giftige Pflanzen, die anderwärts her nach „Deutschland versetzt worden, in einem Lande keine „Frucht tragen, das immer die heftigsten Feinde der „Ketzereyen und alles Unglaubens hervorgebracht hätte. „Jetzt aber, da dieser böse Baum, (entweder aus gött„lichem Gerichte, welches die Sünden seines Volks „bestraft, oder aus Sorglosigkeit derer, welche nicht, „wie sie sollten und konnten, im Anfange sich widerse„ten, weit herum seine Zweige ausbreitet, wie Ihr seht „und höret: so müßt Ihr, deutsche Fürsten und Völker, „verhüten, daß Ihr, die man anfänglich, als das Ue„bel anderswo entstand, durch diese übertriebene Dul„dung entschuldigen konnte, nicht in den Verdacht „kommt, als wenn ihr Eure alte Tugend und Denkungs„art vergeßen hättet, und einer so großen Schandthat „Beyfall gäbt, weil Ihr Euch nicht dagegen setzt. Wir „wollen das ärgste bey der Sache nicht gedenken, nem„lich, daß eine so gottseelige Nation durch einen einzi„gen geringen Mönch, (welcher vom catholischen Glau-

„ben und von der christlichen Religion, die er, dem „Ansehen nach, von seiner Jugend an bekannt, und „wie er sagt, viele Jahre gelehrt hat, zuletzt unglücklicher „Weise abgefallen ist, und Gott gelogen hat,) von „demjenigen Wege abgeführt wird, den unser Erlöser „und seine heiligen Apostel gezeigt haben, den so viele „Märtyrer, so viele durch Gelehrsamkeit und Heilig„keit berühmte Männer, endlich auch alle Eure Vorfah„ren bisher gegangen sind. Gleichsam als wenn Luther „allein Weisheit und Wißenschaft besäße, allein erst „jetzt, (wie der Ketzer Montanus von sich rühmte,) „den heiligen Geist bekommen hätte, und die Kirche „selbst, (der doch der gnädige Erlöser seine Gegenwart „bis ans Ende der Welt versprochen hat,) so lange in „der Finsterniß der Unwißenheit und in den Abwegen „des Verderbens herumgeirrt habe, biß sie durch Lu„thers neues Licht erleuchtet worden." Verständige, setzt der Pabst hinzu, fänden zwar ein solches Vorgeben lächerlich; aber Einfältigen wäre es schädlich, und diejenigen welche zu gewaltigen Neuerungen geneigt wären, würden dadurch deste mehr aufgemuntert.

Noch schlauer, aber im Grunde nicht treffender, ist die nächste Verstellung angebracht. „Merkt Ihr nicht, „frägt der Pabst, Ihr Fürsten und Adel von Deutsch„land, daß dieses nur ein Vorspiel von den Uebeln sey, „welche Luther und seine Anhänger zu bewürken suchen? „Seht Ihr nicht deutlich, daß der Schutz der Evangeli„schen Wahrheit, den die Lutheraner im Anfange zum Ver„wande brauchten, und der nun endlich ist, ein bloßer „Raub des Ehrgeizes ist. Meint Ihr wohl, daß die„jenigen Söhne der Unrechtigkeit eine andere Absicht ha„ben, als unter dem Nahmen der Freyheit allen Ge„horsam aufzuheben, und der ungebundenen Erlaubniß „für jedermann zu thun was ihm gefällt, einzuführen? „Glaubt

„Glaubt Ihr, daß diejenigen sich nach Euren Befehlen
„und Gesetzen achten werden, welche die heiligen Kir-
„chengesetze, die Schlüße der Kirchenväter, und die hoch-
„heiligen Versammlungen, deren Ansehen selbst die Ge-
„setze der Kayser allemal und gern nachgegeben und wil-
„ligt gethan haben, nicht allein gering schäzen, sondern
„sich auch nicht scheuen, mit teuflischer Wuth zu zerreis-
„sen und zu verbrennen? Endlich, hofft Ihr wohl, daß
„unsre, welche den Priestern, den Bischöfen, dem Pab-
„ste selbst, den schuldigen Gehorsam versagen, ihre Kir-
„chenräuberischen Hände von den Gütern der Layen zu-
„rückhalten, und nicht vielmehr alles was sie können,
„an sich reissen werden, da sie täglich, vor Euren Au-
„gen, sich der Gott geweihten Sachen bemächtigen?
„Sollten sie wohl Eures Lebens schonen, da sie sich un-
„terfunden haben, die Gesalbten des Herrn, welche nie-
„mand berühren soll, zu verachten und zu ermorden?
„Dieses klägliche Unglück bedroht Euch, das Eurige,
„Eure Häuser, Frauen, Kinder, Besitzungen, Herr-
„schaften und Kirchen, die Ihr ehrt, wenn Ihr ihm
„nicht bey Zeiten Einhalt thut.“

Durch alles dieses glaubte der Pabst vermuthlich die Gemüther der Fürsten genugsam erhizt zu seyn. Er ermahnte sie also nunmehro in seinem Schreiben, aus Bewegungsgründen der Religion, und des Gehorsams, mit welchem alle Christen Gott, und dem heiligen Petrus, und deßen Statthalter verpflichtet wären, mit Ablegung aller ihrer Händel untereinander, ganz auf das Auslöschen dieses gemeinen Feuers bedacht zu seyn, und Luthern nebst seinen Anhängern, zu richtigen Gesinnungen und Sitten, durch jedes heilige Mittel, (welches dem Pabste das angenehmste seyn würde,) zurück zu bringen.„ Sollten sie aber, fährt er fort, welches Gott verhüte, gleich Schlangen mit versto pften Ohren sich zu hören weigern, so

„müßt Ihr sie, damit nicht das noch übrige gesun
„zum großen und augenscheinlichen Schandflecken E
„rer Nation, und mit offenbarer Gefahr der ganz
„Christenheit, angesteckt werde, nach den heilig
„Verordnungen, nach den Gesetzen Eurer Kayser, u
„insonderheit nach dem neuesten kayserlichen Befe
„der darüber ergangen ist, scharf bestrafen. Derjen
„ge, dem allein das Geheimste des menschlichen He
„zens offen steht, weiß es, wie sehr wir, sowohl na
„unserer natürlichen Denkungsart, als nach der Pflich
„unsers Hirtenamtes, mehr zur Verzeihung, als zu
„Rache, geneigt sind. Wenn aber jener abscheulich
„Krebs so voll von Geschwüren seyn sollte, daß er mi
„gelinden Mitteln nicht zu heilen wäre: so müßen hart
„und glühende Arzneymittel gebraucht, und die getrenn
„ten Glieder ganz von dem gesunden Körper abgeschni
„ten werden." Zu mehrerer Bestätigung dieses Ra
thes, führt der Pabst die Bestrafungen des Dathan
und Abiram, des Ananias und der Saphira, aus
der heiligen Schrift, ingleichen einige Hinrichtungen von Ketzern an, darunter Huß und sein Freund Hieronymus, selbst von den Vorfahren der Deutschen zum Tode verurtheilet worden wären. Er verspricht auch den Deutschen Fürsten, wenn sie diesen Benspielen folgen würden, desto mehr Siege und göttliche Belohnungen; und bietet alle seine Macht und selbst sein Leben dazu an, das Heil der ihm anvertrauten Schaafe zu besorgen.

Man mag das Schreiben, dessen Auszug hiermit geendigt ist, ganz vor eine Arbeit Adrians halten, oder einen Theil davon auf die Rechnung desjenigen setzen, der es den gewohnten Vorschriften des Römischen Hofes gemäß abfaßte: so ist es immer gewiß, daß es mehr nach den Grundregeln und Bedürfnissen

dieses

dieſes Hofes, als nach den Umſtänden der damaligen Zeit eingerichtet worden ſey. Zu wenig ſah man dabey auf die Geſinnungen und Erwartungen der Deutſchen Reichsſtände, die man kaum einmal hinlänglich kannte. Es war nun lange nicht mehr genug, voraus zu ſetzen, daß alles von dem herrſchenden Glauben abweichende vor Ketzerey gehalten werden müßte: denn eben daran zweifelten ſchon viele tauſend in Deutſchland, ob gedachter Glaube würklich die ächte chriſtliche Religion ſey: und eine der lächerlichſten Schwachheiten des Menſchen, die eingebildte Untrüglichkeit, erſchien zuerſt wieder nach ſo vielen Jahrhunderten, in ihrer ganzen Blöße. Jedermann konnte auch leicht einſehen, wie gezwungen und eigennützig der Pabſt von einer Gefahr, die eigentlich nur ſeine und der Geiſtlichkeit Macht oder Einkünfte bedrohte, ſprach, als wenn ſie Religion, Leben und alles was die Chriſten insgeſammt beſaſſen, angienge. Die Deutſchen verlangten eine freye Unterſuchung über den Zuſtand der Religion, und waren mit Luthers Abſichten beſſer bekannt, als daß man ſie ihnen erſt von Rom aus hätte erklären, oder vielmehr anſchwärzen dürfen. Unglücklicher Weiſe lieſſen ſich die vermeinten Rechte und Vorzüge eines Pabſtes mit den Beſchwerden und Unternehmungen der Reformatoren in gar keine Uebereinſtimmung bringen. Beyde giengen daher ihren gänzlich verſchiedenen Weg, ohne ſich einander zu nähern. Da ſich alſo der Pabſt in ſeinem Schreiben dergeſtalt ausdrückte, als wenn beynahe keine beträchtliche Veränderung in der Denkungsart der Deutſchen über Religions- und Kirchenſachen vorgegangen wäre: ſo konnte daſſelbe auch nicht diejenige Würkung thun, welche es vielleicht dreyßig oder vierzig Jahre früher gehabt haben würde. Chriſten inſonderheit, die man vor irrgläubige hielt, des-

wegen hinzurichten, wenn sie ihren Meinungen nicht entsagten, (wie in diesem Breve, denn das ist der feyerliche Nahme eines päbstlichen Schreibens, angerathen wird,) war zwar eine Anstalt, welche die Römischen Bischöfe und die mit ihr verbundene Geistlichkeit eingeführt hatten, weil sie gleich Fürsten, die sich die Oberherrschaft eines Landes durch List und Gewalt erzwungen haben, alle Bewegungen die darinne entstanden, mit Schärfe und Geschwindigkeit unterdrücken mußten. Aber jetzt kamen diese Maaßregeln schon etwas zur Unzeit für die Deutschen, indem dieselben nicht mehr so leicht zu überzeugen waren, daß jedes Zweifeln an kirchlichen Lehrsätzen, und päbstlichen Rechten, eine würkliche Empörung sey.

Adrian schrieb zugleich fast mit eben denselben Worten an einige Reichsfürsten; besonders aber an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen. Er hatte bereits vorher, ehe sein Gesandter nach Deutschland abreiste, einen seiner Kammerherren an denselben abgeschickt, der ihm nicht nur ein Schreiben überbrachte, worinne er ermahnt wurde, die Würde des Apostolischen Stuhls, das Wohl und die Ruhe der ganzen Christenheit, und den heiligen Glauben zu beschützen; sondern der dem Kurfürsten auch mündlich des Verlangen des Pabstes noch genauer erklären sollte. Allein dieser Versuch, Luthern den Schutz des gedachten Fürsten gänzlich zu entziehen, schlug fehl: und der Pabst hatte daher an diesen ein sehr nachdrückliches Schreiben, voll heftiger Klagen, Vorwürfe, Ermahnungen und Drohungen, ergehen. Es ist zwar abgedruckt auf den Tag des eben angeführten geschrieben, und auch mehr dem Inhalte [illegible] Luthern als den nachherigen [illegible] Briefen zu gleichen; aber einige besondere Züge deuch-

desselben sind gleichwohl werth, hier zu sehen. Man sieht auch daraus wiederum, daß der Verfasser desselben die Zeiten, für welche es gehörte, viel zu wenig gekannt habe.

Zuerst erinnert der Pabst den Kurfürsten und seine Sachsen, daß ihre Verfahren von den Zeiten des Pabstes Adrian des ersten, und des Kayſers Carl des Großen an, immer friedliebend, Beschützer des Glaubens, und gehorsam geblieben wären: daher auch, (wie er nach der alten fabelhaften Meinung hinzufügt,) der Pabst Gregor der fünfte, ein gebohrner Sachse, den Herzog von Sachsen zum Kurfürsten ernannt habe. Desto gefährlicher schildert er den Schaden ab, den Friedrich der Religion und Kirche dadurch daß er Luthern geschützt, zugefügt habe. Es sey Thorheit, und mehr als Jüdische Blindheit, sagt der Pabst, (oder vielmehr der Römische Geistliche der in seinem Nahmen schrieb,) einem schlechten und bösen Menschen in Religionssachen mehr zu glauben, als so vielen heiligen Vätern, Kirchenversammlungen, und der heiligen rechtgläubigen Kirche selbst. Luther und seine Anhänger würden zwar den Kurfürsten dadurch hintergangen haben, daß sie sich das Ansehen gegeben hätten, als wenn sie ihre Meinungen aus der heiligen Schrift bewiesen; aber diesen Kunstgriff hätten die Ketzer zu allen Zeiten gebraucht, und es sey eine teuflische Verblendung, einem fleischlichen betrunkenen Menschen mehr Kenntniß der heiligen Schrift zuzutrauen, als der übrigen ganzen Welt. An seinen Früchten wäre er leicht zu erkennen gewesen; das heißt, an seiner Wuth gegen die heiligen Bilder, gegen die Priester Gottes, zu deren Ermordung er die Layen anfrische, und gegen die Kirche Christi überhaupt; besonders aber an seinen Lehrsätzen,

da

auch eine Anrede an die Chriſtlichen Leſer hinzu
ſetzt, die in einem ernſtern Anſtande Gedanken enth
welche ſelbſt einem unpartheyiſchen Leſer dieſes Sch
bens beyfallen können. „Niemals, ſchreibt Luth
„hat dieſes noch ein Pabſt gethan, was dieſer Adri
„der ſechſte thut, der es gleichſam mit Ablegung
„Gewalt, die er ſich bisher allein angemaaßt hat, de
„Urtheil der Bamberger überläßt, ob er die Stelle d
„heiligen Petrus richtig angeführt und erklärt hal
„oder nicht? Ich aber bitte nicht allein die Bamb
„ger, ſondern auch die Chriſten an allen Orten gar ſeh
„daß ſie ſich des ihnen überlaßenen Urtheils bediene
„zwiſchen mir und dem Pabſte urtheilen mögen,
„Luther oder der Römiſche Pabſt, außer der geme
„nen Ordnung des chriſtlichen Glaubens, Partheye
„neue Lebensarten und Orden geſtiftet habe; ingleiche
„ob Luther oder der Pabſt etwas mehr als das blo
„Wort Gottes lehre?“ — Weiter hält er es vor b
ſchimpfend für den Pabſt, daß dieſer, ob er ſich gleic
vor den Lehrer aller Chriſten ausgäbe, doch nichts meh
als folgendes zu ſagen wiße: „Luther will allein weiſ
„ſeyn. Sollten wir denn mit ſo vielen unſerer Vorfahre
„geirrt haben?“ Das ſind, fährt er fort, Klagen de
„Weiber und Kinder, der Mönche und Sophiſten
„Es wäre dem Pabſte anſtändig geweſen, die heilig
„Schrift anzuführen, und dergeſtalt zu ſchließen: Hie
„iſt das Wort Gottes; auf dieſe oder jene Art ha
„Luther wider daßelbe gelehrt. Nun aber ſtellt er
„ſich fein, als wenn ihm dieſes unbekannt wäre, und
„ſpricht: Auf dieſe oder jene Art hat Luther wider den
„alten Gebrauch, wider die Gewohnheit, wider die
„Lehrer gelehrt; nicht anders als wenn unſer Glaube
„auf altem Gebrauche und Gewohnheit, und auf den
„Reden der Lehrer beruhte.

Doch

Doch wenn Adrian in allen diesen Schreiben nicht viel mehr als einen gemeinen Pabst gezeigt hat, der den Grundsätzen seines Standes unveränderlich getreu bleibt, ob ihm gleich Religion, Gewißen und hellere Zeiten anrathen, einen Theil derselben zu verlaßen: so thet er zugleich einen desto ungewöhnlichern Schritt. Neben dem Schreiben, welches er seinem Gesandten an die Deutschen Reichsstände zur Beglaubigung deßelben mitgab, ertheilte er ihm auch besondere Verhaltungsbefehle, (oder eine sogenannte Instruction) deren er sich mündlich gegen eben diese Fürsten bedienen sollte. Der Gesandte ließ anfänglich einen Theil derselben oder die kleinere, vorlesen; nachher aber machte er die größere im Anfange des Jahres 1523. völlig bekannt.

Die erste Hälfte derselben scheint bloß auf den Inhalt der vorhergedachten päbstlichen Schreiben hinauszulaufen. Es wird nemlich dem Gesandten befohlen, den Reichsständen zu erkennen zu geben, mit wie vielem Schmerze der Pabst den Fortgang der Lutherischen Parthey betrachte, wie groß seine Begierde sey, denselben gehemmt zu sehen, und wie er nicht allein selbst bereit sey, alles zu thun, was diese Absicht befördern könne; sondern sie auch ermahne und bitte, ein gleiches zu leisten. Dazu sollte sie folgendes bewegen. Erstlich, die Ehre Gottes, welche durch diese Ketzereyen überaus verletzt werde und die Liebe des Nächsten, welche einen jeden verbinde, die Irrenden auf bessern Weg zu führen. Zweytens, der üble Ruf in welchen ihre Nation wegen der Lutheraner gekommen sey; da sie doch sonst immer mehr als andere vor eine der christlichsten wäre gehalten worden. Drittens, ihre eigene Ehre, die darunter leide, wenn so ansehnliche Fürsten diese Ketzereyen nicht zu vertilgen trach-

trachten; wenn sie von dem Beyspiel ihrer Vorfah abweichen, welche die Hußiten so eifrig unterdrückt ben, und wenn sie die von ihnen selbst gebilligte V ordnung des Kayſers wider Luthern nicht, wie leicht können, in Ausübung bringen. Viertens d Unrecht, welches durch Luthern ihnen und ihr Vorfahren wiederfahre, indem diese nach sein Grundsätzen, vor ketzerisch und also verdammt geh ten werden müßten. Fünftens, der Endzweck d sich die Lutheraner vorgesetzt hätten, nemlich unter de Vorwande der Evangelischen Freyheit alle weltlic Macht über den Hauffen zu werfen; ob sie gleich i Anfange listig genug nur die geistliche Herrschaft, d ren Feinde die Layen meistentheils wären, angegri fen hätten, um die weltlichen Fürsten auf ihre Seit zu ziehen. Sechstens, die großen Aergerniſſe, Un ruhen, Händel und Gewaltthätigkeiten aller Art, wel che diese Parthey in Deutschland gestiftet hat; inglei chen die Gotteslästerungen, Schimpfwörter und ähn liche Reden, welche sie beständig im Munde führte, und welche endlich Gottes Strafe über Deutschland und dessen Fürsten ziehen würden, wenn diese sich ih rer Gewalt nicht bedienten, dieselben zu dämpfen. Siebentens, die Betrachtung, daß Luther ohnge fähr auf gleiche Art, wie ehemals Muhammed, das christliche Volk verführe, nemlich, indem er das jenige erlaubte, wozu die fleischlichen Menschen ge neigt sind, und sie von demjenigen freyspricht, was in der christlichen Sittenlehre das schwerste ist. Mu hammed habe die Vielweiberey und die Leichtig keit der Ehescheidungen eingeführt; Luther aber hebe das Gelübde der Keuschheit auf, um sich bey üppigen Mönchen, Nonnen und Priestern in Gunst zu setzen.

Durch

Durch diese Bewegungsgründe, sagt der Pabst, und andere welche die Klugheit des Gesandten selbst ausfindig machen würde, sollte er die deutschen Fürsten dahin zu bringen suchen, daß sie sich der fernern Ausbreitung der lutherischen Lehrsätze nachdrücklich entgegensetzten. Denjenigen von dieser Parthey, welche ihre Irrthümer abschwören wollten, sollte man Verzeihung wiederfahren lassen; die hartnäckigen aber sollten zum Beyspiele für andere bestraft werden. Würde jemand sagen, Luther müsse erst mit seiner Vertheidigung gehört werden, ehe er von dem Apostolischen Stuhl, als ein der Ketzerey überwiesener, verdammt werden könne, so sey darauf zu antworten, daß man in Glaubenssachen dem göttlichen Ansehen ohne Beweise zu glauben schuldig sey. In Thatsachen könne man ihm eine Vertheidigung zugestehen, wie unter andern über die Fragen: ob er etwas gesagt, gepredigt und geschrieben habe, oder nicht? Aber in Sachen göttlichen Rechts, und welche die Sacramente beträfen, müsse man es bey dem Ansehen der Heiligen und der Kirche bewenden lassen. Fast alle besondere Meinungen Luthers wären besonders auf Kirchenversammlungen verworfen worden, deren Ehre man sehr beleidigen würde, wenn man solche Schlüsse der ganzen Kirche in Zweifel ziehen wollte. Und was würde endlich gewiß unter den Menschen bleiben, welches würde das Ende von Zänckereyen seyn, wenn es jedem stolzen und verkehrten Menschen frey stehen sollte, sich von demjenigen zu entfernen, was seit so vielen Jahrhunderten durch Uebereinstimmung der weisesten Männer, von der rechtgläubigen Kirche, (die Gott in Glaubenssachen niemals irren läßt,) festgesetzt worden ist? Jede Stadt beobachtet ihre Gesetze unverbrüchlich. Es müßte auch alles voll Verwirrung werden, wenn mehr als einmal gemachte und

„zu thun, was ein guter Pabst und ein rechtmäßi
„Nachfolger des heiligen Petrus, thun muß. D
„darf sich auch niemand verwundern, wenn er n
„gleich alle Fehler und alle Mißbräuche von uns t
„bessert sieht. Denn es ist eine zu eingewurz
„Krankheit, keine einfache, sondern eine mannich
„tige: daher muß man langsam mit der Heilung d
„selben verfahren, und zuerst dem schwerern und
„fährlichern Einhalt thun, damit wir nicht, ind
„wir alles zugleich reformiren wollen, alles in V
„wirrung setzen. Alle plötzliche Veränderungen in
„nem Staate, sagt Aristoteles, sind gefährlich, u
„wer zu sehr schneußt, drückt Blut heraus."

„Was Ihr aber, setzt der Pabst hinzu, in E
„rem letzten Schreiben meldet, daß einige Fürsten si
„gegen Euch beklagt hätten, der päbstliche Stuhl hal
„die mit ihnen geschlossene Vergleiche nicht gehalte
„darauf habt Ihr zu antworten, daß Wir wegen de
„sen was vor unsern Zeiten geschehen ist, nicht geta
„delt werden können noch dürfen, und daß uns der
„gleichen Uebertretungen, auch da wir noch in einen
„geringern Stande lebten, immer mißfallen haben
„Wir wären also fest entschlossen, wann sie es auch
„nicht forderten, uns derselben, während unserer
„päbstlichen Regierung, gänzlich zu enthalten: theils,
„um einem jeden sein Recht zu erhalten; theils, weil
„es Billigkeit und Leutseligkeit verlangen, daß wir un-
„sere berühmte Nation nicht allein nicht beleidigen, son-
„dern ihr auch besondere Gunstbezeigungen erweisen."
Daher verspricht auch der Pabst, das Verlangen der Fürsten in Ansehung der Processe, welche vor der Rota (gleichsam dem päbstlichen Appellationsgerichte) anhängig wären, soviel er könnte, zu befriedigen, und begehrt dagegen von denen an welche er geschrie-

ben hat, Antworten und Vorschläge, wie man den Fortgang der Lutherischen Parthey am bequemsten hintertreiben könne. Endlich trägt er auch seinem Gesandten auf, (weil er erfahren habe, daß es in Deutschland viele rechtschaffene und gelehrte Männer, die aber arm wären, auch sonst einige treffliche Köpfe gebe, welche deswegen, weil die unanständigen päbstlichen Versorgungen mehr Comödianten und Stallbedienten, als gelehrten Männern zu Theil geworden wären, von ihrer Ergebenheit gegen den päbstlichen Stuhl nachgelassen hätten,) zu untersuchen, wer diese Männer wären, und ihm ihre Nahmen zu übersenden, damit er dieselben, wenn geistliche Aemter in Deutschland erledigt würden, aus eigener Bewegung versorgen könne.

Keine unter allen Handlungen Adrians ist so heftig und von so vielen getadelt worden, als dieses Bekanntniß und Versprechen, welche ihm doch im Grunde die meiste Ehre machen. Selbst die Freunde der Reformation, ob sie gleich damit wohl zufrieden waren, daß er aufrichtig gestanden hatte, es sey sehr viel an der Aufführung der Päbste und an ihrem Hofe zu reformiren, fanden es doch sonderbar, daß diese Verbesserung, seiner Meinung nach, nur langsam unternommen werden sollte. Sie war gleichwohl seit Jahrhunderten, und immer dringender, nothwendig geworden: und, sie nicht beschleunigen, hieß gewissermaassen, dem Uebel mehr Zeit zum Einwurzeln zu lassen; oder, was man mit der einen Hand anbot, mit der andern zurück zu nehmen. Luther machte daher, als er diese päbstliche Vorschrift, deutsch übersetzt, drucken ließ, unter andern diese Anmerkung darüber, was von einer nach und nach anzustellenden Reformation darinne gesagt werde, müsse man so verstehen, daß jeder Fuß und Schritt einige Jahrhunderte von ein-

schreibt er, zeigten zwar offenbar Adrians Frömmigkeit an, die auch durch sein sich immer gleiches Leben bestätigt wurde; aber die meisten vermißten dabey an ihm eine größere Klugheit und Vorsichtigkeit. Er schien insonderheit zu leichtgläubig gegen die spottenden Schmeicheleyen der Hofleute zu seyn, die, indem sie einen eben verstorbenen Fürsten tadeln, nur bey seinem Nachfolger ihren Haß gegen denjenigen ausschütten, der ihre Begierden nicht erfüllet hat; denjenigen hingegen, der sie nunmehro erfüllen kann, als einen Wiederhersteller des Staats loben. Wie konnte mit Wahrheit gesagt werden, Tugend und Gelehrsamkeit hätten zur Zeit des Pabstes Leo des zehnten in Verachtung gelegen, dem doch tausend Federn das entgegen gesetzte Lob reichlich beylegen? — — Hierinne hat gewiß Adrian den Ruhm desselben nicht erreicht. Auch hielten die meisten diesen heftigen Tadel der kurz vorhergehenden Päbste vor eine zu übertriebene Hitze. Es fehlte ihnen deswegen nicht an großen Tugenden, weil sie einige Fehler begangen haben. Wenn sie dem Adrian an Frömmigkeit nicht gleich waren; so übertrafen sie ihn an andern Gaben, die zwar ihrem Besitzer nicht so vortheilhaft, aber vielleicht dem gemeinen Besten nützlicher sind. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht allein die päbstliche Würde, welche aus geistlicher und weltlicher Herrschaft zusammengesetzt ist, auch wegen vieler und wichtiger Ursachen, der Staatsklugheit ungemein bedarf; sondern selbst die Regierung eines mäßigen Mönchsordens, wenn er gleich einfach und von strenger Einrichtung ist, besser von einem Manne verwaltet werde, der mit einer mittelmäßigen Frömmigkeit ausnehmende Klugheit verbindet, als von einem andern, dessen Heiligkeit nur von einer geringen Klugheit begleitet wird. Daher kommt auch,

wenn

wenn ein heiliges Leben bey den Unterthanen erhalten werden ſoll, weniger auf die Heiligkeit als auf die Klugheit des Fürſten an. Es wäre zwar das beſte, daß ein geiſtlicher Vorſteher in beyden vortrefflich wäre; aber man muß einmal, nicht nach Platoniſchen Begriffen wählen, ſondern unter Menſchen die auf der Welt leben, den Wählenden bekannt ſind, und ſowohl nach dem Geſetze als nach der Gewohnheit, Fähigkeit zur Regierung beſitzen.

Außerdem ſchien es auch, ſagt Pallavicini weiter, wenn gleich der Pabſt dergleichen Gedanken bey ſich hegte, eine zu freymüthige Aufrichtigkeit zu ſeyn, dieſelben der Reichsverſammlung bekannt zu machen; ſo daß entweder er, oder ſein Geſandter dieſelben fürſtlich vorlegte. Er wußte wohl, daß ſich auf dieſer Verſammlung, und noch mehr in ganz Deutſchland, wo die feinen Geſandten ertheilten Befehle verbreitet werden mußten, viele Feinde des Römiſch-catholiſchen Glaubens befanden, welche ſein Bekenntniß hören, aber, wie es auch geſchehen iſt, nur zur Hälfte annehmen würden, nemlich, ſofern er die Päbſte anklagte, nicht ſoweit er Luthern verdammte. Es wäre alſo beſſer geweſen, die Fehler durch die That zu widerlegen, ſo daß der Pabſt dagegen ein Mittel, ſo gut als es möglich war, gebraucht hätte. Von ſeinen Vorfahren aber hätte er nur folgendes ſagen ſollen: da ihm die Beſchaffenheit der Zeiten und Angelegenheiten, in welche ihre Handlungen fielen, unbekannt wären, und hingegen gar nicht unbekannt wäre, daß die Bosheit der Menſchen kürzlich verſtorbene Fürſten ſehr mißhandle: ſo habe er weder Verbindlichkeit ſie zu vertheidigen, noch Beweiſe, um ſie zu verurtheilen. Er habe zwar erfahren, daß damals viele Mißbräuche eingeführt worden wären: vielleicht

sowohl aus Nothwendigkeit der Umstände, als durch die übeln Gesinnungen der Staatsbedienten; er werde sich aber bemühen, dieselben abzustellen. Auf diese Art würde er für die Ehre der vorhergehenden Päbste wohl gesorgt, den Klagen der Deutschen ein Genüge gethan, und mit der Liebe und Klugheit auch die Wahrhaftigkeit verbunden haben. — — Endlich übertrat Adrian, wie viele glaubten, darinne die Pflicht der vollkommenen Klugheit etwas, daß er sich von allen an welche er geschrieben hatte, Rath ausbat. Es war genug, wenn sein Gesandter die Vorschläge einzeler Reichsstände, die er gehört hatte, dem Pabste anzeigte; ohne daß sich dieser in die Nothwendigkeit setzte, sie selbst einzusammeln. Wenn ein Fürst allen erlaubt, ihm ihren Rath mitzutheilen: so ist dieses eben so viel, als wenn er seine Ohren für alle unanständige Vorwürfe offen hätte. — Noch mehr wurde der Gesandte deswegen getadelt, daß er seine Verhaltungsbefehle dem Reichstage übergab, und daher zugleich die Meinungen von allen verlangte. Denn nicht allein wurde die Macht dieser Versammlung, und eine solche Art öffentlich Rath zu geben, für den Pabst ein dringender Grund, denselben nicht zu verschmähen, und für die Fürsten, ihn nicht verschmähen zu lassen; sondern es waren so mancherley Gattungen von Menschen auf dieser Versammlung gegenwärtig, und sie hatten so verschiedene Neigungen, daß man voraus sehen konnte, es werde ein jeder darunter dasjenige Hülfsmittel gegen das öffentliche Uebel billigen, welches seinem besondern Vortheile gemäß seyn würde.

Ohne Zweifel hat Pallavicini in dieser Stelle alles gesagt, was ein Staatskluger Cardinal und ein schlauer Jesuit, denn er vereinigte diese beyden Personen

seinen in sich,) über das Verhalten eines neuern Pabstes urtheilen mußte; vorausgesetzt daß dieser sich in keiner andern Verfassung befinden könne, als in derjenigen, worinne man seine Nachfolger noch sieht. Solange freylich der Pabst einen Bischof und einen weltlichen Fürsten zugleich abgiebt, ist es immer zu erwarten, daß der erstere Stand dem letztern weichen müsse. Er wird alsdenn nicht ohne die Staatsklugheit der Höfe regieren dürfen; es wird ihm nicht erlaubt seyn, die Fehler und Schwächen seines Hofs oder Reiches allzu aufrichtig gegen jedermann zu gestehen; von andern als von seinen Vertrauten Rath zu begehren; etwas gegen den Ruhm und das Verfahren seiner Vorgänger zu sagen; oder das geringste zuzugeben, was seinen Ansehen, seinen Rechten, Ansprüchen und Vortheilen schädlich werden könnte. Als ein solcher fürstlicher Bischof betrachtet, hat Adrian allerdings einen großen Fehler begangen, in welchen die Politik Leo des zehnten, Julius des zweyten, und Alexanders des sechsten, die zunächst vor ihm zu Rom regiert hatten, niemals verfallen war. Aber es hatten eben zu seiner Zeit die Stifter und Freunde der Reformation die wichtige Frage aufgeworfen, ob die Römischen Bischöfe würklich, ihrer ersten Bestimmung nach, geistliche und weltliche Fürsten zugleich seyn sollten; und sie hatten gefunden, daß dieselben, viele Jahrhunderte nach einander, nichts als Bischöfe, das heißt, nur Lehrer und bescheidene Aufseher christlicher Gemeinen gewesen wären; daß ihr ursprüngliches Amt, seiner Natur nach, keine andere Gestalt leide; und daß man also die Römischen Bischöfe innerhalb dieser ersten Gränzen ihres Standes zurückführen müsse. Adrian, der, wo nicht eben diese Meinung hatte, doch wenigstens auf die Spur davon gekommen war, und gewiß die Neigungen oder Fähigkeiten

eines

eines Fürsten sich nicht wünschte, überließ diesem
seine Verstellungskunst, und andere Regierung
geln, um mehr ein Bischof zu seyn. Seine Klug
bestand also auch nur in der Beschützung der he
brachten Lehre seiner Kirche, die er allein vor w
achtete, in dem Eifer gegen ihre Feinde, in der a
richtigen Geschäftigkeit, alle grobe Aergernisse
dem Wege zu räumen, und in einem guten Beysp
seiner Sitten, an welchen er den ersten Lehrer
Kirche zeigen wollte. Ihm einen üppigen und prä
tig verschwenderischen Leo, einen unruhigkriegerisc
Julius, oder einen treulosen und durchaus lasterh
ten Alexander nicht nur an die Seite zu setzen, s
dern auch vorzuziehen, (und es sind Zeitgenossen die
Päbste, Italiäner, Römischcatholische, und zu
Theil Geistliche dieser Kirche, welche der Nachw
einen solchen Begriff von ihnen gemacht haben,) hei
nichts anders, als listige und herrschsüchtige Regent
auf Kosten eines ehrlichen und gutmeinenden Bischo
loben. Daß Adrian ihnen unähnlich gewesen
macht in der That einen Hauptheil seines Ruhmes au

Uebrigens hielt sich eine Menge von Christen di
ser Zeit zu so großen Erwartungen in Absicht auf d
Verbesserung der Religion und Kirche berechtigt, da
es gar nicht zu verwundern ist, wenn alle Anträg
und Erbietungen dieses Pabstes beynahe gar kein
Würkung thaten. Sie glaubten zum Theil, daß di
Kirche eines Pabstes gänzlich entbehren könne, un
ihn sogar zu ihrem Besten abschaffen müsse: es wa
also natürlich, daß ihnen die ohnedieß mangelhafte
Vorschläge Adrians, mitten unter welchen er gleich
wohl die alte päbstliche Gewalt einigermaaßen zu be
haupten suchte, nur verdächtig vorkamen. Sein Ge
sandter, der einiges von seiner Gemüthsart an sich ge
hab

habt zu haben scheint, gab sich noch besonders Mühe, nachdem er ohne Zurückhaltung seine Vorschriften mitgetheilt hatte, das Ansehen seines Herrn und der Geistlichkeit aufrecht zu erhalten. Er setzte insonderheit hinzu, man sehe häufig in Deutschland Mönche, die das Kloster verlassen hätten, und weltliche Geschäfte trieben; auch Priester, die zu großer Beschimpfung der Religion sich verheyratheten. Die meisten derselben begiengen viel Böses: es sey daher nothwendig, daß dergleichen unerlaubte und kirchenräuberische Ehen durch gebührende Mittel aufgehoben, ihre Urheber scharf gezüchtigt, und die Abtrünnigen wieder unter die Gewalt ihrer Obern gebracht würden.

Auf alle diese päbstliche Anträge gaben die zu Nürnberg versammlete Reichsstände, an deren Spitze der Erzherzog Ferdinand war, der die Stelle seines Bruders, des Kayfers, vertrat, folgende schriftliche Antwort. Nachdem sie dem Pabste zu seiner Gelangung auf den Thron Glück gewünscht, auch über die Einigkeit der christlichen Fürsten, und über den wider die Türken zu führenden Krieg, sich nach seinen Gesinnungen erklärt haben, melden sie ihm die wichtigen Ursachen, warum sie die kayserlichen und päbstlichen Verordnungen wider Luthern nicht vollstrecken lassen könnten. Die meisten unter dem Volke hätten aus den lutherischen Büchern und Lehren die Meinung angenommen, daß der Römische Hof den Deutschen durch viele Mißbräuche großen Schaden zugefügt habe. Sie würden daher, wenn jene Verordnungen beobachtet werden sollten, auf den Argwohn gerathen, es geschehe solches, um die Evangelische Wahrheit zu unterdrücken, und die schlimmen Mißbräuche zu unterstützen. Daraus aber könnten leicht Unruhen, Empörungen und ein bürgerlicher Krieg entstehen. In

diesen

diesen bedenklichen Umständen also müsse man d
mehr auf glimpfliche Mittel bedacht seyn, da der G
sandte selbst im Nahmen des Pabstes gestehe,
Sünden der Menschen hätten alles dieses Uebel ver
sacht, und eine Verbesserung des Römischen Ho
verspreche. Würde der Pabst dieses erfüllen, w
ches man ungezweifelt hoffe, und sich eifrig ausbitt
so würden viele zur kindlichen Liebe gegen ihn, und z
Ablegung ihrer Irrthümer bewogen werden. Ab
ohne Abstellung der Beschwerden und Mißbräuch
besonders in gewissen Punkten, welche die weltlich
Fürsten besonders vorlegen würden, sey keine wah
Einigkeit unter den geistlichen und weltlichen Ständen
noch eine Ausrottung der jetzt in Deutschland herrschen
den Unruhen und Irrthümer zu hoffen. Der Er
herzog und die Reichsfürsten stellen dem Pabste ferne
vor, daß man dem Römischen Hofe die Annaten
aus Deutschland auf gewisse Jahre mit der Bedin
gung zugesagt habe, daß sie zur Bekriegung der Tür
ken und zur Beschützung des catholischen Glaubens
angewandt werden sollten. Da aber jene Jahre lange
verflossen wären, und die Annaten von den vorher
gehenden Päbsten nicht zu dem bestimmten Endzwecke
wären genutzt worden: so wäre das Volk in Deutsch
land damit übel zufrieden; zumal, weil die Prälaten,
um die gedachten Gelder bezahlen zu können, Steuern
in ihren Stiftern ausschrieben. Sie bitten daher den
Pabst, die Annaten künftig dem öffentlichen Reichs
schatze zu überlassen, damit durch dieselben die Erhal
tung der Gerechtigkeit und Ruhe in Deutschland be
fördert, auch die Führung eines Türkenkriegs erleich
tert werden möchte.

Die Fürsten vergaßen auch nicht, dem Pabste
auf die Frage zu antworten, welche Mittel am kräf
tigsten

ligsten wider den Fortgang der lutherischen Parthey gebraucht werden könnten. Das jetzige Jahrhundert, sagen sie, hat sowohl im geistlichen als weltlichen Stande die verderbensten Sitten an sich: und es giebt nicht bloß von Seiten der Lutheraner, sondern auch aus andern Ursachen, viele Irrthümer, Mißbräuche und Verderbnisse, welche dergestalt überhand genommen haben, daß es höchstnöthig ist, auch wegen des Unglücks, das die Türken schon lange in der Christenheit stiften, dieselben zu tilgen. Dazu könnten sie kein nachdrücklicheres Mittel ausfindig machen, als daß der Pabst, mit Einwilligung des Kayfers, eine freye christliche Kirchenversammlung, an einem schicklichen Orte in Deutschland, entweder zu Straßburg, oder zu Maynz, Cölln, Metz, oder anderswo, sobald als immer möglich, zusammen berufen möchte. Das Ausschreiben derselben müsse nicht über Ein Jahr verstehen werden: und allen welche dieser Versammlung beywohnen würden, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, müsse, ohngeachtet aller von ihnen geleisteten Eide und eingegangenen Verbindlichkeiten, erlaubt seyn, frey zu reden, und ohne alles Hinderniß ihren Rath zur Ehre Gottes, zum Heil der Seelen, und zum Besten der Christenheit zu ertheilen. Ja es müsse ein jeder auf dieser Kirchenversammlung nicht bloß angenehme, sondern wahre und nützliche Dinge, mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit vortragen. Damit aber unterdessen die Unruhen und Irrthümer des Volks gedämpft werden möchten, wollten die Fürsten nicht nur dafür Sorge tragen, sondern auch bey dem Kurfürsten von Sachsen darum ansuchen, daß die Lutheraner keine Bücher ans Licht stellen möchten. Im übrigen sollten die Prediger in Deutschland nichts, was Bewegungen verursachen könnte, sondern allein das heilige Evangelium, rein und lau-

lauter, nach der von der Kirche gebilligten Erklärung, auch gottseelig und sanftmüthig lehren. Die Bischöfe sollten fromme und gelehrte Männer bestellen, welche die Prediger beobachten und belehren möchten; doch dergestalt, daß niemand argwohnen dürfe, als wollten sie den Lauf des Evangeliums hindern. Es sollte auch nichts weiter gedruckt werden, als was von Männern gedachter Art wäre beurtheilt worden. Durch diese Mittel hofften sie, wenn zumal der Pabst den öffentlichen Beschwerden abhülfe, und die verlangte Kirchenversammlung ankündigte, daß alles wieder zur Ruhe kommen werde. Denn auf die Schlüsse dieser Versammlung würden ohne Zweifel alle rechtschaffene Männer gelassen warten. Was die Priester betreffe, setzten die Fürsten hinzu, welche sich verheyrathet hätten, und die Mönche welche ihren Gelübden untreu geworden wären, so glaubten sie, weil nach den bürgerlichen Rechten keine Strafen auf sie gesetzt wären, daß es genug seyn werde, wenn sie von ihren Bischöfen mit Kirchenstrafen belegt würden; sollten aber dieselben Verbrechen begehen, so würden die Fürsten und Obrigkeiten, in deren Gebiete solches geschehen, sie gebührend bestrafen.

Eine solche Antwort muste Adrian, nach dem damaligen Zustande der Religionsgesinnungen von Deutschland, ohngefähr erwarten. Doch war sie nicht allein so frey, sondern auch mit solchen Einschränkungen für das Ansehen des Pabstes begleitet, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sein Gesandter sich durch dieselbe nicht befriedigen ließ. Er erklärte sich vielmehr gegen die deutschen Reichsfürsten, daß weder der Pabst, noch der Kayser, noch irgend ein anderer christlicher Fürst eine solche Antwort von ihnen erwartet hätte, wie ihre Entschuldigung wäre, warum

sie

sie die gegen Luthern gegebenen Verordnungen nicht vollstrecken könnten. Man dürfe nichts Böses dulden, damit etwas Gutes daraus entstehe, und man müsse weit mehr das Beste der Seele als des Leibes besorgen. Die Aergernisse oder Beschwerden, welche dem Römischen Hofe Schuld gegeben würden, wären kein rechtmäßiger Vorwand für die Irrthümer Luthers: wenn jene auch wahr wären, hätte man sie doch lieber ertragen, als sich von der Gemeinschaft der Kirche absondern sollen. Man möchte also die gedachten Verordnungen sogleich zur Ausübung bringen lassen, indem der Römische Hof geneigt sey, allen billigen Klagen ein Ende zu machen. Wegen der Annaten würde der Pabst selbst seine Entschliessung bekannt machen. Was aber die Kirchenversammlung anginge, so hoffe er, dieses Verlangen werde dem Pabste nicht mißfällig seyn, wenn es nur mit mehr Bescheidenheit vorgetragen, und einiges anstößige weggelassen würde, insonderheit, daß der Kayser darein willigen, und eine bestimmte Stadt dazu gewählt werden müsse. In Ansehung der Prediger begehrte der Gesandte, daß es, dem päbstlichen Befehle gemäß, keinem erlaubt seyn sollte zu lehren, dessen Glauben nicht von einem Bischof wäre untersucht worden. Er drang darauf, daß nach den päbstlichen und kayserlichen Verordnungen, die lutherischen Bücher verbrannt, und ihre Herausgeber bestraft werden sollten, indem darauf fast alles ankomme. Auch beschwerte er sich darüber, daß man die Bestrafung lasterhafter Geistlichen an die weltliche Obrigkeit verweise. Dieses sey ein Eingriff in die Rechte der kirchlichen Freyheit; Christus habe sich die Aufsicht über die Geistlichen vorbehalten, und sie blieben auch, wenn sie Ausschweifungen begiengen, Kraft ihres Standes der Gewalt der Kirche so unveränderlich unterworfen, daß

die Fürsten keine andere Macht über sie behaupten könnten, als sie den Bischöfen und andern Obern zur Bestrafung anzuzeigen. Endlich bat der Gesandte die Fürsten, daß sie ihm, nach vorhergehender reiflicher Berathschlagung, eine bessere, deutlichere und mehr überlegte Antwort für den Pabst ertheilen möchten.

Mit dieser Gegenantwort des päbstlichen Gesandten waren die Deutschen Reichsfürsten übel zufrieden. Es offenbarte sich auch würklich immer mehr, je tiefer man in die große Religionsangelegenheit eindrang, daß eines von beyden gänzlich fallen müsse: entweder die päbstliche Herrschaft, unter welche die Fürsten selbst auf eine so unnatürliche Weise waren gezwungen worden, und durch welche sie so viele tausend ihrer Unterthanen, die Geistlichen, verloren hatten; oder die Hoffnung zu einer durchgängigen Verbesserung der Religion und Kirche, nach dem Vorbilde ihres allerersten Zustandes. Daß Adrian aufrichtig gesonnen gewesen sey, zu dieser letztern etwas beyzutragen, so weit seine Einsichten und Kräfte reichten, daran kann schwerlich gezweifelt werden; allein er war auch entschlossen, von dem päbstlichen Ansehen so viel als nur immer möglich war, zu retten, und glaubte, daß eben dasselbe hauptsächlich nöthig sey, um eine Menge von Mißbräuchen abzuschaffen. Wenn also gleich sein Gesandter eine Gegenantwort gab, die seiner ersten Erklärung kaum gemäß zu seyn schien: so findet sich zwischen beyden noch kein Widerspruch. Die deutschen Fürsten hingegen fühlten jetzt nebst einer Menge anderer Christen die Fesseln, welche sie und ihre Vorfahren seit so langer Zeit getragen hatten. Sie suchten sich nach und nach, und wenigstens von einem Theil derselben, loßzureißen; das konnte aber niemals geschehen, wenn ihre Gewalt im Streite mit der päbstlichen begriffen blieb.

Die Geschichte ist, wie die vorstehenden Ausführungen gezeigt haben, eine Wissenschaft, die sich mit dem Menschen beschäftigt, und zwar mit dem Menschen in seinen Beziehungen zu seinesgleichen, mit dem Menschen als Glied der Gesellschaft. Sie ist also eine Gesellschaftswissenschaft. Sie beschäftigt sich mit dem Menschen, wie er in Gemeinschaft mit seinesgleichen lebt, wie er sich mit ihnen zu Gemeinschaften verbindet, wie er sich in diesen Gemeinschaften betätigt, wie er sich in ihnen entwickelt. Sie ist also eine Wissenschaft, die sich mit dem Menschen beschäftigt, wie er sich in Gemeinschaft mit seinesgleichen entwickelt. Sie ist eine Entwicklungswissenschaft. Sie ist eine Wissenschaft, die sich mit dem Menschen beschäftigt, wie er sich in Gemeinschaft mit seinesgleichen entwickelt, wie er sich in Gemeinschaften betätigt, wie er sich in Gemeinschaften entwickelt. Sie ist eine Wissenschaft, die sich mit dem Menschen beschäftigt, wie er sich in Gemeinschaft mit seinesgleichen entwickelt, wie er sich in Gemeinschaften betätigt, wie er sich in Gemeinschaften entwickelt. Sie ist eine Wissenschaft, die sich mit dem Menschen beschäftigt, wie er sich in Gemeinschaft mit seinesgleichen entwickelt, wie er sich in Gemeinschaften betätigt, wie er sich in Gemeinschaften entwickelt. Sie ist eine Wissenschaft, die sich mit dem Menschen beschäftigt, wie er sich in Gemeinschaft mit seinesgleichen entwickelt, wie er sich in Gemeinschaften betätigt, wie er sich in Gemeinschaften entwickelt.

welche zur Einweihnng von Kirchen und Kirchhöfen, zur Erhaltung der Sacramente, und zu Begräbnissen erfordert würden; — die mehrmalige Verkauffung einer einzigen Messe; — das Schenkenhalten, Erbschaftserschleichen, und viele andere Ausschweifungen der Geistlichkeit, und nächstdem noch eine Menge mehrerer Mißbräuche. Am Ende setzten die Reichsstände hinzu, es gebe derselben noch eine beträchtliche Anzahl; die aber, wenn erst diese abgeschafft wären, von selbst wegfallen würden. Sie hofften zwar, daß der Pabst alle diese Beschwerden gnädig und bald aufheben werde; besonders, da er sich selbst dazu erboten habe. Sollte aber dieses nicht in kurzem erfolgen, so könnten sie seiner Heiligkeit nicht verhalten, daß sie diese dringende und unerträgliche Lasten weiter weder dulden wollten, noch könnten, und alsdenn gezwungen werden würden, selbst auf Mittel bedacht zu seyn, welche sie von denselben befreyeten. Bald darauf, im März des Jahrs 1523. endigte sich auch der Reichstag zu Nürnberg, nachdem vorher die Reichsstände den Schluß bekannt gemacht hatten, daß bis zu der bevorstehenden Kirchenversammlung, keine zu Unruhen führende Predigten gehalten, das Evangelium nach der in der Kirche eingeführten Lehre vorgetragen, und andere Anstalten beobachtet werden sollten, heftigen Veränderungen und Bewegungen vorzubeugen. Ein Schluß, der zwar mit einiger Gefälligkeit für den Pabst abgefaßt war; aber von beyden Partheyen nach ihren Absichten ausgelegt wurde, und, wie alles was auf dem Reichstage vorgefallen war, die Reformation ziemlich beförderte.

Allem Ansehen nach wollte Adrians Gesandter nicht der Ueberbringer einer so unangenehmen Schrift seyn, als das Verzeichniß der Beschwerden war. Er

reiste

ein Ich und Nicht-Ich, ein „in das Unendliche“ theilbares Ich, ein Ich, das ſich ſelbſt ſetzt, und ein Ich, das ſich ſelbſt nicht ſetzt

Indem Adrians Gesandter in Deutschland vergebens daran arbeitete, daß gegen Luthern und seine Anhänger von den Fürsten mehr Schärfe gebraucht werden möchte, suchte der Pabst selbst einen der größten Männer dieser Zeit, den Erasmus von Rotterdam, zum Angriffe auf die gedachte Parthey zu bewegen. Erasmus, einer von den vornehmsten Wiederherstellern der wahren Gelehrsamkeit, nach dem Muster des griechischen und römischen Alterthums, und der insonderheit auch die seit so vielen hundert Jahren fast unbekannt gewordene gelehrte Religionswissenschaft, oder Theologie, von neuem ans Licht gezogen hatte, würde seinen ohnedieß unsterblichen Ruhm noch sehr vergrößert haben, wenn er auch eine Hauptperson bey der Verbeßerung der Religion und Kirche, die zu seiner Zeit hervorbrach, hätte abgeben wollen. Er erkannte zwar in manchen Stücken die Nothwendigkeit derselben, und machte insonderheit den Aberglauben seiner Kirche, die Unwissenheit und den Verfolgungsgeist ihrer Lehrer, hauptsächlich der Mönche, lächerlich. Aber weiter zu gehen, erlaubten ihm entweder seine Friedfertigkeit und Sanftmuth, die Furcht sich Verfolgungen zuzuziehen, seine Verbindungen mit den Päbsten, oder auch andere Ursachen, nicht. Desto mehr hofften die Päbste, einen Mann von so ehrwürdigem Ansehen, zu ihrem großen Vortheil, Luthern entgegen stellen zu können. Leo der zehnte hatte ihm bereits einen solchen Antrag vergebens thun lassen: und Adrian wiederholte denselben. Diesen letztere hatte würklich noch mehr Hoffnung vor sich, den Erasmus zu seiner Absicht zu gewinnen. Sie waren beyde Niederländer, und schon zu Löwen mit einander vertraut bekannt gewesen. Daselbst hatte ihn Adrian, unter vielen andern Beweisen der Gewogenheit und Liebe, der Obrigkeit empfohlen, daß sie

ihm ein öffentliches Lehramt auf der dortigen hohen Schule antragen möchte. Nachmals, da er Pabst geworden war, bot er dem Erasmus ein Amt, und als er dasselbe ausschlug, Geld an, suchte ihn auch nach Rom zu ziehen, damit er unter dem dortigen Ueberfluße von Büchern desto bequemer Luthern widerlegen könnte. Allein Erasmus entschuldigte sich mit seinem herannahenden Alter, und einiger Kränklichkeit, warum er nicht im Stande sey, diese Reise anzutreten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er befürchtet habe, durch seinen Aufenthalt in dieser Hauptstadt, zu viel von der Freyheit die er liebte, zu verlieren.

Beyde schickten sich in der That durch ihre sanftere Gemüthsart, und durch die Einsicht welche sie über die in der Kirche eingerissene Mißbräuche erlangt hatten, zur freundschaftlichen Verbindung mit einander. Daher sind auch verschiedene der zwischen ihnen gewechselten Briefe welche den Religionszustand dieser Zeiten betreffen, merkwürdig. In einem derselben, den der Pabst gegen das Ende des Jahrs 1522 an den Erasmus abließ, bezeigte er ihm sein Vergnügen über die Zuschrift seiner Ausgabe des Arnobius, welche der letztere an den Pabst gerichtet hatte, und zweifelt nicht, daß dieses ein sehr guter Schriftsteller sey; ob er gleich nur einige Blicke auf denselben habe werfen können. Was die Besorgniß des Erasmus anlange, schreibt der Pabst, daß man ihn bey diesem in den Verdacht dürfte gebracht haben, er wäre ein Anhänger Luthers, so möchte er gutes Muthes seyn. Es hätten zwar einige, die ihm nicht sonderlich gewogen wären, dem Pabste üble Begriffe von ihm beyzubringen gesucht; aber er sey, nach der ihm natürlichen Denkungsart, und auch seinem Amte gemäß,

nicht geneigt, schlimme Erzählungen von gelehrten und tugendhaften Männern leicht zu glauben, weil er wohl wisse, daß diese, je vortrefflicher sie wären, desto mehr vom Neide auszustehen hätten. Dagegen ermahnt er den Erasmus, aus Liebe zu ihm und zu seinem wahren Ruhm, daß er seine so glückliche Feder, die ihm durch Gottes Gnade zu Theil geworden sey, gegen die neuen Ketzereyen gebrauchen, und dieses Amt als ein ihm von Gott vorbehaltenes ansehen möge. Sein großer Geist, seine seltene Wissenschaft und Beredsamkeit, besonders aber sein ungemeines Ansehen bey den Deutschen, machten ihn dazu vor allen andern geschickt. Er würde dadurch den Argwohn der heimlichen Anhänglichkeit an Luthern, den man auf ihn geworfen habe, am besten ablehnen, und niemals eine Gott mehr gefälligere, erwünschtere, und seiner würdigere Arbeit unternehmen können. Auch würde ihm in seinem übrigen Leben keine solche Gelegenheit wieder dargeboten werden, bey welcher er seinen Gehorsam gegen Gott so sehr bezeigen, und der Christenheit eine so große Wohlthat erweisen könnte. Seine bisherigen Schriften hätten den Gelehrten ausnehmenden Nutzen verschafft; aber sie wären doch nicht so nothwendig, und von so allgemeiner Brauchbarkeit, als diejenige welche der Pabst jetzt von ihm verlange. Seine Gelehrsamkeit sey noch reifer als ehemals: und er dürfe sich auch nicht aus Bescheidenheit davon abhalten lassen, besonders deswegen, weil ihm Gott und die gerechte Sache des Glaubens Beystand leisten würden. Diese letztere werde doch den Sieg davon tragen, wenn gleich Gott aus gerechtem Gerichte, um der schweren Sünden der Menschen, besonders der Geistlichkeit willen, seine Kirche etwas in Bedrängniß gerathen lasse. Erasmus könne kein Bedenken tragen, diejenigen anzugreifen, welche Gott bereits verwor-

fen

sen habe, welche die Kirche Christi in Verwirrung setzten, und unzählige Seelen auf ewig unglücklich machten. Es komme auf ihn an, eine Menge von denen, welche Luther verführt habe, wieder auf den rechten Weg zu leiten, und diejenigen die bereits wankten, vor dem Falle zu bewahren. Zu diesen und andern Gründen setzt Adrian hinzu, er wünsche weit mehr, wie ihm Erasmus, der seine Gemüthsart kenne, glauben werde, daß die Ketzer auf diese Art gebessert, als Strafen unterworfen würden.

Ehe noch Erasmus dieses Schreiben des Pabstes erhielt, bat er denselben um Erlaubniß, ihm insgeheim einen, wo nicht klugen, doch treuen Rath mittheilen zu dürfen, wie das große Uebel der Religionshändel dieser Zeit dergestalt getilgt werden könne, daß es niemals wieder zum Vorschein komme. Denn es würde nichts helfen, setzte er hinzu, wenn es gewaltsam unterdrückt würde, und bald noch gefährlicher ausbräche. Bey gewaltigen Stürmen nehme auch ein geschickter Steuermann von jedermann Erinnerungen an, und Personen von niedrigem Stande sähen und hörten vielleicht einiges nicht verwerfliche, was den Großen unbekannt bliebe. Man müsse sich jetzt besonders in Acht nehmen, daß man nicht durch Privathaß der wichtigen Religionsangelegenheit schade. Er habe, sagt Erasmus, ehemals in ruhigen Zeiten, einige freyere Scherze vorgebracht; jetzt aber wären so gefährliche Zeiten, daß man seinen Leidenschaften gar nichts einräumen dürfe. Adrian antwortete ihm bald darauf, daß er nichts so sehnlich zu erfahren wünsche, als das Mittel, welches ihm Erasmus zu eröffnen, versprochen habe: und das nicht deswegen, weil seine eigene Macht in Gefahr geriethe; sondern wegen des Verderbens, das so vielen Seelen bevorstehe, die seiner Aufsicht anvertrauet wären.

Hier-

Hierauf folgte zwar der so begierig erwartete Brief des Erasmus; es ist aber ein Theil davon verloren gegangen. Zuerst führt er darinne die Ursachen an, warum er keinen Nutzen davon hoffe, wenn er wider Luthern schriebe. Er beruft sich vornemlich darauf, daß er bey Leuten, welche hohe Schulen, und Fürsten, und den Pabst selbst nicht achteten, unmöglich in Ansehen stehen könne; daß ihn viele öffentlich lästerten und bedrohten, andere vor einen Freund Luthers ausgäben, die Anhänger von diesem aber, und Luther selbst, sich beschwerten, daß er denselben häufig und bitter angriffe. „Deutschland, sagt Erasmus, „ist ein großes Land, das einen Ueberfluß an vortrefflichen Männern hat: und es ist nicht das einzige, welches diese Neigung gefaßt hat; ich wage es kaum zu „schreiben, in wie vielen Ländern der große Hauffen „Luthern von ganzem Herzen ergeben sey, und hingegen den päbstlichen Stuhl hasse. Man kann es „auch kaum glauben, wie hartnäckig, oder, nach ihrem Ausdrucke, wie standhaft diese Leute sind. Und „viele von denen, welche die feinere Gelehrsamkeit lieben, haben ohngefähr eben solche Gesinnungen.“ Er zeigt ferner, daß er bereits in vielen Schriften seine gänzliche Abneigung gegen diese Parthey nachdrücklich an den Tag gelegt, und jedermann vor derselben gewarnet habe; gleichwohl wäre er unterdessen zu Rom durch wütende Schmähschriften angegriffen worden: und in den Niederlanden nenne man ihn selbst auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle, einen Ketzer, und Erzketzer. Viele, welche sich vor eifrige Vertheidiger der päbstlichen Sache hielten, behaupteten, alle arge Lehrsätze Luthers, befänden sich auch in seinen Schriften, in welchen doch ehemals, da diese Händel noch nicht angegangen wären, niemand solche Irrthümer anzetroffen habe. Aller dieser Ursachen

chen wegen glaubt Erasmus, der Pabst werde nicht weiter in ihn dringen, daß er Luthern angreiffen sollte. Die vorgeschlagene Reise nach Rom insonderheit würde ihm den Vorwurf zuziehen, daß er dafür bezahlt werde, zu schreiben.

Nun kommt er zu dem Rathe, den er dem Pabste versprochen hatte. Er mißbilligt die Meinung welche viele äußerten, daß die damaligen Religionsunruhen durch Schärfe unterdrückt werden müßten. Dieses sey ein sehr gefährliches Mittel, sagt er, das, bey einem so weit ausgebreitetem Uebel, abscheuliche Gewaltthätigkeiten verursachen würde. In einem Lande wo die Herrschaft unter so vielen Fürsten getheilt sey, als in Deutschland, könne man nicht so verfahren, wie unter der Regierung eines einzigen. Wollte man aber durchaus Gefängniß, Landesverweisungen und Lebensstrafen, dabey gebrauchen; so könne man seines Raths völlig entbehren. Doch einem Manne von so sanftmüthigem Geiste, als der Pabst wäre, könne dieses nicht gefallen. Gelinde Heilungsmittel würden alsdenn gewiß ihre Würkung thun, wenn ein jeder, Fürsten, Gottesgelehrte und Mönche, nicht bloß ihr eigenes Ansehen und ihre Vortheile, sondern das allgemeine Beste der Christenheit suchten. Vor allen Dingen müße man nachforschen, woher dieses Uebel so oft von neuem loßbreche. Weiter werde es nützlich seyn, denen zu verzeihen, die auf Ueberredung und Antrieb anderer geirrt hätten, oder vielmehr eine Vergessenheit aller bisherigen Uebel, die sich durch ein gewisses Verhängniß ereignet zu haben schienen, einzuführen. Und doch müsse man zugleich solchen Neuerungen Einhalt thun, welche an Statt die Gottseeligkeit zu befördern, vielmehr zur Empörung führten. Ist es möglich, fährt Erasmus fort, so wünschte ich, daß auch

die

die ungebundene Freyheit, Bücher drucken zu laſſen, eingeſchränkt würde. Nächſtdem muß man der Welt Hoffnung machen, daß einiges, worüber ſie ſich nicht ohne Urſache beſchwert, werde geändert werden. Jedermann wird, wenn er den ſüſſen Nahmen der Freyheit hören wird, ſich wieder erholen. Für dieſe muß auf alle Art geſorgt werden, ſo weit es ohne Schaden der Frömmigkeit geſchehen kann: auch auf die Beruhigung des Gewiſſens der Menſchen muß man bedacht ſeyn; und doch zugleich nicht weniger auf die Würde der Fürſten und der Biſchöfe. Nur muß dieſe letztere, ſo wie auch die Freyheit des Volks, in demjenigen geſetzt werden, worinne ſie würklich beſteht. Frägt man aber: welches ſind die Quellen dieſes Uebels? und was muß geändert werden? ſo wird man darauf am beſten antworten können, wenn man aus jedem Lande unbeſtochene, ernſthafte, ſanftdenkende, beliebte und durch keine Leidenſchaften hingeriſſene Männer wird zuſammen gerufen, und ihre Meinung darüber gehört haben.

Eben hier, wo man am begierigſten wird, den Rath welchen Erasmus dem Pabſte ertheilt, völlig zu überſehen, bricht ſein Brief, ſo weit er noch vorhanden iſt, ab, und läßt uns in der Ungewißheit. Was man jedoch bisher davon geleſen hat, iſt völlig ſo beſchaffen, wie man es von einem ſolchen Manne, und an einen ſolchen Pabſt, erwarten konnte. Es iſt auch nicht ganz unmöglich, daraus einen Theil ſeines noch übrigen Vorſchlags wahrſcheinlich zu muthmaaßen. Erasmus ſcheint auf das Vertrauen, welches Männer, wie er ſie zuletzt beſchreibt, für den päbſtlichen Stuhl erregen könnten, nicht wenig gebauet zu haben: und ihr Ausſpruch würde alſo wohl, nach ſeinem Entwurfe, die meiſten Chriſten zu einer ruhi-

eigene Schwiegermutter, — sie wohnte ja mit ihm — ihre Kinder, ihre Verwandten, ihre Freunde, ihre Bekannten, ihre Dienstboten, ihre Lieferanten, ihre Gläubiger, ihre Schuldner, ihre Feinde, ihre Gegner, ihre Verfolger, ihre Richter, ihre Advocaten, ihre Zeugen, ihre Ankläger, ihre Vertheidiger, ihre Henker, ihre Gefängnißwärter, ihre Mitgefangenen, ihre Leidensgefährten, ihre Mitschuldigen, ihre Mitverurtheilten, ihre Mitgenossen, ihre Mitbürger, ihre Landsleute, ihre Glaubensgenossen, ihre Mitmenschen, ihre Nächsten, ihre Fernsten, ihre Bekannten, ihre Unbekannten, ihre Freunde

keinen Abbruch, deren Freunde vielmehr diesen seinen Eifer aus eigennützigen Absichten herleiteten; sondern es hörten auch die hitzigern Mitglieder seiner Kirche nicht auf zu sagen, daß er ein heimlicher Lutheraner sey; wenn er gleich, gezwungen durch so viele Vorwürfe, die Person eines Vertheidigers der Römischen Kirche annähme.

Nicht viel glücklicher war Adrian bey dem Gebrauche anderer Mittel, welche er wählte, um die schlimmen Folgen zu verhüten, die aus den damaligen Religionsbewegungen für seine Kirche und ihn selbst entstehen konnten. Er hatte in dieser Absicht auch eine Verbesserung seines eigenen Hofes und der Geistlichkeit überhaupt versprochen: bald zeigte es sich, daß dieses mehr als Worte wären, durch welche Zeit gewonnen werden sollte. Die vielen Anwartschaften auf geistliche Bedienungen, welche bis auf seine Zeiten so leicht von den ungeschicktesten Leuten für Geld unter allerhand Nahmen waren erlangt worden, hatte er noch in Spanien abgeschafft: und in den ersten Tagen seiner Anwesenheit zu Rom, machte er dieses allgemein bekannt. Selbst die Vergünstigungen erklärte er vor ungültig, welche die Cardinäle während der Erledigung des päbstlichen Stuhls ertheilt hatten. Die dreyßig Referendarien seines Hofes setzte er auf achte herab. Besonders hob er die von seinem Vorgänger errichteten und verkauften Aemter nach und nach auf, die der päbstlichen Schatzkammer so viel eingetragen hatten: und ob er gleich des Geldes sehr benöthigt war, wollte er doch keines davon das essen würde, für einen gewissen Preiß hingeben, weil sie so viel Anstoß und Vorwürfe verursacht hatten. Einigen nahm er dieselben sogar weg, die nichts dafür bezahlt hatten, indem er glaubte, sie könnten sich daran begnügen,

gnügen, daß sie eine lange Zeit, ohne alle Kosten, beträchtliche Vortheile daraus gezogen hätten. Er achtete dabey keine Schwierigkeiten, auch nicht den Verdruß derer, welche darunter litten; sondern hielt diese Anstalt wegen des Zustandes der Zeiten vor nothwendig. Doch ersetzte er einigen ihren Verlust durch geistliche Stellen. Den Ablaß verlieh er weit sparsamer als seine Vorgänger: denn eben die Verschwendung desselben hatte ihn verächtlich gemacht, und er schien würklich etwas wieder in Ansehen zu kommen.

Adrian enthielt sich noch vieler anderer Dinge, welche unter den vorigen Päbsten nicht ohne Aergerniß üblich gewesen waren. Er versah auch seine Anverwandten nicht leicht mit Kirchenämtern, indem er behauptete, daß bey solchen Angelegenheiten die Blutsfreundschaft am wenigsten gelten dürfe. Sogar wenn sie mit den übrigen Mitbewerbern gleiche Gaben hatten, war er mehr geneigt, diese letztern zu begünstigen. Desto mehr weigerte er sich, einen jungen Anverwandten von trefflichen Gaben, der eben auf der hohen Schule zu Löwen den Anfang gemacht hatte, sich als einen geschickten Lehrer zu zeigen, auf Empfelung einiger vornehmen Herren in den Niederlanden, mit der Cardinalswürde zu beehren; obgleich dieses bey einem andern Pabste etwas sehr gewöhnliches gewesen seyn würde. Er wolle, sagte er, den geistlichen Aemtern Menschen, und nicht den Menschen Aemter geben. Als ein anderer Verwandter von ihm, der zu Siena studierte, ohne seinen Befehl eilig nach Rom kam, schickte er ihn sogleich auf einem gemietheten Pferde wieder zurück, nachdem er ihm Leichtsinn vorgeworfen, und ihn ermahnet hatte, seine Bescheidenheit nachzuahmen. Einige die in entfernter Verwandschaft mit ihm standen, und aus den Niederlanden nach Rom, mit der Hofnung, ihr Glück

wardt er bedden, gedan, ende, als wy dat doen
sullen, dat wy dan ons volck, dat wy dan
hebben, ende dat wy dan noch crygen sullen,
dat wy dat dan alle by een sullen hebben,
ende dat wy dan alle by een sullen wesen,
ende dat wy dan alle by een sullen blyven,
ende dat wy dan alle by een sullen vechten,
ende dat wy dan alle by een sullen sterven,
ende dat wy dan alle by een sullen begraven
worden, ende dat wy dan alle by een sullen
verrysen, ende dat wy dan alle by een sullen
gaen, ende dat wy dan alle by een sullen
comen, ende dat wy dan alle by een sullen
wesen, ende dat wy dan alle by een sullen
blyven, ende dat wy dan alle by een sullen
vechten, ende dat wy dan alle by een sullen
sterven, ende dat wy dan alle by een sullen
begraven worden, ende dat wy dan alle by
een sullen verrysen, ende dat wy dan alle by
een sullen gaen, ende dat wy dan alle by een
sullen comen, ende dat wy dan alle by een
sullen wesen, ende dat wy dan alle by een
sullen blyven, ende dat wy dan alle by een
sullen vechten, ende dat wy dan alle by een
sullen sterven, ende dat wy dan alle by een
sullen begraven worden, ende dat wy dan alle
by een sullen verrysen, ende dat wy dan alle
by een sullen gaen, ende dat wy dan alle by
een sullen comen, ende dat wy dan alle by
een

Unterdessen gab Adrian an sich selbst ein Beyspiel verbesserter und eigentlich bischöflicher Sitten. Er war ein Feind von Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit. Daher dankte er viele von seiner Leibwache ab, blieb, wie zuvor, ein Liebhaber der Einsamkeit, und zeigte sich selten öffentlich; wenn es aber auch geschah, so hatte er kein Gefolge um sich, und verachtete das sonst dabey gewöhnliche Geräusche. Seine Mäßigkeit gieng so weit, daß ihn die Italiäner darüber verspotteten. Selbst der Bischof Jovius, der ihm doch Wohlthaten zu danken hatte, schreibt von ihm, er habe einen Fisch des Pöbels, den Stockfisch, am liebsten gegessen, und dadurch bewiesen, daß er einen eben so schlechten Geschmack in Gerichten besitze, als er ungeschickt zur Regierung sey: wie denn dadurch der Preiß dieses Fisches zum Gelächter des ganzen Fischmarktes geworden sey. Freylich waren die Römer an Leo dem zehnten gewohnt, von allem diesem das Gegentheil zu sehen: einen königlichen Aufwand, für welchen kaum jemals Geld genug vorhanden war, Schauspiele und andere häuffige Lustbarkeiten, insonderheit aber die äußerste Schwelgerey der Tafel, für welche vier bey ihm sehr beliebte Personen durch immer neue Erfindungen sorgten. Sie hatten unter andern eine Art von Bratwürsten ersonnen, welche mit Pfauenlebern gefüllt wurden: und Adrian erstaunte nicht wenig darüber, als man ihm die Küchenrechnungen des verstorbenen Pabstes vorlegte.

Diese Eingezogenheit und Zurückhaltung des Geldes, welches sich sonst gleich einem Strohme in Rom ergossen hatte, mißfiel bereits ungemein vielen; aber Adrian zog sich auch dadurch fast allgemeinen Unwillen zu, als man hörte, daß er entschlossen sey, einige sehr scharfe Verordnungen wider gewisse zu Rom herr-

schende Ausschweifungen herauszugeben. Dreyerley Arten von Leuten sollten besonders dadurch getroffen werden. Erstlich, die heimlichen Juden, deren eine große Menge, besonders Reiche, aus Spanien, wo sie von dem Ketzergerichte verfolgt wurden, nach Rom geflüchtet waren, zu welchen man auch diejenigen rechnete, welche verächtlich oder spöttisch von der christlichen Religion sprachen, und solche, die einen Handel mit geistlichen Bedienungen trieben. Zweytens war er darauf bedacht, den Wucherern Einhalt zu thun, welche die Armen zu Grunde richteten, und durch ihren Aufkauf den Lebensmitteln einen beliebigen Preis setzten. Endlich war er Willens, die Verführer und Schänder der Jugend zu bestrafen, deren es zu Rom viele geben sollte. So viele Furcht alle diese Anstalten bey einer Menge Einwohner, selbst der vornehmsten, erregten: so viele gute Hoffnung machten sie andern. Erasmus behauptete insonderheit, die gedachte Hauptstadt würde ziemlich rein geworden seyn, wenn Adrian zehn Jahre auf dem Throne hätte sitzen können: ein Zeitraum, welcher allein schon beweiset, wie viel er bloß zu Rom wegzuräumen gefunden habe.

Allein er wurde vielmehr bey den Römern immer verhaßter und verächtlicher. Sie beklagten sich darüber, daß der Zutritt zu ihm so schwer sey, und daß sein Hof, der ohnedem eine sehr armseelige Gestalt habe, von einer Anzahl Niederländer und Spanier, die er mitgebracht hätte, ganz eingenommen würde. Man tadelte ihn, daß er bey allen Angelegenheiten, die sich immer mehr häufften, langsam und schüchtern handelte. Der Gesandte des Erzherzogs Ferdinand unterstand sich sogar, da er von dem Pabste, auf das Begehren seines Herrn, wegen der Türken und

Luthe-

lutheraner, eine unschlüßige Antwort erhielt, in öffentlicher Versammlung der Cardinäle zu ihm zu sagen: „Allerheiligster Vater, Fabius Maximus hat „durch sein Zaudern dem Römischen Staate wieder „aufgeholfen; aber es scheint, daß durch Ihr Zaudern nicht allein die Römische Kirche, sondern auch „ganz Europa werde zu Grunde gerichtet werden.„ Worte, deren Eindruck bey dem Pabste man an der Veränderung seines Gesichts bemerkte, und über welche die Cardinäle sich des Lachens kaum enthalten konnten. Ueberhaupt traueten ihm die Römer und übrigen Italiäner nicht die geringste Staatsklugheit zu, weil er diejenige am wenigsten übte, deren sich seine Vorfahren in der Regierung oft glücklich bedient hatten. Es kam ihnen lächerlich und ungereimt vor, daß er die Schwäche seiner Kirche und die Fehler seines Hofs aufrichtig gestand, an Statt sie zu verbergen; daß er Länder welche die vorigen Päbste bereits an sich gezogen hatten, freywillig zurück gab, durchgehends den geraden Weg gieng, und sich von dieser Art zu handeln so vieles versprach. Die höchste Erbitterung aber gegen ihn entstand bey denen, welche durch die von ihm geschehene Einziehung von Bedienungen, ihr Vermögen oder ihre Einkünfte, die sie auf öffentliche Treue genossen, größtentheils eingebüßt hatten. Einer darunter faßte sogar den wütenden Vorsatz, den Pabst, wenn er aus seinem Zimmer kommen würde, zu ermorden; nahm sich aber selbst, nachdem er eine Zeitlang auf denselben gewartet hatte, das Leben: vermuthlich aus Furcht entdeckt zu werden, weil derjenige dem er seine Absicht vertrauet hatte, nicht an dem bestimmten Orte angelangt war. Adrian gerieth darüber in Bestürzung, und sagte, es sey nur öfters gar zu wahr, was ein Alter geschrieben habe, daß, wenn man glücklich seyn wolle, sehr viel

darauf ankomme, in welche Zeiten selbst der tugendhafteste Mann gefallen sey.

Es war in der That in diesem allen mehr Unglück, das heißt Zusammentreffen von nachtheiligen Umständen, und Vorurtheilen, als Mangel an weisem Betragen bey dem Pabste. Wie es Fürsten gegangen ist, die man mit Widerwillen den Thron besteigen sah: so hat auch Adrian alles tragen müssen, was die Beschaffenheit der Zeiten, und die Noth des Staats unvermeidlich machten; er hat Vorwürfe erduldet, die für ihn eine Ehre waren, und seine Rechtschaffenheit selbst wurde zum Verbrechen. Er war freylich in seinem Palaste beynahe für jedermann verschlossen; aber einer seiner Spanischen Hofcapläne gesteht es frey, daß dieses Mönchsleben, wie er es nennt, das Adrian zuerst bey Gelegenheit der in Rom sich ausbreitenden Pest gewählt hatte, hauptsächlich von denen unterhalten worden sey, welche ihn ganz allein in ihrer Gewalt zu haben wünschten, und denen er auch vor allen andern trauete. Daß es ihm an Thätigkeit in den Geschäften nicht fehle, hatte er schon ehemals in Spanien gezeigt: und er verdoppelte sogar seine Arbeitsamkeit, nachdem er Pabst geworden war. Allein diejenigen urtheilten richtig, welche das Langsame und Unentschlossene in seinem jetzigen Verhalten davon herleiteten, weil er im Anfange seiner Regierung beynahe niemanden unter den Italiänischen Hofleuten fand, mit welchem er sich recht vertraulich hätte berathschlagen, und sich dessen Beystand zu Nuze machen können. Er lernte sie erst nach und nach kennen: und für ihn, so wie für diejenigen, welche mit ihm kamen, war alles neu. Ueberhaupt gab es auch einen viel zu großen Abstand zwischen dem offenen Wesen des Niederländers, und den künstlichen geheimen Irrgängen

der

der Italiänischen Staatsklugheit, als daß beyde so leicht hätten zusammen treffen können.

Die Gemüthsart des Adrian empfand dieses sogleich: und bald warneten ihn auch die Erfahrungen welche er machte. Er hatte gleich anfänglich dem Cardinal Soderini, einem bejahrten Manne von ehrwürdigem Ansehen, der nicht wenig Verstand, Beredsamkeit und Gelehrsamkeit besaß, und durch alles dieses die Ränke seiner Falschheit geschickt zu bedecken wußte, sein Vertrauen in vielen Stücken, ohne schärfere Untersuchung, geschenkt. Eben dieser aber war ein alter Feind des Cardinals von Medices, und gab sich alle Mühe, denselben zu stürzen. Er beschuldigte ihn also bey dem Pabste, daß derselbe vieles von dem päbstlichen Schatze besitze, den er unter der Nachsicht seines Bruders, des letzten Pabstes, beraubt hätte. Jedermann sah leicht, daß dieses eine Verleumdung sey: denn Leo der zehnte hatte allein so sehr daran gearbeitet, seine Schätze zu verschwenden, daß ihm die Hülfe eines andern dabey nicht nöthig gewesen war, und unermeßliche Reichthümer für ihn kaum zulänglich seyn konnten. Doch bey einem Ausländer wie Adrian war, der den Römischen Hof noch so wenig kannte, und einen so starken Mangel an Gelde hatte, machte diese Anklage Eindruck. Soderini verwickelte zugleich in dieselbe die Cardinäle Pucci und Armellini, vorzügliche Freunde des Medices, und gab ihnen Schuld, daß sie ohngefähr auf gleiche Art sich ungemein große Geldsummen erworben hätten. Er versicherte daher dem Pabste, es würde etwas sehr leichtes seyn, Leuten welche allgemein verhaßt wären, wenn man sie wegen der Bestehlung öffentlicher Gelder verklagte, ihre ansehnlichen Güter zu entreissen, und damit die leere Schatzkammer anzufüllen.

Obgleich unterdeſſen Soderini ſeine Beſchuldigungen liſtig genug eingerichtet hatte, auch der Cardinal von Medices eben damals nicht zu Rom gegenwärtig war; ſo ließ ſich doch der Pabſt nicht ſo völlig wider den letztern einnehmen, als ſein Feind erwarten mochte. Die mächtigen Freunde des Medices nahmen ſich ſeiner geſchickt an, ohne das Anſehen von Vertheidigern zu haben: und der Pabſt, der ihm ſo viele Dankbarkeit ſchuldig war, übereilte ſich nicht in ſeinem Urtheile über einen Mann, welcher ſich um den Kayſer und um den päbſtlichen Stuhl bisher überaus verdient gemacht hatte. Ein glücklicher Zufall aber half dem Beklagten mehr als alles übrige. Seine Kundſchafter fiengen ein Schreiben des Soderini an den König von Frankreich auf, worinne er denſelben aufmunterte, den Krieg nach Sicilien zu ſpielen, wo es leicht wäre, ſolche Unruhen zu ſtiften, daß die Kayſerlichen Kriegsvölker aus dem obern Italien dahin ziehen müßten. Er warnete zugleich den König, daß er dem Pabſte nicht trauen möchte, indem derſelbe, auch wenn es ſchiene daß er den Frieden befördern wollte, doch die Vortheile des Kayſers unveränderlich in allen Dingen ſuchte, und ſo eifrig als es nur der alte Vater und Lehrer deſſelben thun könne, ihm das höchſte Glück wünſche. Dieſer Brief war zwar mit willkührlichen Zeichen geſchrieben; aber ſie waren ſo grob gebildet, daß es nicht ſchwer wurde, ſie zu verſtehen. Medices ſchickte ihn alsbald nach Rom an den Kayſerlichen Geſandten, und ſtellte demſelben vor, wie gefährlich es ſey, daß ſich der Pabſt dem Soderini beynahe ganz überlaſſe, der doch den Franzoſen völlig ergeben wäre, und ihn deswegen bey dem Pabſte, der keinen Argwohn kenne, anſchwärzen wollte, damit er aus dem Florentiniſchen vertrieben, und dagegen Frankreich wieder daſelbſt herrſchend würde.

An-

Anfänglich hielt Adrian diesen Brief vor unterschoben; nachher aber wurde er äußerst gegen den Soderini erbittert, ohne solches jedoch an den Tag zu legen, bis Medices wieder zu Rom eingetroffen war. Beyde Cardinäle wurden hierauf in den päbstlichen Palast berufen, nachdem man vorher ausgestreuet hatte, der Pabst wolle alle Mühe anwenden, die beyden Feinde, welche doch mit einander verwandt wären, auszusöhnen. Plötzlich fragte der Pabst den Soderini, ob er niemals mit Ziffern nach Frankreich geschrieben hätte, hielt ihm seinen Brief vor, und machte dadurch, daß er alles gestand. Darauf ließ er ihn, ob sich gleich derselbe erbot, seine Verantwortung zu führen, gefangen setzen. Die entschlossene Standhaftigkeit welche Adrian bey dieser Gelegenheit bewies, vergrösserte sein Ansehen desto mehr, da man ihm ein solches Betragen gar nicht zugetrauet hatte: und die Französische Parthey verlor dadurch viel von ihrem Muthe. Er selbst aber wurde seitdem etwas argwöhnischer. Es verdroß ihn ungemein, daß er, der niemanden zu hintergehen gewohnt war, unter Umständen die das Verbrechen noch strafbarer machten, hintergangen worden war. Er hielt daher von dieser Zeit an die Cardinäle vor Leute, die viele Neigung zu Meutereyen und wenig Treue besässen; denen also auch nichts von wichtigen Angelegenheiten anvertrauet werden dürfe. Zween unter ihnen, Carvajal und Fieschi, beklagten sich bey ihm darüber, daß er ganz wider die Gewohnheit der vorigen Päbste, ihre Gesellschaft nicht um Rath fragte; da doch so viele erfahrne Männer welche sich in derselben befänden, ihm die Regierungssorgen, die er als ein Fremder erst übernommen hätte, sehr erleichtern könnten. Diesen gab er zur Antwort, er traue niemanden überall, selbst einem Cardinale nicht, weil es gefährlich

ten Jahrhunderte, und am Benno, Bischof von Meißen, der bis gegen das Jahr 1100. gelebt hatte, vollzog. An sich war es eine sehr unbedeutende Cärimonie, daß der Pabst zween Geistliche, welche man in der Römischen Kirche vor außerordentlich fromm und sogar wunderthätig gehalten hatte, mit feyerlichen Gebräuchen zu Heiligen ernannte, oder canonisirte, das heißt, sie seinen andächtigen Christen zur Verehrung und Anrufung darstellte, dazu auch einen besondern Tag, und gewisse kirchliche Gebräuche wiedmete. Die Sache dieser beyden neuen Heiligen war außerdem schon lange zu Rom anhängig gemacht worden. Besonders hatte man die Heiligsprechung des Benno seit vielen Jahren betrieben; der Bischof von Meissen war selbst, mit Empfelungsschreiben des Kayfers, seines Bruders, und mehrerer Reichsfürsten, insonderheit des Herzogs Georg von Sachsen, zu dessen Gebiete Meissen gehörte, nach Rom gereiset: und ehemals hatten auch der Kurfürst von Sachsen Friedrich, und sein Bruder Johannes, in gleicher Absicht Gesandten dahin geschickt. Adrian brachte also nur ein Geschäffte zu Stande, das seinem Ende bereits nahe war: er unterschied sich sogar darinne von seinen Vorgängern auf eine rühmliche Art, daß er, zu großem Misvergnügen seiner Hofleute und anderer Römer, die meisten Kosten unterdrückte, welche sonst bey dem öffentlichen Gepränge der Heiligsprechung aufgewandt werden mußten. Dadurch wurde zwar ein kleiner Theil von den Vorwürfen abgewandt, welche die Gegner des päbstlichen Hofs dergleichen Feyerlichkeiten machten, vor welchen ohnedieß ein sehr kostbarer Canonisations-Proceß herzugehen pflegt. Der Pabst erfüllte nächstdem nur das Verlangen einiger Deutschen Fürsten; und behauptete vielleicht in den Augen seiner eifrigern Anhänger durch diese Handlung

lung eine desto schicklichere Standhaftigkeit, je mehr dieses geistliche Schauspiel von Luthers Freunden verspottet wurde.

Aber es fand sich dabey zugleich eine sehr wichtige Bedenklichkeit, welche damals mehr als sonst jemals hätte geachtet werden sollen. Den Bischof Benno unter die Heiligen versetzen, und den Deutschen als einen Fürsprecher bey Gott empfelen, war nicht viel anders, als aufrührische Gesinnungen gegen die Fürsten durch den Nahmen von Religion und Frömmigkeit heiligen. Benno war einer der unruhigsten Geistlichen seiner Zeit in Deutschland gewesen, und hatte die Verlegenheit, in welcher sich der Kayser Heinrich der vierte befand, sehr vergrößern helfen. Wider diesen verband er sich mit dem Pabste Gregor dem siebenten, der durch unbegränzte Herrschsucht, Ränke und Gewaltthätigkeiten aller Art, ein so übles Andenken in der Geschichte hinterlassen hat, und der vornehmste Stifter der furchtbaren päbstlichen Macht wurde. Wie unanständig es sey, eines von den Werkzeugen dieses Pabstes zum Heiligen und Freunde Gottes zu erklären, das empfanden die Christen in der Römischen Kirche zu Adrians Zeiten noch beynahe gar nicht. Aber auch über solche Beschimpfungen der Religion und der Fürsten zugleich, hat ihnen die Reformation nachmals die Augen geöffnet; und als ein neuerer Pabst im gegenwärtigen Jahrhunderte auf den widersinnigen Einfall gerieth, Gregor den siebenten zu dem Range eines allgemeinen Heiligen der Römischen Kirche zu erheben, wußten solches der Kayser und der König von Frankreich gar bald zu hintertreiben. Doch da Luther auf jeden Schritt der Päbste aufmerksam war, um es den Christen begreiflich zu machen, wie wenig jene ihrer knechtischen Verehrung

würdig

Nordischen Völker von Rom dahin sollten gebracht worden seyn, zurück zu holen, ließ er sogar gefangen setzen: zwar unter dem Vorwande, daß derselbe ein ausschweifendes Leben führte; aber, nach anderer Urtheile, vielmehr deswegen, weil er anzügliche Verse wider einen gewissen Spanier gemacht hatte, dessen Einfälle den Pabst bey der Mahlzeit ergötzten, und den er auch zum Kundschafter in Rom gebrauchte. Als er dem Geschichtschreiber Jovius ein Canonicat zu Como ertheilte, um welches der Cardinal Trivulzi sehr lebhaft für einen andern bat, sagte er zu diesem: jener verdiene die gedachte Stelle vor andern, weil er gehört hätte, daß derselbe in allen Wissenschaften wohl erfahren, und ein zierlicher Geschichtschreiber; gleichwohl aber nicht wie die übrigen, welche sich der feinern Gelehrsamkeit ergeben hätten, ein Dichter sey. Es war also auch Adrians Geschmacke und Kenntnissen gemäß, daß er Bildsäulen, Gemählde und andere Denkmäler der alten Kunst, wenig achtete. Ein Abgeordneter der Stadt Bologna sprach einmal vor ihm mit dem verdienten Lobe, von dem unvergleichlichen alten Kunstwerke, oder von der Gruppe welche die Geschichte des Laocoon vorstellt, und von dem Pabste Julius dem zweyten, der sie um einen sehr hohen Preis erkauft hatte, in dem päbstlichen Garten Belvedere aufgestellt worden war; aber Adrian wandte sogleich mit einer Art von Unwillen die Augen von demselben weg. Für Italiäner und Römer insonderheit, welche fast bey jedem Schritte Trümmern oder ganze Ueberbleibsale von der Kunst des Alterthums erblicken, und dadurch frühzeitig angewöhnt werden, sie hoch zu schätzen, konnte dieses nicht anders als sehr anstößig seyn.

Sie rächten sich aber auch an diesem Pabste, der ihre Erwartung so wenig erfüllte, durch Spöttereyen, Schmähschriften und Verleumdungen aller Art. Die Dichter waren nicht die letzten, welche ihn mit den Waffen ihrer Kunst selbst angriffen: und sie sind es vielleicht auch gewesen, welche die lächerliche Ursache von dem Haße den Adrian gegen sie hegte, ausgestreuet haben, daß alle Dichter in seinen Augen Ketzer gewesen wären, weil er in einer Verordnung eines seiner ältesten Vorgänger unter den Päbsten, an Statt eines Heldengedichts, (heroicis versibus) durch einen groben Mißverstand, ketzerische Verse, (haereticis versibus) gelesen hätte. Sannazarius, der in der lateinischen Dichtkunst den Alten so nahe gekommen ist, warf in einem Sinngedichte die Schuld der immer größern Türkengefahr für Italien, mit einer bittern aber ungerechten Vergleichung, auf den Pabst. „Mächtig durch seine Flotten und Soldaten, schreibt er, und „stolz auf seine Bezwingung des Morgenlandes, erschüttert der barbarische Feldherr mit seinen Waffen „bereits die Wohnplätze von Latium. Unser Fürst hingegen versteckt sich in seinem Vatican: und ihn siehst „du doch, o Christe, vom hohen Himmel herab, und „leider duldest du ihn!“ Ein anderer Italiäner, Pierius Valerianus, stellte es in einem lateinischen Gedichte als einen sehr ungereimten und schädlichen Entschluß vor, daß die Römer vom Ausflusse des Rheins her einen Pabst geholt hätten. In einem seiner Werke aber klagt er darüber, daß Adrian ein heftiger Feind witziger und beredter Männer gewesen sey, die bessern Gelehrten überhaupt mit dem Spottnahmen der Terentianer (vermuthlich weil sie den Römischen Dichter Terentius liebten,) belegt, und sie dergestalt verfolgt habe, daß einige freywillig ihr Vaterland verlassen, andere sich auf eine Zeitlang ver-

borgen hätten; so daß man die Zurückkunft der gothischen Zeiten für die Wissenschaften hätte besorgen müßen, wenn er länger gelebt hätte. Ein so großer Bewunderer des Erasmus konnte wohl kein Feind der wahren Gelehrsamkeit überhaupt seyn; ob ihn gleich die Bedürfnisse seiner Kammer verleitet haben mögen, sich zu karg und etwas hart gegen treffliche Köpfe zu betragen, die von derselben bisher Jahrgelder genossen hatten. Besonders wurde Adrian von dem beissendsten unter allen Italiänischen Dichtern, dem Berni, durch eine so schmähsüchtige, in seiner Landessprache geschriebene Satyre angegriffen, daß dieselbe nachmals aus der Ausgabe seiner Gedichte, auf Befehl des Großherzogs von Toscana, herausgerissen wurde. Wer den Pabst nach den gehäßigen Zügen beurtheilen wollte, welche diese Schriftsteller entwarfen, um sich und andere auf seine Kosten zu belustigen, der dürfte es auch vor erlaubt halten, die Fürsten überhaupt, nach den tadelnden Einfällen ihrer müßigen Unterthanen, zu richten.

Eben so unbrauchbar zur wahren Kenntniß Adrians sind die Nachrichten, welche ein junger Italiäner seiner Zeit, Bacci von Parma, in einem besondern Schreiben von ihm aufgezeichnet hat. Und dennoch kann diese mit so vieler Dreistigkeit aus den schlimmsten Gerüchten oder Mißdeutungen seiner Handlungen zusammengeraffte Erzählung nicht ganz übergangen werden, weil sie vorzüglich dazu dient zu sehen, wie ungerecht ein großer Theil der Zeitgenoßen Adrians mit ihm umgegangen sey, bloß weil er keine von den schimmernden und lermenden Eigenschaften eines Leo oder Julius besaß. Dieser Schriftsteller versichert, Adrian habe seine Laster so lange zu verbergen gewußt, bis er Pabst geworden sey. Alsdenn aber sey

erst

erst sein unbeschreiblicher Geitz kund geworden. Man habe ihn anfänglich sehr deswegen gelobt, daß er das Waffentragen zu Rom verboten, und den Obrigkeiten eine unerbittliche Strenge in Bestrafung der Verbrechen empfolen hätte. Allein man habe den Bewegungsgrund davon bald entdeckt, indem er leichte Vergehungen mit starken Geldstrafen belegt; diejenigen welche gröbere begangen, wenn sie kein Geld hatten, entweder hinrichten laßen, oder auf immer zu Ruderknechten gemacht; wenn sie aber reich waren, für Geld ungestraft gelassen, alle Nächte sich darüber mit den Richtern unterredet, und von ihnen das erpreßte Gold sogleich gefordert habe. Sein Hofstaat, fährt Bartri fort, war so gering und elend, daß er täglich nicht über zwölf Ducaten kostete. Der Vaticanische Palast, sonst die Zierde der Stadt, sah einem Hause ähnlich, das aus Furcht vor den darinne polternden Gespenstern, wüste gelassen worden ist. Niemals bat er die Cardinäle, oder andere Großen, oder fremde Gesandten zu Gaste: und bey einer solchen Aufführung wurde er auch von niemanden gebeten. Den Schweitzern und Reitern von seiner Leibwache, die den Palast bewachten, wurde ihr Sold nicht bezahlt: sie mußten beständig hungern. Noch ärger gieng er mit den Trabanten um, die vor seiner Thüre standen: er gab ihnen nicht allein gar nichts; sondern entzog ihnen sogar dasjenige was zu gewissen Zeiten von den Cardinälen und andern Hofleuten geschenkt zu werden pflegte, um es für sich zu nützen. Den Städten des päbstlichen Gebietes, welche beym Antritte seiner Regierung gewöhnlichermaaßen Gesandte an ihn schickten, um ihm ihre Treue eidlich zu bezeugen, und die Bestätigung ihrer Rechte zu erlangen, bewilligte er niemals, wie seine Vorgänger, einige Vortheile, um sich ein langes rühmliches Andenken bey ihnen zu er-

werden: in manchen derselben erhöhete er sogar die Abgaben. Er gestattete nicht, daß die Gelder, welche einige Italiänische Städte, noch auf Anrathen der Cardinäle, da er in Spanien war, aufgebracht hatten, um sich in Vertheidigungsstand gegen einen feindlichen Angriff zu setzen, in Rechnung gebracht werden durften: und den spanischen Soldaten, die mit ihm gekommen waren, erlaubte er, damit er nur selbst sich nicht freygebig gegen sie bezeigen dürfte, das Gebiet von Parma und Piacenza, als wenn es ein feindliches Land wäre, auszuplündern. Sein Geldgeiz scheint auch mit einer barbarischen Ungerechtigkeit verbunden gewesen zu seyn. Denn er hat niemals einem seiner Vertrauten und Diener, so groß auch seine Reichthümer waren, ausnehmende Wohlthaten erwiesen, einige wenige ausgenommen, welches sehr nichtswürdige Leute waren: so daß er selbst entweder auch ein schlechter oder ein thörichter Mann gewesen seyn muß. — Aus allen diesen theils falschen oder übertriebenen, theils sehr verunstalteten Nachrichten, müßte man schließen, daß Adrian unermeßliche Schätze hinterlassen habe. Aber man fand nach seinem Tode einen sehr geringen Geldvorrath: und Jovius, der nicht gewohnt ist, ihn zu gelinde zu beurtheilen, gesteht, der Mangel in dem er sich befunden, habe ihn, gegen seine Neigung, zu einer anstößigen Sparsamkeit genöthiget; daraus sey die Verleumdung des Geitzes entstanden: und er habe daher selbst öfters gesagt, er müsse sich hüten, daß er nicht, indem er allen ein Genüge zu leisten suchte, endlich gezwungen werde, mit der Zahlung gegen alle aufzuhören.

Dabey blieben jedoch die feindseeligen und zum Theil beym ersten Anhören unglaublichen Sagen, die man

man von diesem Pabste ausbreitete, nicht stehen. Bati, der dieselben mit so unwürdigem Fleiße gesammelt hat, setzt hinzu: Wenn es wahr ist, was nach seinem Tode ausgestreuet wurde, so war er sehr gottlos und von schändlichen Sitten. Er gieng täglich am frühen Morgen in den höhern Theil des Vaticanischen Palastes. Jedermann war der Zutritt dahin verschlossen, ausgenommen wenigen Bekannten, mit denen er den Gottesdienst daselbst abwartete. Darauf aber begab er sich allein in ein geheimes Gemach, wo er sich eine Zeitlang aufhielt: und man hat nachmals erfahren, daß er an diesem Orte einen vertrauten Umgang mit einem schönen Frauenzimmer unterhalten habe. Dieses wird auch durch seine letzte Krankheit wahrscheinlich, welche völlig so beschaffen war, wie sie Leute empfinden, die sich dergleichen Ausschweifungen überlassen. Man beschuldigte ihn außerdem, daß er eine unzüchtige Liebe gegen Knaben hegte, weil er einige derselben von sehr schöner Gestalt unter seinen Bedienten hatte. — Es fällt in die Augen, daß die Römer, unter welchen Wollüste dieser und anderer Art damals so herrschend waren, als in keiner andern Hauptstadt, den Pabst, der ein erklärter Feind derselben war, sie wenigstens, ihrer Denkungsart gemäß, heimlich begehen ließen, um sich gleichsam an seiner öffentlichen strengen Tugend zu rächen. Man weiß auch zuverläßig, daß Adrian, sobald er einige Nachricht von dem abscheulichen Italiänischen Verdachte, der für einen Niederländer so fremd war, bekommen, diese jungen Spanier, welche er ihren Eltern zu Gefallen mitgenommen hatte, und von seinem Secretär Hez unterrichten ließ, sogleich in ihr Vaterland zurückgeschickt habe, damit sie auf der hohen Schule zu Salamanca die Wissenschaften ferner erlernen möchten.

Obgleich Batti mit heuchlerischer Miene versichert, es falle ihm schwer, so viele Beschuldigungen, besonders gegen einen Verstorbenen, zu glauben; so häufft er doch immer mehrere auf einander: alle entweder aus dem Geschwätze des großen Hauffens, oder aus eigenen argen Auslegungen. Man sagt, schreibt er weiter, daß nach dem Tode des Pabstes viele Werkzeuge der Zauberey in seinem Zimmer gefunden worden sind. Seine Freunde gestehen, vermuthlich um ein so großes Verbrechen zu bedecken, daß er besonderes Vergnügen an Versuchen über die Verwandlung der Metalle gefunden, und dergleichen häuffig angestellt habe. Darinne aber zeigte er seine ausnehmend listige Gemüthsart, daß er diejenigen welche zu ihm kamen, mit sehr freundlichem Gesichte, und schmeichelhaften Worten empfieng, auch niemanden traurig von sich weggehen ließ; nachher aber nicht so thätig in der Ausführung war, als er mit Mund und Gesicht versprach. Außerdem war es nicht leicht, vor ihn zukommen; er zog auch die angefangenen Geschäfte stets in die Länge, und brachte wenig derselben zu Ende, ausgenommen was Geldsachen betraf. Zweyerley empfielt ihn unstreitig: Gelehrsamkeit und Sparsamkeit. Seine Frömmigkeit und Tugend aber, sagt man, waren Verstellung: und man beweiset es mit den vorher angeführten Gründen und Muthmaaßungen. Diesen Fehler findet man öfters an den Deutschen: sie geben sich alle das Ansehen von Ehrlichkeit und Einfalt; allein wider jedermanns Vermuthen ist Argliſt in ihrem Herzen verborgen. — Vielleicht hätte dieser Vorwurf, ein würdiger Beschluß für die ganze Lästerschrift, unter allen Europäern von niemanden weniger, als von einem Italiäner, den Deutschen gemacht werden sollen.

Gegen solche Schmähungen war Adrian nicht ganz unempfindlich. Insonderheit verdroß es ihn sehr, daß an der berühmten verstümmelten Bildsäule des Pasquino zu Rom schimpfliche Gedichte auf ihn angeschlagen wurden. Nachmals aber bezeigte er sich dabey gelassener, als er gehört hatte, daß diese ungezähmte Frechheit geringen und boshaften Leuten darum verstattet werde, damit sie, wenn sie große Männer ungestraft lästerten, durch dieses Vergnügen der Rache sich für ihr schlechtes Glück trösten möchten. Er hatte schon beschlossen, die gedachte Bildsäule niederreissen, und in die Tiber werfen zu lassen; allein der kayserliche Gesandte widerrieth es ihm aus der scherzhaften Ursache, daß Pasquino, gleich den Fröschen, auch noch in der Tiefe des Flußes nicht schweigen werde. So soll er zu Kalch verbrannt werden, sagte der Pabst, damit nicht die geringste Spur von ihm übrig bleibe. Ganz wohl, versetzte der Gesandte darauf; aber es wird dem so grausam Verbrannten nicht an unterthänigen Dichtern fehlen, welche der Asche ihres Gönners verhaßte Gedichte wiedmen, und den Ort seiner Bestrafung jährlich an einem gewissen Tage feyerlich ins Andenken bringen werden. — Diese feinen Erinnerungen verwandelten gar bald den Zorn des Pabstes in eine fröliche gelindere Denkungsart: und er gewöhnte sich mehr an die Gleichgültigkeit, welche edlere Seelen gegen die schlimmen Urtheile des Pöbels aus allen Ständen anzunehmen wissen.

Während seiner kurzen Regierung hat zwar seine Kirche keinen wichtigen Vortheil in Ansehung der Macht, des Umfangs und der Einkünfte, gewonnen. Sie fuhr eher fort, an allen diesen zu verlieren; aber nicht eigentlich durch seine Schuld. Die Reformation, veranlaßt und gleichsam ausgepreßt durch seine

Vorgänger, nahm ihren fernern glücklichen und geschwinden Lauf, den er weder zurückhalten konnte, noch ganz ungenützt lassen wollte. Es läßt sich sehr schwer behaupten, daß er den Schaden welche die Römische Kirche und ihr Oberhaupt durch dieselbe litten, auf eine andere Art glücklicher würde vermieden haben, als durch die Versuche, welche ihm seine Ehrlichkeit und Mäßigung eingaben, ohne daß er aufgehört hätte, für die Ehre seines Stuhls zu sorgen. Wenigstens würde er gewiß, auch mit Schaden seiner Kirche, wie es der kurzsichtige Eiferer nennen müßte, ihr Ehre und Nutzen verschafft haben, wenn er längere Zeit oder mehr Begünstigung für seine entworfene Verbesserungen gehabt hätte. Man erzählte auch, daß der damalige Patriarch oder Hauptbischof zu Alexandrien in Aegypten, durch ein besonderes Schreiben ihm seinen Gehorsam bezeigt, und ihn vor das Oberhaupt der christlichen Kirche erkannt habe. Allein diese Höflichkeitsbezeigung, wenn sie sich anders so weit erstreckte, hat eben so wenig wichtige Folgen für die Päbste gehabt, als andere neuere Aussichten zur Ersetzung ihrer Europäischen Einbuße in andern Welttheilen.

Zuletzt schloß Adrian im August des Jahrs 1523 ein Bündniß mit dem Kayser, dem Könige von England, dem Erzherzoge von Oesterreich, dem Herzoge von Mayland, dem Cardinal von Medices und zugleich dem Staate von Florenz, in welchem das Haus Medices schon nahe an der höchsten Gewalt war; und endlich mit dem Freystaate von Genua. Diese Verbindung sollte, wie man vorgab, zur Beschützung von Italien, vornemlich wider die Türken, dienen; im Grunde aber war sie gegen Frankreich gerichtet, das seine Ansprüche auf Mayland und Neapel, immer

noch mit den Waffen auszuführen suchte. Sie diente also hauptsächlich auch dem Kayser, gegen den die Neigung des Pabstes unveränderlich blieb. Der Vicekönig von Neapel Lanoy, ein Freund Adrians, beredete ihn noch besonders dadurch zu diesem Schritte, daß er ihm vorstellte, der König von Frankreich, welcher den vorgeschlagenen Stillstand hartnäckig verwerfe, hindere allein den allgemeinen Frieden unter den christlichen Fürsten, welchen er so sehnlich wünschte. Dem Scheine nach wurde es freylich auch diesem Könige freygelassen, dem Bündnisse beyzutreten, wenn er die friedlichen Bedingungen desselben unterschreiben wollte. Wenn der Pabst und die übrigen Italiänischen Fürsten nur darauf bedacht waren, ihr Ansehen und ihre Besitzungen zu befestigen: so schien es ihnen weniger zuträglich zu seyn, daß der Kayser, der in Italien schon beträchtliche Länder besaß, großen Einfluß daselbst hatte, und auf diesen ganzen Theil von Europa gegründete Ansprüche machen konnte, daselbst noch mächtiger würde: er, der ohnedieß dem französischen Könige an Stärke weit überlegen war. Doch eben diese Furchtbarkeit der kayserlichen Parthey in Italien, ein Rest von alten Verbindlichkeiten der dortigen Staaten gegen den Kayser und das deutsche Reich, persönliche Neigungen und neuere Begebenheiten, beförderten die Entstehung dieses Bündnisses.

Durch dasselbe verglich man sich, daß ein Kriegsheer aufgerichtet werden sollte, um einen jeden der Italiänischen Bundsgenossen, welcher angegriffen würde, zu vertheidigen. Zu demselben sollte der Pabst zwey hundert schwer bewaffnete Reiter, und einen Theil des Geschützes liefern; zur Errichtung des Fußvolks aber, auch zu andern Kosten, monathlich zwanzig tausend Ducaten zahlen. Ihm und dem Kayser

weiß der Teufel, woher, — in meinem Zimmer. Ich habe mich nicht gefürchtet, ich habe mich nicht gefürchtet, ich habe mich nicht gefürchtet, — ich habe mich nicht gefürchtet, — ich habe mich nicht gefürchtet, —

Nach diesen Veranstaltungen starb er ruhig am vierzehnten September des Jahrs 1523. im fünf und sechszigsten Jahre seines Alters.

Man sah bald darauf seinen Leichnam schwellen, und sein Gesicht eine fürchterliche Gestalt annehmen. Einer seiner Hofbedienten, der sich erinnerte, daß der Pabst Alexander der sechste, der an Gifte gestorben war, sich eben so sehr nach seinem Tode verändert hatte, rief bey diesem Anblicke aus, Adrian müße vergiftet worden seyn. Daraus entstand ein heftiger Streit zwischen den spanischen und niederländischen Hofbedienten, indem die erstern den letztern Schuld gaben, sie hätten den Pabst, den sie sich allein zu bewachen zugeeignet, nicht sorgfältig genug verwahret, die Spanier entfernet, und dagegen französische Köche zugelassen, von denen er gar wohl, bey der damaligen Erbitterung der Franzosen gegen den Pabst, Gift bekommen haben könnte. Allein diese Köche waren deswegen gewählt worden, weil ihre Zubereitungsart der niederländischen näher kam, als die spanische: und der Verdacht verlor dadurch etwas an Wahrscheinlichkeit, weil alle Speisen vorher gekostet wurden, ehe man sie auf die päbstliche Tafel setzte. Unterdessen wurde dieser Zank so hitzig, daß man, um denselben zu stillen, den Körper des Pabstes öfnete. Da man aber in demselben keine Merkmale von Gifte fand, und die Sache also unentschieden blieb, dauerte der Zwist noch etwas fort. Selbst der erste päbstliche Leibarzt bestätigte den angeführten Argwohn ohne Bedenken. Andere Zeitgenossen behaupteten eben diese Meinung; oder fanden sie wenigstens nicht unglaublich: verschiedene Schriftsteller haben sie nachmals zuversichtlich wiederholt. Ein gleiches zu thun, ist einem bedachtsamen Geschichtschreiber der neuern Zeiten kaum erlaubt. Nicht zwar des-

wegen

Kapitel 1882, 1883, 1884 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Ostpreußen, Westpreußen und Posen, 1885 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Pommern, Brandenburg, Schlesien, Sachsen und Schleswig-Holstein, 1886 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hannover, Westfalen und Hessen-Nassau, 1887 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Rheinland, Hohenzollern und Lauenburg, 1888 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bayern, 1889 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Württemberg, 1890 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Baden, 1891 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Elsaß-Lothringen, 1892 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Thüringen, 1893 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 1894 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 1895 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 1896 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 1897 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 1898 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 1899 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 1900 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 1901 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 1902 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 1903 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 1904 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 1905 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 1906 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 1907 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 1908 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 1909 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 1910 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 1911 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 1912 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 1913 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 1914 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 1915 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 1916 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 1917 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 1918 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 1919 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 1920 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 1921 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 1922 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 1923 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 1924 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 1925 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 1926 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 1927 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 1928 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 1929 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 1930 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 1931 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 1932 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 1933 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 1934 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 1935 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 1936 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 1937 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 1938 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 1939 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 1940 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 1941 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 1942 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 1943 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 1944 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 1945 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 1946 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 1947 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 1948 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 1949 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 1950 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 1951 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 1952 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 1953 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 1954 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 1955 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 1956 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 1957 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 1958 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 1959 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 1960 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 1961 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 1962 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 1963 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 1964 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 1965 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 1966 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 1967 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 1968 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 1969 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 1970 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 1971 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 1972 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 1973 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 1974 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 1975 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 1976 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 1977 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 1978 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 1979 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 1980 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 1981 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 1982 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 1983 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 1984 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 1985 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 1986 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 1987 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 1988 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 1989 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 1990 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 1991 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 1992 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 1993 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 1994 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 1995 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 1996 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 1997 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 1998 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 1999 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2000 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2001 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2002 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2003 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2004 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2005 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2006 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2007 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2008 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2009 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2010 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2011 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2012 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2013 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2014 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2015 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2016 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2017 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2018 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2019 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2020 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2021 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2022 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2023 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2024 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2025 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2026 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2027 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2028 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2029 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2030 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2031 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2032 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2033 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2034 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2035 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2036 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2037 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2038 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2039 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2040 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2041 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2042 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2043 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2044 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2045 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2046 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2047 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2048 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2049 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2050 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2051 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2052 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2053 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2054 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2055 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2056 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2057 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2058 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2059 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2060 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2061 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2062 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2063 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2064 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2065 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2066 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2067 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2068 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2069 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2070 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2071 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2072 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2073 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2074 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2075 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2076 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2077 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2078 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2079 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2080 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2081 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2082 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2083 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2084 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2085 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2086 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2087 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2088 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2089 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2090 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2091 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2092 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2093 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2094 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2095 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2096 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2097 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2098 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2099 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2100 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2101 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2102 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2103 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2104 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2105 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2106 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2107 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2108 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2109 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2110 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2111 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2112 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2113 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2114 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2115 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2116 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2117 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2118 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2119 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2120 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2121 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2122 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2123 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2124 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2125 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2126 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2127 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2128 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2129 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2130 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2131 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2132 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2133 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2134 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2135 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2136 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2137 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2138 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2139 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2140 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2141 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2142 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2143 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2144 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2145 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2146 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2147 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2148 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2149 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2150 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2151 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2152 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2153 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2154 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2155 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2156 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2157 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2158 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2159 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2160 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2161 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2162 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2163 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2164 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2165 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2166 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2167 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2168 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2169 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2170 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2171 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2172 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2173 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2174 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2175 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2176 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2177 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2178 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2179 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2180 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2181 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2182 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2183 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2184 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2185 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2186 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2187 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2188 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2189 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2190 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2191 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2192 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2193 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2194 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2195 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2196 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2197 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2198 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2199 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2200 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2201 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2202 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2203 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2204 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2205 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2206 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2207 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2208 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2209 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2210 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2211 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2212 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2213 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2214 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2215 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2216 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2217 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2218 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2219 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2220 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2221 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2222 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2223 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2224 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2225 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2226 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2227 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2228 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2229 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2230 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2231 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2232 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2233 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2234 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2235 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2236 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2237 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2238 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2239 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2240 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2241 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2242 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2243 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2244 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2245 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2246 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2247 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2248 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2249 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2250 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2251 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2252 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2253 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2254 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2255 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2256 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2257 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2258 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2259 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2260 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2261 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2262 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2263 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2264 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2265 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2266 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2267 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2268 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2269 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2270 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2271 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2272 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2273 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2274 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2275 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2276 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2277 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2278 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2279 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2280 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2281 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2282 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2283 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2284 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2285 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2286 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2287 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2288 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2289 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2290 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2291 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2292 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2293 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2294 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2295 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2296 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2297 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2298 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2299 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2300 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2301 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2302 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2303 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2304 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2305 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2306 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2307 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2308 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2309 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2310 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2311 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2312 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2313 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2314 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2315 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2316 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2317 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2318 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2319 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2320 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2321 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2322 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2323 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2324 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2325 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2326 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Braunschweig, 2327 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Anhalt, 2328 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lippe, 2329 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schaumburg-Lippe, 2330 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Waldeck, 2331 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Reuß, 2332 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Sondershausen, 2333 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Schwarzburg-Rudolstadt, 2334 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hohenzollern, 2335 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lauenburg, 2336 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Bremen, 2337 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Hamburg, 2338 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Lübeck, 2339 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Schwerin, 2340 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Mecklenburg-Strelitz, 2341 die Gründung des Landschaftlichen Kreditvereins für Oldenburg, 2342 die G

Man beerdigte seinen Leichnam zuerst in der Peterskirche, und setzte auf sein Grabmal die Worte, die gleichsam recht aus seinem Herzen und Munde gezogen waren: **Hier liegt Adrian der sechste, der es vor das gröſste Unglück seines Lebens hielt, daſs er regierte.** (Adrianus sextus hic situs est, qui nihil sibi infelicius in vita duxit, quam quod imperaret.) Zugleich grub man einige Verse darauf, welche eine ertige Anspielung auf den Umstand enthielten, daſs man ihn zwischen zween Päbsten welche **Pius** (Fromm) hieſsen, begraben hatte. Allein der Cardinal **Enckenvort**, voll Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, lieſs ihm in der Kirche zur heil. Maria der Deutschen, ein prächtiges Grabmaal von Alabaster aufrichten, unter welches auch seine Gebeine nach einigen Jahren mit öffentlichem Gepränge versetzt wurden. Man sieht auf demselben die vornehmsten Tugenden abgebildet, durch welche **Adrian** ehrwürdig geworden war, eine Aufschrift zu seiner Ehre, sein Bild in der Stellung eines Schlafenden, und darunter seine eigenen Worte; **Wie viel liegt leider! daran, zu welchen Zeiten auch der beste und tugendhafteste Mann lebt!** (Proh dolor! quantum refert, in quæ tempora vel optimi cujusque virtus incidat!)

Seine Zeitgenoſsen und Augenzeugen machen von seinem äusserlichen Ansehen eine Beschreibung, die mit den Abbildungen welche man von ihm hat, ziemlich übereinstimmt. Er war, sagen sie, lang und wohlgebauet, mehr hager als dick, von länglichtem, etwas hervortretendem schönen Gesichte, das durch eine natürliche Röthe angenehmer wurde, mit kleinen, aber hellen und fröhlichen Augen, über welchen starke Augenbraunen lagen, und mit einer weniger breiten Stirne. In seinen Blicken war etwas sanftes und fast lächelndes,

des, und eben so viel ruhiges in seinen Geberden. Er gieng gerade und mit gemäßigten Schritten, sprach langsam, aber so einnehmend und majestätisch, daß, ob er gleich die höhere Beredsamkeit nicht erreichte, ihn doch jedermann mit ungemeinem Vergnügen hörte. Sein erklärter Feind, Bartl, gesteht, man habe sagen müßen, daß er zum Regieren gebohren sey.

Schwerer und mißlicher ist es, einen unpartheyischen Abriß seiner geistigen und sittlichen Eigenschaften zu verfertigen; aber es ist dieses, nachdem man seine Entwürfe und Handlungen gesehen, Freunde und Gegner von ihm neben einander gehört hat, nicht einmal nöthig. Dem Cardinal Pallavicini kam es zwar sehr leicht vor, in wenigen Zeilen ein allgemeines Urtheil über diesen Pabst zu fällen. „Er war, schreibt er, „ein vortrefflicher Geistlicher; aber würklich ein mittel„mäßiger Pabst. Das Volk, welches alles aus „dem Erfolge zu schätzen pflegt, setzte ihn, wegen der „unglücklichen Zeiten, noch unter das Mittelmäßige. „Die Cardinäle hielten ihn höher als er verdiente, in„dem sie ihn auf den Thron erhoben. Sein Hof haßte „ihn, als er auf demselben regierte, mehr als er ver„schuldet hatte. Und er wurde, nachdem er denselben „verlaßen hatte, weit über die Wahrheit hinaus ange„klagt.“ — Aber alle diese witzige Gegensätze berühren den Hauptzug mehr, als daß sie ihm sein gehöriges Licht ertheilen sollten; der erste darunter stellt ihn sogar in einem falschen vor. Wenn es unglücklicher Weise wahr seyn sollte, daß ein vortrefflicher Geistlicher doch nur ein mittelmäßiger Pabst seyn könne, da doch die Römische Kirche alle bewundernswürdige Vorzüge, welche sie ihrem Oberhaupte beylegt, von seiner geistlichen Person herleitet: so müßten Einsichtsvolle Männer in derselben wünschen, an diesem Oberhaupte

nie

wie einen Pabst, immer nur einen Geistlichen, zu sehen. Und so würden sie auf die erste und älteste Bestimmung des bischöflichen Amtes unter den Christen zurück kommen.

Vielleicht verdiente Adrian die Erfüllung seines Wunsches, niemals regiert zu haben; oder doch nicht auf dem Throne, auf welchem er gesessen hat, und welcher seiner in der That nicht werth war. Das Unglück, seinen bessern Einsichten nicht folgen zu dürfen, und das in Zeiten, zu welchen er sie so schicklich zu seyn glaubte, war für einen solchen Mann nicht gering; diejenigen Kenntniße und Meynungen aber, nach welchen er sich richten durfte, waren eben für diese Umstände zu unvollkommen. Niemals sollte eigentlich ein Geistlicher einen Staatsmann abgeben. Er mag die vorzüglichsten Gaben dazu besitzen, und ausserordentliches Glück bey solchen Geschäften haben; er höret doch durch eben dieselben auf, ein Geistlicher zu seyn. Die päbstliche Regierung vereinigt zwar den Widerspruch, der sich zwischen den Absichten dieser beyden Stände befindet; allein in den neuern Jahrhunderten mit desto schlechterm Erfolge, je mehr man in denselben einen jeden von beyden in seine gebührenden Grenzen zurück zu führen gesucht hat. Adrian unternahm es nicht, in dem fürstlichen Stande zum Nachtheil des geistlichen zu glänzen. Keine von so vielen Ehrenstellen, die ihm nach und nach zugefallen waren, hatte seine ungekünstelte Sitten geändert. Er blieb offenherzig, bescheiden und leutseelig: kaum als Pabst ließ er es seinen Dienern merken, daß er ihr Herr wäre, scherzte zuweilen mit ihnen, und verstattete ihnen, daß sie ihm ihre Meinung über seine Aufführung frey sagen dürften; gab ihnen hingegen auch strenge Verweise, wenn sie solche verdienten; und bot ihnen

wieder-

wiederum, wenn ſie darüber niedergeſchlagen waren, freywillig eine Gelegenheit an, ſich mit ihm auszuſöhnen. Der redliche Mann wollte ſich auch in den öffentlichen Angelegenheiten ſeiner Kirche nicht von der Bahn entfernen, der er als Biſchof und Lehrer der Theologie nachgegangen war. Man tadelte ihn wegen der Maaßregeln die er als Pabſt genommen hat; aber man ſah bald darauf, wie wenig ſeine nächſten Nachfolger, die doch die eigentlich ſogenannte päbſtliche Staatsklugheit vor ihm voraus hatten, ihrer Kirche nützten, oder ihrem eigenen Anſehen aufhelfen konnten. Sie erwarben nichts weniger als ſeinen Ruhm, und waren weit unglücklicher. Clemens der ſiebente, der in der Geſchichte Adrians unter dem Nahmen des Cardinals von Medices ſo oft vorgekommen iſt, und nach deßen Tode zum Pabſte gewählt wurde, konnte durch ſeine groſſe Erfahrung und Verſchlagenheit es nicht verhüten, daß die kayſerlichen Kriegsvölker Rom vor ſeinen Augen ausplünderten, und ihn viele Monathe nach einander als ihren Gefangnen daſelbſt bewachten. Der noch ſchlauere und argliſtigere Pabſt Paul der dritte, der nach ihm zur Regierung kam, ſah, wie er, mit ohnmächtigem Verdruße, die Reformation ſich immer weiter ausbreiten und feſtſetzen, wurde von den Freunden derſelben mit vieler Wahrſcheinlichkeit beſchuldigt, daß er ſie bloß zu hintergehen ſuchte, und konnte durch mancherley Mittel die er wählte, nichts mehr erlangen, als daß er dem gänzlichen Untergange ſeiner Macht vorbeugte.

Ein Deutſcher auf dem päbſtlichen Throne erkannte die Nothwendigkeit der Reformation, und beförderte dieſelbe, ſo weit ſeine Begriffe reichten. Schwerlich wird ein Deutſcher jenen Thron wieder beſteigen: und er iſt auch keinem Manne von erhabener Denkungsart

art zu wünschen: denn er wird für seinen Geist ein Gefängniß seyn, wie er es für Benedict den vierzehnten, und Clemens den vierzehnten würklich war. Aber deutsche Fürsten und deutsche Prälaten mögen endlich ihrer Kirche die Freyheit geben, die ihr ein deutscher Mönch im sechszehnten Jahrhunderte gezeiget hat!

* * *

Außer dem Denkmale, welches Adrian dem sechsten von einem seiner Landesleute und Freunde zu Rom gesetzt worden, hat ihm in den neueren Zeiten ein gelehrter Einwohner seiner Vaterstadt, Utrecht, ein anderes aufgerichtet, das beider nicht unwürdig ist. So kann man von der Sammlung urtheilen, welche Caspar Burmann im Jahr 1727. zu Utrecht in einem Quartbande von 541 Seiten unter der Aufschrift: Hadrianus VI. sive Analecta Historica de Hadriano VI. Traiectino, Papa Romano, nicht ohne äußerliche Pracht, ans Licht gestellt hat. Man findet in derselben die vornehmsten Lebensbeschreibungen dieses Pabstes; eine Menge anderer zu seiner Geschichte gehörigen Nachrichten, Urtheile von ihm, Lobgedichte, Vertheidigungsschriften und Satyren, zum Theil sehr anzügliche, die man auf ihn gemacht hat, einige seiner Briefe, und andere welche an ihn abgelassen worden sind. Alles dieses ist nicht in eine zusammenhängende Erzählung gebracht; sondern mit den eigenen Worten der Verfasser vollständig abgedruckt, hauptsächlich in Lateinischer, einiges auch in der Italiänischen und Holländischen Sprache. Dagegen sind den meisten dieser Aufsätze Anmerkungen, und den wichtigern darunter häuffige und ausführliche, beygefügt worden. Wenn diese Methode manche

Alle solche Gedichte, wie sie Voß für das Ideal der Idylle hält, sind nur Nachahmungen der Natur, und wenn sie auch noch so wahr sind, so sind sie doch nur Kopien, und Kopien sind immer kalt. Sie können nur Verstand, aber nicht Herz interessiren, weil sie keine eigenthümliche Schönheit, sondern nur eine gemeine Wahrheit enthalten. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht aus der Fülle des Dichters, sondern aus der Fülle der Natur geschöpft sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht aus dem Innern, sondern aus dem Aeußern entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch die Phantasie, sondern durch die Sinne hervorgebracht sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Begeisterung, sondern durch Nachahmung entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Genie, sondern durch Talent hervorgebracht sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Kunst, sondern durch Handwerk entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Poesie, sondern durch Prosa hervorgebracht sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Schönheit, sondern durch Wahrheit entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Ideale, sondern durch Reflexion hervorgebracht sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Phantasie, sondern durch Verstand entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Begeisterung, sondern durch Nachahmung entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Genie, sondern durch Talent hervorgebracht sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Kunst, sondern durch Handwerk entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Poesie, sondern durch Prosa hervorgebracht sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Schönheit, sondern durch Wahrheit entstanden sind. Sie sind nur Kopien, weil sie nicht durch Ideale, sondern durch Reflexion hervorgebracht sind.

Sie dient der vorhergehenden bisweilen zur Ergänzung, enthält einige geheimere Nachrichten, und verräth einen scharfsinnigen Schriftsteller; aber man merkt mitten unter seinen Lobsprüchen, daß er diesem Pabste abgeneigt gewesen sey; ob er gleich hier vielleicht weniger als in andern seiner Geschichtbücher den Vorwurf verdient, daß sein Lob und sein Tadel sich nach Zeiten und Gönnern gerichtet haben.

Eine Reisebeschreibung Adrians aus Spanien nach Italien, die sein Spanischer Hofcaplan, Blasius Ortiz, aufgesetzt, und darinne auch die übrige Geschichte desselben zu Rom bis an seinen Todt, erzählt hat, ist zwar nicht die Arbeit eines Mannes von grossen Einsichten; wohl aber eines Augenzeugen, dessen Ehrlichkeit allen Glauben verdient, und der, wenn gleich seine Bewunderung gegen dem Pabst uneingeschränckt, und seine Schreibart seltsam ist, desto ungekünstelter aus Ueberzeugung spricht.

Andere Schriftsteller aus gleichen oder aus nachfolgenden Zeiten, die von diesem Pabste Nachricht geben oder urtheilen, sind theils in seiner Geschichte selbst kenntlich gemacht worden, wie Erasmus, Luther, Sarpi, und andere mehr; theils leisten sie nicht so viel, als sie zu versprechen scheinen. So ist die Lebensbeschreibung des Onuphrio Panvini, der sonst frey und wohl zu urtheilen weiß, wörtlich aus dem Moring und Jovius gezogen. Eben so kann man ohngefähr von derjenigen urtheilen, welche in dem weitschweifigen und mittelmäßigen Werke des Ciaconi steht.

Die lesenswürdige Vertheidigung, welche Johann Launoi, dieser so gelehrte, und scharfsinnige Gottesgelehrte zu Paris im vorigen Jahrhunderte, für den Adrian in einem weitläuftigen Briefe vorgetragen hat, steht

außer der Sammlung ſeiner Werke, auch in der oben gedachten Burmanniſchen Sammlung.

Bey den Proteſtantiſchen Geſchichtſchreibern der Reformation, ſowohl ältern als neuern, wie unter andern bey dem Freyherrn von Seckendorf, trifft man viele fleißig geſammlete Nachrichten vom Adrian an; doch denken ſie meiſtentheils zu viel daran, daß es ein Pabſt, und im Grunde kein Freund der Reformation im Ganzen geweſen ſey. Unter den Schriftſtellern von dieſer Gattung, welche nur einzelne Beyträge geliefert haben, iſt das lateiniſche Werk des Jacob Friedrich Georgi von den Beſchwerden der Deutſchen Kayſer, der Reichsſtände, und der geſammten Deutſchen Nation, wider den päbſtlichen Stuhl, hier beſonders zu empfelen.

Ein Artikel von Adrian dem ſechſten, den man in Baylens hiſtoriſch-kritiſchem Wörterbuche lieſet, enthält zwar nach der Einrichtung dieſes Werks, nur eine kurze Abſchilderung, und einige ausführlichere Erläuterungen oder Unterſuchungen in den Anmerkungen; iſt aber doch zu ſeiner Abſicht brauchbar, und treffend im Urtheilen.

Von den Schriften dieſes Pabſtes und ihren Ausgaben hat Johann Albrecht Fabricius (Biblioth. Latin. med. et inf. ætatis, T. III. p. 179. der Ausgabe von Padua) einige Nachricht ertheilt. Sie ſind in ſeiner Lebensgeſchichte nur gleichſam im Vorbeygehen angeführt worden, weil ſie hauptſächlich der ſcholaſtiſchen Theologie gewidmet, und alſo für den neuern Zuſtand der theologiſchen Gelehrſamkeit nicht erheblich ſind. Doch muß man einige Stellen derſelben ausnehmen, in welchen Adrian zu erkennen giebt, daß er

ten der Weisheit und Gewalt der Päbste keine so ausschweifenden Begriffe habe, als ihre eifrige Bewunderer, und daß er insonderheit nicht glaube, ein Pabst dürfe sich nach Gefallen über die Beobachtung der Kirchengesetze erheben. Er schrieb zwar dieses als Lehrer zu Löwen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß er diesen gemäßigten Sinn auch als Pabst beybehalten habe. Launoi hat am angeführten Orte diese Auszüge beygebracht.

Der neueste Geschichtschreiber, der sich mit Adrians vernehmsten Handlungen und Charackter gelegentlich beschäftigt hat, ist Herr Robertson, im zweyten Bande seiner Geschichte der Regierung Kayser Carls des fünften. Seine große historische Kunst, mit vieler Gründlichkeit und tiefen Einsichten verbunden, ist mit Recht allgemein bewundert worden. Doch würde sein Werk in der deutschen Uebersetzung überhaupt dadurch viel gewonnen haben, wenn eine Anzahl Fehler in dem Texte selbst, manche Mängel der Genauigkeit aber in den Anmerkungen verbeßert worden wären. Dieses trifft auch die wenigen Stellen vom Adrian, wie unter andern, wenn er ihn durch den Kayser und dessen Gesandten zu Rom auf den päbstlichen Thron befördern läßt, und dazu Morinzs Zeugniß anführt, der gerade das Gegentheil davon behauptet.

Leben
des Admirals
Caſpar von Colignys.

Das ſechszehnte Jahrhundert iſt vielleicht das fruchtbarſte an großen und außerordentlichen Männern jeder Art, in der ganzen Geſchichte. Damals riß ſich der Geiſt der Europäer plötzlich von den Feßeln loß, die er ſo viele Jahrhundert Jahre hindurch getragen hatte, und zeigte ſich auf einmal in ſeiner freyen Stärke wieder; fand ungemein viel zu thun, und that mehr als man ihm zugetrauet hatte, weil er alle ſeine Kräfte fühlte, aber auch ihre Anwendung beßer als jemals kennen lernte. Den erſten mächtigen Stoß, der ihn aus ſeiner düſtern Gefangenſchaft in lichtere Gegenden heraushob, gab ihm die Wiederherſtellung der wahren Gelehrſamkeit, durch welche alle Reichthümer des Verſtandes der alten Welt, die ſeit tauſend Jahren ungenützt und halb vergeßen gelegen hatten, geöffnet und zum Gebrauch angeboten, Nacheiferung erweckt, und ein kühner Trieb, noch mehr ſolche Schätze zu ſammeln entzündet wurde. Er fand auf dieſem Wege Schwierigkeiten, die unüberſteiglich werden konnten; aber ein anderer noch heftigerer Stoß räumte ſie alle weg, und gab ihm ſeine völlige Freyheit. Man ſah viele tauſend Chriſten vereinigt, um auch die Religion und die Kirchenverfaßung von den unzähligen Einſchränkungen und Mißbräuchen zu entledigen, mit welchen ſie durch die Leidenſchaften oder Thorheiten der Menſchen beſchwert worden waren. Ihr feuriger Eifer wurde durch den hitzigen Widerſtand den er antraf,

noch

noch mehr entflammt: Verfolgungen und Religionskriege erhoben ihn zur höchſten Begeiſterung; und Staatsveränderungen, die mit dieſen Bewegungen in Verbindung ſtanden, erzeugten, wie ſie, eine Menge Aufmunterungen und Reitzungen für lebhafte Männer, ſich hervorzuthun. Bey dieſer allgemeinen Erſchütterung von Europa, erweiterten ſich alle Gaben des menſchlichen Geiſtes, zeichneten ſich oft eine neue Bahn, oder brachten durch eine ſonderbare Zuſammenſtellung unerwartet ſtarke Würkungen hervor. Da bildeten ſich häuffig Männer von ungewöhnlicher Gröſſe, die ſich mit eigener Kraft durch das Gewühl ihrer Zeitgenoſſen durcharbeiteten, um geſchwinder und näher am Ziele zu ſeyn, und den übrigen zu ihrer Bewunderung zu zeigen, wie weit thätiger Muth, von Weisheit geleitet, führen könne. Einer von ihnen ſcheint auch der Admiral von Coligny geweſen zu ſeyn.

Caſpar von Coligny, Herr von Chatillon, ſtammte aus einem der anſehnlichſten Geſchlechter in Frankreich her, das ſich bereits im zwölften Jahrhunderte unter den Rittern, welche den Kayſer Conrad den dritten auf ſeinem Kreuzzuge in die Morgenländer begleiteten, hervorthat. Es behauptete ſogar durch ſeine weitläufige Beſitzungen, unter welchen mehrere Städte waren, und durch landesherrliche Rechte, einen fürſtlichen Rang. In den ältern Zeiten nannte man es das Haus der Prinzen von Colognac: denn ſo hieß der Flecken in der Landſchaft Breſſe in Bourgogne, der noch jetzt, unter dem nachmals veränderten Nahmen Coligny, als der Stammſitz deſſelben bekannt iſt. Einer von den Abkömmlingen dieſes Geſchlechts war Caſpar von Coligny, der, weil er zu Chatillon, das ihm gehörte, ſeine Wohnung nahm, davon, ſo wie ſeine Nachkommenſchaft, den

Nahmen führte. Er wurde unter dem Könige Franz dem ersten Marschall von Frankreich, und erlangte den Ruhm eines erfahrnen tapfern Helden; starb aber im Jahr 1522. als er eben der von den Spaniern belagerten, und auf das äußerste gebrachten Stadt Fontarabia zu Hülfe eilte. Aus seiner Ehe mit Louisen von Montmorency, (einer Schwester des berühmten Annas von Montmorency, Connetable, oder obersten Befehlshabers aller französischen Reiterey,) hinterließ er drey Söhne, Odet, Caspar und Franz. Ihre Mutter hatte, als sie im Jahr 1547. aus der Welt gieng, so viele Ueberzeugung von der Wahrheit der protestantischen Religion, daß sie ihrem ältesten Sohne verbot, schlechterdings keinen catholischen Geistlichen zu ihr zu lassen, weil sie Gott mit einer hinlänglichen Erkenntniß von seinem Dienste, und von der besten Art zu sterben, begnadigt habe. Dieser ihr Sohn wurde in einem Alter von sechszehn Jahren durch den Pabst zum Cardinal ernannt, und von dem Könige mit reichen kirchlichen Einkünften beschenkt. Der Pabst versprach sich nemlich, an dem Cardinal aus einem so vornehmen Hause in Frankreich, eine Stütze seines Ansehens daselbst zu bekommen. Dadurch aber fielen die Vorzüge, welche dem Cardinal von Chatillon, als dem ältesten, gebührten, auf den zweyten Bruder, dessen Leben hier beschrieben wird.

Er war am sechszehnten Februar des Jahrs 1517 gebohren. Da er frühzeitig treffliche Fähigkeiten zeigte; so ließ ihn seine Mutter durch den Nicolaus Berault, einen vorzüglich gelehrten Mann dieser Zeiten, in den Wissenschaften unterrichten. Zugleich wurde er auch von einigen geschickten Männern durch allerhand Uebungen zur Kriegskunst angeführt. Seinen Fortgang in derselben sah man, als er vier und

zwanzig

zwanzig Jahr alt war. Er legte damals bey der Belagerung einer Stadt durch den Dauphin, ungemeine Proben des Muthes ab, wurde auch, als er ſich dem Graben zu ſehr näherte, verwundet. Als man darauf dem Könige meldete, daß ſein Kriegsheer in Italien ſich in kurzem mit den Feinden in eine Schlacht würde einlaſſen müſſen, bat ihn Coligny um Erlaubniß, derſelben beywohnen zu dürfen, und eilte ſo ſehr, daß er bey der Schlacht von Cerisolles im Jahr 1544 gegenwärtig ſeyn konnte, wo ihn wiederum ſeine Tapferkeit auszeichnete. Der König Heinrich der zweyte, der ſeinem Vater im Jahr 1547 in der Regierung nachfolgte, belohnte ihn daher mit der Stelle eines Oberſten, oder eigentlich Feldherrn über das geſammte franzöſiſche Fußvolk. Es waren kaum wenige Monathe verfloſſen: ſo hatte er ſich in dieſer Würde einen groſſen Ruhm durch Klugheit und Gerechtigkeitsliebe, auch allgemeine Liebe bey der Nation erworben. Denn an Statt daß bis dahin die franzöſiſchen Soldaten, ſelbſt unter ihren Fahnen, und in ihrem eigenen Vaterlande, auf Rauben und Plündern ausgiengen, führte er eine ſo ſtrenge Kriegszucht ein, daß man von dieſen Ausſchweifungen nichts mehr hörte. Er rottete auch andere ihrer böſen Gewohnheiten beynahe aus; unter andern das Schwören und Gotteslaſtern. Die Geſetze welche er ihnen vorſchrieb, wurden von jedermann gebilligt. Der König ſelbſt beſtätigte ſie bald darauf, und ließ ſie unter die übrigen königlichen Verordnungen eintragen. Er machte auch den Coligny zum Ritter ſeines Ordens; eine Ehre die damals weit gröſſer war, als ſie es in den neuern Zeiten blieb, da der Zutritt zu derſelben ſo leicht geworden iſt.

Unterdessen suchte sich Heinrich im Jahr 1548 der damaligen Minderjährigkeit des Englischen Königs Eduards des sechsten, und anderer Schwächen seiner Regierung, zu bedienen, um den Engländern Boulogne, einen von den wenigen Plätzen die sie noch in Frankreich besassen, zu entreissen. Coligny bekam den Auftrag, diese Stadt zu belagern. Da sie von der See her so leicht Hülfe erhalten konnte: so war es schwer, sich derselben zu bemächtigen. Er verwandelte daher die Belagerung in eine Sperrung von der Landseite, und ließ nahe an der Stadt ein Fort oder eine kleine Festung von besonderer Erfindung bauen, die noch jetzt Chatillon heißt, legte Besatzung in dieselbe, und schränkte dadurch die Engländer zu Boulogne dergestalt ein, daß sie außerhalb ihrer Mauern nichts wagen durften. Dazu kamen die Bedürfnisse des Englischen Hofes, die es ihm unmöglich machten, diese Stadt länger zu behaupten: er trat sie also im Jahr 1550 für eine mäßige Geldsumme an Frankreich ab, und Coligny brachte nebst seinem Oheim Rochepot die darüber angestellte Unterhandlung zu Ende. Wenige Jahre darauf wurde er nach und nach mit Ehrenstellen überhäuft. Der König erhob ihn zum Groß-Admiral von Frankreich, wodurch er insonderheit an den Französischen Küsten des Weltmeeres, und über alle Flotten und Seesoldaten des Reichs, die oberste Gewalt erhielt. Er wurde Statthalter von der Picardie und von Isle de France; bekam, welches zu dieser Zeit ein nicht geringer Vorzug war, die Befehlshaberstelle über hundert gerüstete Reiter, (hommes d' armes) und selbst einen Platz im königlichen geheimen Rathe.

In dem neuen und besonders schweren Kriege welchen Heinrich der zweyte vom Jahr 1552. an, mit

Ecke, das Ecke, Ecken, Eckchen, Eckgen, Eckgens, Eckgenchen, Eckgenchens, Eckgenschen, Eckgenschens, Eckgensgen, Eckgensgens, Eckgensgenchen, Eckgensgenchens, Eckgensgenschen, Eckgensgenschens, Eckgensgensgen, Eckgensgensgens, Eckgensgensgenchen, Eckgensgensgenchens, Eckgensgensgenschen, Eckgensgensgenschens, Eckgensgensgensgen, Eckgensgensgensgens, Eckgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenchens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgen, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgens, Eckgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgensgenschen, Eckgens

ihre Macht zu theilen; zumal da sie auch unsägliche Reichthümer zur Führung des Kriegs aus den Ländern jenes Welttheils holten. Er stellte außerdem noch vor, daß andere Völker, durch das Beyspiel der Franzosen gereitzt, sich auch einen Weg nach America bahnen, eine allgemeine freye Handlung dahin eröffnen, und dergestalt diese Gegenden von dem Joche der Spanier loßreissen würden, welche sich bisher den Genuß derselben allein vorbehalten hätten. Heimlich aber machte **Villegagnon** dem Admiral, von dem er wußte, daß er insgeheim ein Freund der Reformirten Religion wäre, Hoffnung, daß dieselbe bey dieser Gelegenheit auch in America ausgebreitet werden könnte. Er landete auch glücklich auf einer Insel an der Küste von Brasilien, erbauete daselbst eine Festung, der er den Nahmen des **Coligny** gab, und in derselben Wohnhäuser für die achzig Personen, die mit ihm gekommen waren. Darauf stattete er sogleich dem Admiral seinen Bericht von allem ab, und bekräftigte ihm zugleich die ehemals gemachte Hoffnung. Nächstdem bat er ihn, zu erlauben, daß er von Genf Reformirte Lehrer kommen laßen dürfte: er schrieb auch deswegen bald darauf an **Johann Calvin**. Dieser grosse Lehrer zu Genf, der in der kirchlichen und bürgerlichen Verfaßung daselbst fast mit gleichem Ansehen einen beständigen Einfluß hatte, berathschlagte sich darüber mit seinen Amtsgenoßen, von denen sich zween entschloßen, auf die vereinigte Bitte des **Coligny** und **Villegagnon**, nach America zu reisen. Zu diesen traten noch mehrere: und ein dem Admiral wohl bekannter Franzose, **de Pont**, der wegen der Religion nach Genf geflüchtet war, übernahm, nachdem ihn derselbe ersucht hatte, sich dieses zur Ehre Gottes gereichenden Geschäftes anzunehmen, die Anführung der übrigen. **Coligny** sprach mit ihnen, als sie durch

Frank-

Frankreich reisten; und gab ihnen einige wohl ausgerüstete Schiffe mit. Als sie im Jahr 1556 in der Festung Coligny angekommen waren: ließ Villegagnon den Gottesdienst völlig nach den zu Genf üblichen Gebräuchen halten. Allein es entstand in dieser kleinen Gemeine bald ein Streit über die Lehre vom heiligen Abendmahl: einer von ihren Lehrern reiste daher nach Europa zurück, um Calvins Meinung darüber zu hören. Die übrigen wurden vom Villegagnon, an den der Cardinal von Lothringen, wie man glaubte, ein drohendes Schreiben abgelassen hatte, gemißhandelt, und nicht lange darauf ebenfals zurück geschickt. Die ganze Unternehmung hatte noch im gedachten Jahre ein Ende; aber ihr Urheber schien einigen nicht sowohl von Ruhmbegierde, als von Geldgeitz, dabey getrieben worden zu seyn.

Der Verdruß den der Admiral von Coligny darüber empfand, war allem Ansehen nach weit geringer, als ein anderer, der ihm in eben dem Jahr 1556 wiederfuhr. Sein König brach den Stillstand, den er kaum durch ihn hatte schliessen lassen, aus sehr nichtigen Ursachen. Eigentlich war es der Pabst Paul der vierte, ein abgesagter Feind der kayserlichen und spanischen Macht in Italien, der ihn durch einen ausserordentlichen Gesandten dazu anreitzte. Er ließ dem Könige die Gefahr vorstellen, in welcher er sich vor jener Parthey befände, und lockte ihn zugleich mit der Hoffnung, daß er das Königreich beyder Sicilien bey dieser Gelegenheit sich unterwerfen könnte. Die Herren des lothringischen Hauses Guise, welche den Krieg wünschten, um desto mächtiger in Frankreich zu werden, und über den alten friedfertigen Connetable die Oberhand zu erhalten, trugen auch das ihrige dazu bey. Sie versicherten, es werde sehr leicht

seyn,

Ehe. Die meisten Ehepaare sind ohne Kinder. Die Ehe ist eine Gemeinschaft, die sich auf Liebe gründet. Sie ist eine Gemeinschaft, die sich auf Liebe gründet. Sie ist eine Gemeinschaft, die sich auf Liebe gründet. Sie

nigs, zur Gemahlinn nehmen wollte. Darauf gab ihm der Admiral, kurz und trocken zur Antwort, er ſchätze etwas guten Ruf höher, als viele Reichthümer. Dieſe Worte nahmen die beyden Brüder ſehr übel auf, indem ſie davor hielten, der Admiral ſuche ſie bloß von der Vergrößerung ihres Anſehens abzuhalten.

Nunmehro gab Heinrich der zweyte, der bereits den Herzog von Guiſe mit einem Kriegsheer nach Italien abgeſchickt hatte, auch dem Admiral im Jahr 1557. den Befehl, plötzlich etwas im feindlichen Lande zu unternehmen. So ungern dieſer gehorchte; ſo bediente er ſich doch ſogleich eines Vorſchlags, den ihm ein Einſiedler auf dem vor Douay liegenden Berge that, dieſe Stadt zu überrumpeln. Er war auch würklich ſchon nahe an das Stadtthor gerückt, wo die betrunkene Wache im Schlafe lag; allein ein altes Weib, welches die Franzoſen entdeckte, weckte dieſelbe nach großem Geſchrey auf, und der Anſchlag wurde rückgängig. Damit aber der Admiral den Spaniern doch einigen Abbruch thun möchte, nahm er lenkweg, ließ dieſe Stadt ausplündern und anzünden, trieb in der benachbarten Gegend viele Beute zuſammen, und kehrte darauf nach Frankreich zurück. Die Spanier erklärten dieſes vor einen öffentlichen Friedensbruch; der Franzöſiſche Hof aber behauptete, derſelbe wäre früher von den Spaniern begangen worden, weil ſie den Pabſt angegriffen hätten, den Frankreich nur zu ſchützen ſuchte. Doch dieſe letztere Krone zog ſich durch ihren übereilten Schritt noch einen Feind zu, indem der König von Spanien, Philipp der zweyte, ſeine Gemahlinn, die Königinn Maria von England, vermochte, Frankreich noch im Jahr 1557. den Krieg anzukündigen.

Coligny hatte bald darauf in seiner Statthalterschaft, der Picardie, den ersten und heftigsten Anfall der Spanier abzuwehren. Ihr Kriegsheer von sieben und vierzig tausend Mann, das also noch einmal so stark als das Französische war, wandte sich aus Champagne, wo es eingebrochen war, unvermuthet in die erstgenannte Landschaft, um Saint Quentin zu belagern. Diese an sich feste auf einer Anhöhe an der Somme liegende Stadt befand sich in einem schlechten Zustande, und hatte auch nur eine schwache Besatzung. Die Einwohner flüchteten daher bey der Annäherung des Feindes hauffenweise daraus weg; die zurückbleibenden aber waren geneigt, die Stadt ohne Gegenwehr demselben zu ergeben. Der Admiral verbarg dieses alles den Kriegsvölkern, mit welchen er der Stadt, nach vorher gepflogener Berathschlagung mit seinem Oheim, dem Connetable, zu Hülfe zog: er nahm vielmehr eine fröliche Miene vor ihnen an. Einige Befehlshaber suchten ihn von dem Vorsatze, sich selbst in die Stadt, zur Rettung derselben zu werfen, abzuziehen. Sie stellten ihm vor, daß dieselbe weder hinlängliche Festungswerke, noch Lebensmittel und andere Bedürfnisse genug habe; daß die feindliche große Macht sich eher zeigen würde, als man die Stadt in Vertheidigungsstand setzen könnte; daß die Einwohner einmal bestürzt wären, und daß der Statthalter der Landschaft sich einer solchen Gefahr nicht wohl ohne Nachtheil für das Reich aussetzen könne. Sie setzten hinzu, es sey weit rühmlicher für ihn, den Krieg auf freyem Felde zu führen, als sich in eine Festung einzuschließen, wo man sich nur vertheidigen könne. Allein der Admiral blieb bey seinem Entschluße. Es war nicht allein für die Picardie, sondern auch für ganz Frankreich sehr wichtig, daß diese Stadt den harten Anfall der Spanier, die durch Engländer verstärkt

Adler (Johann Benjamin), geschickter Mechaniker, geb. 1739 zu Herrnhaag in der Wetterau, wo sein Vater Inspector des Seminariums war, † 1821 zu Hamburg. Er lernte bei seinem Vater, der sich mit Mechanik beschäftigte, und ging dann nach Amsterdam, wo er sich mit Verfertigung mathematischer Instrumente beschäftigte. Von hier ging er nach Hamburg, wo er sich bis an seinen Tod aufhielt. Er hat sich durch Verfertigung mathematischer Instrumente, Uhren, Barometer, Thermometer, Sonnenuhren, Globen, Planetarien, Mondmaschinen, Camera obscura, Mikroskope, Fernröhre, Spiegel, Reflexionsinstrumente, Elektrisirmaschinen, Luftpumpen, Luftbälge, Wasserwagen, Wasserleitungen, Wasserhebungsmaschinen, Wasserräder, Windmühlen, Windräder, Windmaschinen, Pumpen, Feuerspritzen, Schiffsmaschinen, Schiffsmodelle, Schiffsuhren, Schiffsbarometer, Schiffsthermometer, Schiffsbussolen, Schiffsmagnete, Schiffsmagnetnadeln, Schiffsmagnetstäbe, Schiffsmagnetkompasse, Schiffsmagnetkompassnadeln, Schiffsmagnetkompassstäbe, Schiffsmagnetkompassgehäuse, Schiffsmagnetkompassdeckel, Schiffsmagnetkompassboden, Schiffsmagnetkompassrand, Schiffsmagnetkompassring, Schiffsmagnetkompassscheibe, Schiffsmagnetkompassrose, Schiffsmagnetkompassstrich, Schiffsmagnetkompassgrad, Schiffsmagnetkompassminute

kommen waren, ein Beyspiel des gemeinnützigen Fleißes zu geben. Nun merkte er zwar auch, daß es nichts leichtes seyn würde, sich in der Vorstadt mit seiner geringen Mannschaft zu behaupten; daß die Feinde sogar, wenn sie dieselbe von allen Seiten angriffen, beym Rückzuge derselben, zugleich mit in die Stadt dringen könnten; doch beschloß er sie, so lange es ohne ausnehmende Gefahr möglich wäre, zu vertheidigen. Er ließ einen zweyten Ausfall vornehmen, damit er die Stellung der Feinde genauer erfahren, auch den sichersten Weg entdecken möchte, auf welchem ihm Hülfsvölker zugeführt werden könnten. Allein Teligny, einer seiner geschicktesten Befehlshaber, dem er die Anordnung darüber, mit dem ausdrücklichen Verbot, auftrug, nicht selbst mit den ausfallenden hinaus zu ziehen, übertrat dasselbe, um den Soldaten welche unglücklich fochten, beyzustehen, ob er gleich nicht einmal gehörig bewaffnet war, und wurde dabey tödtlich verwundet. Der Admiral, welcher eben von einer Unpäßlichkeit aufgestanden war, hörte dieses nicht sobald, als er sagte, er müsse den Teligny todt oder lebendig wieder haben, und brachte einige Soldaten durch ein versprochenes Geschenk dahin, daß sie es wagten, ihn in die Stadt zu tragen. Teligny bat den Admiral mehr als einmal um Verzeihung seines Ungehorsams; aber dieser gab ihm zur Antwort, es sey nicht mehr Zeit, Menschen, sondern vielmehr Gott um Vergebung zu bitten: und er starb auch bald darauf.

Die Feinde griffen nunmehro die Vorstadt mit einer solchen Uebermacht an, daß es Coligny vor nöthig hielt, dieselbe zu verlassen. Er zog auch glücklich seine Soldaten und Kriegsbedürfnisse aus derselben, und sprengte die dortigen Gebäude in die Luft.

Normal-Eichtag (Normaltag), so ist jeder Eichtag, welcher für alle Eichungen eines Jahres gilt. Der Normal-Eichtag wird alljährlich durch die Eichordnung festgesetzt. Für das Jahr 1877 ist der 1. Januar Normal-Eichtag. Der Normal-Eichtag kann auf einen Sonntag fallen, wenn die Eichordnung nicht ausdrücklich bestimmt, daß an Sonntagen keine Eichungen vorgenommen werden dürfen. Ist dies der Fall, so wird der nächste folgende Werktag Normal-Eichtag. Ist der Normal-Eichtag ein Sonntag, so ist der Eichmeister nicht verpflichtet, an diesem Tage Eichungen vorzunehmen, wenn er nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wird. Ist der Normal-Eichtag ein Sonntag, so ist der Eichmeister nicht verpflichtet, an diesem Tage Eichungen vorzunehmen, wenn er nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wird. Ist der Normal-Eichtag ein Sonntag, so ist der Eichmeister nicht verpflichtet, an diesem Tage Eichungen vorzunehmen, wenn er nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wird.

Kalendarium, Anno. Die Kalendarium
Anno Domini Mo. Die Mo. Anno Domini
Die Mo. Anno Domini Mo. Die Mo. Anno
Domini Die Mo. Anno Domini Mo. Die
Mo. Anno Domini Die Mo. Anno Domini
Mo. Die Mo. Anno Domini Die Mo. Anno
Domini Mo. Die Mo. Anno Domini Die

men; eine ſo gewaltige Beſtürzung hatte ſich der Einwohner bemächtigt. Doch da er außer friſchen Soldaten, ſeinen Bruder zum Beyſtande bekommen hatte, den er ſein anderes Ich nannte, und der ſich eben ſo geſchäftig und erfindungsreich als tapfer bey der fortdauernden Belagerung bezeigte, wagte er es, ſich noch länger, mit ſo geringen Kräften, gegen einen ſiegenden Feind zu vertheidigen. Er ſah ſich ſogar noch einmal nach einer Gegend um, durch welche ihm eine Anzahl Scharfſchützen, deren er beſonders benöthigt war, zugeſchickt werden könnten; er fand ſie auch, und meldete ſolches dem Herzoge von Nevers. Dieſer ſandte ihm deren dreyhundert; von denen aber, weil ihre Anführer ſich übel betrugen, nicht die Hälfte, und auch dieſe nur ſchlecht bewaffnet, in die Stadt kamen. Von dieſer Zeit an ſuchte Coligny, der auch immer enger von den Feinden eingeſchloſſen wurde, ihnen die Einnahme der Stadt hauptſächlich durch Gegenminiren zu erſchweren. Allein er konnte ihren Fortgang überhaupt nicht hindern; ſie ſchoſſen bald einen Theil der Feſtungswerke nieder, die am ſtärkſten zu ſeyn ſchienen, und wurden endlich Meiſter von dem Graben.

Die Muthloſigkeit der Einwohner pflanzte ſich mittlerweile auch auf die Beſatzung fort. Coligny hörte, als er des Nachts unbekannt herumgieng, viele Reden von Mißvergnügten; ob er es ſich gleich nicht merken ließ, ſie vernommen zu haben. Doch ſagte er in Gegenwart der meiſten Befehlshaber und vieler Soldaten öffentlich, er ſey entſchloßen, die Stadt ferner zu behaupten: und er bäte ſie alle, wenn ſie von ihm das geringſte Wort hörten, welches auf eine Uebergabe zielte, ihn als einen Feigen von der Mauer herab in den Graben zu ſtürzen; er würde

aber auch mit einem jeden so umgehen, der ihm einen solchen Antrag thun möchte. Es war freylich nicht leicht, in den damaligen Umständen der Stadt noch standhaft zu bleiben. Die feindlichen Minen sprangen, und machten einige Oefnungen in der Mauer; eine Feuersbrunst verzehrte einen Theil der Stadt, und die Soldaten waren schon nirgends mehr vor dem Geschüße der Spanier sicher. Sie sagten daher laut, es sey vergebens daß man einen so schwachen Plaß weiter zu befestigen, und zu vertheidigen suchte. Cosligny gab sich von neuem Mühe, sie beherzter und zur Arbeit unverdroßen zu machen. Unterdeßen mußte er besorgen, daß man seinen beharrlichen Sinn vor eine unzeitige Hartnäckigkeit auslegte. Man war ohnedieß nicht wohl damit zufrieden, daß er so selten Kriegsrath hielt; allein außerdem, daß ihm bey der Nothwendigkeit, oft geschwinde Maaßregeln zu nehmen, dergleichen langsame Berathschlagungen mit vielen hinderlich gewesen seyn würden, vermied er es auch gern, Leute anzuhören, die über die Erhaltung der Stadt ganz anders als er dachten. Uebrigens hatte jeder Befehlshaber und Soldat vollkommene Freyheit mit ihm zu reden: und er fragte die erstern täglich, wenn er die verschiedenen Posten besuchte, um ihre Meinung. Da er, außer seinem Bruder, auf niemanden ein stärkeres Vertrauen seßte, als auf den Hauptmann Saint Remy: so eröfnete er ihnen beyden allein, nachdem ihm der leßtere den unvermeidlich baldigen Verlust der Stadt vorgestellt hatte, seine äusserste Entschließungen in Absicht auf dieselbe.

Ich bin sehr unruhig darüber, sagte er zu ihnen, da ich höre, daß kein Mittel mehr übrig ist, die Unternehmung der Feinde zu zernichten; was ich aber am wenigsten bedaure, ist dieses, daß ich meine Per-

son

ſen zum Dienſte des Königs und meines Vaterlandes aufopfern ſoll, indem ich wohl weiß, wie viel nicht nur an den Tagen, ſondern ſelbſt an den Stunden gelegen ſey, welche hindurch wir dieſen Platz noch behaupten würden. Eines ſchwebt mir nur beſtändig vor den Augen: die Vorwürfe, welche man dem Herrn von Montmorency machte, daß er, als er in Terouenne belagert wurde, und bereits ohne Rettung war, nicht bey Zeiten darauf bedacht geweſen ſey, einen anſtändigen Vergleich zu ſchließen, den die Feinde willig angenommen hätten. In ſolchen Umſtänden werden auch diejenigen getadelt, die alles ſo gut machen als ſie können. Ich muß alſo auch befürchten, daß man ſage, ich hätte mit weniger Ueberlegung darinne gehandelt, daß ich in einem ſo hülfloſen Zuſtande den Kern unſerer Reiterey, der ſich hier befindet, und der zur Vertheidigung anderer Plätze, ja des ganzen Reichs, gebraucht werden könnte, einer offenbaren Gefahr ausgeſetzt hätte. Aber ich denke, fuhr der Admiral fort, daß die Feinde, nachdem ſie uns ſo heftig beſchoſſen haben, einen Sturm wagen werden. Wenn wir denſelben zum erſtenmal tapfer abſchlagen: ſo werden ſie alsdenn verſuchen, uns durch die Länge der Zeit zu bezwingen; und kommt es ſo weit, ſo kann ich ein Mittel finden, jemanden an den König zu ſchicken, um ihm unſere Noth vorzuſtellen; unterdeßen aber haben wir Zeit gewonnen. Glauben Sie jedoch, daß ich lieber ſterben will, als daß man ein Wort von mir hören ſollte, deßen ich mich zu ſchämen hätte. Es giebt zwar viele Uebelgeſinnte unter der Beſatzung; aber man muß ſie überreden, daß ſie noch einmal ſo muthig ſind als ſie denken. Jetzt bitte ich Sie nur, daß ein jeder ſich anſchicke, den erſten feindlichen Anfall zurück zu ſchlagen; alsdenn wird uns Gott ſchon rathen, was wir weiter zu thun haben.

Was der Admiral von den Absichten der Feinde vermuthet hatte, traf noch an demselben Tage ein. Sie hatten nunmehro an eilf Orten ziemliche Mauerlücken durch ihr Geschüß gemacht, und versuchten also einen Hauptsturm auf die Stadt. Der Admiral konnte ihnen zwar nicht völlig mehr sechshundert Mann an Fußvolk und Reiterey entgegen stellen; doch übergab er jeder dieser Lücken einem Befehlshaber zur Vertheidigung: und auch sich behielt er eine derselben vor. Gegen diese rückten die Spanier zuerst an; wandten sich aber, mit Vorübergehung derselben, sogleich an eine der nächsten. Damit war der Admiral anfänglich wohl zufrieden, weil sie eben an einen Ort geriethen, wo die Mauer am schwersten zu ersteigen war. Allein plötzlich sah und hörte er, daß sie Meister davon wären: er eilte dahin mit seinem Hauffen zur Hülfe; man meldete ihm aber, daß die seinigen alsbald bey Annäherung der Feinde, sich ohne Gegenwehr von dort weggeflüchtet hätten: und er fand, daß die Stadt völlig verloren sey. Drey von seinem Gefolge blieben nur bey ihm: und da er es nun nicht mehr vermeiden konnte, in die Hände der Feinde zu gerathen, suchte er wenigstens ein Gefangener von einem Spanier, nicht von einem Deutschen unter dem feindlichen Heere, zu werden. Es scheint, daß er die Deutschen vor wilder und unbändiger in einer mit Sturm eingenommenen Stadt hielt, als die Spanier: mit welchem Rechte, läßt sich nicht wohl bestimmen; genug daß er, seinem Wunsche gemäß, sich einem Spanischen Soldaten ergeben konnte. Er hatte sich seit der Niederlage seines Oheims, des Connetable, noch siebzehn Tage in Saint Quentin vertheidigt, und war versichert, daß er es noch länger hätte thun können, wenn er nicht, nach seinem Ausdrucke, eben sowohl mit Freunden als mit Feinden hätte fechten müssen.

müssen. Dergleichen verborgenes Unglück, setzte er hinzu, geht nicht ohne Zulassung und Willen Gottes vor: dieser ist beständig gut und heilig; ich weiß zwar seine Ursachen nicht; aber ich brauche auch dieselben nicht zu untersuchen, und demüthige mich bloß unter seinen Willen. Man hat auch einen Brief, welchen der Admiral in seiner Gefangenschaft an den König schrieb. Er rechtfertigt darinne sein Verhalten, bedauert es insonderheit, daß die Stadt eben von der festesten Seite her, so geschwind eingenommen worden sey; hält es aber doch vor billig, daß diejenigen welche daran Schuld wären, gehört würden. Sein Bruder Andelot, der, so wie auch einige andere Befehlshaber, seinen Platz noch eine Stunde lang behauptete, als die Festung bereits übergegangen war, wurde zwar ebenfalls gefangen; wußte sich aber bald wieder selbst in Freyheit zu setzen.

Der Admiral wurde nach Sluys geführt, wo er eine lange Krankheit auszustehen hatte. Als er von derselben zu genesen anfieng, ließ er sich die heilige Schrift bringen, um aus dem Lesen derselben Trost für seinen unangenehmen Zustand zu schöpfen. Er ergab sich dieser Beschäftigung so sehr, daß er eben von dieser Zeit an, eine stärkere Neigung zu der Religion und Gottseligkeit, wie sie die heilige Schrift lehrt, gewann. Dieses hatte einen ungemeinen Einfluß in sein folgendes Leben. Nachdem er sein Lösegeld von funfzig tausend französische Thalern bezahlt hatte, und nach Chatillon zurück gekehrt war, suchte er, ermüdet von den Partheyen und Ränken des Hofs, desto mehr aber mit Gedanken von der Religion erfüllt, seine wichtigen Bedienungen niederzulegen. Mit Bewilligung des Königs trat er die Stelle eines Obersten des Fußvolks an seinen Bruder Andelot, und die Statthalterschaft

von Isle de France, an seinen Vetter, den Marschall von Montmorency, ab. Nicht lange darauf bat er den König, jemanden zu ernennen, dem er auch die Statthalterschaft der Picardie übergeben könnte. Allein er bekam von diesem Fürsten zur Antwort, sein Entschluß komme ihm etwas sonderbar vor, und er handle nicht verständig genug, daß er sich auf einmal so ansehnlicher Würden und Befehlshaberstellen entschlagen wolle. Bey vielen erregte auch dieses Ansuchen den Verdacht, daß der Admiral die Religion, zu der er sich bisher öffentlich bekannt hatte, möchte verändert haben.

Nach dem Tode Heinrichs des zweyten, der im Jahr 1559. erfolgte, beschloß Coligny von neuem, die Statthalterschaft von der Picardie aufzugeben. Heinrichs ältester Sohn, Franz der zweyte, regierte nunmehro in einem Alter von sechszehn Jahren: und unter seiner kurzen und schwachen Regierung wurde der Grund zu allen den Unruhen und Kriegen gelegt, welche nachmals Frankreich fast vierzig Jahre nach einander erschüttert haben. Eigentlich war bereits die Niederlage bey Saint Quentin die erste Veranlassung dazu gewesen, daß sich eine wichtige Veränderung in den Gesinnungen des französischen Hofs ereignet hatte. Da der alte Connetable, ein kluger und friedliebender Mann, der einer besondern Gnade des Königs genoß, in die Gefangenschaft gerathen war, wußte sich das auf sein Ansehen eifersüchtige Haus Guise seiner Abwesenheit so geschickt zu bedienen, daß es nicht nur, an Statt seiner, an der Staatsverwaltung Antheil bekam, sondern auch die Liebe der Nation, welche er verloren hatte, an sich zog, und durch vielfache Künste bis auf einen hohen Grad vergrößerte. Die Herren dieses Hauses, besonders der Herzog Franz von

Guise,

Guise, und seine Brüder, die Cardinäle von Lothringen und Guise, wurden bald die mächtigsten nach dem Könige; wollten selbst den mit dem Königlichen Hause verwandten Prinzen keine Stelle neben oder über sich in der Regierung einräumen; nahmen, um zu ihren herrschsüchtigen Absichten zu gelangen, die Religion zum Vorwande, und stürzten darüber ihr Vaterland in die unglücklichste Verwirrung. Man konnte zwar dem Herzoge von Guise den Ruhm eines trefflichen Feldherrn nicht versagen; aber im übrigen kannte sein Ehrgeiz keinen Unterscheid zwischen den Mitteln, durch welche derselbe befriedigt werden konnte: und er gab, wie seine Brüder, einen blutdürstigen Feind der Protestanten ab. Als auch Franz der zweyte ihre Schwestertochter, die Königinn Maria von Schottland, zur Gemahlinn nahm, stiegen sie plötzlich zu einer fast unumschränkten Gewalt.

Die genaue Kenntniß welche der Admiral von den Leidenschaften und Ränken dieser Herren besaß, brachte ihn hauptsächlich zu dem erneuerten Vorsatze, sich von den öffentlichen Angelegenheiten immer mehr zu entfernen. Der Herzog von Guise hatte eben erst im Jahr 1558. dem Bruder des Admirals, Andelot, auf eine tückische Art zu schaden gesucht. Denn als die Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Spanien angiengen, und der niederländische Bischof Granvella sich bey dieser Gelegenheit gegen den Cardinal von Lothringen beschwerte, daß Frankreich voll von Lutheranern wäre, ja daß diese Seuche selbst die Großen des Reichs ergreiffe, indem Andelot vor kurzem dem Admiral ein heftig wider die Messe geschriebenes Buch zugeschickt hätte: so erzählte dieses der Cardinal seinem Könige, und der Herzog setzte hinzu, man könne von der Kriegsunternehmung, in welcher er jetzt begriffen sey, nichts Gutes erwarten,

wenn

wenn Andelot dabey Befehlshaber des Fußvolks bliebe; — gerade als wenn der vermeinte Ketzer kein geschickter Feldherr seyn könnte; oder als wenn die vermeinten Rechtgläubigen, so lasterhaft sie auch seyn möchten, schlechterdings mit einem glücklichen Fortgange ihrer Waffen gesegnet werden müßten. Heinrich der zweyte, der, aus Freundschaft für den Connetable, den Andelot schonen wollte, trug deßen Bruder, dem Cardinal von Chatillon, ingleichen dem Marschall von Montmorency, auf, ihn zu bewegen, daß er vor dem Könige von der Meße ehrerbietig sprechen möchte. Aber Andelot, ungeübt in der Verstellungskunst, antwortete dem Könige, als derselbe ihn auf Verlangen des Cardinals von Lothringen, in Gegenwart des Hofs fragte, was er von der Messe dächte, mit aller ersinnlichen Freyheit: da man die Messe ein Opfer für die Lebendigen und Todten nenne, welcher Nahme sich doch allein auf das von Christo dargebrachte, und niemals zu wiederholende Opfer schickte, so halte er sie vor eine verabscheuungswürdige Erfindung, die aus willkührlichen Einfällen der Menschen entstanden sey. Da ihm der Cardinal von Lothringen wegen dieser Reden einen Verweis gab, machte ihm Andelot den Vorwurf, er bestreite die erkannte Wahrheit, seinem Gewissen zuwider. Der König, der darüber zornig wurde, ließ den Andelot gefangen setzen, und nahm ihm seine Befehlshaberstelle; doch gab er ihm dieselbe einige Zeit darauf wieder. Aus diesen und andern Begebenheiten zog der Admiral eine Vorbedeutung, was man künftig im Staate von dem Hause Guise zu erwarten habe. Er brachte also den Prinzen von Condee, der sich mit seiner Schwester Tochter vermählt hatte, dahin, daß er sich die Statthalterschaft Picardie von dem Könige ausbat, der sie ihm auch ertheilte.

In der Art von ruhigern Freyheit, welche der Admiral nunmehro zu Chatillon genoß, fieng er an, ernstlicher als jemals über die Religion nachzudenken. Seine Gemahlinn, Charlotte de Laval, die gleich ihm, aus einem alten und ansehnlichen Geschlechte entsprossen war, trug dazu vieles bey, indem sie ihm unaufhörlich anlag, den Glauben der Römischen Kirche zu verlaßen, und das durch die Reformation in seine alte Reinigkeit wieder hergestellte Christenthum öffentlich anzunehmen. Auf ihre so häuffige und nachdrücklich dringende Vorstellungen, eröfnete er ihr endlich seine Gesinnungen über diese Angelegenheit. Er zeigte ihr ausführlich, daß ihm seit vielen Jahren niemand in Deutschland oder Frankreich, der sich zu der verbesserten Religion mit einem gewißen Eifer gewandt hätte, bekannt wäre, den nicht deswegen so viel Elend und Noth betroffen hätte, daß er darüber beynahe umgekommen sey. Es wären Gesetze Franz des ersten und Heinrichs des zweyten vorhanden, die auch von allen Parlements auf das strengste beobachtet würden, nach welchen diejenigen die wegen der gedachten Religion verurtheilt wurden, lebendig verbrannt, und alle ihre Güter zur königlichen Kammer geschlagen werden sollten. Gleichwohl, setzte er hinzu, wenn sie das Vertrauen zu sich hätte, so bereitwillig zu seyn, daß sie sich dem gemeinen Schicksal der Freunde der Reformation unterwerfen wolle: so werde er auch seine Pflicht nicht vergeßen. Sie gab ihm darauf zur Antwort, eben dieses Schicksal habe zu allen Zeiten in der Kirche Gottes über die Anhänger der wahren Religion geherrscht, und werde auch ohne Zweifel bis an das Ende der Welt unveränderlich bleiben. — Solche Erklärungen vereinigten diese beyden Gemüther vollkommen zu wechselseitigen Versicherungen einer gleichen Treue in der Religion.

Ein Mensch kann nur sein, was er ist. Er ist, was er ist, und nicht mehr. Er kann nicht mehr sein, als er ist. Er kann nicht weniger sein, als er ist. Er kann nicht anders sein, als er ist. Er kann nicht anders sein, als er ist. Er kann nicht anders

geben und mit dem Brodte und Wein, zugeben müsse: er war also der Meinung der Evangelischen Kirche hierinne zugethan. Als er sich nun bey einer gottesdienstlichen Versammlung eingefunden hatte, welche einige Reformirten, oder Hugonotten, wie man sie um diese Zeit spottweise zu nennen anfieng, zu Vatteville heimlich, aus Furcht vor ihren Verfolgern, hielten: bat er die Anwesenden, sie möchten sich an seiner Schwachheit nicht ärgern; sondern vielmehr zu Gott für ihn beten. Hierauf ersuchte er den Prediger, sich über die Lehre vom heiligen Abendmahl etwas deutlicher zu erklären. Dieser erfüllte sein Verlangen, und trug dieselbe nach den Begriffen welche die Reformirten angenommen hatten, vor, indem er die äusserliche menschliche Handlung, welche im Genusse des Brodtes und Weins bestünde, von der göttlichen, himmlischen und unsichtbaren unterschied, welche darinne zu setzen sey, daß man durch Glauben, und Vertrauen, alle von Gott im heiligen Abendmahle dargebotene Früchte des gekreuzigten und wieder lebendig gewordenen Leibes Christi genieße; ohne daß man dabey nöthig habe, an irgend einen leiblichen Genuß zu denken. Nachdem der Admiral dieses angehört hatte, dankte er Gott und der Gemeine für diesen Unterricht, und beschloß, das erstemal, wenn man jene geheiligte Handlung wieder vornehmen würde, auch daran Theil zu haben.

Die Nachricht von diesem feyerlichen Uebergange des Admirals zu den Protestanten, stiftete unter ihnen, nachdem sie sich sehr bald in ganz Frankreich verbreitet hatte, eine unbeschreiblich große Freude und Aufmunterung. Es waren jetzt, gegen das Jahr 1560. beynahe vierzig Jahre verflossen, seitdem sie alles erduldet hatten, was die äusserste Standhaftigkeit ermüden

den konnte. Sie hiessen anfänglich Lutheraner, und waren würklich in den ersten Zeiten der Reformation, Luthers Lehrbegriffe am meisten zugethan. Nachmals machte die Nachbarschaft der Schweitz, wo Zwingli an der Kirchenverbesserung arbeitete, auch insbesondere der Geist und Eifer des Franzosen Johann Calvin (der eigentlich Chauvin hieß,) daß sie den Religionsbegriffen dieser Lehrer näher traten. Wie in andern Ländern, so hatten sie sich auch in Frankreich, bloß durch das Annehmungswürdige und die innere Stärke ihrer Lehrsätze, ohne alle Gewaltthätigkeit, ausgebreitet, waren durch die Beförderung der wahren Gelehrsamkeit beliebt worden, und hatten daher auch in diesem Reiche die trefflichsten Köpfe zu öffentlichen oder geheimen Anhängern bekommen. Aber da sie der Römischen Kirche so ungemein schnellen und großen Abbruch thaten: so suchten die Lehrer dieser letztern auch daselbst, den fernern Abfall derselben von ihrer Herrschaft nicht, wie es Christen gebührte, durch Unterricht, sanfte Wiederlegung ihrer Grundsätze, oder ähnliche Mittel, sondern durch Bedrückungen, Martern und grausame Todesstrafen, zu verhüten. Franz der erste und sein Nachfolger ließen sich von der römischcatholischen Geistlichkeit verführen, dieses Verfahren durch Gesetze zu bestätigen. Der König war zuweilen selbst bey dem abscheulichen Schauspiel der Verbrennung eines solchen vermeinten Ketzers, das heißt, seines Mitchristen und christlichen Unterthanen, gegenwärtig, dessen Verbrechen darinne bestand, daß er die Religion und Kirchenverfassung der Christen aus ihren heiligen Schriften verbessert wissen wollte. Dennoch waren die Protestanten in Frankreich, mitten unter so vielen Verurtheilungen und Hinrichtungen, so wenig ausgerottet worden, daß sie sich vielmehr, wie die eifrigern Unterthanen der Päbste

selbst

selbst klagten, ohngefähr gleich den ersten Christen unter den heidnischen Verfolgungen, zusehends vermehrten.

In diesem ihrem Zustande, da der Admiral sich völlig auf ihre Seite wandte, wurde ihre Sache mit den Staatsangelegenheiten des Reichs gewaltsam in Verbindung gezogen. Man sah damals den König von Navarra und den Prinzen von Condee, als die Oberhäupter der Protestanten an; obgleich der erstere ein schwacher wankelmüthiger Fürst war. Aber eben diese beyden Prinzen des Hauses Bourbon waren mit dem königlichen Hause Valois verwandt, und, wenn dieses ausstarb, die allernächsten an der Thronfolge. Desto gerechter war ihr Unwille darüber, daß der Herzog von Guise, und sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, allein, und sehr willkührlich, die ganze Staatsverwaltung führten. Viele Großen sahen dieses eben so ungern; aber für die erstere Parthey erklärten sich hauptsächlich die Reformirten: und das Haus Guise hingegen wußte die meisten Römisch-catholischen zu Stützen seiner Macht zu gebrauchen, indem es seinen Ehrgeiz unter dem Scheine eines ausnehmenden Eifers für ihre Religion versteckte. Es konnte nicht fehlen, daß es zwischen beyden so ansehnlichen und gegen einander erbitterten Partheyen, zumal unter einem Könige, der es nur dem Nahmen nach war, bald zu einem heftigen Ausbruch von Feindseeligkeiten kommen mußte. Die Protestanten, welche jetzt hitziger als jemals verfolgt wurden, vereinigten sich, unter der geheimen Anführung des Prinzen von Condee, zu dem Entwurfe, daß zuerst ein großer unbewafneter Haufen von Edelleuten und Soldaten, sich zu Blois, wo der König mit dem ganzen Hofe war, einfinden, und dem Könige eine Bittschrift überreichen

sollten; darauf sollte eine Schaar ihnen nachfolgender Reiter die Guisen, wenn sie sich weigerten, die Staatsverwaltung nieder zu legen, gefangen nehmen oder umbringen, und endlich sollte der Prinz vor ihr Oberhaupt, zugleich auch zum Reichsverweser erkläret werden. So entstand die Verschwörung von Amboise im Jahr 1560; ein Name den sie davon erhielt, weil die Guisen, sobald ihnen einige Nachricht davon gegeben worden war, den König mit seinem Gefolge in das feste Schloß von Amboise führten, wo sie die ankommenden Verschwornen großentheils niederhauen, oder ergreiffen und sogleich hinrichten ließen. Obgleich diese Unternehmung das Ansehen hatte, wie sie auch von vielen Römischcatholischen vorgestellt wurde, als wenn sie bloß aus Religionsabsichten geflossen wäre; so hatten doch die vorher beschriebenen Staatsränke, oder die Eifersucht der beyden Häuser Bourbon und Guise den Hauptantheil an derselben. So wenig dieser Schritt der Protestanten gerechtfertiget werden kann; so gab ihm doch die so sehr gemißbrauchte Herrschaft der Guisen, die im Grunde Ausländer waren, einen ziemlichen Schein: und diese rächten sich auch dafür mit einer fast unersättlichen Blutbegierde.

Die Verschwornen hatten es nicht gewagt, dem Admiral das geringste von ihrem Vorhaben anzuzeigen. Sie kannten seine feste Treue gegen den König zu wohl, als daß sie hoffen dürften, er würde daßelbe nur einigermaaßen billigen. Der Hof selbst, das heißt die mächtige Parthey, die am demselben regierte, und ihm keinesweges günstig war, hatte doch eben dieselbe Meinung von seinen Gesinnungen. Daher suchte auch der Herzog von Guise um diese Zeit, mit einem anscheinenden Reste von alter Vertraulichkeit, ein

Mißver-

Mißverständniß, zwischen ihm und dem Prinzen von Condee zu stiften; allein der Admiral merkte, sogleich die hinterlistige Absicht, und entgieng dem Fallstricke. Als der Hof die erste Kundschaft von der Verschwörung erhalten hatte, ließ er den Coligny nebst seinen Brüdern kommen: da gab dieser den Rath, man möchte zur Besänftigung des großen Haufens, den der Hof fürchtete, eine Verordnung ausfertigen lassen, durch welche die Verfolgung der Reformirten etwas gehemmt würde. Diese Verordnung wurde zwar aufgesetzt; allein die Verschwörung gab Vorwand genug, alle Bewaffnete, die man unter ihnen antraf, aus dem Wege zu räumen. Man trug bald nachher dem Admiral auf, die Normandie in Ruhe zu erhalten, und dem Hofe von demjenigen Bericht abzustatten, was daselbst vorgehen möchte. Er glaubte daher, es sey überhaupt seine Schuldigkeit, der Königinn zu sagen, was er von dem Zustande des Reichs dächte, und war kühn genung, ihr schriftlich vorzustellen, wie groß ihr Fehler sey, daß sie ein gefährliches Haus so hoch erhebe, und durch die härtesten Bedrückungen einen Theil der Unterthanen zur Verzweifelung bringe. Dazu setzte er noch den Rath, daß man die bisherigen Maaßregeln so lange einstellen möchte, bis eine Versammlung der Reichsstände gehalten worden wäre. Allein die Königinn, welche bereits durch die in Frankreich herumfliegenden Schriften erbittert war, in welchen eben diese Forderungen geschahen, hielt eben so wie die Guisen, einen jeden vor einen Verbrecher, der diese gehäßige Materie berührte. Der Admiral zog sich also durch seinen Vorschlag einen unversöhnlichen Haß des Hofes zu.

Dennoch bezeigte er bey einer ähnlichen Gelegenheit gleich darauf eine eben so unerschrockene Freymüthigkeit.

thigkeit. Der Hof befand vor gut, an Statt der Reichsstände, wenigstens eine Anzahl von Grossen im Jahr 1560 zu Fontainebleau zusammen kommen zu laßen. Auf dieser Versammlung trat Coligny, ehe noch die Reihe zu reden an ihn kam, auf, und überreichte dem Könige auf das ehrerbietigste zwo Bittschriften. Sie wären ihm, sagte er, bey seinem neulichen Aufenthalte in der Normandie, von einer grossen Anzahl Menschen aus allen Ständen eingehändigt worden, und er habe es ihnen im Vertrauen auf seine Treue gegen den König, und auf sein bisheriges Betragen, nicht abschlagen können, sich dieser Bittschriften anzunehmen. Der König befohl, sie vorzulesen: man fand, daß sie folgenden Inhalts waren. Diejenigen welche Gott, fromm und rechtmäßig verehrten, bedienten sich dieser bequemen Gelegenheit, den König unterthänigst anzuflehen, er möchte einer so großen Anzahl seiner Unterthanen, die bisher bloß wegen ihrer Neigung zur wahren Religion sehr viel Elend und Noth ausgestanden hätten, seine Gnade und Milde angedeihen lassen. Sie verlangten demüthigst, er möchte ihre Sache untersuchen und es geschehen laßen, daß die heilige Schrift zur Beurtheilung dieser so wichtigen Streitigkeit angewandt würde. Es sey überaus leicht einzusehen, wie viel Abscheu sie nicht allein vor der Ketzerey, deren man sie sonst immer beschuldigt habe, sondern auch vor dem Aufruhr hätten, indem sie in ihren höchsten Bedrängnißen nicht zur Gewalt oder zu den Waffen, sondern bloß zu der Gnade des Königs, ihre Zuflucht hätten nehmen wollen. Unterdeßen möchte der König dem gerichtlichen Verfahren Einhalt thun, das bisher gegen sie ausgeübt worden, und das so viel Blut seiner Unterthanen im ganzem Reiche vergoßen hätte. Denn sie hätten sich vor Richtern verantworten müßen, die wegen ihrer Ergebenheit gegen den

Pabst

Pabſt, von dem ſie Pfründen erhalten hätten, mehr ihre Feinde geweſen wären. Der König möchte ſich alſo ſo vieler unglücklichen Familien unter ſeinen Unterthanen erbarmen, die ihn ſtets vor ihren gnädigſten König und Herrn erkannt, auch nach dem Befehle Gottes eifrig verehrt hätten, und alle bereit wären, im Nothfall auch ihr Leben in ſeinem Dienſte hinzugeben. Da ſie Gott ihm zur Beſchützung anvertrauet habe: ſo ſey es billig, daß er ſie gegen ihre mächtige und grauſame Feinde in Sicherheit ſetze. Sie bäten inſonderheit, daß er ihnen erlauben möchte, künftig in öffentlichen Gebäuden Gott anzurufen, ſich von ihren Predigern in der wahren Religion unterrichten zu laſſen, und die von Gott geſtifteten Sacramente zu genieſſen; damit ſie nicht ferner, weil ihre Religion unbekannt bliebe, und ihr Gottesdienſt im Verborgenen gehalten werden müßte, von ihren Feinden falſche Beſchuldigungen ausſtehen möchten.

Alle Anweſende erſtaunten über den dreiſten Schritt des Admirals: nicht bloß, weil er ungewöhnlich war; ſondern hauptſächlich, weil man den Haß des Königs gegen die Proteſtanten kannte, und die Macht der Guiſen jedermann fürchterlich vorkam. Unterdeßen lobte der König die Geſinnungen und Verdienſte des Admirals, und ließ zuerſt die Prälaten ihre Stimme ablegen. Zween darunter hielten ſehr ſcharfe Reden über den verdorbenen Zuſtand der franzöſiſchen Kirche, ſuchten die Mittel zu ihrer Verbeßerung anzugeben, und verlangten inſonderheit eine allgemeine oder wenigſtens eine in Frankreich zu haltende Kirchenverſammlung, ingleichen eine Verſammlung aller franzöſiſchen Reichsſtände. Ob ſie gleich beyde Gönner der Reformation, und keine Freunde der Guiſen waren; ſo könnte ihnen doch vielleicht die Handlung des Admirals noch

mehr Muth gemacht haben. Dieser sprach am folgenden Tage, seinem ersten Bezeigen gemäß. Er sagte unter andern von den überreichten Bittschriften, man habe ihm, als er verlangte, daß sie unterschrieben werden möchten, geantwortet, es würden sich, wenn es nöthig wäre, funfzigtausend Menschen zur Unterschrift finden. Hierauf drückte er sich über die nothwendige Erhaltung der Liebe der Unterthanen gegen den König, noch freyer als einer von den Bischöfen gethan hatte, aus. Nichts sey schädlicher, sagte er, als wenn sich ein Fürst vor seinen Unterthanen, oder diese sich vor ihm, fürchteten. Es scheine also kein guter Rath zu seyn, daß der junge König in einer solchen Furcht, mitten unter Wachen und einer furchtbaren Leibwache, erzogen würde. Denn durch einen solchen Anblick werde die Zuneigung des Volks nach und nach ausgelöscht, und es trete Haß an die Stelle derselben. Die nächsten Rathgeber des Königs sollten ihn vielmehr belehren, kein Reich sey stark und dauerhaft genug, das bloß durch Furcht und Haß behauptet werde; der Gehorsam verschwinde allmählich, wenn er durch etwas anders als durch die alten Gesetze des Reichs unterstützt würde. Der Admiral schloß also damit, daß er verlangte, die Kirche müße auf die schicklichste Art verbeßert, die Leibwache des Königs müße abgeschaft, und sobald als möglich ein Reichstag gehalten werden.

Die Guisen, welche sogleich merkten, wie sehr dieser Vortrag gegen sie gerichtet sey, weil sie es gewesen waren, welche im Nahmen des Königs Kriegsvölker aufgebracht, und unter dem Vorwande seiner Sicherheit, ob es gleich eigentlich die ihrige war, den Hof mit einer starken Wache umgeben hatten, warfen einen desto ärgern Haß auf den Admiral. Besonders

machten die Worte einen tiefen Eindruck bey ihnen, deren er ſich bedient hatte, die königliche Gewalt ſey in Frankreich ſo wohl gegründet, daß jeder Aufruhr durch die Ankunft eines einzigen Gerichtsbedienten, der eine Vollmacht des Königs hätte, leicht gedämpft werden könne. Der Herzog von Guiſe rühmte, indem er die Rede des Coligny nahmentlich angriff, die Erziehung, welche dem Könige ertheilt würde, und verſicherte, die Unternehmung einiger Böſewichter habe es nothwendig gemacht, das Leben des Königs durch eine Leibwache zu beſchützen: denn gegen daßelbe, nicht gegen ſeine Diener, wie man vorgäbe, wäre die neuliche Verſchwörung geſtiftet worden. Der Cardinal von Lothringen hingegen eiferte wider die übergebenen Bittſchriften: ſie wären, ſagte er, wenn ſie gleich einen Anſchein von Beſcheidenheit hätten, höchſt übermüthig, und ihre Verfaßer würden dem Könige nur ſo weit gehorchen, als er ihren ſchlimmen Lehrſätzen Beyfall geben würde. Eben dieſe würde man billigen, wenn man ihnen die begehrte öffentliche Religionsübung verſtattete. Man müße ſie ferner ſcharf beſtrafen; doch nicht die unbewaffneten, welche nur glaubten, ihrem Gewißen folgen zu müßen. Endlich erklärte er auch die vorgeſchlagene Kirchenverſammlung vor überflüßig. Allein der Admiral behielt doch gewißermaaſſen auf dieſer Verſammlung die Oberhand. Auch der Canzler von Hopital, einer der rechtſchaffenſten Männer ſeiner Zeit, gab gemäßigte Rathſchläge: und die königliche Mutter fieng bereits an, die allzu große Macht der Guiſen zu ſcheuen. Man beſchloß daher, daß noch in eben dieſem Jahre 1560. zu Meaux ein Reichstag gehalten werden, und wenn keine allgemeine Kirchenverſammlung zu Stande kommen könnte, wenigſtens doch eine franzöſiſche zuſammen berufen werden ſollte; unterdeßen ſollten alle Hinrichtungen der

Protestanten aufhören; nur mit der Ausnahme, daß gegen aufrührische Köpfe nach den Gesetzen verfahren würde. Von dieser Zeit an gewann die Protestantische Religion in Frankreich durch öffentliche Freyheiten mehrere Festigkeit. So verlangte sie überall nur die gesetzmäßigen Rechte aller Christen.

Coligny und seine Brüder blieben noch eine Zeitlang am Hofe, und bezeigten demselben so viele Ergebenheit, daß sie selbst den Prinzen von Condee dahin zu bringen suchten, sich auch an denselben zu verfügen, um sich wegen der Beschuldigung, daß er das Haupt der letzten Verschwörung gewesen sey, zu rechtfertigen. Der Prinz hatte alle Ursache, nicht daselbst zu erscheinen: und er gab es zu erkennen, wie gewiß er sey, daß die Guisen auf seinen Untergang bedacht wären. Zuletzt berückte ihn gleichwohl der Hof durch so viele Kunstgriffe, daß er sich nebst seinem Bruder, dem Könige von Navarrra, einfand. Beyde wurden gar bald gefangen genommen: und man berathschlagte eben darüber, sie aus dem Wege zu räumen, als sich der König Franz der zweyte seinem Ende näherte. In der Bestürzung welche die Guisen darüber empfanden, gaben sie der Königinn-Mutter den Rath, mit der Verurtheilung der beyden Prinzen von Bourbon zu eilen. Allein der Kanzler stellte ihr die Folgen einer solchen grausamen Uebereilung so nachdrücklich vor, daß sie sich vielmehr plötzlich mit dem Könige von Navarra aussöhnte, und sich mit ihm zu den Aussichten der bevorstehenden Staatsveränderung vereinigte. Dieser Fürst war zwar mehr scharf beobachtet und von allen Seiten umgeben, als würklich in der Gefangenschaft gehalten worden; doch hatten ihn fast alle Großen und Hofleute verlaßen. Nur Coligny und sein Bruder, der Cardinal von Chatillon, achteten die Gefahr nicht,

nicht, leiſteten ihm in ſeinem Zimmer Geſellſchaft, und begleiteten ihn öffentlich.

Kurz darauf ſtarb Franz der zweyte am Ende des Jahrs 1560. Sein Bruder, der ihm in der Regierung nachfolgte, und Carl der neunte genannt wurde, war damals erſt zehn Jahre alt. Deſto mehr Bewegungen erhoben ſich darüber, wer die Regierung während ſeiner Minderjährigkeit führen ſollte. Doch die Mutter des Königs theilte dieſelbe bald mit dem Könige von Navarra dergeſtalt, daß ſie zwar einigermaaßen die oberſte Gewalt bekam; an dieſen hingegen, als Reichsverweſer, die wichtigſten Angelegenheiten gebracht werden ſollten, um nach ſeiner und des Staatsrathes Meinung, von der Königinn beſorgt zu werden. Im Grunde blieb würklich, bey der geringen Fähigkeit des ebengedachten Fürſten, der ſich mehr dazu ſchickte, von andern regiert zu werden, die vornehmſte Macht in den Händen der Guiſen. Man tadelte den Admiral, daß er zu dieſer Einrichtung der Staatsverwaltung viel beygetragen hatte. Sie hatte nicht nur einen übeln Erfolg; ſondern wurde hauptſächlich deswegen von vielen Patrioten gemißbilligt, weil man in der franzöſiſchen Geſchichte immer fände, daß die Regierung den königlichen Müttern nicht ohne Schaden des Reichs, beſonders wenn ſie Ausländerinnen waren, übertragen worden ſey. Allein für die damalige Verwirrung von Frankreich war es wenigſtens das Beſte, und was ſich auch am erſten ausführen ließ, das Haus Bourbon aus ſeiner nahen Unterdrückung zu dem ihm gebührenden Range wieder zu erhöhen, den erſten mit dem königlichen Hauſe verwandten Prinzen auch zum eigentlichen Staatsverweſer zu ernennen, und ihn mit der Königinn-Mutter, die um dieſe Zeit auch den Proteſtanten

Marschall, auch durch andere, zu einer so bedenklichen Zeit für das Vaterland, sich nicht selbst so wichtiger alter Freunde und Stützen zu berauben, als Condee und die Coligny wären; es sey für ihn anständiger, bey ihren Händeln mit den Guisen eine Zeitlang zuzuschauen, um endlich, als der vornehmste Befehlshaber des Reichs, einen richterlichen Ausschlag zu geben. Der Admiral selbst und seine Brüder stellten ihm vor, daß ihre Uneinigkeit mit den Guisen bloß die Angelegenheiten des Staats betreffe, nicht persönliche Feindschaft sey, und daß er durch seine neue Maaßregeln dem Könige und dem Reiche schaden könne. Allein der Connetable war außer andern Vorurtheilen zu sehr von dem Gedanken eingenommen, die Religion leide Gefahr, und mit derselben werde auch die alte Staatsverfassung fallen.

Obgleich Coligny nunmehro seinen Oheim als einen Feind betrachten mußte; so blieb er doch standhaft bey den Absichten, die er vor die besten erkannt hatte; zugleich aber fest entschlossen, keine Unruhen bey der jetzt überhand nehmenden öffentlichen Uebung des protestantischen Glaubens zu verstatten. Zwar konnte er allein dieselben nicht überall verhüten. Die neue Freyheit deren sich die Protestanten auf das begierigste, und bisweilen über ihre Gränzen hinaus, bedienten, die durch ein im Jahr 1561. zu Poissy in Gegenwart des Hofs, zwischen einigen von ihren und von Römischcatholischen Gottesgelehrten gehaltenes Religionsgespräch viel gewonnen hatte, und durch königliche Verordnungen in dem erstgedachtem und im folgenden Jahre noch mehr bestätigt wurde, brachte dreiste Reden, Schimpfnahmen zwischen beyden erbitterten Religionspartheyen, hin und wieder auch Feindseeligkeiten und Aufstände hervor. Die meisten Römischcatholischen

wand-

wandten jedes Mittel an, um die Protestanten aus dem Genuße dieser Freyheit zu vertreiben. Sie fanden auch in dem eben um diese Zeit veränderten Zustande des Hofs eine Begünstigung ihrer Absichten. Der schwachsinnige König von Navarra, der bey keiner Parthey in Ansehen stand, aber doch für sein Haus, für die Protestanten zu denen er sich bisher bekannt hatte, und für die Regierung, an welcher er Antheil hatte, einen großen nicht unwirksamen Namen hergab, entsagte selbst diesen Vortheilen, trat zu den Guisen und ihren Mitverbundenen, erklärte sich auch nach und nach für die Römische Kirche, und wurde, wenn gleich ein Mitglied der mächtigsten Parthey im Staate, doch verächtlicher und unbedeutender als jemals. Dadurch bekamen die Feinde der Protestanten mehr Muth, und die Guisen behielten desto leichter die Oberhand über den Prinzen von Condee, der jetzt das Haupt der Protestanten und der den Guisen entgegen gesetzten Parthey wurde.

Man war bereits nicht weit davon entfernt, die Waffen gegen einander zu ergreiffen, als die sogenannte **Ermordung von Vaßy** im Jahr 1562. es selbst für den Admiral unmöglich machte, dieselben länger zurück zu halten. Der Herzog von Guise reiste mit seinem Bruder, dem Cardinal von Guise, und einem starken Gefolge, durch das erstgenannte Städtchen, als eben die Protestanten in einer benachbarten großen Scheune ihren Gottesdienst anfangen wollten. Die Bedienten des Herzogs fielen wütend über die unbewaffnete Versammlung her: und ob er gleich hinzu eilte, um ihnen Einhalt zu thun, wurden doch gegen dreyhundert Protestanten beyderley Geschlechts, theils umgebracht, theils verwundet. Der Herzog versuchte umsonst, den letztern die Schuld von diesem unglücklichen Vorfall beyzumessen. Seine Bedienten, der

catho-

catholiſche Pöbel und einige Soldaten welche ebenfalls daran Theil nahmen, kannten ſeine Geſinnungen zu gut, als daß ſie darum Strafe befürchtet hätten: er war auch würklich in der Abſicht hingekommen, die Verſammlung der Proteſtanten, die doch durch öffentliche Geſetze erlaubt war, wenigſtens durch ſeine Gegenwart zu zerſtreuen; und ſchwerlich konnte er ſelbſt ſich einbilden, daß ſie ſeinen Befehlen gehorchen, oder daß Gewaltthätigkeiten dabey unterbleiben würden. Genug, ganz Frankreich gerieth über dieſe unmenſchliche Handlung in Bewegung. Auf der einen Seite war ſie gleichſam die Loſung zu einer Menge ähnlicher Mißhandlungen und Mordthaten, welche gleich darauf in vielen der vornehmſten Städte des Reichs über die Proteſtanten ergiengen. Der Prinz von Condee hingegen bat die Königinn, jene Schandthat zu beſtrafen, und beſonders nicht zuzugeben, daß der Herzog von Guiſe ſich nach Paris begäbe, weil ſeine Ankunft daſelbſt zu eben ſolchen Ausſchweifungen aufmuntern würde. Sie verlangte würklich von dem Herzoge, daß er an den Hof nach Meaux kommen ſollte; er gehorchte aber nicht. In dieſer Verlegenheit ſchien ſie anfänglich zu einer Verbindung mit den Proteſtanten geneigt zu ſeyn, und erkundigte ſich auf dieſen Fall ſorgfältig nach ihrer Stärke, um zu ſehen, wie viel Hülfe ſie ſich von ihnen verſprechen könnte. Aber man meldete ihr nicht mehr, als daß es zweytauſend ein hundert und funfzig proteſtantiſche Gemeinen im Reiche gebe, deren Mitglieder ſich bereit erklärten, für die Königinn, den jungen König und das Vaterland die Waffen zu ergreiffen. Als ſie genauer wiſſen wollte, wer die Oberhäupter der Proteſtanten wären, befanden ſie nicht vor gut, ihre geheimere Verfaſſung einer Fürſtinn zu entdecken, deren Gewogenheit gegen ſie nur alsdenn auf eine kurze Zeit ſich blicken ließ,

wenn sie mit ihrem Beystande sich im Besitze der Macht zu befestigen hoffte. Ihre Schreiben also, die sie in dieser Absicht an den Prinzen von Condee und an den Admiral abließ, konnten nicht alsbald viele Würkung thun. Mittlerweile als sie noch berathschlagte, nöthigte sie der Herzog von Guise durch den König von Navarra, sich mit ihrem Sohne als Gefangene nach Paris führen zu lassen. Condee glaubte nun nicht länger einen friedfertigen Zuschauer abgeben zu können, und stellte sich bald an die Spitze einer Anzahl protestantischer Edelleute, die ihn selbst darum baten, um die Guisen, mit den Waffen in der Hand zu nöthigen, daß sie dem Könige seine Freyheit wieder gäben. Er berief sich darauf, daß er den Krieg nicht anfienge; sondern nur diejenigen, an welchen, den Gesetzen zum Trotze, Feindseeligkeiten begangen würden, dagegen zu beschützen suche.

Ohngeachtet dieser dringenden Gründe fanden es doch die Brüder des Admirals und andere vornehme Protestanten, die sich bey ihm zu Chatillon versammelt hatten, überaus schwer, ihn zu einem Antheil an dem ausbrechendem Kriege zu bewegen. Zwey Tage lang setzte er ihnen seine Gegengründe und Besorgnisse mit solcher Stärke entgegen, daß sie alle Hoffnung beynahe aufgaben, ihn zu ihrer Meinung zu bringen. Aber in der nächsten Nacht erfolgte diese Aenderung bey ihm auf eine außerordentliche Art. Er wurde in derselben durch das tiefe Seufzen und Aechzen seiner Gemahlinn aufgeweckt. Auf sein Befragen um die Ursache deßelben, gab sie ihm diese Antwort: „Ich störe Ihre Ruhe ungern durch meine Bekümmernißе; aber wenn die Glieder Christi zerfleischt werden, wie es würklich geschieht, und da wir zu diesem Körper gehören, welcher Theil deßelben kann wohl unempfindlich blei-

bleiben? Sie besitzen zwar eben so viele Empfindung; aber mehr Stärke, dieselbe zu verbergen. Sollten sie es wohl Ihrer treuen Gattin übel auslegen, daß sie mit mehr Freymüthigkeit als Ehrerbietung, ihre Thränen und Gedanken in ihren Schooß fliessen läßt? Wir liegen hier vergnügt, und die Körper unserer Brüder, Fleisch von unserm Fleische, und Bein von unsern Beinen, liegen zum Theil auf den Feldern den Hunden und Raben überlaßen. Dieses Bette ist für mich ein Grab, weil sie keine Gräber haben: diese Bettücher werfen mir vor, daß sie nicht eingewickelt sind. Können wir wohl im Schlafe schnarchen, und man soll die Todesseufzer unserer Brüder nicht hören? Ich erinnere mich hier an die weisen Reden, durch welche Sie Ihres Herren Brüder zum Stillschweigen gebracht haben: wollen Sie ihnen auch ihr Herz entreißen, und machen, daß es ihnen eben sowohl an Muth als an Antwort fehle? Ich zittere vor Furcht, daß eine solche Klugheit für die Kinder der Welt gehören möchte, und daß man so viele Weisheit für die Menschen nicht wohl Weisheit gegen Gott nennen könne, der Ihnen die Geschicklichkeit eines Feldherrn geschenkt hat. Können Sie wohl nach ihrem Gewißen den Gebrauch derselben seinen Kindern versagen? Sie haben mir gestanden, daß Sie durch dieselbe zuweilen erweckt werden: sie ist würklich der Dolmetscher Gottes. Glauben Sie denn, daß Sie vor Gott strafbar werden, wenn sie demselben folgen? Tragen Sie den Degen eines Ritters, um die Unglücklichen zu unterdrücken? oder um sie aus den Klauen der Wüteriche zu reißen? Sie haben bekannt, daß man mit Recht die Waffen gegen dieselben ergreifse: sollte wohl Ihr Herz der Liebe zum Rechte aus Furcht vor dem Erfolge entsagen? Gott selbst hat denen welche ihm unter dem Vorwande, Blut zu ersparen, widerstanden, den Verstand genommen; er weiß die

Seele

Seele welche sich verderben will, zu retten, und die Seele welche sich erhalten will, zu verderben. Mein Herr, ich habe so viel vergoßnes Blut der unsrigen auf meinem Herzen: dieses Blut und Ihre Gemahlinn schreyen gen Himmel zu Gott, und in diesem Bette wider Sie, daß Sie ein Mörder an denen seyn werden, welche sie nicht verhindern werden, ermordet zu werden.

Gerührt durch diese Vorstellungen antwortete ihr der Admiral: Weil ich denn durch meine an diesem Abend vorgebrachten Gründe über die Eitelkeit der unruhigen Bewegungen eines Volks, über die bedenkliche Theilnehmung an einer noch nicht gebildeten Parthey, über den schweren Anfang der Verbindung, nicht wider die Monarchie, sondern wider die Besitzer eines Staats, der auf sehr alten Wurzeln ruht, an dessen Erhaltung so vielen Menschen gelegen ist, der von außen nicht angegriffen wird, und vielmehr eines allgemeinen, neuen, und in seiner ersten Blüthe stehenden Friedens genießt; eines Friedens, welches noch schlimmer ist, der zwischen verschwornen Nachbarn, und ausdrücklich zu unserm Untergange geschlossen worden, weil ich, sage ich, durch alle diese Vorstellungen nichts ausgerichtet habe; und weil der neulich erst erfolgte Abfall des Königs von Navarra und des Connetable von unserer Parthey, so viel Stärke von Seiten der Feinde, so viel Schwäche von unserer Seite, Sie nicht zurückhalten können: so legen Sie Ihre Hand auf Ihre Brust, und prüfen Sie nach Ihrem besten Wissen Ihre Standhaftigkeit, ob dieselbe die allgemeinen Niederlagen, die Beschimpfungen von Ihren Feinden, und selbst von den Mitgliedern Ihrer Parthey, die Vorwürfe, welche der gemeine Hauffen zu machen pflegt, wenn er die Angelegenheiten nach ihrem übeln Fortgange beurtheilt, die Verräthereyen der Ihrigen,

die Flucht und den kümmerlichen Aufenthalt in fremden Ländern, daselbst die Bedrängnisse von den Engländern, die Händel mit den Deutschen, Ihre Schande und Blöße, Ihren Hunger, und welches noch härter ist, den Hunger der Ihrigen ertragen können. Forschen Sie sich ferner aus, ob Sie es ausstehen können, wenn Sie vorher Ihren Gemahl fortgeschleppt, und der Mishandlung des Pöbels ausgesetzt gesehen haben, durch einen Henker hingerichtet zu werden, und endlich Ihre Kinder, als schändliche Knechte Ihrer Feinde zu sehen, die durch den Krieg mächtiger geworden, und über die von Ihnen ausgestandenen Mühseligkeiten gesiegt haben. Ich gebe Ihnen drey Wochen Zeit, um sich darüber zu prüfen: und wenn Sie alsdenn sich vollkommen bewußt sind, daß sie gegen alle solche Zufälle hinlängliche Stärke besitzen: so will ich mich aufmachen, und mit Ihnen und unsern Freunden umkommen. — Die Gemahlinn des Admirals versetzte hierauf: „Diese drey Wochen sind schon vorbey: niemals werden Sie durch die Tugend Ihrer Feinde überwunden werden; bedienen Sie sich der Ihrigen, und laden Sie nicht diejenigen auf Ihr Haupt, die innerhalb drey Wochen das Leben verlieren können. Ich fordere Sie im Nahmen Gottes auf, unser Vertrauen nicht länger zu hintergehen; oder ich werde gegen Sie vor seinem Gerichte zeigen.“ — Einem solchen Angriffe konnte endlich der Admiral nicht länger widerstehen.

Es war rühmlich für ihn, daß er sich erst nach langem Weigern und Selbstkampfe, in einen bürgerlichen Krieg verwickeln ließ. Aber es gereicht ihm auch nicht zur Beschämung, daß es seine Gemahlinn gewesen ist, die ihn zur Aenderung seiner Gesinnungen gebracht hat, nachdem es Brüder und Freunde

umsonst

Ede vor Elbyn, Dorf, Kirchsp. und Pfarrei Bergen, Amt Celle, 1 Meile nordwestlich von Celle, 1 Meile südlich von Bergen, 1 Meile nordöstlich von Hermannsburg, 1 Meile südwestlich von Winsen, 1 Meile südöstlich von Fassberg, 1 Meile südwestlich von Müden, 1 Meile nordwestlich von Eschede, 1 Meile nordöstlich von Wietze, 1 Meile südöstlich von Hambühren, 1 Meile südwestlich von Lachendorf, 1 Meile nordöstlich von Oldau, 1 Meile südwestlich von Hohnhorst, 1 Meile nordöstlich von Hohne, 1 Meile südwestlich von Meinersen, 1 Meile nordöstlich von Ahnsbeck, 1 Meile südwestlich von Ehlershausen, 1 Meile nordöstlich von Ohof, 1 Meile südwestlich von Ummern, 1 Meile nordöstlich von Hankensbüttel, 1 Meile südwestlich von Wathlingen, 1 Meile nordöstlich von Hohnebostel, 1 Meile südwestlich von Hohnebostel

dete. Anfänglich stellte man jedoch auch Unterhandlungen an. Die Königinn und der König von Navarra unterredeten sich zu Toury mit dem Prinzen von Condee, und dem Admiral auf freyem Felde; allein sie schlug dem Prinzen seine beyden vornehmsten Forderungen ab: die drey verbundenen Großen vom Hofe zu entfernen, und die letzte königliche Verordnung zum Besten der Protestanten in ihrer Gültigkeit zu erhalten; ob sie sich gleich stellte, als wenn sie das letztere nur gezwungen verweigern müsse. Nicht lange darauf kam es zu einem andern eben so fruchtlosen Gespräche zwischen der Königinn und dem Prinzen, zu Talsy. So sehr er, auf die vorgeschlagenen Bedingungen, zum Frieden geneigt war; so viele Mühe gab sie sich nur, ihn nebst seinen Bundsgenossen zu berücken, und Zeit zu gewinnen. Der Admiral und die übrigen Großen seiner Parthey willigten darein, daß sich der Prinz auf das Verlangen der Königinn, als Geisel für ihre Friedensliebe und Unterwürfigkeit, zu ihr begeben möchte. Sie wollten auch die Gefahr, in welche er sich dadurch stürzte, mit ihm theilen, oder durch ihre Gegenwart mindern, und bezeigten freywillig, ob sie gleich Nachricht von heimlichen Ränken gegen sich erhielten, der Königinn ihre persönliche Ergebenheit. Allein hier sahen sie es am deutlichsten, daß es dieser Fürstinn an Aufrichtigkeit fehle. Sie machte nicht nur unerwartete Schwürigkeiten in Absicht auf die Religionsübung der Protestanten; sondern nahm auch, als der Prinz im Eifer seiner Versicherungen, sich mehr als einmal erbot, das Reich auf eine Zeitlang zu verlassen, wenn dadurch die öffentliche Ruhe wieder hergestellt werden könnte, ihn sogleich beym Worte, und drang sehr begierig auf seine und seiner Freunde Entfernung. Den Tag darauf stellte der Admiral in einer Versammlung der Vornehmsten,

gebracht, alle zu gemeinen Knechten, und die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Die Stadt selbst wurde geplündert und zerstört, und ihre Mauern wurden niedergerissen. Die Einwohner von Sagunt hatten sich nämlich geweigert, Hannibal als ihren Herrn anzuerkennen, und hatten sich lieber dem Untergange geweiht, als daß sie ihre Freiheit aufgeben wollten. Hannibal hatte nun Spanien unterworfen, und ging mit seinem Heere über die Pyrenäen, um Italien zu erobern.

Als Hannibal über die Pyrenäen gekommen war, mußte er sich durch Gallien durchschlagen, um über die Alpen nach Italien zu gelangen. Die Römer hatten ihm ein Heer entgegengeschickt, um ihn daran zu hindern, aber Hannibal kam ihnen zuvor, und ging über die Alpen, ehe sie ihn erreichen konnten. Er hatte 60,000 Mann Fußvolk, 10,000 Reiter und 37 Elefanten bei sich. Der Weg über die Alpen war sehr beschwerlich, und Hannibal verlor viele Leute und Elefanten, ehe er in Italien ankam. Als er aber in Italien ankam, hatte er noch 20,000 Mann Fußvolk, 6,000 Reiter und 1 Elefanten bei sich.

Hannibal hatte nun Italien erreicht, und die Römer mußten sich gegen ihn wehren. Sie schickten ihm ein Heer entgegen, und es kam zu einer Schlacht. Hannibal siegte, und die Römer mußten sich zurückziehen. Hannibal verfolgte sie, und es kam zu einer zweiten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dritten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünften Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer elften Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zwölften Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreizehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierzehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfzehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechzehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebzehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtzehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunzehnten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundzwanzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtunddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neununddreißigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundvierzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundfünfzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundsechzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundsiebzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundachtzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundneunzigsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer hundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achthundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunhundertsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer tausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achttausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neuntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunzehntausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundzwanzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtunddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neununddreißigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundvierzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundfünfzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundsechzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundsiebzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer vierundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer fünfundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer sechsundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer siebenundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer achtundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunundachtzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer neunzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer einundneunzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer zweiundneunzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zurückziehen. Hannibal verfolgte sie immer weiter, und es kam zu einer dreiundneunzigtausendsten Schlacht. Hannibal siegte wieder, und die Römer mußten sich noch weiter zur

Gebäude, welche die Landschaft Bündten, als Ihr Eigenthum, in Ihrer Hauptstadt Chur besitzet, und worinnen Ihre Gnädige Herren, Ihre Land-Tage halten, und Ihre Rathschläge pflegen, wie auch die Gemälde, welche in dem Rathhause zu Chur, und in dem Gerichts-Hause zu Davos, zu sehen sind, und die Wappen, welche an denen Häusern, in denen Städten, Flecken, und Dörfern, in dem Lande Bündten, zu finden sind, mit Anmerkungen, und einigen Nachrichten, von denen Familien, welche solche führen, und denen Ursachen, warum sie solche führ

bensvorschläge aufgehalten: und er zog mittlerweile desto mehr fremde Hülfsvölker an sich. Daher nahm er auch die Schlacht nicht an, welche ihm Condee und der Admiral anboten, nachdem sie, von ihren Wegweisern falsch geführt, einen vergeblichen Anschlag auf das Geschütz ihrer Feinde gemacht hatten.

Als die königliche Parthey sich damals um fremde Kriegsvölker bewarb, die ihr auch nicht lange darnach aus Deutschland, Italien und der Schweitz zugeführt wurden, behauptete der Admiral, die Guisen und ihre Freunde begiengen dadurch das Verbrechen der beleidigten Majestät, zeigten sich auch als Aufrührer und feindseelig gegen den Staat gesinnt. Denn wenn diese Händel, nach Art der Alten, den Vortheilen und öffentlichen Rechten Frankreichs gemäß, erörtert werden sollten: so gebe es die Versammlungen der Stände, deren Verordnungen seit der Stiftung der Monarchie, immer ein uneingeschränktes Ansehen hätten. Wenn aber der Streit durch die Waffen entschieden werden müßte: so sehe jedermann, daß die meisten Franzosen auf der Seite der Protestanten wären. Ausländer hingegen kommen zu laßen, um die Eingebohrnen zu unterdrücken, sey kein Merkmal eines französischen Muths; sondern wilder und barbarischer Gesinnungen. Unterdeßen da einmal die sogenannte königliche Parthey (im Grunde wurde nur der Nahme des Königs von derselben gemißbraucht,) durch die ausländische Hülfe noch mehr Ueberlegenheit über die Protestanten gewann: hielt es der Admiral auch vor erlaubt, sich der Zuneigung einiger deutschen Fürsten gegen die französischen Protestanten zu bedienen, um von ihnen Beystand zu erlangen, und also Ausländern auch Ausländer entgegen setzen zu können. Er schickte daher seinen Bruder d' Andelot nach Deutschland, der insonderheit

von dem Landgrafen von Heßen so nachdrücklich unterstützt wurde, daß er ein Heer von dreytausend Reitern und zwölf Compagnien Landsknechte, (wie man das deutsche Fußvolk damals nannte,) zusammen brachte. Sie vereinigten sich gegen das Ende des Jahrs 1562. mit dem Prinzen von Condee: und es war nun die Frage, was die Protestanten unternehmen sollten. Der Admiral, der immer geschäftig war, hatte vor kurzem einen ansehnlichen Vorrath von Kriegsbedürfnißen der Feinde vernichtet: zog aber nunmehro mit dem Prinzen vor Paris, wo sich das königliche Heer großentheils befand. Es hatte auch völlig das Ansehen, daß man bey einem geschwinden wiederholten Angriffe entweder diese Hauptstadt erobern, oder doch das königliche Heer einschließen und schwächen könne. Allein der Prinz ließ sich von neuem bereden, sich bey einer friedlichen Unterredung einzufinden, zu welcher ihn die Königinn unter der verführerischen Anreitzung eingeladen hatte, daß er, da sein Bruder, der König von Navarra, vor kurzem gestorben sey, die Stelle deßelben in der Regierung einnehmen könne. Der Prinz schlug es anfänglich mit einer hochlautenden Erklärung aus, bey der Zusammenkunft zu erscheinen, und sandte den Admiral an seiner Statt hin; endlich aber kam er doch selbst, und eben so vergeblich als ehemals. Während dieser Zeit war Paris in einen beßern Vertheidigungsstand gesetzt worden. Dazu kam, daß einer von den Protestantischen Befehlshabern sich der Untreue sehr verdächtig machte. Da auch mehrere Französische, und selbst Spanische Kriegsvölker sich gegen die Hauptstadt zogen: so beschloßen der Prinz und der Admiral, vielmehr den Hülfsvölkern und dem Gelde entgegen zu gehen, das sie beydes aus England erwarteten, nachdem sie und ihre Parthey überhaupt, kurz vorher mit der Königinn Elisabeth ein Bündniß

geschlos-

geschloßen, und ihr zur Versicherung und zum Eingange in Frankreich, die Stadt Havre de Grace eingeräumet hatten, wo die Protestanten auch künftig unter ihrem Schuße eine sichere Zuflucht haben könnten.

Condee und Coligny unterschieden sich um diese Zeit durch ihre Meinungen über die Führung des Kriegs von einander; aber der leztere zeigte sich immer als den größern Feldherrn. An Statt daß der Prinz noch einen zu späten und sehr gefährlichen Versuch auf Paris wagen wollte, rieth er vielmehr, wie eben gedacht worden, die Vereinigung mit den Engländern in der Normandie zu eröffnen. Zwar hatte auch dieser Zug nicht geringe Schwürigkeiten; allein da die Deutschen, welche den ansehnlichern Theil des protestantischen Kriegsheeres ausmachten, sich bereits über ihren außenbleibenden Sold mißvergnügt bezeigten; mußte man auf ein geschwindes Mittel bedacht seyn, diesen Klagen, zu welchen leicht der Mangel an Lebensmitteln stoßen konnte, abzuhelfen. Indem das Heer fortzog, behauptete der Prinz öfters, daß eine Schlacht bevorstünde: und dieses nicht allein aus Gründen, sondern auch aus Erscheinungen und Träumen, die er gehabt haben wollte. Der Admiral aber, der auf solche Anzeichen nichts hielt, bestritt diese Meinung desto mehr, da der damalige Entwurf seiner Parthey es gar nicht erlaubte, sich in ein Hauptgefechte einzulaſſen. Gleichwohl erfolgte die Schlacht; aber durch einen Fehler einiger Befehlshaber des Condee, der den Admiral mit dem rechten Flügel über eine Meile hinter sich zurück ließ, und durch die Zeit welche er ihm zugestehen mußte, um sich mit dem übrigen Heere zu verbinden, auch den Feinden Zeit gab, an dieses näher zu dringen, ohne daß es Condee genugsam bemerkte. D' Andelot rieth noch damals,

eine Schlacht zu vermeiden; aber Condee ſelbſt, der nun gleicher Meinung war, fand es nicht mehr möglich.

Beyde Heere trafen alſo bey Dreux, einer Stadt auf dem Wege von Paris in die Normandie, am Ende des Jahrs 1562 auf einander: und hier fiel es wiederum in die Augen, daß die zween oberſten proteſtantiſchen Feldherren einander an Gaben nicht gleich wären, und daher zum Beſten ihrer Parthey, die Gewalt welche ſie beſaſſen, mit einander hätten wechſeln ſollen. Condee ſtürzte ſeiner Seits mit der Reiterey, den rechten feindlichen Flügel vorbey, auf das Schweitzeriſche Fußvolk, welches im mitten Treffen ſtand, loß, und entblößte dadurch ſein eigenes Fußvolk, das nun dem Angriffe jenes Flügels zu ſehr ausgeſetzt war; an Statt daß er vielmehr die Reiterey der Feinde hätte angreiffen ſollen. Er war eine Zeitlang ſehr glücklich; aber die Schweitzer konnten, ſo viel ſie auch litten, doch nicht ganz überwunden werden: und als endlich der friſche rechte Flügel der Feinde auf die zerſtreuten und entkräfteten Kriegsvölker des Prinzen den Angriff that, wurden ſie in die Flucht geſchlagen, und er ſelbſt gefangen. Der Admiral fochte auf der andern Seite mit eben ſolchem Nachdruck und in beſſerer Ordnung: er bekam den Connetable, den Oberfeldherrn des königlichen Heeres, gefangen; zuletzt aber nöthigte ihn das Unglück des andern Flügels, auf den Rückzug zu denken. Die Feinde ſuchten ihm denſelben zu erſchweren, und eine völlige Niederlage beyzubringen. Da ſetzte er ſich ihnen mit einem großen Hauffen, den er ſchnell geſammlet hatte, und mit ſeiner gewöhnlichen Unerſchrockenheit, ſo heftig entgegen, daß er ſie mit vielem Verluſte zurücktrieb. Es fehlte ihm nur wenig noch, um

den

den Sieg ganz auf ſeine Seite zu lenken: ſie waren froh, als er ſich eine Meile von dem Schlachtfelde entfernte. Noch an demſelben Tage munterte er ſeine Deutſchen Soldaten auf, die Schlacht am folgenden Morgen zu erneuern, weil die Feinde, welche faſt zweymal ſo viel als er verloren hatten, alsdenn ohne Zweifel gänzlich überwunden werden müßten. Allein, ob ſie gleich ſelbſt erkannten, daß dieſe Erwartung höchſt wahrſcheinlich ſey, war doch auch ihre Entſchuldigung, von dem beträchtlichen Verluſte hergenommen, den ſie an Mannſchaft, Waffen und Pferden erlitten hatten, nicht ungegründet.

Die Gefangenſchaft des Prinzen von Condee veranlaßte das Kriegsheer der Proteſtanten, dem Admiral die oberſte Befehlshaberſtelle aufzutragen. Er bezeigte ſich dabey ſo aufmerkſam und thätig, als man es immer nach einem vollſtändigen Siege hätte erwarten können. Nachdem er allen anſehnlichen Städten ſeiner Parthey Nachricht von der Schlacht gegeben, und die eroberten Fahnen nach Orleans geſchickt hatte: bemächtigte er ſich der meiſten Städte in der Gegend von Bourges und Tours. Seine Deutſchen, welche wieder anſehnliche Rückſtände an Solde zu fordern hatten, befriedigte er durch die nahe Hoffnung des Engliſchen Geldes, und ſelbſt einer neuen Schlacht, ſo ſehr, daß ſie ihm feyerlich verſprachen, ihre Dienſte noch ferner geduldig fortzuſetzen. Daher beſchloß er auch in die Normandie zu ziehen, um ſich mit den Engländern zu vereinigen. Vorher aber verſah er Orleans, welches der Herzog von Guiſe, wie er wußte, im Begriff ſtand zu belagern, mit einer hinlänglichen Beſatzung, und ließ ſeinen Bruder D' Andelot zur Beſchützung der dortigen ganzen Gegend daſelbſt. Vergebens ſuchten ihm die Feinde den Weg in die Normandie zu verſperren;

sperren; auch that die Königinn eben so fruchtlos, nach ihrer alten Gewohnheit, einige Friedensvorschläge. Coligny drang im Februar des Jahrs 1563. in die gedachte Landschaft ein. Die Deutschen erinnerten ihn hier an die Erfüllung seines Versprechens: und er wußte ihnen nicht gleich eine bessere Antwort zu ertheilen, als daß er sie bat, auf die Fluthen des Meeres zu sehen, bey welchem sie vorbey zogen, und das durch heftige Winde bewegt wurde. Auch ihm, sollten sie dabey denken, sey noch ein ungünstiges Schicksal auf seiner Fahrt zuwider. Doch nicht lange darauf wurde er in den Stand gesetzt, ihnen treffender zu antworten. Es langten nicht nur Geld, Geschütz und Soldaten, für ihn aus England an; sondern er nahm auch die Stadt Caen weg, wo ihm königliche Gelder in die Hände fielen.

Seine Absicht war, sobald als möglich nach Orleans zu eilen, wo die Angelegenheiten der Protestanten durch die Abwesenheit seines Heeres immer bedrängter werden mußten. Die Stadt wurde nicht allein von dem Herzoge von Guise belagert; sondern war auch bereits so weit gebracht, daß er sich zu einem Hauptsturme anschickte. Allein, ehe er denselben unternehmen konnte, wurde er vom Poltrot, einem protestantischen Edelmann, ermordet. Es war bloß ein schwärmerisch rasender Haß gegen den Herzog, der ihn zu diesem Verbrechen angereizt hatte: und seine Thorheit war bereits vorher so merklich gewesen, daß er öfters vor mehrern auf eine tollkühne Art sagte, er werde den Herzog umbringen. Dennoch versicherte er, als er darüber gerichtlich befragt wurde, der Admiral und andere Protestanten hätten ihn zu dieser Mordthat angetrieben, und jener habe noch mehrere verborgene Meuchelmörder in das königliche Lager abgeschickt. Diese

Anklage

Aussage veränderte er in der Folge mehr als einmal: und ob er gleich endlich seine Beschuldigung auf den Admiral allein einschränkte; so erklärte er ihn doch darauf vor unschuldig: und wiederum behauptete er noch zuletzt, daß derselbe und sein Bruder d'Andelot um diese Sache gewußt hätten.

In dem ganzen bisherigen Leben des Coligny war nichts, das ihn einer so abscheulichen Handlung nur verdächtig machen konnte. Offenbare Gewalt gegen seine Feinde, nicht Meuchelmord, durfte man von einem solchen Manne erwarten: und der Ankläger selbst hatte alle Merkmale von Wahnwitz und Verwirrung wider sich. Unterdessen vertheidigte sich doch Coligny gegen diese Verleumdung sogleich schriftlich, indem er noch zu Coeln war. Er rief Gott und Menschen zu Zeugen an, daß er den Poltrot erst vor kurzem durch die Empfelung einiger Protestantischen Befehlshaber, die ihn als einen tapfern jungen Mann rühmten, kennen gelernt, und nur zum Kundschafter in dem königlichen Lager für Geld gebraucht habe. Freymüthig setzte er hinzu, er betrübe sich zwar nicht sehr über den Tod des Herzogs von Guise, indem er solchen als eine für das Reich und für die beßere Religion heilsame Begebenheit betrachte; aber niemals habe er davon mit dem gedachten Mörder geredet, oder durch andere handeln laßen; vielmehr habe er der Königinn und dem Connetable ähnliche Anschläge, die man wider sein und seiner vornehmsten Freunde Leben gefaßt hatte, auf das deutlichste vor die Augen gelegt. Zugleich bat er diese Fürstinn in einem eigenen Schreiben sehr eifrig, den Poltrot nicht eher hinrichten zu laßen, bis man aus deßen Bekenntniß seine Unschuld und die wahre Beschaffenheit der Sache genau erfahren hätte. Allein so wenig man einen sichern Beweis

auf

auf die Anklage des Mörders bauen konnte; so war doch das lothringische Haus entschlossen, den Admiral bloß vermöge derselben als schuldig zu verfolgen. Es ließ sich auch dadurch nicht abschrecken, daß der Prinz von Condee nachmals im königlichen geheimen Rathe auf das nachdrücklichste die Unschuld des Admirals behauptete; wiewohl er hinzufügte, er wolle gar nicht verhindern, daß die Sache vor unverdächtigen Richtern auf dem Wege Rechtens getrieben würde; nur möchte die Königinn nicht zugeben, daß die bekannte Feindschaft der Guisen gegen die Coligny, bey dieser Gelegenheit die Religion zum Vorwande mißbrauchte. Der Marschall von Montmorency that ohngefähr eine gleiche Erklärung im Nahmen seines Hauses. Weil nun eben damals die Ruhe im Reiche wieder hergestellt war, und die Coligny nicht ohne Ursache das Parlement von Paris in ihren Angelegenheiten vor partheyisch ausgaben: befohl der König, daß dieser Streit vor den großen Rath gebracht werden sollte. Hierüber beschwerten sich die Guisen, weil er eigentlich für das Parlement gehörte: und daher zog ihn der König zu seiner eigenen Untersuchung an sich; setzte aber dieselbe auf drey Jahre aus.

Als hierauf der König Carl der neunte, nachdem er das vierzehnte Jahr seines Alters angetreten hatte, noch im Jahr 1563. vor volljährig erklärt worden war, damit die Königinn dem Condee und dem Connetable alle Hoffnung benehmen möchte, an der Regierung Theil zu nehmen, erschienen die Mutter und die Gemahlinn des ermordeten Herzogs, dessen Kinder und Anverwandte beyderley Geschlechts, alle in tiefer Trauer, und unter vielem, Wehklagen vor dem Könige, vor welchem sie sich niederwarfen, und ihn um die Bestrafung jener Mordthat anflehten.

Man

Man sah leicht ein, daß dieser Aufzug nicht sowohl zur Erregung des Mitleidens, als darum angestellt wurde, damit der große Haufen, der den verstorbenen Herzog, besonders als einen vermeinten Eiferer für die Religion, sehr geliebt hatte, zu gleicher Gewogenheit gegen seine Nachkommen angefeuert werden möchte. Und durch eben diesen Kunstgriff sollte Coligny desto verhaßter gemacht werden. Der König versprach, ihrer Klage alle Aufmerksamkeit zu schenken; verschob aber solches auf eine bequemere Zeit. Endlich wurde dieser Handel im Jahr 1566. auf der Versammlung eines Theils der Reichsstände zu Maulins, die hauptsächlich deswegen gehalten ward, beygelegt. Der Admiral bekräftigte seine Unschuld durch einen Eid: und die Guisen söhnten sich auf Befehl des Königs, feyerlich mit ihm aus. Doch der noch sehr junge Herzog, Sohn des umgebrachten, behielt unter der Verstellung, die er damals gebrauchte, eine unauslöschliche Begierde bey, den Todt seines Vaters zu rächen.

Dieser Todt hatte nicht nur für den Admiral, sondern auch für ganz Frankreich, noch andere und weit wichtigere Folgen. Er beförderte sehr geschwind den Frieden, nachdem nunmehro auch der dritte von den drey großen Verbundenen aus dem Wege geräumt war: denn der Marschall von Saint Andree war bey Dreux geblieben, und der Connetable lebte in der Gefangenschaft. Unglücklicher Weise war der Admiral bey den Friedenshandlungen, welche die Königinn eröffnete, nicht zugegen. Condee und der Connetable, als die vornehmsten Großen beyder Partheyen, führten die Berathschlagung; allein der letztere wollte aus Haß gegen die Protestanten durchaus nicht zugeben, daß die letzte königliche Verordnung, vom Jahr 1562. durch

durch welche ihnen die freye Religionsübung zugestanden worden war, eben diejenige Verordnung, wegen deren Uebertretung der Krieg sich erhoben hatte, in ihre vorige Gültigkeit gesetzt werden sollte. Der Prinz, dem die Königinn mit der ihr eigenen Arglist Hoffnung machte, daß er die Stelle seines verstorbenen Bruders in der Regierung bekleiden könnte, und der außerdem zur Ruhe geneigt war, hatte die Schwachheit, von einer so wichtigen und gerechten Forderung der Protestanten nachzulassen. Es wurde also zwar der Friede im März des Jahrs 1563 geschlossen; aber die öffentliche Uebung der protestantischen Religion bekam durch denselben eine starke Einschränkung. Coligny, der unterdessen in der Normandie sehr glücklichen Fortgang gehabt hatte, kam nunmehro nach Orleans zurück, und beklagte es in Gegenwart des Prinzen selbst und anderer vornehmen Protestanten, daß man einen so übereilten und ihnen so nachtheiligen Frieden geschlossen hätte, da man unter solchen Umständen die billigsten und vortheilhaftesten Bedingungen hätte erlangen können. Er sagte unter andern, daß man in jedem Amtbezirke den Protestanten nur Einen Ort zu gottesdienstlichen Versammlungen erlaube, der eben so viel, als Gott, dem wir mit dem unsrigem allem zugehören, ein Stück davon zum Erbtheil anweisen, und den Feinden, die kaum mit dem Schwerde in der Hand den Sieg erfechten konnten, denselben ungemein erleichtern. Diese und andere Vorstellungen machten solchen Eindruck, daß der protestantische Adel beynahe die Waffen wieder ergriffen hätte, und daß jedermann dem Prinzen Vorwürfe machte. Der Admiral mußte endlich diese Gährung selbst stillen, und der Friede wurde durchgängig angenommen.

Aber

Aber er ward so schlecht beobachtet, daß man den Protestanten nicht einmal die wenigen Rechte und Freyheiten ließ, die ihnen durch denselben waren zugestanden worden. Vermuthlich hatte der Admiral dieses vorausgesehen: denn der Mangel an Standhaftigkeit, der sich bey der Errichtung des Friedens zeigte, mußte Verachtung und eine kühne Verletzung desselben hervorbringen. Daher lachte man auch über die Klagen der Protestanten, warf diejenigen welche sie bey Hofe anbrachten, ins Gefängniß, und gab allen Vergünstigungen, die man ihnen ertheilt hatte, eine willkührliche Erklärung, um ihnen den Genuß davon zu rauben. Den Prinzen von Condee machten seine Schwachheiten gegen das Frauenzimmer verächtlich, indem sich die Königinn einer Hof-Fräulein, in die er außerordentlich verliebt war, bediente, ihn in einer üppigen Sorglosigkeit in Absicht auf die wichtigsten Angelegenheiten zu erhalten. Nur der Admiral war ihr und ihrer Parthey vor andern furchtbar: man suchte daher um diese Zeit sich seiner zu entledigen. Er hatte seit einigen Jahren unter seinen Hausgenossen einen Edelmann, den er zu manchen erheblichen Geschäften gebrauchte. Plötzlich fiengen die Freunde des Admirals am Hofe Briefe von diesem Edelmann auf, worinne er gewissen Personen meldete, er werde seinen Auftrag bald erfüllen, und dem Admiral den bewußten Schlaftrunk reichen. Als diesem letztern die Briefe zugeschickt worden waren, ließ er den Schuldigen vor sich kommen, und einige Zeilen auf ein Papier schreiben. Diese Schrift verglich er mit der in den Briefen befindlichen, und fragte ihn, indem er ihm dieselben zeigte, ob er seine Hand kenne. Der Verräther konnte nichts antworten, als daß er sich zu den Füssen des Admirals warf, und ihn um Gnade bat. Er erlangte auch dieselbe von dem großmüthigen

Manne mit der Bedingung, daß er sogleich sein Haus verlassen, und sich niemals wieder vor ihm blicken lassen sollte.

Coligny, der so leicht Beleidigungen vergab, und keine vorsetzlich zufügte, wurde doch im Jahr 1565. von neuem in einen Handel mit dem Hause Guise eingeflochten. Es war von dem Hofe scharf verboten worden, daß niemand bewaffnet herumziehen und in die Städte kommen sollte. Der Cardinal von Lothringen hatte zwar durch einen besondern Befehl die Erlaubniß dazu erhalten, sich eine Leibwache aufzurichten, und machte sich daher, nicht ohne Mißbrauch dieser Freyheit, fertig, mit einem ansehnlichen kriegerischen Gefolge in Paris, wo der Hof damals nicht zugegen war, einzuziehen, um sich nebst dem Herzoge von Guise, seinem Neffen, den Einwohnern, die ihnen grossentheils sehr ergeben waren, zu zeigen. Gleichwohl wollte er dem Marschall von Montmorency, der daselbst Befehlshaber war, keine vorläufige Nachricht von der Erlaubniß, die er besaß, geben. Der Marschall, welcher besorgen mußte, daß ein so sehr zur Unzeit prahlender Trotz die kaum gedämpften Unruhen wieder erwecken möchte, ließ den Cardinal warnen, mit seiner bewaffneten Menge, zu welcher viele aus der Hauptstadt selbst kamen, in dieser nicht zu erscheinen; indem er ihn sonst mit Gewalt daran hindern würde. Da aber der Cardinal dieses nicht achtete, wurde sein Gefolge von dem Marschall zurück getrieben und zerstreuet; er selbst aber genöthigt, mit seinem Neffen und Bruder, dem Herzoge von Aumale, die Stadt wieder zu verlassen. Der letztere fuhr fort, um dieselbe mit Soldaten herum zu schwärmen, und die beyden erstern sagten mehrmals, diese Handlung sollte dem Montmorency das Leben ko-

sten:

sten: sie kommten auch in Paris gegen sechszig tausend Mann wider ihn aufwiegeln. Alles dieses bewog ihn, den Admiral, zu Hülfe zu rufen, der auch gleich darauf mit dreyhundert Reitern sich einfand. Seine Gegenwart breitete so viele Furcht in der Stadt aus, daß die meisten Einwohner schon auf die Flucht bedacht waren. Denn die Guisen hatten ausgestreuet, er komme nur, um dieselbe zu plündern. Allein der Marschall ließ die Vornehmsten der Stadt zu sich kommen, und er sowohl als der Admiral beruhigten sie durch eine Erklärung ihrer Absichten. Besonders sprach der letztere mit dem ungekünstelten Zutrauen zu der Gerechtigkeit seiner Sache, und mit der edeln Dreistigkeit, woran man ihn immer erkannte.

Ich weiß das Gerücht lange, sagte er, das die Uebelgesinnten von mir ausbreiten, als wenn ich gesonnen wäre, mich dieser Stadt zu bemächtigen. Aber ein solcher Vorsatz schickt sich nur für diejenigen, welche sich ein Recht an die Thronfolge beymessen, und behaupten, daß ihnen gewisse Herzogthümer und Grafschaften wieder eingeräumt werden müßten. Was mich anlangt, so habe ich keinen Anspruch an das Reich, oder an irgend einen Theil desselben; wenn ich ihn aber hätte, so glaube ich, daß seit fünfhundert Jahren kein Mensch unter dem französischen Adel so viele Mittel gehabt habe, als ich, den Staat zu beunruhigen. Erinnert euch, was ich nach dem Tode des Herzogs von Guise, und da ich den Connetable zu Orleans in meiner Gewalt hatte, vor Gelegenheit gehabt habe, Bewegungen zu stiften, wenn anders mein Gemüth dazu geneigt gewesen wäre; auch daß die Königinn-Mutter, und der Staatsrath des Königs den Frieden nicht eher begehrt haben, als da die Sachen meiner Glaubensgenossen in dem blühendesten Zustande

waren. Und wem ist es unbekannt, daß ich den Frieden mit dem dringendsten und sehnlichsten Anhalten gesucht habe, als eben mehrere der mächtigsten Städte sich bereits unter meinen Schutz begeben hatten, und verschiedene andere in der Normandie und in Bretagne, ihre Freundschaft und Verbindung freywillig anboten? Wer weiß nicht, daß ich nach dem Frieden, da ich meinen Ehrgeiß befriedigen, und von dem Könige Aemter und Würden erlangen konnte, mich lieber in meine Wohnung begeben, und bis jetzt das eingezogenste und ruhigste Privatleben geführt habe? — Hierauf zeigte er die Ursache an, warum er nach Paris gekommen sey, und fuhr fort: Ihr wisset alle das Vertrauen, welches die Bekenner der reinen Religion in mich setzen. Verschiedene unter ihnen, die durch diese neuen Ränke beunruhigt, und durch die aufrührischen Entwürfe der Anhänger der Guisen erschröckt worden sind, kommen täglich zu mir, und zeigen mir aufgefangene Briefe von versammleten Befehlshabern, welche ihren alten Soldaten melden, sie möchten sich mit ihren Waffen bereit halten, um sich auf den ersten Befehl, da wo es nöthig wäre einzufinden. — Er las auch ein Stück aus einem solchen Briefe vor, wovon die Urschrift der Königinn Mutter übergeben worden war, und worinne die Hugonotten als Stützen des regierenden Hauses angegeben wurden, die man wegräumen müsse, damit die französische Krone denjenigen zu Theil werde, die ein altes Recht daran hätten. Außerdem berief er sich darauf, es sey etwas Bekanntes, daß seit dem Frieden über fünfhundert seiner Glaubensgenossen an verschiedenen Orten ermordet worden wären, ohne daß die Obrigkeit den Todt eines einzigen darunter geahndet hätte; vielmehr brächten diejenigen welche sich bey Hofe darüber beklagten, nichts als Worte, ein Blatt Papier oder ein Stück Pergament, dafür

zurück.

zurück. Endlich ſetzte er hinzu, es ſey ſonderbar, daß nach der öffentlichen Sage, einige Catholiſche Geiſtliche aus Furcht vor ihm die Stadt verlaſſen wollten; da es doch im ganzen Reiche keinen ſo feſten Platz gäbe, wo die Geiſtlichen dieſer Kirche mit mehr Ruhe und Sicherheit wohnten, und ihre Cärimonien ausübten, als in ſeiner Stadt Chatillon.

Eine Folge dieſer Händel war es, außer einigen heftigen Schriften von beyden Seiten, daß der Admiral bald nach ſeiner Zurückkunft in die ebengedachte Stadt, nahe dabey einen Meuchelmörder entdeckte, der ihm, durch einige Verſprechungen des Herzogs von Aumale gewonnen, auf der Jagd nach dem Leben trachten wollte, und der, als er auch wegen anderer Urſachen, vor Gericht geſtellt wurde, ſich umſonſt erkühnte, den Admiral zu beſchuldigen, daß er ihn vor einigen Jahren habe bewegen wollen, die Königinn Mutter umzubringen. Doch die verſteckten Anſchläge des Hofs und der Guiſen waren nicht auf den Admiral allein, ſondern überhaupt auf die Proteſtanten gerichtet. Die Reiſe welche der König mit ſeiner Mutter im Jahr 1565. nach Bayonne vornahm, hatte zwar dem Scheine nach, nur eine Unterredung zwiſchen ihm und ſeiner Schweſter, der Königinn von Spanien, zur Abſicht; allein die vornehmſten Geſchichtſchreiber dieſer und der nächſtfolgenden Zeit, und dieſes ſelbſt Römiſchcatholiſche, geſtehen, daß daſelbſt heimliche Verabredungen zum Nachtheil der Proteſtanten, zwiſchen beyden Höfen genommen worden ſind. Es entſtanden eben damals die erſten Bewegungen in den Niederlanden, die nachher den langwierigen Krieg hervorbrachten, unter welchem ſich der Freyſtaat der vereinigten Niederlande bildete. Die Bedrückungen der Proteſtanten waren auch dort eine

Veranlassung dazu; aber Philipp der zweyte, König von Spanien, verletzte überdieß die bürgerlichen Rechte und Freyheiten dieser Länder eben so gewaltsam. Wegen ihrer Nachbarschaft mit Frankreich, besorgten beyde Höfe, daß die Protestanten ihres Gebiets sich einander unterstützen möchten. Der berühmte Feldherr, der Herzog von Alba, besprach sich daher im Nahmen Philipps, bey der gedachten Unterredung, mit der Königinn-Mutter, über die würksamsten Mittel, wie man zugleich in Frankreich und in den Niederlanden die sogenannte Ketzerey ausrotten könnte. Er soll den Rath gegeben haben, die Protestanten, auf ein gegebenes Zeichen, alle anzufallen und umzubringen: so wie es ehemals mit den Franzosen, bey der Sicilianischen Vesper, gegangen war. Man erzählt auch den bittern Scherz von ihm, daß zehntausend Frösche nicht so viel werth wären, als der Kopf eines Lachses: um anzuzeigen, daß weit mehr daran gelegen sey, den Prinzen von Condee oder den Admiral aus dem Wege zu räumen, als eine Menge geringerer Protestanten. Diese beyden Herren wurden daher von ihren Freunden die sich am Hofe aufhielten, gewarnet, und fiengen würklich an, vorsichtige Maaßregeln für ihre Sicherheit zu nehmen.

Sie konnten auch durch vieles andere was um diese Zeit vorfiel, gewarnet werden. Obgleich der Hof die öffentliche Verbindung einiger catholischen Großen wider die Protestanten unterdrückte: so bezeigte er doch übrigens gegen die letztern nichts als feindseeligen Widerwillen, und überließ sie im ganzen Reiche der fortdaurenden Verfolgung ihrer Feinde. Zugleich ließ er sechstausend Schweizer unter dem Vorwande anwerben, daß die Gränzen des Reichs gegen das spanische Kriegsheer unter dem Herzoge von Alba, das im Begriff war,

war, vorhey in die Niederlande zu ziehen, bedeckt werden müßten; obgleich in der That Frankreich und Spanien damals in dem besten Vernehmen mit einander lebten. Unterdessen schlug der Admiral, um die Absichten des Hofes besser kennen zu lernen, im Königlichen geheimen Rathe vor, daß die erstgenannten Kriegsvölker in das Herzogthum Burgund, als eine Gränzlandschaft, verlegt werden möchten: zumal da in derselben, weil beide Religionsparthenen darinne stark wären, Unruhen entstehen könnten, wenn französische Soldaten hineingelegt würden. Allein der Hof war vielmehr gesonnen, die Schweitzer in das Innerste des Reichs aufzunehmen, und sie wider die Protestanten zu gebrauchen. Diese, welche nicht lange daran zweifeln konnten, bereiteten sich um desto mehr zu einem unvermeidlichen Kriege.

Auch diesesmal war Coligny einer der letzten, der sich in denselben verwickeln laßen wollte: und an kriegerischen Helden sind Bedenklichkeiten dieser Art immer am schädlichsten. Er und andere mit ihm gleichgesinnte behaupteten bey einer Versammlung der Grossen ihrer Parthey, man müße erst die äußersten Hülfsmittel versuchen, ehe man sich durch die Ergreiffung der Waffen verhaßt machte. Die Versammleten waren dazu geneigt; aber bald darauf erfuhren sie, daß der Hof würklich beschloßen habe, den Prinzen von Condee gefangen setzen, und den Admiral umbringen zu laßen; daß auch die Schweitzer, gegen alle Vorstellungen des Prinzen, immer näher anrückten. Diese Nachrichten erhitzten die Gemüther der Protestanten so sehr, daß sie ausriefen, sie wären es der Religion, sich und den ihrigen schuldig, gegen so viele Treulosigkeit und Grausamkeit sich zu vertheidigen. Noch gaben sich Coligny und einige mit ihm, viele Mühe es zu

verhüten, daß man zu keinen Feindseeligkeiten schreiten möchte. „Laßt uns, sagte er zuletzt, lieber unschuldig, nach dem Beyspiele unserer Vorfahren, Unrecht leiden, als die Schuldigen angreifen, damit wir nicht, indem wir eine gute Sache übel verfechten, die Gerechtigkeit verlieren, welche bisher für uns gestritten hat.“ Seine Rede machte bey den meisten Eindruck; aber d'Andelot, sein Bruder, ein eben so rechtschaffener als feuriger Mann, stellte dagegen vor, daß diese Entschließung, so gerecht und klug man sie auch nennen könne, doch dem durchaus verdorbenen Zustande des Reichs nicht gemäß sey, der vielmehr gewaltige Mittel, große und standhafte Unternehmungen, fordere. Was wird uns unsere Geduld helfen, sagte er, wenn wir lange warten, bis wir in auswärtige Länder verwiesen, im Gefängniß gefeßelt sind, oder aus unsern Häusern vertrieben in Wäldern und Einöden herumirren, wenn wir der Wuth des Pöbels ausgesetzt, von kriegerischen Männern verachtet, und auf Entscheidung der Grossen verurtheilt werden? Was vor Hülfe werden wir alsdenn in unserer Unschuld finden? Vor wen wollen wir alsdenn auch unsere gerechtesten Klagen bringen? Wer wird uns hören, mit uns reden, uns nur sehen wollen? Es ist also nun Zeit, meine Freunde, daß wir, nachdem man uns so oft, zum großen Nachtheil der Religion und der öffentlichen Ruhe, hintergangen hat, endlich lernen, nicht hintergangen zu werden, und uns der gerechten und nothwendigen Waffen zu unserer Vertheidigung bedienen, ohne uns darum zu bekümmern, ob uns unsere boshaften Feinde, die alle Rechte und Gesetze so oft übertreten, und uns in der That schon den Krieg angekündigt haben, vor die erste Ursache deßelben ausgeben.

Den Admiral und alle übrigen rissen diese Gründe und die Begeisterung mit welcher sie d'Andelot vortrug, fort: man trat ihm auch darinne bey, daß die Protestanten gleich anfänglich einen kühnen Streich wagen müßten, um sich Ansehen und die Oberhand zu geben. Man hatte sie im vorigen Kriege darüber verspottet, daß sie sich nicht bemüht hätten, sich der Person des Königs zu bemächtigen, dessen Gegenwart jeder Parthey eine besondere Stärke, und in der That den Anschein von Rechte, verschaffen mußte. Sie beschlossen daher dieses jetzt zu versuchen: und Condee bestellte die Vornehmsten unter ihnen, wogunter auch der Admiral war, gegen den Ausgang des Septembers im Jahr 1567. zu dieser Absicht nach Rozoy in der Landschaft Brie. Der Hof, der sich in der Nähe befand, und von ihrer Unternehmung Nachricht erhielt, eilte mit einer geringen Bedeckung nach Meaux. Die Protestantischen Edelleute aber, die bis auf vierhundert bereits angewachsen waren, wurden durch den Marschall von Montmorency, der mit Friedensvorschlägen an sie abgeschickt ward, etwas aufgehalten: und da unterdessen die Schweitzer sich Meaux näherten, mußten jene die Ausführung ihres Entwurfs gänzlich aufgeben. Sobald sie jedoch verstärkt worden waren, rückten sie mit einem kleinen Heere vor Paris, wohin sich der Hof begeben hatte, und schnitten dieser Hauptstadt die Zufuhr ab. Es fielen damals allerhand Unterhandlungen vor, auch ein Gespräch zwischen beiden Partheyen, wobey sich der Admiral ebenfals befand; aber der Connetable versicherte ausdrücklich, der König werde den Protestanten niemals eine uneingeschränkte Religionsübung zugestehen, noch überhaupt zwo Religionen in seinem Reiche dulden, und die vorigen Gesetze zu ihrem Besten wären nur auf eine Zeitlang gegeben worden. Sie wurden

daher von neuem überzeugt, daß man nicht anders als gezwungen, Willens sey, ihnen Verträge und ertheilte Freyheiten zu halten. Endlich da der Connetable mit einem wenigstens sechsmal stärkern Kriegsheere, als sie zusammen gebracht hatten, ihnen aus Paris entgegen rückte, kam es noch im Jahr 1567. zu der Schlacht bey Saint Denys.

Condee und der Admiral erwarben sich in derselben einen größeren Ruhm, als durch alle ihre bisherige Kriegsunternehmungen. Ob sie gleich nur an der Spitze von dreytausend Mann waren, und gar kein Geschütze hatten, thaten sie doch selbst den Angriff mit so vieler Tapferkeit und wohl unterstützter Ordnung, daß es einigermaaßen zweifelhaft blieb, welcher von beyden Theilen Sieger zu nennen sey. Zwar behaupteten die königlichen das Schlachtfeld; allein sie verloren den Connetable: und da am folgenden Tage d'Andelot mit einer Verstärkung bey den Protestanten anlangte, bot er den Feinden, die er bis in die Vorstädte von Paris angriff, von neuem, aber vergebens, ein Treffen an. Der Admiral wurde in dieser Schlacht durch sein muthiges Pferd tief unter die Feinde hineingetragen; sie erkannten ihn nicht, und er zog sich unbeschädigt zurück. Sein Rath war es keineswegs gewesen, daß man sich, bey einer solchen Schwäche an Kriegsvölkern, in ein entscheidendes Gefechte einlaßen sollte: er wollte nur durch Scharmützel die Zeit hingebracht wißen, bis sein Bruder zu ihm stoßen könnte. Allein der Prinz drang auf eine Schlacht, um die Ehre der Protestantischen Waffen zu behaupten: und ein Entschluß, der viel von Verwegenheit an sich hatte, nahm doch, wie öfters, einen glücklichen Ausgang, der ihn rechtfertigte.

Jetzt

Jeßt wurden die Proteſtanten furchtbarer als ſie vor der Schlacht geweſen waren. Sie beſaßen bereits Orleans, nahmen Rochelle, eine beſonders feſte Seeſtadt, und andere wichtige Pläße weg, wurden aus vielen Gegenden des Reichs verſtärkt, und bekamen auch Nachricht, daß der Pfalzgraf Johann Caſimir, Sohn des Kurfürſten von der Pfalz, ſich fertig mache, ihnen mit zehntauſend Mann zu Hülfe zu ziehen. Dazu kam noch, daß die königliche Parthey, nach dem Tode des Connetable, keinen anſehnlichen Oberbefehlshaber mehr hatte, und die Königinn-Mutter dieſe Würde, bloß, um ihre Macht zu befeſtigen, dem Herzoge von Anjou, Bruder des Königs, ertheilte. In dieſen Umſtänden wandte ſie ſich zu ihren alten Künſten, und ließ den Proteſtanten Friedensvorſchläge thun. Ihre Oberhäupter waren ſo geneigt, dieſelben anzuhören, daß der Admiral, auch nachdem die königlichen Abgeordneten ſich an dem beſtimmten Orte nicht eingefunden hatten, dennoch daſelbſt noch verweilen wollten. Aber es wurde vielmehr nach der Meinung der übrigen beſchloßen, daß man den deutſchen Hülfsvölkern entgegen ziehen müße: und da der Admiral auch darein willigte, folgte man ſeinem Rathe, dieſes nicht bloß mit der Reiterey, wie man geſonnen war, ſondern mit dem ganzen Heere zu thun. Indem dieſes geſchah, wurden auf der einen Seite die Feindſeeligkeiten, auf der andern die Friedenshandlungen immer fortgeſeßt; allein der Bruder des Admirals, der Cardinal von Chatillon, der zur Führung der leßtern an den Hof geſchickt wurde, und mit vieler Standhaftigkeit billige und dauerhafte Bedingungen verlangte, fand wiederum, daß man nur darauf bedacht wäre, zum Schaden ſeiner Parthey alles in die Länge zu ziehen.

Nachdem

Nachdem das Kriegsheer der Proteſtanten bis in Lothringen vorgedrungen war, nicht ohne von dem feindlichen, das unter den Befehlen des Herzogs von Anjou ſtand, auf ſeinem Zuge ſehr beunruhigt zu werden, traf es die erwarteten Hülfsvölker daſelbſt nicht an. Es gehörte alle leutſeelige Fröhlichkeit des Prinzen von Condee, und das ganze ernſte Anſehen in den Vorſtellungen des Admirals dazu, um das Murren ihrer Soldaten, die zum Theil ſich beynahe der Verzweifelung ergaben, zu beſänftigen. Als jedoch wenige Tage darauf das Kriegsheer des Pfalzgrafen Johann Caſimirs ſich näherte, erhob ſich eine neue große Schwierigkeit. Condee hatte verſprochen, demſelben, ſobald es in Frankreich einrücken würde, hundert tauſend Thaler zu zahlen. Die Deutſchen verlangten nun das Geld; aber die franzöſiſchen Feldherren hatten kaum ſelbſt ſo viel, daß ſie die nöthigen Bedürfniſſe für ſich und ihre Soldaten auf eine Zeitlang damit beſtreiten konnten. In dieſer Verlegenheit wandten Condee und Coligny, was ſie nur an Kunſt und Beredſamkeit beſaſſen, an, um die ihrigen zu bewegen, daß ein jeder von ihnen, bey einer Angelegenheit, auf welche ihr gemeinſchaftliches Beſte ankäme, etwas von ſeinem Vermögen hergeben möchte, um die Hülfsvölker einigermaaßen zu befriedigen. Sie thaten aber noch mehr, und machten ſelbſt den Anfang dazu. Coligny, von dem dieſer Vorſchlag hauptſächlich herkam, legte ſogleich zu dieſer Abſicht fünfhundert Thaler hin. Alles folgte ihm darinne nach; nicht nur die Befehlshaber und Soldaten, ſondern ſelbſt die Bedienten, und die zum Troß gehörigen Leute. So brachte man ohngefähr hundert tauſend livres zuſammen: und die Deutſchen begnügten ſich einſtweilen daran, als ſie ſahen, mit welchem freywilligen Wetteifer dieſelben geſammlet worden waren. Dieſe

ſeltene

ſtene Großmuth von Leuten, die ſelbſt ihren Sold fordern konnten, brachten der königlichen Parthei einen hohen Begriff von dem unüberwindlichen Muthe der Proteſtanten bey.

Sie zogen hierauf nebſt ihren Bundsgenoſſen auf Paris loß; aber ſie litten dabey an Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen ziemlichen Mangel. Dieſer würde noch ſchlimmere Folgen gehabt haben, wenn nicht Coligny vortreffliche Anſtalten zum Unterhalte des Heeres getroffen hätte. In dieſer Art von Fürſorge war er beſonders geübt, und pflegte mit einem gemeinen Sprüchworte zu ſagen, wenn man ein ſolches Ungeheuer (ſo nannte er ein Heer in den bürgerlichen Kriegen,) bilden wollte, ſo müſſe man vom Bauche anfangen. Die Proteſtanten belagerten nunmehro Chartres; wurden aber hierinne im März des Jahrs 1568. durch die Nachricht unterbrochen, daß der Friede zwiſchen ihrer und der Königlichen Parthey zu Stande gekommen ſey. Dieſe letztere that abermals den Antrag dazu: und Condee bezeigte ſich gleich willig ihn anzunehmen. Aber der Admiral, deſſen Klugheit weiter ſah, bemerkte dabey, daß der Friede nur deswegen angeboten würde, um Chartres zu retten, und damit man die Proteſtanten getrennt deſto leichter überwinden könnte. Doch da viele unter ihnen in ihre Heimath zurückkehrten, und es von neuem an Gelde für die Deutſchen fehlte: wurde endlich der Friede angenommen. Er enthielt eine Beſtätigung der im Jahr 1563. für die Proteſtanten ertheilten Verordnung, und hob alle Einſchränkungen oder Mißdeutungen derſelben auf.

Während der Belagerung von Chartres erfuhr der Admiral, daß ſeine Gemahlinn, welche ſich mit ihren Kin-

dern nach Orleans begeben hatte, daselbst gefährlich krank liege. Er eilte sogleich mit mehrern Aerzten dahin; fand aber daß die Krankheit stärker als alle Hülfsmittel wäre. Bey diesem Anblicke empfol er zwar ihre Seele Gott, und wurde von einigen Freunden, die ihn zu trösten versuchten, in sein Zimmer begleitet. Allein der Schmerz überwältigte ihn so sehr, daß er unter Thränen und Seufzen ausrief: „Mein Gott, was „habe ich dir gethan? Was vor eine Sünde habe ich „begangen, daß ich so hart gezüchtigt, und von so vie„lem Unglück niedergedrückt werde?“ Seine Freunde richteten ihn einigermaaßen wieder auf: und er bekam Muth genug, seine Kinder vor sich kommen zu laßen, die er ermahnte, sich durch diesen großen Verlust von der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge zu überzeugen; die Wohnung auf der Welt nur als eine Herberge die uns geliehen sey, zu betrachten, und sich auf Gott allein zu verlassen. Die Gemahlinn des Admirals hatte nicht nur als eine eifrige und heldenmüthige Christinn, als eine Frau von besonderer Stärke des Geistes, gelebt; sie starb auch als eine solche, indem sie sich ihre tödtliche Krankheit durch die unabläßigen Besuche zuzog, welche sie zur Pflegung der Kranken und verwundeten Soldaten zu Orleans, bey denselben ablegte.

Er selbst genoß auch der öffentlichen Ruhe nicht lang, die durch den Frieden in Frankreich wieder eingeführt werden sollte. Man hatte diesen würklich den Protestanten nur darum bewilligt, um sie zu entwaffnen, und die fremden Hülfsvölker von ihnen zu entfernen. Daher giengen ihre Klagen beynahe sobald wieder an, als er im Reiche bekannt gemacht worden war. Die ihnen durch denselben zugestandene Freyheit wurde an vielen Orten zurückgenommen; an noch mehrern fiel man über sie her, mißhandelte und ermordete

sie

sie ungestraft; man nahm ihnen ihre Bedienungen, behielt die Italiänischen und Schweizerischen Miethvölker im Reiche, und die catholischen Geistlichen, sonderlich die Jesuiten, verhetzten überall das Volk durch ihre Predigten, daß es weiter keine Ketzer neben sich dulden möchte. Daher weigerten sich auch die Protestanten, die königlichen Besatzungen in verschiedene Städte aufzunehmen, weil sie an dem Beyspiel anderer gesehen hatten, daß dieses ihren Untergang beschleunige. Besonders setzten sie sich zu Rochelle dagegen, welcher Platz seitdem, sechzig Jahre nacheinander, ihr festester Sicherheitsort in Frankreich geblieben ist. Condee und Coligny, welche verschiedene gegen sich gerichtete Anstalten bemerkten, und außerdem zuverläßige Warnungen von ihren ansehnlichsten Freunden erhielten, daß der Hof gesonnen sey, sie gefangen nehmen zu laßen, mußten sich daher abermals entschließen, für ihre Sicherheit zu sorgen. Sie rechtfertigten in einem langen Schreiben an den König, durch alle vorher angeführte Gründe, den Schritt, welchen sie thun wollten, und retteten sich darauf nebst ihren ganzen Familien, nicht ohne Gefahr, nach Rochelle.

Noch im Jahr 1568. also, sechs Monathe nach geschloßenem Frieden, nahm der dritte bürgerliche Krieg in Frankreich seinen Anfang. Coligny hatte ihn dadurch zu verhüten gesucht, daß er an die Herzoginn von Savoyen, eine Tochter Franz des ersten, schrieb, und sie auf das eifrigste bat, alles ihr Ansehen bey der Königinn-Mutter anzuwenden, damit das Vaterland vor dem neu einbrechenden Unglück bewahrt werden möchte. Da aber dieses keine Würkung that, führte er den unvermeidlich gewordenen Krieg desto lebhafter. Er nahm nebst seinem Bruder d'Andelot zween feste Plätze, Niort und Angouleme, weg; konnte

[illegible] der Eroberung eines andern Städtchens, dessen Belagerung sich auf Gnade und Ungnade ergeben, zuschulden kommen kommen lassen, daß seine Soldaten [illegible] vorkam, niedermachten. Dieses [illegible] Beyspiel der bürgerlichen Religionskriege [illegible] eine ihrer traurigsten Eigenschaften, [illegible] Theil dem andern die Verträge und [illegible] erfüllte, unter welchen sich Städte und [illegible] in Schlachten ergaben. Auf das erste [illegible] folgten bald zur Wiedervergeltung [illegible] daher hatte eben der Admiral sich viele, aber [illegible] Ruhe gegeben, seine Soldaten abzuhalten, [illegible] in diesem Kriege die ersten seyn möchten, [illegible] Grausamkeit und Treulosigkeit zu begehen, die [illegible] den Religionshaß oder bösen Vorgang von der andern Seite nicht gerechtfertigt werden konnte. Unerachtet er würde man eben deswegen diese und andere [illegible] Ausschweifungen, die von den Soldaten unter seiner Anführung ausgeübt worden sind, nur mit Unrecht ihm zur Last legen.

Er hatte ferner einen Hauptantheil an allen beträchtlichen Unternehmungen des protestantischen Heeres in diesem Kriege. Eine darunter war sonderbar und gefährlich, als der Prinz von Condee, in der Absicht, die Königlichen, die sich ihm genähert hatten, anzugreiffen, den Admiral mit dem Vortrabe voranschickte; aber, indem er ihm nachfolgte, auf einen andern Weg sich verirrte, indem ihn ein starker Nebel, jenen die unkundigen Wegweiser verführt hatten. Condee gerieth also mit dem Theil des Heeres den er bey sich hatte, wider alles Vermuthen, auf das Königliche, und sah sich genöthigt, ein Gefechte mit demselben anzufangen; zugleich aber schickte er auf verschiedene Wege, aus, um den Admiral eilfertig zurück zu rufen. Doch

dieser

dieser wandte sich selbst um, so bald er das Geschütze loßbrennen hörte, und opferte dieser dringenden Nothwendigkeit den vollständigen Sieg über einen großen feindlichen Haufen auf, den er bereits in den Händen hatte. Da der Prinz unterdeßen ein allgemeines Treffen vermied, und durch den Admiral wieder verstärkt worden war, schieden beyde Heere von einander, um sich durch Belagerungen und auf andere Weise Abbruch zu thun.

Während des Winters vom Jahr 1568. verloren die Protestanten durch eine unter ihnen eingerißene Seuche, einige tausend Soldaten. Sie suchten daher eine Schlacht so lange zu vermeiden, bis die Deutschen Kriegsvölker, die der Herzog von Zweybrücken herbeyführte, zu ihnen gestoßen seyn würden. Allein die Königlichen, die desto mehr Verstärkung an sich zogen, waren auch eben darum äußerst begierig, es zu einer Schlacht zu bringen. Es kam hauptsächlich darauf an, ob das protestantische Heer, das sich bey Chateauneuf und Baßac an der Charente gelagert hatte, seine Feinde würde verhindern können, über diesen Fluß zu gehen. Der Admiral traf deswegen alle nöthige Anstalten, indem er hinlängliche Kriegsvölker dahin stellte, um den Uebergang zu verwehren. Allein diese entfernten sich, um mehrerer Bequemlichkeit Willen, von dem Flußе, und zerstreueten sich dergestalt, daß das königliche Heer ohne Widerstand darüber zog. Zu spät wurde der Admiral davon benachrichtigt: und obgleich er sowohl als Condee es versuchten, sich mit den ihrigen zurück zu ziehen; so konnten sie doch die Schlacht nicht vermeiden, welche von Jarnac, wo der Prinz stand, den Nahmen bekam, und am 13 März des Jahrs 1569. vorfiel. Die überlegene Macht der Königlichen, und der Ueberfall den die Pro-

teſtanten gelitten hatten, trugen das meiſte dazu bey, daß ihre Feinde ſiegeten. Aber ſie verloren auch den Prinzen von Condee, der, nachdem er ſich bereits zum Gefangenen ergeben hatte, vermuthlich auf geheimen Befehl des Herzogs von Anjou, getödtet wurde. Ohngeachtet dieſer Herr einige Fehler nie abgelegt hat; ſo machten ihn doch ſeine Großmuth, Tapferkeit und Leutſeeligkeit, ſein Verſtand und ſeine Beredſamkeit vor den meiſten Großen ſeines Vaterlandes liebenswürdig.

Durch ſeinen Todt ſchien die Sache der Proteſtanten einen unerſetzlichen Verluſt erlitten zu haben; allein der Admiral wußte ſie gar bald wieder aufzurichten. Auch kam die verwittwete Königinn von Navarra, eine Prinzeßinn von männlichem Geiſte, die ſich beym Anfange des Kriegs mit ihrem Sohne, dem jungen Heinrich, der damals der Prinz von Bearn hieß, nachmals König von Navarra, und endlich auch von Frankreich, unter dem Nahmen Heinrichs des vierten, wurde, nach Rochelle geflüchtet hatte, in das Lager der Proteſtanten. Daſelbſt hielt ſie zu einer zahlreichen Menge eine Anrede, um zu zeigen, daß man aus mehrern Urſachen nicht muthlos werden dürfe: beſonders da nicht nur der Sohn des verſtorbenen Prinzen, ſondern auch ihr eigener Sohn bereit wären, alles für ihre Angelegenheiten zu thun. Der letztere wurde auch bald darauf zum Oberhaupte der Proteſtanten erklärt; allein da er erſt funfzehn Jahre alt war, behaupteten die beyden Coligny das vornehmſte Anſehen bey der Führung der öffentlichen Geſchäffte. Der Admiral inſonderheit wurde von allen Großen und Befehlshabern der proteſtantiſchen Parthey als ihr würklicher Anführer im Kriege erkannt, weil keiner unter ihnen allen ſich ſo frühzeitige, ſo viele und große

Ver-

Verdienſte um ihre gemeinſchaftliche Sache erworben, keiner als Feldherr ſo viele Vorzüge gezeigt, und überhaupt einen ſo erhabnen Geiſt, als er, unter einer Menge von Gefahren hatte blicken laßen.

Er brauchte ſeine Standhaftigkeit nach dem Tode des Prinzen deſto mehr, da er wenige Wochen darauf auch ſeinen Bruder d'Andelot, einen ſo treuen und geliebten Gefährten ſeiner Unternehmungen verlor. Dieſer Held, deßen Tapferkeit immer auch durch viele Klugheit geleitet wurde, ſtarb plözlich nicht ohne Verdacht, daß ihm die Feinde Gift beygebracht haben möchten. Denn von ihrer Denkungsart konnte man, außer ſo vielen muthwilligen Verletzungen kaum eingegangener Verträge, auch aus den verabſcheuungswürdigen Worten urtheilen, die man den Siegelbewahrer und nachmaligen Canzler, Birague, einen gebohrnen Italiäner, oftmals ſagen hörte, der damalige Krieg werde nicht durch Gewalt der Waffen, ſondern weit leichter durch Köche, geendigt werden. Der Admiral ſchrieb bey dieſer Gelegenheit an ſeine und die von ſeinem Bruder hinterlaßne Kinder, welche gemeinſchaftlich zu Rochelle erzogen wurden, zu ihrem Troſte einen Brief, der nicht unwürdig zu ſeyn ſcheint, hier zu ſtehen. „Ob ich gleich nicht zweifle, „fängt er an, daß der Todt meines Bruders d'Andelot euch ſehr betrübt haben werde; ſo habe ich euch „doch erinnern wollen, daß ihr glücklich ſeyd, Söhne „oder Neffen eines ſo großen Mannes zu ſeyn, von dem „ich mir zu behaupten getraue, daß er ein ſehr treuer „Diener Gottes, und ein ſehr vortrefflicher und berühmter Feldherr geweſen ſey. Das ſind Tugenden, „deren Andenken und Beyſpiel euch ſtets vor den Augen ſeyn muß, um ihnen, ſo weit es euch möglich „ſeyn wird, nachzuahmen. Und ich kann mit Wahr-

„heit sagen, daß ihn in Frankreich niemand in der „Kriegskunst übertroffen habe: auch zweifle ich nicht, „daß ihm die Ausländer eben daßelbe Zeugniß geben „werden; besonders diejenigen, welche ehemals seine „Tapferkeit empfunden haben. Nun aber hatte er sich „diesen hohen Ruf nicht durch Trägheit oder Müßig„gang, sondern durch sehr große Arbeiten, die er für „sein Vaterland ausstand, erworben. Und gewiß, ich „habe keinen Menschen gekannt, der billiger gedacht, „und der Gottseeligkeit eifriger ergeben gewesen wäre. „Zwar weiß ich auch wohl, daß es für mich nicht an„ständig seyn würde, sein Lob den Ausländern zu „verkündigen. Aber euch stelle ich es desto freyer dar, „um euch zur Nachahmung so großer Tugenden aufzu„muntern, und anzureitzen. Denn ich setze mir diese „selbst zum Beyspiel vor und bitte Gott und unsern „Herrn unterthänigst, daß ich dieses Leben eben so „gottseelig und glücklich, als ich ihn sterben sah, möge „verlassen können. Und je mehr ich seinen Verlust mit „dem äußersten Bedauern beklage, desto mehr verlan„ge ich von euch, zur Linderung meines Schmerzens, „daß ich jene Tugenden an euch hervorleuchten und „wieder aufleben sehen möge; und daß ihr euch von „ganzem Herzen der Gottseeligkeit und Religion erge„ben, und während eures jetzigen Alters eure Zeit auf „die Erlernung der Wißenschaften wenden möget, die „euch auf den Weg der Tugend führen werden. Und „ob ich gleich den Stunden nicht zuwider bin, die euch „euer Lehrer verstattet, um euch zu ergötzen, und von „euren Büchern zu entfernen; so nehmt euch doch in „Acht, daß ihr bey euren Ergötzlichkeiten nichts thut „oder sagt, was Gott beleidigen könnte. Vor allen „Dingen ehret euren Lehrer, und gehorchet ihm wie mir „selbst: denn ich bin gewiß, daß er auch nichts lehren „oder rathen wird, als zu eurer Ehre und Nutzen. Uebri-

gens,

„Jens, wenn ihr mich, oder vielmehr euch ſelbſt liebt: „ſo bemühet euch, daß ich beſtändig angenehme Nachrichten von euch erhalte, und daß ihr eben ſo ſehr an „Frömmigkeit und Tugend, als an Alter und Leibe „wachſet. Gott ſegne und beſchütze euch, und erhalte „euch durch ſeinen heiligen Geiſt ewiglich!" — Daß dieſe Geſinnungen aus der Fülle ſeines Herzens gefloſſen ſind, nicht bloß, um Kinder zu ermahnen, ausgeſonnen wurden, zeigte auch das übrige Betragen des Admirals. Er pflegte oft, wenn er von den Angelegenheiten der Proteſtanten ſprach, zu ſagen, daß die Regierung ihrer Kirche nicht von menſchlichen Rathſchlägen, noch der Fortgang ihres Heeres von der Tapferkeit ihrer Anführer, abhänge. Und indem er den Muth ſeines verſtorbenen Bruders häufig rühmte, rief er dabey aus: „O wie ſeelig iſt d'Andelot, daß er „ſo fromm und glücklich den Lauf ſeines Lebens geendigt hat!"

Nach ſo mannigfaltigem Verluſte öffnete ſich dem Admiral um eben dieſe Zeit eine Gelegenheit, ſeiner Parthey von neuem das völlige Gleichgewicht mit der Königlichen, oder gar die Oberhand, zu verſchaffen. Der Herzog Wolfgang von Zweybrücken näherte ſich mit einem Heere von mehr als 13000 Mann, das er zur Hülfe der Proteſtanten in Deutſchland aufgebracht hatte, den Gränzen von Frankreich. Er mußte zwar, vom Rheine an, durch das ganze Reich, beynahe bis gegen das Weltmeer hin, ziehen, um ſich mit dem Admiral zu vereinigen, hatte ein feindliches Heer an der Seite, das ſeinen Zug auf alle Art zu verhindern ſuchte, und fand noch andere Schwierigkeiten in dieſem fremden Lande. Allein er überwand ſie alle, und ſtarb nur etliche Tage vorher, ehe die gedachte Vereinigung beyder Heere, von welchen das Deutſche

nunmehro den Grafen Wolrad von Mansfeld zum Oberbefehlshaber hatte, im Junius des Jahrs 1569. erfolgte. Diese ansehnliche Verstärkung erregte große Hoffnungen für die Protestanten; wie sie denn auch bald darauf einen beträchtlichen Vortheil über die Königlichen erfochten. Coligny hingegen glaubte, man müsse sich dieser glücklichen Veränderung nur dazu bedienen, um auch, ehe die Waffen den Ausschlag gäben, einen rühmlichen und sichern Frieden zu erlangen. Da ihm der Herzog von Anjou ein sicheres Geleite für die Abgeordneten, die er in dieser Absicht an den König schicken wollte, verweigerte: so sah er sich genöthigt, nur eine Bittschrift an denselben im Nahmen seines Heeres ergehen zu lassen. In derselben wurde der König angefleht, sich seines Volks, und dessen Elendes zu erbarmen, auch zu bedenken, wie viel Frankreich, wenn der Krieg fortdauern sollte, leiden müßte, da beyde Theile zusammen zwanzig tausend Ausländer an sich gezogen hätten. Es wurde ihm ferner vorgestellt, die Sachen wären so weit gekommen, daß weder die Aussöhnung der Gemüther, noch Liebe und Mitleiden gegen das Vaterland, sondern allein Ansehen nach, bloß das Verderben desselben, dem bürgerlichen Kriege ein Ende machen könnten, indem es unaufhörlich bey Blutvergießen, Plündern und ähnlichem Ungemach, bleiben müße. Man bat ihn daher, seiner Unterthanen, die bereits so lange und so viel gelitten hätten, zu schonen, den Cardinälen und Italiänern, die an seinem Hofe zu mächtig wären, nicht so viel zu trauen, indem die Ausländer durch das Elend der Franzosen nicht so sehr gerührt würden, als die Franzosen selbst. Diese Zeit, setzte man hinzu, wäre zu Friedenshandlungen sehr geschickt, weil noch jede Parthey ein Vertrauen auf ihre Stärke sezte, und die Bedingungen des Friedens wären auch leicht,

leicht, weil alle diejenigen, welche sich mit dem Admiral unter den Waffen befänden, nichts weiter verlangten, als die freye Uebung ihrer Religion, die ihnen schon so oft durch das Ansehen der Stände, und durch mehrere Verordnungen des Königs, zugestanden worden sey. Endlich sey es ein sehr thörichter Gedanke einiger wenigen Italiäner, und anderer, die um den König wären, daß zweymal hundert tausend Protestanten leicht ausgerottet werden könnten; indem der Erfolg genugsam das Gegentheil bewiesen habe.

Doch dieser Versuch war vergeblich: und Coligny bekam sogar darauf die Antwort, der König werde nicht eher eine Bittschrift von den Protestanten annehmen, bis sie sich ihm völlig unterworfen hätten. Da er dieses hörte, schrieb er zurück, und beschwerte sich über das Unrecht, das ihm und den übrigen Protestanten solchergestalt durch die Feinde der öffentlichen Ruhe wiederführe, nahm auch Gott und alle christliche Fürsten über die Gewissenhaftigkeit seines Betragens zu Zeugen. Der Krieg mußte also fortgeführt werden. Die Protestanten besaßen um und von Rochelle an, einen ansehnlichen Strich Landes an der Seeküste: um diese Besitzungen sicher zu stellen, beschloß der Admiral, sich Poitiers zu bemächtigen; zumal da er glaubte, daß die Stadt wegen ihres großen Umfanges nicht lange würde vertheidigt werden können. Es wurde diese Absicht durch die Eroberung des festen Schloßes von Lusignan befördert, wo durch die Sorgfalt des Admirals, der mit der Besatzung geschloßene Vergleich unverletzt blieb, und dadurch zuerst den bisherigen Treulosigkeiten dieser Art Einhalt geschah. Er belagerte hierauf Poitiers; aber da die Stadt, in welche sich der noch junge, und sehr muthige Herzog von Guise selbst mit vielen Großen be-

geben hatte, immer frische Soldaten erhielt, und das Heer der Protestanten durch Mangel an Lebensmitteln, üble Witterung, und zuletzt durch eine Krankheit, die den Admiral selbst und mehrere Befehlshaber niederwarf, angegriffen wurde: mußte er die Belagerung desto mehr aufheben, weil der Herzog von Anjou sich gefaßt machte, der Stadt zu entsetzen. Dagegen nöthigte er auch diesen Herzog von der Belagerung von Chatelleraut abzustehen, und dieser wagte es nicht, das ihm von dem Admiral angebotene Treffen anzunehmen.

Um diese Zeit wurde die Ruhe und Sicherheit des Admirals auf mehr als Eine Weise bestürmt. Im September des Jahrs 1569. fällte das Parlement zu Paris über ihn als einen Aufrührer und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldigen, das Todesurtheil, versprach auch demjenigen, der ihn lebendig würde eingebracht haben, funfzig tausend Goldstücke. Bald darauf wurde eben diese Belohnung auch auf solche erstreckt, die ihn umbringen würden; sie möchten Franzosen oder Ausländer seyn: und sie sollten Gnade erlangen, wenn sie gleich einerley Verbrechen mit ihm begangen hätten. Auf zween andere Protestantische Große wurde eben dieselbe Strafe gesetzt, und man schleppte überdieß ihre und des Coligny Bildnisse auf eine schimpfliche Art durch die Straßen, von Paris, um sie zulezt an den Galgen zu heften. Die Guisen ließen dieses Urtheil nicht allein in ganz Frankreich bekannt machen, sondern auch für die Ausländer, in mehrere Sprachen übersetzt ausbreiten; aber Coligny, der einmal seine Vertheidigung in den Waffen gesucht hatte, regte sich gegen diesen Angriff nicht. Seine Feinde bestachen auch damals seinen Kammerdiener, der ihnen versprach, ihn zu vergiften.

Man

Man entdeckte seine Absicht, und der Admiral selbst würkte es durch seine Fürbitte aus, daß er mit keiner härtern Strafe, als dem Strange belegt wurde.

Die öffentlichen Angelegenheiten seiner Parthey, die ihre Augen auf ihn allein richtete, mußten ihm zu dieser Zeit mehr Bekümmernisse erregen, als seine persönlichen. Sein Heer war durch Krankheiten, den Abzug mehrerer aus demselben, und andere Ursachen, ziemlich geschwächt worden: daher trug der Admiral immer mehr Bedenken, dem sehr stark angewachsenen feindlichen Heere eine Schlacht zu liefern. Allein viele Protestanten aus den mittäglichen Gegenden Frankreichs fanden den Krieg schon viel zu langwierig, weil er sie mancher Verlegenheit in Absicht auf ihren Unterhalt aussetzte: und sie drohten, zurück nach Hause zu gehen, wenn nicht in kurzem etwas Entscheidendes unternommen würde. Seine deutschen Soldaten waren sogar nicht weit davon entfernt, sich zu empören, weil sie viele Rückstände ihres Soldes zu fordern hatten: desto lauter begehrten sie eine Schlacht. Coligny also, der sich zu derselben gezwungen sah, gab sich doch lieber das Ansehen, als wenn er freywillig einem Treffen entgegen gienge. Auf der andern Seite war es zwar dem Vortheil der Königlichen gemäß, den Krieg, welchen sie am leichtesten aushalten konnten, zu verlängern. Da jedoch die Protestanten eben eine ansehnliche Verstärkung erwarteten, und auch in Deutschland von neuem Kriegsvölker anwarben, mithin das Reich zulezt in die Gefahr gerathen konnte, daß Ausländer Herren in demselben würden: so entschloß sich auch der Herzog von Anjou zu einem Treffen. Der Admiral stellte sich ihm zuerst bey Moncontour, in der Statthalterschaft von Poitou, mit ohngefähr achtzehn tausend Mann entgegen, ohne seiner ansichtig zu wer-

den. Seine Kundschafter aber hintergiengen ihn, und er zog sich, in der Meinung, daß die Königlichen noch weit von ihm stünden, wieder zurück. Indem er dieses that, wurde sein Nachtrab von ihnen so unvermuthet und mit solcher Ueberlegenheit angefallen, daß er, ob ihm gleich der Admiral zu Hülfe kam, nicht wenig einbüßte. Dieser hatte, um den seinigen Muth zu machen, eine Anzahl derselben zu einem beynahe verwegenen Entschluße aufgemuntert, mit ihm über den Fluß zu setzen, der sie von den Feinden schied, und diese anzugreiffen, weil er nicht glaubte, daß ihr ganzes Heer in der Nähe wäre: und er war dabey nicht glücklicher gewesen.

Alles schien ihm jetzt zu rathen, daß er unter Begünstigung der Nacht sein Heer in Sicherheit bringen möchte. Denn sein Rückzug im Angesichte der Feinde, sein erlittener Verlust, und die fast zweymal gröfsere Stärke des Königlichen Heeres, setzten das seinige in eine sehr nachtheilige Stellung. Eben diesen Rath ertheilten ihm zween den Protestanten geneigte Edelleute, welche aus dem Königlichen Lager des Nachts in dieser Absicht zu dem seinigen kamen. Coligny überließ diesen Vorschlag, der ihm nicht mißfiel, dem Gutachten seiner Befehlshaber. Die meisten aber verwarfen ihn, als ihren Umständen nicht angemeßen und sogar gefährlich. Er stellte sich, als wenn er ihnen beyträte, schickte des Nachts sein Gepäcke voraus, ließ das Heer vor Aufgang der Sonne aufbrechen, und traf überhaupt solche Anstalten, daß er der Schlacht ausgewichen seyn würde, wenn seine Befehle von allen genau erfüllt worden wären. Allein das deutsche Fußvolk weigerte sich, fortzuziehen, wenn ihm nicht sein rückständiger Sold ausgezahlt würde. Coligny brachte einige Stunden damit zu,

die

die daraus entſtandene Unruhe zu ſtillen; unterdeßen aber war der Herzog von Anjou, ob er gleich einen längern Weg zurück zu legen hatte, als die Proteſtanten, dergeſtalt vorgerückt, daß ſie nothwendig auf ihn ſtoßen mußten.

Beyde Kriegsheere fochten alſo am dritten October des Jahrs 1569. bey Moncontour mit einander. Der Admiral ſuchte und hoffte noch immer, mit einem leichten Treffen durchzukommen. Er hatte die zween jungen Prinzen von Bearn und von Condee, welche als die Oberhäupter der Proteſtanten angeſehen wurden, zu ſeinem Heere kommen laßen, um daßelbe aufzumuntern: und dieſes that auch ſeine Würkung; obgleich mit ihnen weniger bewaffnete Edelleute ankamen, als er erwartet hatte. Das deutſche Fußvolk küßte, nach ſeiner damaligen Gewohnheit, die Erde, und verſprach, in einen Ehrenvollen Todt zu gehen. Würklich blieb auch der Sieg lange zweifelhaft. Die Proteſtanten eigneten ſich ſchon denſelben durch ein freudiges Geſchrey zu. Aber da ihr Heer durch die Rückreiſe der beyden Prinzen, deren Sicherheit ſolches erforderte, und die von nur gar zu vielen begleitet wurden, aufs neue geſchwächt ward; da der Graf Ludwig von Naſſau, der die deutſche Reiterey unter ihnen anführte, durch einen Mißverſtand ſeine wichtige Stelle verließ, und endlich der Admiral ſelbſt dergeſtalt verwundet wurde, daß man ihn, ob er gleich ſolches verbergen wollte, wegbringen mußte: behielten die Königlichen die Oberhand. Die Proteſtanten erlitten die größte Niederlage, die ſie in den bisherigen Kriegen betroffen hatte; ihre deutſchen Fußvölker inſonderheit wurden beynahe gänzlich niedergehauen, und die übrigen des Heeres retteten ſich auf verſchiedenen Wegen.

Nie-

Niemand unter dieser Parthey befand sich damals in einer unglücklichern Verfassung als der Admiral. Er war verwundet und krank; ihm legte man die Schuld der verlornen Schlacht bey, und schwieg geflißentlich von seinen Verdiensten und trefflichen Anstalten; die Ueberbleibsale seines Heeres aber schienen für jede Unternehmung zu gering zu seyn. Er hatte für zween junge Prinzen zu sorgen, die von falschen eigennützigen Leuten dem Scheine nach zwar bedauert wurden; denen aber diese die bisherige Verwaltung ihrer Angelegenheiten nur darum verdächtig zu machen suchten, um sie selbst in ihre Hände zu bekommen. Einige schwache Städte, Besatzungen voll Bestürzung, ausländische Soldaten, die ihr ganzes Gepäcke eingebüßt hatten, er selbst ohne Geld, und dagegen ein mächtiger Feind, der von unversöhnlichen Haße, besonders gegen ihn, getrieben wurde; alles dieses vermehrte das Traurige seines Zustandes. Auch war er von den Großen in der That verlaßen: ausgenommen die Königinn von Navarra, welche Rochelle verließ, um die gemeine Sache in der Nähe zu unterstützen. Der Admiral ließ den Muth noch weniger sinken: und er gestand, daß die Worte eines alten Freundes, und eines seiner vornehmsten Rathgeber, l'Estrange, der, indem er ebenfalls verwundet neben ihm vorbeygetragen wurde, ihm in die Sänfte hinein mit thränenden Augen zurief: „Dennoch bleibt Gott immer gütig," ihn vorzüglich aufgerichtet, ihm neue Entschloßenheit eingeflößt habe. Er nahm die beyden Prinzen abermals in die Gesellschaft seiner Kriegsvölker: theils damit diese durch ihre Gegenwart gestärkt würden; theils, damit sich jene selbst an die Beschwerlichkeiten der Kriege gewöhnen, und bey dieser Gelegenheit vieles lernen möchten. Er zog darauf nach Languedoc, wo die Protestanten ziemlich stark waren, um daselbst wieder ein

Heer

Heer aufzurichten; hoffte auch, daß der Herzog von Anjou ihm dahin nachfolgen, und desto weniger eine den Protestanten gehörige Stadt angreiffen würde. Allein dieser Prinz begieng, nach dem Befehl des Hofs, ohngefähr eben den Fehler, wie man geurtheilt hat, den ehemals der Admiral durch die Belagerung von Poitiers begangen hatte: an Statt den überwundenen Feind zu verfolgen, belagerte er Saint Jean d'Angeli. Diese Stadt wurde von einem der tapfersten protestantischen Befehlshaber, de Piles, so lange vertheidigt, daß sich unterdessen seine Parthey von ihrer Niederlage desto leichter erholte.

Ehe der Admiral die Gegend um Rochelle verließ, hatte er eine Nachricht erhalten, die gleichsam das Maaß seiner damaligen Leiden völlig ausfüllte. Sein herrliches Schloß zu Chatillon war vor kurzem durch eine Anzahl königlicher Soldaten ausgeplündert, und die darunter liegende Stadt dergestalt verbrannt worden, daß man kaum eine Spur davon mehr erblickte. Er nahm dieses Unglück ohne einige Veränderung in seinem Gesichte auf, indem ihn nach der Empfindungsart großer Männer, die öffentliche Noth seiner Glaubensgenossen mehr als seine eigene rührte. Er versicherte seinen Freunden, daß er durch eine besondere Gnade Gottes wisse, Güter zu besitzen, aber nicht von denselben besessen zu werden. Sehr wenige unter allen Protestanten hatten, während der bürgerlichen Kriege, so viel von ihrem Vermögen für sich und andere aufgewandt, und so ansehnliche Schulden gemacht, als er: bis er endlich eben um diese Zeit, nachdem er beynahe alles verloren hatte, sich gedrungen sah, in dem Rathe der Prinzen um eine Geldhülfe zum Unterhalte der seinigen anzusuchen. Dabey hielt er es vor nöthig, bey einer so rührenden Gelegenheit, als die Zer-

ſtörung ſeiner ſchönſten Beſitzung war, ſeine und ſeines verſtorbenen Bruders Kinder zur Anſtellung gewißer Betrachtungen aufzufordern, welche bey ihnen nicht zu früh aufſteigen konnten. Er ermahnte ſie ſchriftlich, ſich der wahren Gottſeligkeit deſto mehr zu befleißigen, da ſie ſchon aus ihrer geringen Erfahrung hätten lernen können, wie wenig man ſich auf die ſogenannten Güter des Lebens verlaßen dürfe, und wie weit mehr man ſeine Hofnung auſſerhalb der Welt ſezen müße. Die Mittel, daſelbſt glückſelig zu werden, ſtünden nicht in unſerer Gewalt, und man müſſe daher Gott bitten, daß er uns ſelbſt auf dem rechten Wege führe, auf welchem man auch keine zeitliche Vergnügungen erwarten dürfe. „Die Menſchen, ſezte er hinzu, haben uns dasjenige, was ſie konnten, entrißen: und wenn dieſes einmal der Wille Gottes iſt, ſo werden wir glücklich, und unſer Zuſtand wird auch gut ſeyn, weil uns dieſer Verluſt wegen keiner Beleidigungen wiederfahren iſt, die wir andern zugefügt hatten; ſondern bloß aus Haß gegen mich, weil es Gott gefallen hat, ſich meiner zu bedienen, um ſeiner Kirche beyzuſtehen. Gleichwohl, wenn wir auch um deswillen viel leiden, ſind wir glückſelig, und werden eine Belohnung erhalten, über welche die Menſchen keine Macht haben werden.“

Der Krieg, welcher damals in verſchiedenen Franzöſiſchen Landſchaften, von beyden Partheyen mit abwechſeln dem Glücke fortgeführt wurde, ſchien gegen das Ende des Jahrs 1569. ſeinem Ziele nah zu ſeyn. Es geſchahen von dem Hofe Friedensvorſchläge, durch welche den Proteſtanten, zwar die Gewißensfreyheit, aber nicht die Erlaubniß öffentlichen Gottesdienſt zu halten, verſprochen wurde: und vermuthlich glaubte man, daß ſie, nach der erlittenen Niederlage, jede angebote-

ne

te Bedingung begierig ergreifen würden. Allein sie verlangten durch Abgeordnete, welche sie an den König schickten, vielmehr, daß ihnen die Freyheit, gottesdienstliche Versammlungen anzustellen, im ganzen Reiche gestattet, und mit der Wiedereinsetzung in ihre ehemaligen Güter, ein vollkommen sicherer Friede bewilligt werden möchte. Da der Hof in jenem Begehren beynahe gar nicht nachgeben wollte, wurden die Protestanten beschuldigt, daß sie keine Neigung zum Frieden hätten. Sie verantworteten sich aber in einer eignen Schrift, in welcher sie zeigten, daß der Hof selbst insgeheim sich mit dem Könige von Spanien und dem Pabste über die Fortsetzung des Kriegs berathschlage, und nur so lange über die Protestanten Zeit gewinnen wolle, bis er von jenen Fürsten gewisse Versicherungen bekommen hätte; daß sie aber keinen andern Frieden annehmen könnten, als wodurch ihre Freyheiten und Angelegenheiten auf immer festgestellt würden. Diese standhaften und eben so klugen Maaßregeln wurden hauptsächlich auf den Rath des Admirals genommen. An ihn wurden daher auch im Jahr 1570. sehr gnädige Schreiben des Königs, seiner Mutter und seines Bruders, des Herzogs von Anjou, abgeschickt, und der mündliche Antrag mit dem sie begleitet waren, enthielt wiederum eine Einladung zum Frieden. Der Admiral und alle Großen seiner Parthey antworteten darauf mit ehrerbietiger Danksagung, daß ihnen ihre Pflichten gegen Gott nicht erlaubten, eine Gewissensfreyheit ohne öffentliche Uebung ihrer Religion anzunehmen; daß sie also lieber den Krieg mit dem äußersten Widerwillen fortsetzen wollten, als das Bekenntniß ihres Glaubens menschlichen Bequemlichkeiten aufopfern.

So hatte der Krieg noch weiter seinen Fortgang. Coligny aber faßte einen kühnen Entschluß, den nur ein solcher Mann ausführen konnte. Nachdem er sich in den mittäglichen Gegenden Frankreichs ziemlich verstärkt hatte, nahm er sich vor, mitten durch das Reich, gegen das andere Ende desselben hin, den deutschen Hülfsvölkern, die im Anzuge waren, entgegen zu gehen, und alsdenn mit ihnen auf Paris selbst loszurücken. Denn er war völlig überzeugt, daß der Hof nicht eher mit Ernste an den Frieden denken würde, als bis der Krieg in die Nähe der Hauptstadt versetzt wäre; alsdenn hoffte er, würden diejenigen, die sich durch den Krieg bey dem gemeinen Hauffen beliebt zu machen suchten, das Elend desselben selbst zu sehr fühlen würden, als daß sie Lust haben könnten, ihn fortzuführen. Er war auf diesem Zuge schon weit gekommen, als er in eine so gefährliche Krankheit fiel, daß die Aerzte alle Hoffnung seiner Wiedergenesung aufgaben. Sein Heer hielt sich vor verloren, wenn es seiner beraubt würde, weil es keinen ihm an Ansehen, Klugheit und Mäßigung gleichen Befehlshaber besaß. Es kamen auch abermals Königliche Abgeordnete des Friedens wegen, bey demselben an; sie brachen aber gleich die Unterhandlungen ab, als die Krankheit des Admirals zunahm. Dieses verdroß einige der vornehmsten Protestanten, welche, indem sie sich gegen die Abgeordneten darüber beschwerten, hinzusetzten, daß, wenn er auch sterben sollte, man mit andern genug von ihrer Parthey handeln könnte. Sie mußten jedoch zu ihrem noch größern Verdruße die Antwort hören, man wundere sich darüber, daß sie nicht einsähen, was vor ein wichtiger Mann der Admiral wäre. Wenn er heute stürbe, sagten die Königlichen, würden wir Euch morgen nicht ein Glas Waßer anbieten: und Ihr solltet wohl wißen, daß sein Nahme mehr

dazu

dazu beytrage, Euch Anſehen zu geben, als noch ein ſo ſtarkes Heer, wie das Eurige iſt.“ Unterdeſſen erlangte der Admiral ſeine Geſundheit wieder: und man beſchloß darauf, nach ſeinem Rathe, von Seiten der Proteſtanten, dem Könige noch einmal vorzuſtellen, daß ſie lieber alles leiden wollten, als wider ihr Gewiſſen dem Dienſte Gottes entſagen; daß ſie alſo um die freye Ausübung deſſelben, und um einige Plätze zu ihrer Sicherheit bäten: ſo würden ſie alle, die ihnen ohnedem ſehr verhaßten Waffen wegwerfen.

Nach dieſer Antwort führete Coligny, der dem Nahmen nach unter den Befehlen der Prinzen von Bearn und von Condee ſtand, ſeine Soldaten, die nicht über viertauſend Mann ſtark waren, weiter fort. Der Hof hatte ihm ein Heer von dreyzehntauſend Mann unter dem Marſchall von Coſſee entgegen geſetzt, der den Admiral hindern ſollte, näher gegen die Hauptſtadt vorzurücken. Doch dieſer ſuchte, ohngeachtet einer ſolchen Ungleichheit an Macht, und obgleich von ſeinen Kriegsvölkern, die nunmehro vierhundert franzöſiſche Meilen zurückgelegt hatten, viele in ihre Heimath zurückgekehrt waren, andere aus Ermüdung die Waffen wegwarfen, ſeinen Zug ferner zu behaupten. Daher kam es zwiſchen beyden Feldherren im Sommer des Jahrs 1570 bey Arnay-le-Duc in dem Herzogthum Burgund, zu einem merkwürdigen Gefechte. Der Admiral bediente ſich der dortigen Gegend ſo geſchickt, und ſeine Anſtalten wurden überhaupt von den erfahrnen Befehlshabern die er gebildet hatte, ſo tapfer unterſtützt, daß der wiederholte Angriff der Königlichen mit ihrem großen Verluſte zurück geſchlagen wurde. Schon wollten darauf die Proteſtanten auf denjenigen Theil des Königlichen Heeres losgehen, der noch unbeweglich ſtand. Allein ihr alter Feldherr,

der sich an die Schlacht bey Dreux erinnerte, und seine wenige Mannschaft überdachte, hielt sie in ihrer guten Stellung zurück, wohl zufrieden mit dem Vortheil den er erlangt hatte, und leicht wieder verlieren konnte. Den Tag darauf setzte er seinen Zug im Angesichte der Feinde fort, die ihn desto weniger einholen konnten, da er weder Geschütz noch Gepäcke mit sich führte. Er langte bald zu la Charitee, einem festen Platze und wichtigen Uebergange über die Loire an, von welchem aus er der Hauptstadt um vieles näher kam, wo er auch einen Vorrath an Geschütz, und eine beträchtliche Verstärkung an Soldaten fand.

Es fiel ihm jetzt desto leichter, den Krieg mit vielem Vertrauen fortzuführen, da seine Parthey in Poitou und gegen Rochelle zu, mittlerweile sehr glücklich gewesen war. Aber, um die edlern Gesinnungen zu zeigen, mit welchen er mitten unter dem besten Fortgange der Waffen, geneigter war, sie auf billige Bedingungen niederzulegen, als nach einer verlornen Schlacht auf unwürdige Vorschläge, schickten die Protestanten, seinem Rathe zu Folge, Abgeordnete an den König, um über den Frieden zu handeln. Coligny war damals der bürgerlichen Kriege so sehr überdrüßig, daß er versicherte, er wollte lieber eines gewaltsamen und schimpflichen Todes sterben, als noch einmal die Waffen ergreiffen. Da er auch alle Ausschweifungen und Laster von Herzen verabscheuete: so war es ihm schon lange unerträglich gewesen, daß er genöthigt war, während des ihm verhaßten bürgerlichen Kriegs, die strenge Zucht, in welcher er ehemals die Soldaten gehalten hatte, in Verfall gerathen zu lassen. Nächstdem wünschte er eben so sehr, sein Vaterland ruhig zu sehen, als darauf an dem Niederländischen Kriege gegen Spanien Antheil nehmen zu können; wozu man ihm

ihm auch Hoffnung machte. Der Hof, oder vielmehr die Königinn-Mutter, welche noch immer die vornehmste Gewalt in den Händen hatte, mußte ihrer Seits ebenfalls Neigung zum Frieden fassen, da Coligny mit seinem Kriegsheere Paris noch weit näher gekommen war, der Hof an Gelde sowohl Mangel litt, als die Protestanten, und es ihm daher schwer wurde, viele Soldaten aufzubringen. Es wurde also im August des Jahrs 1570 ein für die Protestanten sehr günstiger Friede geschlossen. Sie bekamen nicht nur die Freyheit des öffentlichen Gottesdienstes in einer großen Menge von Städten, doch Paris und den Königlichen Hof ausgenommen; sondern sie wurden auch vor fähig erkläret, alle bürgerliche Bedienungen zu bekleiden, und man sorgte zugleich dafür, daß ihnen den den hohen Gerichtshöfen, welche Parlements heißen, allemal Gerechtigkeit wiederfahren möchte. Zur Versicherung, daß dieses alles beobachtet werden würde, überließ ihnen der König Rochelle, Montauban, Cognac und la Charitee dergestalt, daß die beyden Prinzen und zwanzig andere Großen der protestantischen Parthey eidlich versprachen, diese Städte innerhalb zwey Jahren dem Könige wieder einzuräumen.

Nachdem dieser Friede zu Stande gebracht war, den man als das Werk des Admirals betrachten kann, hoffte er, auf so viele Arbeiten, eine Zeitlang der Ruhe zu genießen, indem er dem Versprechen und dem Eide des Königs, seiner Brüder, und der Parlements vollkommen traurte. Er vermählte sich daher auch nunmehro, auf das Zureden seiner Freunde, von neuem mit Jacqueline von Montbez, Tochter des Grafen von Entremont, und Wittwe des Baron von Anton, von deren Frömmigkeit, Bescheidenheit und andern Tugenden, er schon lange die rühmlichsten Nach-

richten gehört hatte. Sie hingegen war so begierig, noch vor ihrem Tode, wie sie sagte, den Nahmen der Martia des Cato zu führen, daß sie, ohngeachtet des Verbots und der Drohungen des Herzogs von Savoyen, deßen Unterthaninn sie war, in dieser Absicht nach Rochelle eilte. Um gleiche Zeit gab der Admiral seine Tochter dem Teligny zur Gemahlinn, einem jungen Herrn von ansehnlichem Hause und trefflichen Eigenschaften. Er schien unter dem ganzen französischen Adel bey dem Könige der beliebteste zu seyn: und er war es daher auch, der den Admiral in dem ungemeinen Vertrauen, welches er jetzt auf die Gewogenheit des Königs zu setzen anfieng, am meisten stärkte.

Das Betragen des Königs gegen den Coligny und die Protestanten überhaupt, mußte ihn nicht weniger beruhigen. Mit dem Anfange des Jahrs 1571. kamen königliche Abgeordnete nach Rochelle, wo sich die Prinzen und der Admiral befanden. Sie hatten den Auftrag, die Beschwerden der Protestanten, die seit dem Frieden vor den König gekommen waren, zu hören, und die noch vorhandenen Schwierigkeiten bey der Beobachtung deßelben zu heben. Zugleich thaten sie einen Antrag zur Vermählung des Prinzen von Bearn, mit der Prinzeßinn Margaretha, Schwester des Königs; ja sie gedachten auch, welches einer der liebsten Entwürfe des Admirals war, wie nöthig es sey, dem Prinzen von Oranien gegen die Spanier in den Niederlanden beyzustehen, und äußerten ihr Befremden darüber, daß die protestantischen Großen sich in Rochelle eingeschloßen hielten. Der Admiral beantwortete alles dieses auf die freymüthigste Art, rechtfertigte das Verhalten seiner Parthey seit dem Anfange der bürgerlichen Kriege, und zeigte, daß sie noch erhebliche Ursachen genug zum Mißtrauen hätten, weil

noch

nach beſtändig ungerechte Gewaltthätigkeiten gegen ſie geübt würden, und überhaupt ihre alten Feinde noch immer zu mächtig wären. Hierauf erhielten die Proteſtanten die beſten Verſprechungen, und ſchickten auch ſelbſt Abgeordnete an den Hof, um über jene wichtige Angelegenheiten weiter zu handeln. Zwar litten ſie von neuem durch den Pöbel an verſchiedenen Orten; eine Anzahl von ihnen wurde ſogar bei Gelegenheit ihres öffentlichen Gottesdienſtes ermordet; allein der König ließ dieſe Ausſchweifungen zum Theil ſcharf beſtrafen. Er wiederholte auch ſeine vorhergehenden Anträge an den Admiral, ließ ihn öfters einladen, an den Hof zu kommen, unterredete ſich heimlich und vertraulich mit einigen der vornehmſten Proteſtanten über den gegen Spanien zu führenden Krieg; gab ihnen aber auch zu erkennen, daß er keinen entſcheidenden Entſchluß darüber faſſen könne, wenn er nicht vorher die Meinung des Admirals gehört hätte, den er zum oberſten Feldherrn in dem gedachten Kriege beſtimmte.

Durch ſo viele ausnehmende Merkmale der Gnade, durch eine ſchriftliche Erlaubniß des Königs, daß er ſogar bey Hofe ſich von einer adelichen Leibwache von funfzig Mann begleiten laſſen dürfe, endlich auch von ſeinen Freunden ſelbſt aufgemuntert, konnte Coligny es nicht länger verſchieben, dem Könige ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Die Aufnahme welche er bey demſelben fand, übertraf alle ſeine Erwartung. Als er ſich vor dem Könige auf die Kniee warf, richtete ihn derſelbe ſogleich wieder auf, nannte ihn ſeinen Vater, umarmete ihn dreymal, und ſagte mit der freundlichſten Miene, indem er ihm die Hand drückte: „Nun halten wir Sie endlich; Sie ſollen uns nicht entwiſchen, wenn Sie wollen.“ Die Königinn-Mutter und der Herzog von Anjou empfingen ihn nicht weniger gütig;

vorzüglich aber der jüngste Bruder des Königs, der Herzog von Alencon, der ihn am aufrichtigsten liebte. Man überhäufte den Admiral mit Wohlthaten: er bekam einen Theil der geistlichen Pfründen seines vor kurzem verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chastillon, den Genuß der übrigen die derselbe besessen hatte, auf ein Jahr lang, hundert tausend Livres, um sein Schloß Charillon wieder auszuschmücken, und seine vorige Stelle im geheimen Rathe. Als er darauf sich in das eben gedachte Schloß begeben hatte, ließ ihn der König abermals an den Hof rufen, und besprach sich mit ihm über den Niederländischen Krieg, ingleichen über Bündnisse, die er mit der Königinn Elisabeth von England, und mit den protestantischen Fürsten in Deutschland, zu schließen gesonnen wäre. Wen der Admiral empfol, der erhielt Gnadenbezeugungen von dem Könige; er rettete sogar einem Edelmann durch seine Fürsprache das Leben, für welchen die Mutter und die Gemahlinn des Königs vergebens gebeten hatten. Indem sein Ansehen so hoch stieg, verließen die Guisen den Hof, weil es dem Herzoge dieses Nahmens verboten worden war, den Admiral, welchem er noch immer den Todt seines Vaters zuschrieb, deswegen zur Rechenschaft zu ziehen. Sie klagten laut darüber, daß ihnen für so viele ausgestandene Beschwerlichkeiten, ihre Feinde vorgezogen würden. Die Königinn-Mutter und der Herzog von Anjou, führten ebenfalls solche Reden, daraus man schliessen konnte, daß sie deswegen mit dem Könige nicht zufrieden wären.

Desto mehr sah der Admiral seine vornehmste Wünsche erfüllt. Die Vermählung des Prinzen von Bearn, welche er als ein glückliches Band zwischen dem Hofe und den Protestanten betrachtete, wurde beschloßen: und die Königinn von Navarra langte zur Voll-

Vollziehung derſelben im Jahr 1572. zu Paris an. Das Engliſche Bündniß kam auch zu Stande: und in Deutſchland ließ der König ein ähnliches wider Spanien vorſchlagen. Gleichwohl warnten die Proteſtanten von Rochelle, in deren Nachbarſchaft einige Befehlshaber ſtarke Kriegsrüſtungen vornahmen, den Admiral, ſich vor dem falſchen Scheine des Hofes zu hüten, und für ſeine und ihre gemeinſchaftliche Sicherheit zu ſorgen. Allein er vermahnte ſie vielmehr, den Krieg zu verabſcheuen, und den Frieden zu lieben, ſich auch an alles das Uebel zu erinnern, das ſie erduldet hätten. Er gab ihnen nächſtdem die Verſicherung, daß jene Rüſtungen auf die Spanier zielten; daß man ſich ganz auf das gute Herz des Königs verlaßen, und vor argwöhniſchen Gedanken in Acht nehmen müſte, welche nur von den Feinden ausgeſtreuet würden, oder in einem ſchwachen Gehirne entſtünden; vielmehr müſſe man eilen, die Sicherheitsplätze noch vor der beſtimmten Friſt zurück zu geben, um die Gewogenheit des Königs völlig zu gewinnen.

Zwar ſtarb ſeine große Freundinn, die heldenmüthige Königinn von Navarra, plötzlich im Junius des Jahrs 1572. zu Paris: und, wie man heimlich erzählte, an beygebrachtem Gifte. Doch dieſe Vermuthung allein konnte den Admiral noch nicht zum Mißtrauen verleiten. Der König bezeigte ſich immer auf gleiche Weiſe gütig gegen ihn: und als er demſelben, bey Gelegenheit einer wichtigen Eroberung des Prinzen von Oranien in den Niederlanden, etwas dreiſter vorſtellte, jetzt ſey es Zeit, den Krieg gegen Spanien zu erklären, mußte er einen ſchriftlichen Aufſatz darüber machen, damit der König, wie er ſagte, denen antworten könnte, welche dieſen Krieg mißbilligten. Coligny behauptete darinne, es ſey kein beſſeres

Mittel, eine kriegerische Nation, welche bürgerliche Kriege geführt hätte, vor der Erneuerung derselben zu bewahren, als sie in einem fremden Gebiete zu gebrauchen. Andere Nationen kehrten den Tag nach geschloßenem Frieden zu ihren vorigen Beschäftigungen zurück; aber wenige Franzosen legten den Degen ab, wenn sie ihn einmal umgegürtet hätten; brauchte man ihren Muth nicht mehr, so wendeten sie denselben zu Räubereyen und andern Gewaltthätigkeiten an. Der vorgeschlagene Krieg sey eben so gerecht, als nützlich und leicht. Denn Spanien suche Frankreich von allen Seiten, selbst durch Anreitzung seiner Nachbarn, zu schaden. Man könne das verlorne wieder erobern, und sich vor mehrerem Verluste sicher stellen. Spanien sey arm an Menschen; seine Vortheile die es über Frankreich erhalten, habe es den Italiänern, Deutschen und Engländern zu danken; aber eben von diesen Nationen habe es jetzt wenigen oder gar keinen Beystand zu erwarten. Endlich laße sich der Krieg in den Niederlanden für Frankreich weit leichter führen, als in andern Ländern, wo die Kriegsheere ihren Untergang gefunden hätten. Alles dieses unterstützte der Admiral noch durch genauere Erläuterungen, auch durch eine Beantwortung der Einwendungen, die man dagegen vorbringen möchte, und drückte sich in der ungekünstelt lebhaften Sprache aus, die für die neuern Jahrhunderte bisweilen zu rauh klingt. Sagt man, schrieb er unter andern, der König von Spanien sey doch ein christlicher Fürst, so antworte ich: „Der Hund welcher einen andern Hund frißt, ist mehr zu haßen als der Wolf.“ Endlich setzte der Admiral mündlich gegen den König hinzu, daß, wenn er diese Unternehmung fahren ließe, England im Begriff sey, dieselbe auszuführen, und sich vielleicht zu Frankreichs Nachtheil in den Niederlanden fest zu setzen. Die ganze Schrift des Admirals,

mals, die man in der Geſchichte des Thuanus findet, zeigte eben ſowohl den Freund ſeines Königs und Vaterlandes, als den Einſichtsvollen Staatsmann. — Um dieſe wichtige Angelegenheit völlig in ihr Licht zu ſetzen, ließ der König auf der andern Seite von einem ſeiner älteſten und erfahrenſten Staatsräthe, der aber den empfohlnen Krieg verwarf, ebenfalls ſeine Gründe zu Papier bringen: und dieſe kamen hauptſächlich auf die veränderlichen und unzuverläſſigen Geſinnungen der Niederländer, auf die Verbindung Spaniens mit dem mächtigen Hauſe Oeſterreich, und auf den Geldmangel an, den der franzöſiſche Hof eben ſpürte.

Es hatte unterdeſſen doch immerfort das Anſehen, als wenn die Meinung des Admirals die Oberhand behalten würde. Er gieng wider den Rath ſeiner Freunde nach Paris, und ſorgte dafür, daß an den Gränzen des Reichs eine Anzahl Kriegsvölker zuſammengezogen werden könnte. Der König folgte auch in andern Dingen ſeinen Vorſchlägen. Dagegen bekam der Admiral von allen Seiten Warnungen, daß man auf ſein Verderben bedacht ſey. Erinnern Sie ſich, ſo ſchrieben oder ſagten ihm die Proteſtanten, daß man es in der Römiſchen Kirche als eine Religionslehre angenommen habe, man dürfe den Ketzern, (und darunter begreift man uns,) keine Treu noch Glauben halten; daß wir durch die vorhergehenden Kriege in einen unauslöſchlichen Haß verfallen ſind, und die Königinn-Mutter uns gewiß auf alle Art auszurotten ſucht; daß von dieſer ausländiſchen, Italiäniſchen, mit den Päbſten verwandten, und äußerſt argliſtigen Frau alles zu befürchten iſt; daß ihr Sohn unter ihrer Aufſicht die ſchlimmſte Erziehung erhalten hat, indem er frühzeitig an leichtſinniges Schwören, Meineid, Gotteslaſtern und Unzucht gewöhnt worden, ſich durch

Gesichte, Worte und Handlungen verstellen gelernet, und, damit er das Blut seiner Unterthanen desto leichter vergießen könne, von Jugend auf einen Zuschauer vom Zerfleischen und Zerreissen der Thiere abgegeben habe; daß eben diesem Fürsten von seinen Beichtvätern und Räthen die Grundsätze beygebracht worden sind, er werde so lange nicht ruhig regieren, als er neben seiner Religion noch eine andere dulden würde, deren Anhänger ihm Reich und Leben zu rauben suchten; und er sey nicht verbunden, einen ihm von seinen Unterthanen abgezwungenen Frieden zu halten. Man meldete dem Admiral über dieses, daß die Absichten des Königs gegen ihn kein Geheimniß wären: denn er habe vor kurzem seine Mutter auf seine gewöhnlich scherzhafte Art mit einem Schwure gefragt, ob er nicht seine Rolle gut gespielt habe; worauf sie ihm geantwortet habe: Gut genug sey der Anfang; aber er müsse darinne fortfahren, wenn es Nutzen schaffen sollte; und er habe ihr hierauf mit einem neuen Schwure versichert: Ich will sie Ihnen noch alle in das Netz locken. Man zeigte sogar dem **Coligny** die Abschrift eines aufgefangenen Briefs von dem Cardinal von **Pellevee**, an den Cardinal von **Lothringen**, worinne ausdrücklich erzählt ward, der König habe, bey der Ankunft des Admirals, seine Person weit besser gespielt, als man erwartet hätte, und demselben nicht den geringsten Zweifel an seinen guten Gesinnungen übrig gelassen; welches eben den Fortgang von dem was verabredet worden sey, befördere. Eben deswegen habe auch der König den Antrag des Admirals zum Kriege mit dem Könige von Spanien so wohl aufgenommen; obgleich auch diesem Fürsten eine geheime Nachricht von den zum Scheine angestellten Rüstungen gegeben worden wäre.

An Statt daß diese Warnungen den Admiral hätten bewegen sollen, Paris zu verlassen, wie man ihn eifrigst bat, wurde er über dieselben unwillig; beantwortete sie aber doch als solche, die aus sehr freundschaftlichem Herzen kamen. Er erklärte sich, daß er keinen Grund mehr zum Argwohn habe; am wenigsten aber bey einem der besten Könige, die seit mehrern Jahrhunderten über Frankreich geherrscht hätten, eine solche Treulosigkeit glauben könne. Der Herzog von Anjou sey zwar den Protestanten abgeneigt; allein die Verwandtschaft, in welche er bald mit dem Könige von Navarra, (so hieß jetzt der bisherige Prinz von Bearn,) treten würde, werde ihm ganz andere Gesinnungen einflößen. Die Römischcatholischen hätten nunmehro einsehen gelernet, daß ihnen ihre Grausamkeiten keinen Nutzen brächten. Die von dem Könige mit protestantischen Fürsten schon geschlossene oder nächstens zu schliessende Bündnisse wären Beweise seiner Aufrichtigkeit, mit welcher er auch die Anstalten zum Niederländischen Kriege fortsetze, und ihm, dem Admiral, alle Absichten des Herzogs von Alba, die er entdecken könne, bekannt mache. Was seine eigene Sicherheit betreffe, setzte er hinzu, so dürfe man um dieselbe nicht besorgt seyn, weil der König selbst zwischen ihm und den Guisen eine Aussöhnung gestiftet habe, die, wie er glaubte, redlich handelten. Er ersuchte vielmehr diejenigen, welche ihm dergleichen Besorgnisse meldeten, ihn, da er mit so wichtigen Angelegenheiten beschäftigt sey, ferner nicht damit zu beunruhigen; wohl aber Gott mit ihm zu bitten, daß er das wohl angefangene mit einem für die Kirche und das Reich glücklichen Ausgange segnen wolle. „Ich will, sagte Coligny außerdem, da einmal der Friede alles Vergangene in Vergessenheit gebracht hat, mich lediglich an die Treue des Königs hal-

hätten, und lieber als ein Uebelthäter durch die Strassen von Paris geschleppt werden, als von neuem mich in einen bürgerlichen Krieg einlassen.“ Die Protestanten welche sich ihres Argwohns nicht entwehren konnten, wandten sich zwar auch an den König von Navarra und an den Prinzen von Condee; diese aber nahmen ihre Warnungen noch verächtlicher auf, und belegten die Urheber derselben, mit dem Nahmen furchtsamer und boshafter Köpfe, welche die Ruhe des Staats zu stören suchten. Beyde Prinzen verliessen sich auf die Klugheit des Admirals, für welchen auch alles äußerliche Ansehen so sehr sprach, daß es unmöglich zu seyn schien, noch kräftigere Versicherungen zu verlangen.

Dennoch war in der That das ganze Betragen des Hofs gegen ihn die schwärzeste Verstellung und abscheulichste Verrätherey, von der man jemals unter Christen ein Beyspiel gesehen hat. Der König hatte auf den Rath seiner Mutter, des Herzogs von Anjou und der Guisen, den Frieden mit den Protestanten nur darum geschloßen und beschworen, damit er eine Parthey, die durch die Waffen unbezwinglich war, einschläfern, und desto leichter, unter ihrem sichern Vertrauen, zu Grunde richten könnte. Es war ihnen am meisten daran gelegen, daß der Admiral in diesen Fallstrick gezogen würde. Daher kam die falsche Freundschaft und Gütigkeit mit welcher er eingenommen wurde: und nicht allein trieb der König den tückischen Betrug auf das höchste; er nahm auch solche Maaßregeln, daß, da bey Gelegenheit der Vermählung des Königs von Navarra mit seiner Schwester, die beyden Oberhäupter der Protestanten, nebst einer Menge ihres vornehmsten Adels sich zu Paris einfanden, sie alle gleichsam mit einem Streiche gestürzt werden konnten.

Frey-

Freylich hatte dieſe gezwungene Gnade des Königs gegen den Admiral und ſeine Glaubensgenoſſen etwas unnatürliches und faſt unbegreifliches an ſich: und es iſt nicht zu verwundern, daß die ſcharfſichtigern unter ihnen dieſelbe, zumal da auch andere ſchlimme Anzeichen hinzu kamen, vor verdächtig hielten. Von dem äuſſerſten Haſſe gegen ſie, ſollte er plötzlich zu einer auſſerordentlichen Gewogenheit und höchſten Vertraulichkeit übergangegen ſeyn: er, der nicht allein ſeit vielen Jahren von ſeiner Mutter beynahe unumſchränkt regiert worden war; ſondern auch in vielen andern Theilen ſeines ehemaligen Betragens gar keine Aenderung merken ließ. Daß aber ein Mann von ſo ungemeiner Menſchenkenntniß und Erfahrung, als der Admiral war, gleichwohl dadurch hintergangen wurde, iſt demſelben in der That nicht ſchimpflich. Der rechtſchaffenſte Mann iſt bey aller ſeiner Klugheit weniger zum Mißtrauen geneigt als ein anderer, und konnte es kaum unter den damaligen Umſtänden ſeyn. Der Admiral ſah und hörte ſelbſt nichts, daß ihm Argwohn zu erregen im Stande geweſen wäre: und die gutmeinenden Erinnerungen anderer hielt er vor übertriebene Beſorgniſſe, die ihnen das Andenken an die ehemaligen Beleidigungen der königlichen Parthey, und die liebe gegen ihn eingegeben hätten; die ſich auch wohl auf erdichtete Nachreden gründen möchten. Seinem Fürſten einem Herrn von kaum zwanzig Jahren, der den Frieden mit einem Eide beſtätigt hatte, und auf das ſtrengſte beobachtete, der ſeine wahren Vortheile durchgehends zu kennen ſchien, ihn mit Liebkoſungen und Ehrenbezeugungen überhäufte, und ſeinen Rath in allem begehrte und befolgte, einem ſolchen Herren den höchſten Grad von boshafter Verſtellung, für welchen ſich kaum ein Nahme finden läßt, der ſchlimm genug wäre, zuzutrauen, war für ihn ein unmöglicher Gedanke, weil dadurch die Men-

Menschen überhaupt, eben so sehr als sein Fürst, geehrt wurden.

Diese vollkommenste Fertigkeit in betrügerischen Kunstgriffen, die der König gegen den Admiral anwandte, blieb sich immer ähnlich. Er beschwerte sich gegen ihn, daß der Cardinal von **Bourbon**, den er einen alten abergläubisch gewißenhaften Mann nannte, durch die Schwierigkeiten, welche er bey der päbstlichen Vergünstigung über die Vermählung der Prinzessin **Margaretha** fand, diese Angelegenheit verzögerte. Noch mißvergnügter bezeigte er sich gegen den Admiral, der zu oft bey ihm anhielt, daß der Niederländische Krieg nicht länger aufgeschoben werden möchte, über die Saumseeligkeit oder Ungeschicklichkeit seiner Staatsbedienten, deren keinem er diese Sache anvertrauen könne, zumal da auch einige den **Guisen** zugethan wären. Doch sagte er zuletzt, daß er sie dem Marschall von **Montmorency**, der ein Freund des Admirals war, übergeben wolle; im Grunde aber suchte er nur die noch nöthige geringe Zeit zur Ausführung seiner Hauptabsicht zu gewinnen.

Endlich wurde in der Mitte des Augusts vom Jahr 1572. die Vermählung des Königs von Navarra mit der Schwester des Königs, unter vielen Freudenbezeugungen, und in Gegenwart einer großen Anzahl des vornehmsten protestantischen Adels aus dem ganzen Reiche, vollzogen. Der Admiral, dem der König versprochen hatte, bald nach dieser Feyerlichkeit einige Tage darauf zu wenden, um die Klagen der Protestanten über die Verlezung des Friedens, welche aus vielen Gegenden kamen, anzuhören, war überhaupt so voll Vertrauens auf den König, und so sehr überzeugt, daß der Krieg mit Spanien von demselben gewiß beschloßen

ſchloſſen ſey, daß er, indem er bey dieſer Gelegenheit die in der Hauptkirche zu Paris aufgehängte Fahnen, die man den Protestanten in den vorigen Kriegen abgenommen hatte, betrachtete, zu einem der umſtehenden Herren ſagte: „Bald werden ſie abgeriſſen, und angenehmere an ihre Stelle aufgehängt werden.“ Allein der König legte ihm, und den übrigen anwesenden Proteſtanten immer mehrere Gedichte. Er erinnerte den Admiral, indem er fortfuhr, ihn ſeinen Vater zu nennen, daran, daß er ſowohl als die Guiſen, ihm, den Könige, verſprochen hätten, einander ferner nicht zu beleidigen, und ſetzte hinzu, ihm traue er zwar, aber nicht den Guiſen, welche rachbegierig wären, und das Volk von Paris auf ihrer Seite hätten. Da ſie nun mit vielen Bewaffneten in die Stadt gekommen wären, ſo würde es dienlich ſeyn, damit ſie gegen ihn nicht etwas unternähmen, die ganze Leibwache einrücken zu laſſen. Coligny genehmigte ſogleich dieſen auf eine ſo liebreiche Art zu ſeiner Sicherheit geſchehenen Vorſchlag. Hingegen fiengen einige Proteſtanten an, die Hauptſtadt zu verlaßen: und einer darunter gab ihm auf die Frage, warum er abreiſe, keine andere Antwort als dieſe: „Weil man Ihnen gar zu gut begegnet.“

Hierauf wurde würklich am Hofe die Berathſchlagung vorgenommen, wie man den Admiral am bequemſten aus dem Wege räumen könnte. Die Königinn-Mutter, nebſt dem Herzoge von Anjou, und einigen ihrer vornehmſten Vertrauten, ſtellten dem Könige vor, wie nothwendig dieſes ſey. Es giebt, ſagten ſie, zwo Partheyen im Reiche: die eine wird von den Guiſen, die andere von den Montmorencys angeführt; zu welcher letztern ſonſt auch die Colignys wegen ihrer Verwandſchaft gehört haben, bis ſie ſich um der Religion willen von derſelben trennten, und

eine

eine eigene Parthey errichteten. Die Häupter von beyden müßen abgehauen werden, wenn Frankreich der Ruhe genießen, auch das königliche Ansehen wieder hergestellt werden soll: und sie müßen, weil sie mächtig geworden sind, einzeln und durch einander selbst gestürzt werden. Der Anfang muß mit dem Coligny gemacht werden: denn dadurch wird die Macht der Montmorencys einen großen Stoß leiden; und überhaupt ist es nicht länger auszustehen, daß ein Mann, den bloß sein Adel empfielt, und königliche Wohlthaten empor gehoben haben, den Fürsten an Ansehen gleich, und dem Könige selbst beschwerlich geworden ist; daß er es vor ein Spiel hält, nach seinem Gefallen im Reiche Kriege zu erregen. Auch die Protestanten, deren Seele er ist, werden durch seinen Fall sehr geschwächt werden: und dieses ist desto nothwendiger, da die Erfahrung lehrt, daß in Einem Reiche zwo Religionen nicht neben einander bestehen können. Man wird aber diese Absicht dergestalt am sichersten erreichen, wenn man einen Meuchelmörder gegen den Coligny dingt, der sich nach vollbrachter That auf einem schnellen Pferde rette. Alsdenn werden ohne Zweifel die vielen Protestanten welche sich in der Hauptstadt befinden, aus Argwohn, daß der Mord von den Guisen begangen worden sey, die Waffen wider diese ergreiffen; aber von denselben, weil sie die Pariser auf ihrer Seite haben, leicht überwältigt werden. Daraus wird für den König der Nutzen entstehen, daß er beyde Partheyen desto leichter demüthigen können wird. — Ueber eben diese Sache unterredete sich die Königinn-Mutter noch besonders mit ihren Vertrauten: und da gieng man sogar einen Schritt weiter, indem auch die Ermordung der Guisen selbst, denen sie nicht mehr trauete, in Vorschlag gebracht wurde. Man setzte voraus, daß dieselben, wenn sie gleich die

Prote-

Proteſtanten bey der vorgedachten Gelegenheit niederhauen würden, doch ebenfals viel dabey verlieren müßten: und endlich, glaubte man, könne der König ſeine friſchen Kriegsvölker über ſie als Aufrührer, welche ohne ſeine Erlaubniß die Waffen ergriffen hätten, ſchicken. Doch zuletzt blieb man bey dem Hauptentſchluße, vor allen Dingen den Admiral umbringen zu laßen. Dem Herzoge von Guiſe, dem man das übrige verbarg, entdeckte man doch dieſes: und Maurevel, der von Jugend auf unter dem Schutze dieſes Hauſes lebte, der auch bereits einen anſehnlichen proteſtantiſchen Feldherrn, ſeinen Wohlthäter, hinterliſtig getödtet hatte, wurde dazu ausgeſucht, die Mordthat an dem Admiral zu vollziehen, wenn er aus dem königlichen Palaſte, dem Louvre, zurückkehren, und bey einem gewißen Hauſe vorbeygehen würde.

Auf dieſen Entwurf folgte auch bald die Ausführung. Der Admiral wurde auf dem gedachten Wege, als er in einer Schrift leſend langſam fortgieng, von zwey Kugeln getroffen, mit welchen der Mörder aus einem bedeckten Fenſter nach ihm geſchoßen hatte. Die eine zerſchmetterte ihm einen Finger der rechten Hand; die andere brachte ihm an dem linken Arme eine ſtarke Wunde bey. Seine Begleiter, einige Edelleute und Bedienten, geriethen darüber in eine heftige Beſtürzung; er aber zeigte bloß mit unverändertem Geſichte das Haus an, aus welchem der Schuß gekommen war, und ließ auch dem Könige davon Nachricht geben. Da man ihn nach Hauſe führte, und einer von ſeinem Gefolge die Beſorgniß äußerte, die Kugeln möchten vielleicht vergiftet ſeyn, gab er zur Antwort: Es wird nichts geſchehen, als was Gott beſchloſſen hat. Der König ſtellte ſich, als man ihm die Sache hinterbrachte, gleichſam als über etwas unerwartetes,

sehr bewegt, und rief aus: Werde ich denn niemals ruhig seyn können, und täglich neue Händel sehen? Selbst viele von den Feinden des Admirals verabscheueten diese Handlung. Der König von Navarra und der Prinz von Condee besuchten ihn; zu denen sagte er nur die Worte: „Ist das die schöne Aussöhnung, „für welche der König Bürge geworden ist?“ Man mußte ihm den beschädigten Finger, wegen des entstehenden Brandes, ablösen: wobey er große Schmerzen, mit unveränderlicher Standhaftigkeit erduldete. Sogar, als er die Thränen und Klagen der Umstehenden, selbst des Predigers Merlin, sah, fragte er sie: „Meine Freunde, warum weint ihr? Was mich anlangt, so halte ich mich vor glücklich, diese Wunden um des Nahmens Gottes Willen empfangen zu haben.“ Darauf erklärte er sich insbesondere gegen den Prediger, daß er Gott für die Ehre dieser Wohlthat danke, und ihn bitten wolle, ihn in dieser Gesinnung beharren zu lassen; er wisse auch wohl, daß er weit größere Strafen leiden würde, wenn ihm Gott nach seinem Verdienste begegnete. Der Prediger ermahnte ihn unter andern, die Gedanken von seinen Mördern abzuwenden, und zu Gott zu erheben, von dem dieses Ungemach komme. Er versicherte hierauf, daß er ihnen aufrichtig vergebe, und überzeugt sey, es stehe nicht in ihrer Gewalt, ihm etwas Böses zuzufügen, selbst nicht durch den Todt, welcher für ihn nur ein gewisser Uebergang zum Leben seyn werde. Eine andere Erinnerung des Predigers, daß die Trübsale dieses Lebens, welche rechtschaffene Männer träfen, sie sehr oft anreitzten, desto eifriger zu beten, rührte ihn dergestalt, daß er sogleich anfieng, ein heisses Gebet zu verrichten, in welchem er Gott um Vergebung seiner Sünden und um Geduld anflehte; übrigens aber sich bereit erklärte, nach dem göttlichen Willen

entwe-

entweder zu sterben, oder länger zu leben. Gleichergestalt war er alsbald willig, da ihn Merlin fragte, ob er ein gemeinschaftliches Gebet für ihn und alle Anwesende vorsprechen sollte? Er fühlte sich auch besonders durch dasjenige gestärkt, was der Prediger ihm von der Freudigkeit der alten christlichen Märtyrer, und von dem Ungemach sagte, das die treuesten Diener Gottes zu allen Zeiten gelitten hätten. Unter diesen Gesprächen verordnete er, daß dem Prediger eine Summe Geldes für die Armen zu Paris ausgezahlt werden sollte. Sonst gestand er noch, daß er wegen des an ihm versuchten Mordes, auf niemanden als auf den Herzog von Guise einen Verdacht werfen könne; doch setzte er hinzu, daß er dieses nicht als gewiß behaupte, und schon lange durch die Gnade Gottes gelernet habe, weder seine Feinde, noch den Todt zu fürchten. Einige der vornehmsten Kriegsbefehlshaber, die ihn besuchten, erklärten sich zugleich, daß sie nicht kämen, ihn zum Muthe und zur Standhaftigkeit aufzumuntern; dieses wären vielmehr eigenthümliche Tugenden von ihm, zu welchen er andere zu ermahnen pflegte. Er antwortete ihnen mit frölichem Gesichte in solchen Gesinnungen, als sie erwarteten.

Die Nachricht von der Verwundung des Admirals brachte die Maaßregeln des Königs und seiner Mutter etwas in Verwirrung: sie waren dadurch entdeckt, und doch nicht völlig ins Werk gesetzt worden. Desto tiefer hüllten sie sich noch ferner in ihre ausgelernte Verstellung ein. Als der König von Navarra und der Prinz von Condee sich bey dem Könige über diese That beschwerten, und um Erlaubniß baten, die Hauptstadt verlassen zu dürfen, weil sie und ihre Glaubensgenossen keine Sicherheit mehr daselbst hätten:

bezeigte Carl eine heftige Entrüſtung über dieſe Sache, und betheuerte mit ſtärkern Schwüren, als er ſonſt gebrauchte, er würde alle, die daran Theil hätten, ſo ſtreng beſtrafen, daß Coligny und ſeine Freunde damit zufrieden ſeyn ſollten, indem er ſelbſt die dem Admiral beygebrachten Wunden fühle. Er verlangte daher, daß ſie, um Zeugen dieſer Beſtrafung abzugeben, zu Paris bleiben möchten. Die Königinn ſprach auf eine ähnliche Art: und es wurde auch die vergebliche Unterſuchung über die Meuchelmörder ſorgfältig angeſtellt. Da der König über dieſes hörte, daß der Admiral wünſchte, noch, ehe er ſtürbe, mit ihm ſprechen zu können, um ihm einiges ſeine Perſon und das Beſte des Reichs betreffende zu ſagen, das ſonſt kein anderer ſich erkühnen würde, ihm zu hinterbringen: beſuchte er ihn ſelbſt mit ſeiner Mutter, ſeinen Brüdern, und einem Gefolge vieler Groſſen. Man glaubte damals, daß die Königinn-Mutter eine geheime Unterredung ihres Sohns mit dem Admiral verhütet habe, weil ſie bereits anfieng zu fürchten, er möchte ſich durch denſelben zu andern Entſchlieſſungen bringen laſſen. Als der König ſich dem Bette des Admirals näherte, und dieſer ihm für ſeine Gnadenbezeigung dankte, bekam er ebenfalls von dem Könige die mit Verwünſchungen ſeiner ſelbſt begleitete Verſicherung einer ſchmerzhaften Theilnehmung und eifrigen Begierde, das Verbrechen zu ſtrafen. Darauf ſagte der Admiral: „Gott, vor deſſen Richterſtuhl ich vielleicht bald erſcheinen dürfte, iſt mein Zeuge, daß „ich in meinem ganzen Leben ein ſehr getreuer und ergebner Unterthan von Ew. Majeſtät geweſen bin, und „immer von Herzen gewünſcht habe, daß Sie Ihr „Reich im blühendeſten und ruhigſten Zuſtande lange „beſitzen möchten. Ich weiß zwar wohl, daß es Leute „gegeben hat, welche mich einen Verräther und Aufrührer,

„Rührer, und Störer Ihres Reichs nannten; aber ich „hoffe auch, daß Gott einst zwischen mir und ihnen „Richter seyn werde: vor welchem ich auch bereit bin, „wenn es sein Wille ist, daß ich sterbe, Rechenschaft „von meiner Treue und Ergebenheit gegen Sie abzu„legen. Ferner, da ich von Dero Herrn Vater, dem „Könige Heinrich, viele Ehrenstellen erhalten habe, „welche Ew. Majestät zu bestätigen geruhten: so sehe „ich mich durch den Eifer für Dero Angelegenheiten „genöthigt, Sie demüthig zu bitten, daß Sie die ge„genwärtige treffliche Gelegenheit, eine glückliche Un„ternehmung auszuführen, nicht vorbeylassen; beson„ders da dieselbe schon zum Theil angefangen ist, und „bereits viele Merkmale von Ew. Majestät Denkungs„art über das Niederländische Geschäfte vorhanden „sind; so daß, wenn man es wieder fahren liesse, die „grösseste Gefahr für Dero Reich zu besorgen wäre. „Ist es nicht sehr unanständig, daß in Ew. Majestät „geheimen Rathe kein Ey bewegt werden kann, ohne „daß es der Herzog von Alba noch eher erführe, als „es umgekehrt worden ist? Ist es nicht eben so schim„pflich, daß mehr als dreyhundert französische Edel„leute oder tapfere Soldaten, welche Genlis anführ„te, von dem erstgedachten Herzoge gefangen, oder „auf mancherley Art getödtet worden sind? Und doch „sehe ich, daß am Hofe darüber gespottet und gelacht „wird. Endlich muß ich Ew. Majestät vorstellen, „daß der letzte Friede von den Obrigkeiten verachtet „wird, indem sie täglich Dero Versprechen auf die „gröbste Art brechen: ein eidliches Versprechen, von „welchem selbst ausländische Fürsten Zeugen sind. „Gleichwohl, wie ich Ew. Majestät und Dero Frau „Mutter öfters gezeigt habe, glaube ich, daß es kein „gewisseres Mittel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe „gebe, als wenn die königlichen Verordnungen gewis-

„senhaft und streng beobachtet werden. Allein sie wer„den vielmehr so gering geschätzt, daß erst vor kurzem „bey Troyes die Unterthanen der Prinzeßinn von Con„dee angegriffen worden sind. Man hat einen Mann „nebst einer Amme und einem neugetauften Kinde um„gebracht, welche von dem Gottesdienste zurück ka„men, der an einem durch den Friedensschluß bestimm„ten Orte gehalten worden war.“

Der König beantwortete alle diese Reden des Admirals, den er fortfuhr, seinen Vater zu nennen, mit neuen Versicherungen der hohen Meinung, die er von dessen Treue, Tapferkeit und Kriegserfahrung hätte. In Ansehung der letzten Verordnung über die Religionsübung der Protestanten, setzte er hinzu, er habe stets gewünscht, daß sie auf das genaueste möchte befolgt werden, und deswegen Abgeordnete in die Provinzen geschickt: wenn diese dem Admiral verdächtig wären, könnten andere an ihre Stelle gesandt werden. Ja, sagte dieser dazu, es sind darunter Leute, welche einen Geldpreiß auf meinen Kopf gesetzt haben. Doch der König erinnerte ihn, daß er mit einer Bewegung spreche, die seinen Wunden schädlich werden könnte, und schwur, seine Meuchelmörder mit aller Schärfe zu bestrafen. Der Urheber der That, versetzte Coligny, darf nicht erst ausgeforscht werden: die Anzeichen sind deutlich genug. Auf den Antrag wegen des Niederländischen Kriegs antwortete der König kein Wort, und fieng, so wie auch seine Mutter, damit die Zeit verstreichen möchte, an, von allerhand Nebendingen zu reden; wie sie sich dann auch die Kugel zeigen liessen, welche man aus der Wunde des Admirals gezogen hatte. Endlich schlug der König vor, daß sich dieser, um mehrerer Sicherheit Willen, in den Königlichen Palast, das Louvre, tragen lassen sollte;

te: allein es unterblieb, weil die Aerzte es vor gefährlich hielten, den Kranken einer ſolchen Erſchütterung auszuſetzen. Im Grunde war auch dieſe anſcheinende Fürſorge, nur ein Kunſtgriff, den Admiral völlig in die Hände ſeiner Feinde zu übergeben.

Nachdem der König ſich weggegeben hatte, berathſchlagten die vornehmſten proteſtantiſchen Groſſen in der Wohnung des Coligny darüber, was man nun vor einen Entſchluß zu faſſen habe. Einer unter ihnen behauptete mit aller Ueberzeugung, der Angriff auf den Admiral ſey ein Merkmal, daß man bald über alle Proteſtanten herfallen würde: und verſchiedene Reden welche von den Einwohnern zu Paris geführt wurden, ſchienen eben dieſes zu beſtätigen. Er rieth alſo, daß ſie insgeſammt die Stadt ohne fernern Verzug verlaſſen möchten. Einige gaben ihm Beyfall; allein Teligny, der immer darauf beſtand, er kenne die guten Geſinnungen des Königs vollkommen, machte, daß dieſe Meinung verworfen wurde. Dennoch ſah ſich der Admiral am folgenden Tage, nachdem er erfahren hatte, daß die Pariſer lärmend die Waffen ergriffen, genöthigt, den König um eine Wache zur Beſchützung ſeines Hauſes bitten zu laſſen. Dieſes wurde ihm zwar bewilligt; aber unter der Anführung des Coſſeins, der ein abgeſagter Feind des Admirals war. Zugleich ließ der König den proteſtantiſchen Edelleuten, die ſich zu Paris befanden, anbefehlen, ihre Wohnung in der Nähe des Admirals zu nehmen; dem Scheine nach, um dieſem mehr Schutz zu verſchaffen; aber in der That deswegen, damit der Hof die anſehnlichſten von dieſer Parthey in einer einzigen Gegend der Stadt einſchlieſſen könnte. Eine neue Berathſchlagung, welche ſie bey dem Admiral anſtellten, und bey welcher wiederum von einigen behauptet

wurde, man müsse sich eiligst, selbst mit einiger Gefahr für die Gesundheit des Admirals, die sich doch zu bessern anfieng, retten, hatte den ehemaligen Ausgang, indem Teligny, mit Bewilligung des Königs von Navarra, und anderer Grossen, vorgab, man würde durch einen solchen Schritt, den König, der ihnen so gewogen sey, äusserst beleidigen.

Aber dieser faßte nunmehro mit seiner Mutter, seinem Bruder, dem Herzoge von Anjou, und einigen Vertrauten des Hofes, den Entschluß, eine allgemeine Ermordung der Protestanten zu bewerkstelligen, weil ihre Absicht, durch den Todt des einzigen Admirals diese Parthey zu schwächen, fehlgeschlagen wäre. Sie stellten einander vor, daß dieses durchaus nothwendig sey, indem der Admiral nach einer solchen Beleidigung, die er empfangen, dem Reiche ungleich gefährlicher sey, als vorher, und eine blutige Rache ausüben würde, wenn man ihn mit den seinigen ungehindert aus Paris weggehen ließe. Man müsse also dem ohnedieß schon erhitzten Volke zu Paris nur freye Hand lassen, und dem Willen Gottes (so erkühnten sich diese blutdürstigen Heuchler zu reden,) nicht länger widerstehen, nach welchem die entworfene Mäßigung nicht Statt finden sollte. Würde die That erst vollbracht seyn, so könne man leicht Gründe zu ihrer Entschuldigung finden, und sie den Guisen bemessen, welche sie willig auf sich nehmen würden. Der Hof traf also alle Anstalten zur Ausführung dieses Vorsatzes. Den Guisen begegnete der König kaltsinnig, um die Protestanten desto besser zu hintergehen, warnete auch vor ihnen den König von Navarra so nachdrücklich, daß derselbe seine getreuesten Diener zu sich in den Königlichen Palast nahm. Auf der andern Seite aber wurden in eben diesem Palaste und in der

ganzen

ganzen Stadt die Anſtalten zu einer öffentlichen Gewaltthätigkeit überaus merklich. Coligny, der bis zum letzten Augenblick der über ihn ſchwebenden Gefahr ſich nicht überwinden konnte, ein Mißtrauen auf ſeinen König zu werfen, ſchrieb alle dieſe Bewegungen den Guiſen zu, die das Volk wider die Proteſtanten aufzubringen ſuchten; ließ aber doch dem Könige davon Nachricht ertheilen. Darauf bekam er zur Antwort, der König ſelbſt habe dieſe Veranſtaltung getroffen, daß es eine Menge Bewaffneter gäbe, damit das von den Guiſen verhetzte Volk im Zaum gehalten werden könnte.

Endlich kam die Nacht vor dem Bartholomäustage, oder vor dem vier und zwanzigſten Auguſt des Jahrs 1572. Der Herzog von Guiſe, der zum Anführer des Mordens in Paris ernannt worden war, und in dieſer Stadt überall geheime Befehle gegeben hatte, ſobald man das mit einer Glocke zu ertheilende Zeichen gehört haben würde, über alle Proteſtanten herzufallen, eilte, gleich nachdem dieſe Glocke nach Mitternacht angezogen worden war, mit einigen Groſſen in die Wohnung des Admirals. Dieſer hatte nur einige wenige Freunde, den Prediger und den Wundarzt, und etliche ſeiner Hausgenoſſen, nebſt fünf Schweitzern, die ihm der König von Navarra zugeſchickt hatte, bey ſich. Coſſeins, der ihm zur Bewachung dienen ſollte, klopfte an der Thüre an, und verlangte im Nahmen des Königs, daß ſie geöffnet werden ſollte. Kaum war dieſes geſchehen, ſo tödtete er und die mit ihm eindringenden Soldaten, alles was ihnen aufſtieß: ſie fanden nur einiges Hinderniß, die Treppe hinauf zu kommen, welche man mit verſchiedenen Kaſten voll geworfen hatte. Der Admiral und die ſeinigen wurden durch das Schieſſen aufgeweckt,

und fielen alle plözlich auf die Erde, um ſich der Erbarmung Gottes zu empfelen. Er ſelbſt befohl dem Prediger, ihnen ein lautes Gebet vorzuſprechen, und empfol ſeinen Geiſt mit tiefen Seufzern in die Hände des Erlöſers. Einer ſeiner Bedienten, der darauf in die Stube kam, ſagte zu ihm: Mein Herr, Gott ruft uns zu ſich: man iſt in das Haus eingebrochen, und es iſt nicht möglich, Widerſtand zu leiſten. Darauf antwortete der Admiral: „Ich habe mich ſchon „lange auf meinen Todt gefaßt gemacht. Sorgt ihr „alle nur für eure Sicherheit, ſo gut ihr könnt: denn „mein Leben würdet ihr vergebens zu retten ſuchen; ich „empfele meine Seele der Barmherzigkeit Gottes.“ Indem er dieſes ſprach, bemerkte man in ſeinem Geſichte ſo wenig eine Veränderung, als wenn gar nichts auſſerordentliches vorgefallen wäre. Alle, bis auf einen einzigen Diener, der treulich bey ihm verharrete, folgten ſeinem Rathe: und ein Theil von ihnen entkam durch den obern Theil des Hauſes.

Jezt kam Coſſeins, mit ſeinen Soldaten, die aufgeräumte Treppe hinauf. Ein Deutſcher, Nahmens Behme, der ein Hausgenoſſe des Herzogs von Guiſe war, trat zuerſt in die Stube des Admirals. Er fand ihn ſizend, und fragte ihn, ob er der Admiral wäre. „Ich bin es, ſagte derſelbe; aber ihr, junger Menſch, ſolltet für meine grauen Haare und für mein Alter Achtung haben.“ Sogleich verſezte ihm der Mörder einen Streich an den Kopf; Coſſeins und die übrigen kamen hinzu, und ermordeten ihn mit vielen Wunden. Einer von den Mördern geſtand nachmals, daß er nie einen Menſchen in der nahen Todesgefahr ſtandhafter geſehen habe. Sein Leichnam wurde in den Hof herab geworfen: da ſtand der Herzog von Guiſe, nebſt ſeinen Begleitern, und ſie bezeig-

bezeigten die niederträchtigste Freude über den Todt des Admirals. Man gab darauf seinen Körper dem Pöbel Preiß, der ihn drey Tage lang mit aller erfinnlichen Wuth mißhandelte und verstümmelte. Der Kopf wurde abgeschnitten, und nach Rom geschickt, um dem Pabste ein seiner Denkungsart würdiges Vergnügen zu machen. Zuletzt hieng man den übrigen Leichnam am öffentlichen Galgen auf, wo er an einem darunter angemachten Feuer gesengt wurde, bis ihn der Marschall von Montmorency des Nachts wegholen, und in seiner Kapelle zu Chantilly begraben ließ.

Die Ermordung des Admirals war gleichsam die Losung zu einem gleichen Schicksal, welches viele tausend seiner Glaubensgenossen, theils sogleich in eben derselben Nacht und am folgenden Tage zu Paris, theils in den folgenden Tagen und Wochen in den meisten Städten des Reichs, traf. Viele Grossen und berühmte Helden dieser Parthey fielen, ohne beynahe die Hand zu ihrer Vertheidigung aufheben zu können, durch die Verrätherey ihres eigenen Königs: und sie würde beynahe ganz vernichtet worden seyn, wenn nicht drey ihrer Sicherheitsplätze, unter welchen Rochelle der vornehmste war, zur Rettung und Erhaltung derselben gedient hätten. Freylich wollte der Hof nicht das Ansehen haben, eine so verabscheuungswürdige Treulosigkeit gestiftet und befohlen zu haben. Gleich nach dem Todte des Admirals, eilten einige der ansehnlichsten Herren des Hofs bewaffnet durch die Stadt, und setzten das bereits mit Mordbegierde herumlaufende Volk dadurch noch mehr in Wuth, daß sie demselben meldeten, es sey eine Verschwörung, die Coligny mit seinen Freunden wider den König und sein Haus, ja selbst wider den König von Navarra, angesponnen habe, durch eine besondere Gnade Gottes ent-

entdeckt worden; der König sey dem Ausbruche derselben um wenige Zeit zuvorgekommen. Sie ermahnten also die Pariser, das Blut dieser gottlosen Leute und geschwornen Feinde des Königs und des Vaterlandes nicht zu schonen, und sich ihrer Güter, als einer rechtmäßig erworbenen Beute, zu bemächtigen. So wolle es der König, sagten sie, damit dieses schädliche Schlangengezüchte ausgerottet würde, und, wenn erst das Gift dieser Sekte vertilgt wäre, alsdenn nur die einzige väterliche Religion im Reiche genannt werden möge.

Der Hof hingegen beschimpfte sich durch sein widersprechendes Betragen bey dieser Gelegenheit noch mehr. Anfänglich, da er befürchten mochte, selbst bey dem bessern Theil seiner catholischen Unterthanen, durch die von ihm veranstaltete Ermordung so vieler ihrer Mitbürger, sehr verhaßt zu werden, ließ der König an alle Statthalter der Landschaften ein Schreiben ergehen, worinne er die Schuld von dieser That auf die Guisen schob. Ohne sein Wissen und Willen, sagte er darinnen, sey folgendergestalt ein Aufruhr entstanden. Die Freunde und Anverwandten des Admirals, (den er noch seinen Vetter nannte,) hätten sich entschlossen, wegen der ihm beygebrachten Wunde Rache auszuüben; dieses hätten die Guisen erfahren, und, um ihnen zuvor zu kommen, eine Menge Edelleute und Einwohner von Paris in die Waffen gebracht, auch durch dieselben die Wache, welche der König dem Coligny zugegeben hätte, über den Hauffen geworfen; sie hätten den Coligny selbst und dessen Freunde die ihnen begegnet wären, umgebracht: und diesem Beyspiele sey man in den andern Gegenden der Stadt mit so unaufhaltsamer Wuth nachgefolgt, daß derselben nicht zeitig genug Einhalt hätte geschehen kön-

können. Jetzt aber sey der Aufruhr, der aus der alten Feindschaft jener beyden Familien entstanden wäre, gestillt: und da derselbe sich wider des Königs Willen ereignet habe, so wolle er, daß jedermann wisse, die letzte Verordnung in Religionssachen sey dadurch nicht übertreten, und es sollten, bey Lebensstrafe, wegen dieser Veranlassung keine fernere Gewaltthätigkeiten begangen werden. Zuletzt schrieb der König noch: „Hier bin ich mit meinem Bruder, dem Könige von Navarra, und dem Prinzen von Condee, meinem Vetter, bereit, täglich einerley Schicksal über mich ergehen zu lassen.“ Die Königinn-Mutter ließ zu gleicher Zeit ein ganz ähnliches Schreiben ausfertigen, das in und außerhalb Frankreich verbreitet wurde. Würklich war es damals die Absicht des Königs, daß die Guisen Paris verlassen sollten, damit ihnen desto füglicher das Verbrechen der Mordnacht beygemessen werden könnte. Aber gleich darauf wußten ihn seine Mutter und sein Bruder, der Herzog von Anjou, zu andern Maaßregeln umzustimmen. Sie legten ihm einen Brief des Marschalls von Montmorency, den man gefunden haben sollte, an den Admiral vor, worinne er diesem versprach, seine Verwundung an den bekannten Urhebern derselben eifrigst zu rächen. Dieses, sagten sie, werde die Folgen haben, daß die Guisen die Waffen, welche sie auf Befehl des Königs ergriffen, niemals wieder niederlegen, und daraus, weil die Verbindung der Protestanten mit dem Montmorencys unvermeidlich wäre, der gefährlichste Krieg entstehen würde. Außerdem werde der König durch alles dieses bey den Ausländern verächtlich werden; da er hingegen alle schlimme Folgen verhüten könnte, wenn er die ganze Sache auf sich selbst nähme. Carl begab sich also am folgenden Tage in das Parlement, und meldete demselben, daß er von seiner

seiner Jugend an dem Colagny eine Menge Beleidigungen, aus Liebe zur Ruhe, vergeben habe. Da aber derselbe endlich sich mit andern wider das Leben des Königs, seiner Mutter, seiner Brüder, und selbst des Königs von Navarren, obgleich dieser ehemals Religion mit ihm hatte, verschworen habe, um den jungen Cardinal auf den Thron zu setzen, den er auch nachher hätte ermorden wollen, damit er sich selbst zum König aufwerfen könnte: so habe der König dieses Uebel, ehemahl ungern, durch ein entgegen gesetztes Uebel unterdrückt, und wider die dagegen gesetzte auch die äußerliche Gelindigkeit gebraucht. Er mache also bekannt, daß alles was an dem benannten Tage gegen die Verschwornen vorgenommen worden, aus einem Bereit geschehen sey. Auch wurde dem Parlement aufgetragen, eine Untersuchung über die Verschwörung des Colagny anzustellen, und einen den Gesetzen gemäßen Schluß darüber zu fassen.

Aber diese elenden Erdichtungen wurden nicht einmal von allen Werkzeugen der Grausamkeit des Hofs geglaubt. Eben so vergebens suchte er etwas ausfindig zu machen, das den Admiral vor den Augen der Welt mit einigem Scheine strafbar machen könnte. Man hatte, nachdem er ermordet worden war, sein Haus der Plünderung Preiß gegeben; aber seine Schriften waren, wie die Königinn-Mutter befohlen hatte, aufbewahret worden. In diesen wurde jetzt nachgeforscht, ob man etwas aus denselben zur Schande des Admirals bekannt machen könnte. Denn selbst der erste Präsident des Parlement, Christoph von Thou, der Vater des grossen Geschichtschreibers dieses Nahmens, hatte dem Könige insgeheim darüber Vorstellungen gethan, daß er, wenn die Verschwörung gegründet war, mit ihren Urhebern nicht viel-

mehr

mehr gerichtlich verfahren habe. Die Untersuchung, welche die Feinde des Coligny in seinen schriftlichen Aufsätzen anstellen liessen, schien vielmehr zu ihrer Beschämung aus. Man fand darinne unter andern eine Stelle, wo er dem Könige den Rath gab, seinen Dienern keine gar zu ansehnliche Besoldungen und Einkünfte, keine zu starke Appanage, wie man es zu nennen pflegt, zu ertheilen. Die Königinn las diese Stelle vor dem Herzoge von Alencon, dem jüngsten Bruder des Königs, lesen, und sagte dabei zu ihm, weil sie wußte, wie sehr er den Admiral bedauerte: „Das ist dein so sehr geliebter guter Freund, der dem Könige solche Erinnerungen gegeben hat.“ Allein der Herzog versetzte darauf: „Wie sehr er mich geliebt habe, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß dieser Rath nur von einem Manne herrühren könne, der dem Könige getreu, und für das Beste desselben sehr besorgt gewesen ist.“ Dergestalt auf gleiche Art rächte der Englische Gesandte am französischen Hofe, Walsingham, dieser Fürstinn ihre Verhöhnung vor. Der Admiral hatte in einem besondern Aufsatze, worinne er zeigte, wie nothwendig es sey, daß Frankreich an dem Niederländischen Kriege wider Spanien Antheil nehme, hinzugesetzt, man müsse dem Könige nur mündlich vorstellen, daß er, wenn er sich dieser Gelegenheit nicht bediente, sie den Engländern in die Hände spielen werde, die zwar jetzt Freunde von ihm wären; sobald sie aber in den Niederlanden, und gegen die Grenzen des Reichs zu, festen Fuß gefaßt hätten, durch diese bequeme Stellung gereizt, ihre alten Gesinnungen annehmen, und seine und des Reichs bittersten Feinde werden würden. Dieses meldete die Königinn dem Gesandten mit der Anmerkung, er könne hieraus urtheilen, wie wohlgesinnt Coligny gegen die Königinn von England gewesen sey, die

ihn

seiner Jugend an dem Coligny eine Menge Beleidigungen, aus Liebe zur Ruhe, vergeben habe. Da aber derselbe endlich sich mit andern wider das Leben des Königs, seiner Mutter, seiner Brüder, und selbst des Königs von Navarra, obgleich dieser einerley Religion mit ihm hätte, verschworen habe, um den jungen Condee auf den Thron zu setzen, den er auch nachher hätte ermorden wollen, damit er sich selbst zum König aufwerfen könnte: so habe der König dieses Uebel, wiewohl ungern, durch ein entgegen gesetztes Uebel unterdrückt, und wider die äußerste Gefahr auch die äußersten Hülfsmittel gebraucht. Er mache also jedermann bekannt, daß alles was an dem berüchten Tage gegen die Verschwornen vorgenommen worden, auf seinen Befehl geschehen sey. Auch wurde dem Parlement aufgetragen, eine Untersuchung über die Verschwörung des Coligny anzustellen, und einen den Gesetzen gemäßen Schluß darüber zu fassen.

Aber diese elenden Erdichtungen wurden nicht einmal von allen Werkzeugen der Grausamkeit des Hofs geglaubt. Eben so vergebens suchte er etwas ausfindig zu machen, das den Admiral vor den Augen der Welt mit einigem Scheine strafbar machen könnte. Man hatte, nachdem er ermordet worden war, sein Haus der Plünderung Preiß gegeben; aber seine Schriften waren, wie die Königinn-Mutter befohlen hatte, aufbewahret worden. In diesen wurde jetzt nachgeforscht, ob man etwas aus denselben zur Schande des Admirals bekannt machen könnte. Denn selbst der erste Präsident des Parlement, Christoph von Thou, der Vater des grossen Geschichtschreibers dieses Nahmens, hatte dem Könige insgeheim darüber Vorstellungen gethan, daß er, wenn die Verschwörung gegründet war, mit ihren Urhebern nicht viel-

mehr

mehr gerichtlich verfahren habe. Die Untersuchung, welche die Feinde des Coligny in seinen schriftlichen Aufsätzen anstellen liessen, schlug vielmehr zu ihrer Beschämung aus. Man fand darinne unter andern eine Stelle, wo er dem Könige den Rath gab, seinen Brüdern keine gar zu ansehnlichen Besitzungen und Einkünfte, (keine zu starke Appanage, wie man es zu nennen pflegt,) zu ertheilen. Die Königinn liess diese Stelle vor dem Herzoge von Alencon, dem jüngsten Bruder des Königs, lesen, und sagte dabey zu ihm, weil sie wusste, wie sehr er den Admiral bedauerte: „Das ist dein so sehr geliebter guter Freund, der dem Könige solche Erinnerungen gegeben hat.“ Allein der Herzog versetzte darauf: „Wie sehr er mich geliebt habe, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß dieser Rath nur von einem Manne herrühren könne, der dem Könige getreu, und für das Beste desselben sehr besorgt gewesen ist.“ Ohngefähr auf gleiche Art richtete der Englische Gesandte am französischen Hofe, Walsingham, dieser Fürstinn ihre Bethörung vor. Der Admiral hatte in einem besondern Aufsatze, worinne er zeigte, wie nothwendig es sey, daß Frankreich an dem Niederländischen Kriege wider Spanien Antheil nehme, hinzugesetzt, man müsse dem Könige nur mündlich vorstellen, daß er, wenn er sich dieser Gelegenheit nicht bediente, sie den Engländern in die Hände spielen werde, die zwar jetzt Freunde von ihm wären; sobald sie aber in den Niederlanden, und gegen die Grenzen des Reichs zu, festen Fuß gefaßt hätten, durch diese bequeme Stellung gereizt, ihre alten Gesinnungen annehmen, und seine und des Reichs bittersten Feinde werden würden. Dieses machte die Königinn dem Gesandten mit der Anmerkung, er könne hieraus urtheilen, wie wohlgesinnt Coligny gegen die Königinn von England gewesen sey, die ihn

ihn doch so sehr geliebt hätte. Aber Walsingham gab darauf zur Antwort: „Wie wohlgesinnt er gegen „meine Königinn gewesen sey, weiß ich nicht; das „aber weiß ich, daß ein solcher Rath einen Mann an„zeige, der seinem Könige getreu und Frankreichs „Vortheilen sehr ergeben war; durch dessen Todt da„her der König und sein Reich einen sehr grossen Ver„lust erlitten haben."

Alle die nicht von Religionshaß eingenommen waren, urtheilten in der That schon damals, daß Frankreich zu dieser Zeit keinen grössern Mann gehabt habe, als den Admiral. Ohngefähr zehntausend Reformirte, die wegen des über ihre Parthey ergangenen Blutbades, sich in fremde Länder flüchteten, breiteten daselbst mit ungemeiner Bewunderung sein Lob, und zugleich den Abscheu gegen eine Regierung aus, die ihn so verrätherisch getödtet hatte. Sie fanden aber auch daselbst viele tausende, die ehemals unter dem Admiral in Frankreich Kriegsdienste gethan, und bey ihrer Zurückkunft von ihm mit einer seltenen Ehrerbietung, als von einem Manne gesprochen hatten, bey dem Klugheit und Tapferkeit sehr genau verbunden wären. Die Nachwelt findet keine Schwierigkeiten, sich in ihrem Urtheil über ihn zu vereinigen. Er arbeitete den grössern Theil seines Lebens hindurch daran, der Religion, die er vor die wahre hielt, Sicherheit zu verschaffen, zog nur gezwungen für dieselbe das Schwerdt, erduldete für sie unzählige Gefahren und Mühseeligkeiten; zuletzt opferte er ihr selbst sein Leben auf. So groß er auch als Feldherr war; so liebte er doch den Frieden noch mehr als den Krieg. Die Umstände, unter welchen er diesen geführt hat, vermehren den Ruhm seiner Thaten. Mit einer so schwachen, dürftigen und fast immer in einer nachtheiligen

Stel-

Stellung begriffenen Parthey, an deren Spitze er war, wäre es nichts unerwartetes gewesen, ihn durchaus unglücklich zu sehen; und er stelite doch stets ihre Angelegenheiten wieder her. Als ihr Oberhaupt bewies er auch seine Uneigennützigkeit vollkommen: denn an Statt, mit einer solchen Gewalt versehen, sich, wie es leicht war, zu bereichern, verzehrte er dabey sein Vermögen, und hinterließ noch ansehnliche Schulden: wozu auch seine ausnehmende Gastfreyheit vieles beygetragen hat. Zwar scheint es, daß ein Mann, der viele Jahre lang die Seele einer Parthey gewesen ist, welche die Waffen wider ihren rechtmäßigen König führte, zum wenigsten sehr ehrgeitzig oder sehr unruhig gewesen seyn müsse. Aber wenn man diesen König und seinen Hof kennt, den gänzlichen Mangel desselben an Gerechtigkeit und Redlichkeit in allem was die Gewissensrechte eines grossen Theils seiner Unterthanen betraf; die innerlichen Staatshändel von Frankreich, aus denen unvermeidlich zwo feindseelige Partheyen entspringen mußten; die gegründeten Ansprüche des dem Throne nächsten Hauses, die der Admiral zu vertheidigen hatte; den kriegerischen Ungestüm der Zeiten, und so viele Zufälle derselben: so wird man mehr Ursache finden, ihn wegen der Nothwendigkeit, durch die er fortgerissen wurde, zu bedauern, als zu tadeln. Fähig und bereit, als einer der weisesten Staatsmänner seinem Vaterlonde zu dienen, würde er ohne Zweifel auch dasselbe in bloß ruhigen Jahren haben thun können, wenn der Hof den Grundsätzen irgend eines dem Admiral ähnlichen Patrioten, dergleichen vorzüglich der Canzler von Hospital war, hätte folgen wollen.

Der feurige Eifer mit welchem Coligny seiner Religion ergeben war, würde ihm weniger zur Ehre

gereichen, wenn derselbe, durch keine aufgeklärten Begriffe geleitet, nur aus einer abergläubisch schwärmerischen Andacht, Verfolgungsgeist und grimmigen Haß anderer christlicher Partheyen, zusammengesetzt gewesen wäre. Aber diese Eigenschaften des Religionseifers waren es eben, über welche er sich beklagte, weil die Feinde seines Glaubens keinen andern kannten. Seine sanftere und liebreichere Seele, die aus Prüfung und Ueberzeugung glauben gelernt hatte, übte die Pflichten der Religion aus wahrer Zuneigung gegen dieselbe aus. So wenig er diese bloß in Worten oder in äußerlichem Gepränge setzte; so sorgte er doch dafür, daß auch sein ganzes Betragen das in die Augen fiel, einen Beweis seiner Gesinnungen abgeben möchte. Seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit wurden daher so sehr bewundert, selbst von vielen Römischcatholischen, daß man behauptete, dieses Beyspiel allein würde einen grossen Theil dieser letztern in Frankreich dahin gebracht haben, die protestantische Religion anzunehmen, wenn sie nicht die Furcht vor Verfolgungen und Martern zurückgehalten hätte. In seinem häuslichen Leben herrschte insonderheit ein gewisser Geist der Andacht; der aber nicht die Stelle seiner Geschäfte einnahm, sondern sie belebte und ehrwürdiger machte: auch ein Kennzeichen, daß sein Christenthum zu etwas mehr diente, als um zur Schau getragen zu werden. Sobald er aus dem Bette aufgestanden war, verrichtete er knieend mit seinem ganzen Hause das Gebet, welches er auch selbst vorzusprechen pflegte. War es ein Tag, an welchem eine Predigt gehalten wurde: so wandte er die Zeit vor derselben dazu an, daß er die Abgeordneten der Gemeinen anhörte, die an ihn geschickt worden waren, oder andere öffentliche Angelegenheiten vornahm. Nach der Predigt arbeitete er wieder unabläßig, bis die Stunde

des

des Mittagsmahles gekommen war. Alsdenn verſammleten ſich faſt alle ſeine Hausgenoſſen bey der Tafel, und er betete mit ihnen gemeinſchaftlich; oder ſang auch, wenn an demſelben Tage keine Predigt gehalten worden war, einen von den Pſalmen Davids. Er beobachtete dieſe Gewohnheit nicht allein zu Friedenszeiten auf ſeinem Schloſſe; ſondern auch ſelbſt im Lager ununterbrochen. Gleichergeſtalt betete er nach geendigter Mahlzeit mit ſeiner Gemahlinn und ſeinem übrigen Hauſe; ſo wie er ſich auch nach dem Abendeſſen mit allen den ſeinigen zum Singen und Abendgebete vereinigte. Sehr viele franzöſiſche Edelleute führten eben dieſe Einrichtungen in ihren Häuſern deſto lieber ein, weil ſie der Admiral auch beſonders an ihre Schuldigkeit erinnert hatte, ihre Hausgenoſſen zur Gottſeeligkeit anzuführen. Wenn die Zeit herannahte, da er mit den ſeinigen das heilige Abendmahl zu genieſſen pflegte, rief er alle zuſammen, und ſtellte ihnen vor, daß er nicht bloß für ſein Leben, ſondern auch für ihre Aufführung, Gott dereinſt werde Rechenſchaft leiſten müſſen. Gab es unter ihnen Zwiſtigkeiten: ſo ſöhnte er ſie mit einander aus. Wenn einer darunter keine würdigen Begriffe von dieſer geheiligten Handlung zu haben ſchien: ſo ließ er ihm einen genauern Unterricht in der Religion ertheilen. Fanden ſich aber unter ihnen Leute, welche hartnäckig bey ihren Ausſchweifungen verblieben: ſo bezeugte er öffentlich, daß er lieber aller Bedienung entbehren, als eine ſolche haben wollte. Als er ſich nach dem Ende des letzten Kriegs zu Rochelle niedergelaſſen hatte, las er jeden Morgen und Abend eine von Calvins Predigten über das Buch Hiob, indem er dieſe Geſchichte oftmals den Troſt ſeines Herzens, und ſein allgemeines Arzneymittel in allen ſeinen Drangſalen zu nennen pflegte. Mit ſeinen beyden Brüdern lebte

er in einer so vertraulichen Verbindung und Uebereinstimmung, daß sie alle drey nur von Einem Geiste belebt zu seyn schienen.

Er schätzte auch die Wissenschaften sehr hoch: besonders im Verhältnisse gegen die Religion. Die Einführung der Schulen, und die ganze gelehrte Erziehung der Jugend, nannte er eine besondere göttliche Wohlthat, eine Pflanzstadt der Kirche, und Vorübung der Gottseeligkeit. Von dem Mangel an Gelehrsamkeit leitete er die dunkeln Zeiten her, welche den Staat und die Religion selbst, öfters betroffen hätten. Und in dieser Finsterniß, so urtheilte er sehr richtig, sey eben die unrechtmäßige und gewaltthätige Herrschafft der Römischen Bischöfe über die Christen erzeugt worden, weil sie über Unwissende am leichtesten ihre Gewalt hätten ausbreiten können. Daher hatte er auch unterhalb seines Schlosses zu Chatillon, an einem angenehmen Orte, mit beträchtlichen Kosten eine Schule erbauet, und dieselbe mit sehr geschickten Lehrern der hebräischen, griechischen und lateinischen Sprache besetzt. Mehrere Knaben und Jünglinge wurden darinne durch seine Freygebigkeit unterhalten. In seiner ersten Jugend hatte er zwar eine ausnehmende Fähigkeit und Neigung zu den Wissenschaften gezeigt; allein der Fortgang welchen er darinne bereits machte, wurde auf einmal durch die Nachricht gehemmt, die er bekam, daß ihn sein Oheim, der Connetable, zum geistlichen Stande bestimme. Von dieser Zeit an war es unmöglich, einen Gelehrten aus ihm zu machen. Eben so verwarf er auch standhaft den Cardinalshut, der damals für ihn bereits so gut als ausgewürkt war, und man hatte weniger Mühe, seinen ältern Bruder zur Annehmung desselben zu bereden. Desto rühmlicher war es für ihn, daß er

von

von Kenntniſſen, in denen er nur einen kleinen Anfang gemacht hatte, nachher nicht, wie viele andere Krieger, verächtlich dachte.

Coligny nahm auch durch ſein äuſſerliches Anſehen ein. Er hatte eine mittlere Gröſſe, eine friſche rothe Farbe, einen wohlgebaueten Körper, ein ruhiges und heiteres Geſicht, eine anmuthige ſanfte Sprache, die aber zugleich ziemlich langſam war. Dieſen letztern Fehler, der mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſo wenig übereinſtimmte, ſcheint er von ſeinem Lehrer Berault angenommen zu haben; ſo wie er es ſich von ſeinem Hofmeiſter Prünelay angewöhnt hatte, faſt immer, ſelbſt in dem Gemach des Königs, einen Zahnſtocher in der Hand zu führen. In ſeinen Geberden und in ſeinem Gange ſah man vielen edlen Anſtand. Auch aß und trank er, bey einer guten Leibesbeſchaffenheit, nur wenig. In ſeinen jüngern Jahren kleidete er ſich prächtig, liebte auch die Jagd und das Spiel ungemein; aber er änderte ſich in dieſem allem, nachdem er ſich ganz der ſtrengern Lebensart eines Kriegers ergeben hatte. So wurde er auch zeitig Herr über ſeine Leidenſchaften, und bewies ſolches ſelbſt mitten in dem Getümmel des Kriegs, wo die Geſetze vor den Begierden zu ſchweigen genöthigt ſind. Man kann ſagen, daß er, ob er gleich in ſeinem ſechs- und funfzigſten Jahre der Welt entriſſen wurde, doch nach ſo vielen Beſchwerlichkeiten in einem blühenden und Kraftvollen Alter geſtanden habe, das ihm noch ein langes Leben verſprach. Von den Kindern ſeiner erſten Ehe überlebten ihn viere: Louiſe, welche an den Teligny vermählt wurde, der in eben derſelben Nacht mit ſeinem Schwiegervater das Leben verlor, nachmals die Gemahlinn des Prinzen von Oranien; Wilhelm; Franz, Oder und Carl; von welchen

der leztere, den sein Vater wegen seiner Lebhaftigkeit ungemein liebte, im achten Jahre seines Alters, bald nach dessen Tode, gefangen genommen wurde, und viele Widerwärtigkeiten erdulden mußte. Die zweyte Gemahlinn des Admirals brachte, vier Monathe nach seinem Tode, eine Tochter zur Welt; sie wurde aber, als sie darauf in ihr Vaterland Savoyen zurückkehrte, auf Befehl des Herzogs ins Gefängniß gesetzt. Sein Geschlecht ist in Frankreich untergegangen; wiewohl das grosse mit demselben verwandte Haus der Montmorencys sich bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat.

* * *

Der Admiral von Coligny würde der Nachwelt über den beträchtlichsten Theil seines Lebens selbst die glaubwürdigsten Nachrichten hinterlassen, überhaupt aber sich treu und ungeschmückt vor derselben abgebildet haben, wenn uns nicht thörichte Rachbegierde und Unwissenheit seiner allermeisten schriftlichen Aufsätze beraubt hätten. Diejenigen welche man nach seiner Ermordung bey ihm fand, sind vermuthlich auf Befehl des Hofs vernichtet worden. Er hatte aber auch nach dem letzten Frieden keinen Tag vorbeygehen lassen, ohne des Abends in sein Tagebuch die Merkwürdigkeiten einzutragen, deren er sich aus den vorhergehenden bürgerlichen Kriegen erinnerte. Jetzt besitzen wir, ausser einigen seiner Briefe, nur eine im Jahr 1557. bald nach seiner Gefangennehmung, von ihm geschriebene Geschichte der Belagerung von Saint Quentin, die unter der Aufschrift, Mémoires, zu Leiden im Jahr 1643. in Duodez, als ein Anhang seiner Lebensbeschreibung, und darauf zu Paris im Jahr 1665. gedruckt worden ist. Er redet darinne, ohngefähr wie Cäsar, mit der ungezwungenen Freyheit eines Helden,

hen, der nur zu ſagen braucht, was er gethan habe, ohne ſich um die Urtheile anderer darüber zu bekümmern. Daher verſichert er auch, daß dieſes durchaus keine Schutzſchrift ſeyn ſoll; wohl aber behauptet er, daß es eine Pflicht von denen ſey, welche bey wichtigen Unternehmungen gebraucht werden, den wahren Verlauf der Sache ſelbſt aufzuzeichnen, damit derſelbe nicht, wie gewöhnlich, durch eine Menge falſcher Berichte verdunkelt werde. — Noch in unſerm Jahrhunderte, wie der Herr von Voltaire in den Anmerkungen zum zweyten Geſange ſeiner Henriade (worinne er den Admiral ſo würdig abgeſchildert hat,) erzählt, fand ein franzöſiſcher Financier, auf einem Landgute, welches den Colignys zugehört hatte, einen eiſernen Kaſten mit Schriften unter der Erde; da er ſich aber aus denſelben keine Einkünfte verſprach, ließ er ſie ins Feuer werfen.

Die erſte Lebensbeſchreibung des Admirals iſt im Jahr 1575. unter dem Titel, *Caſp. Colinii Caſtellonii*, magni quondam Franciae Amirallii, vita, ohne Benennung des Orts herausgegeben, und vermuthlich öfters gedruckt worden. Meine Ausgabe derſelben iſt zu Utrecht im Jahr 1644. in Duodez erſchienen. Der Verfaſſer war ein Zeitgenoſſe des Admirals, und wie es ſcheint, auch einer ſeiner Freunde. Aus einigen Stellen des Buchs ſchloß ich anfänglich, daß es der Prediger Merlin geweſen ſey. Aber einer meiner Freunde hat bey einem Exemplar dieſer Lebensbeſchreibung den Nahmen des berühmten Rechtsgelehrten, Franz Hotoman, beygeſchrieben gefunden: und ich halte dieſe Anzeige vor wahrſcheinlicher. Die franzöſiſche Ueberſetzung iſt mit der Aufſchrift: La vie de Meſſire Gaſpar de Coligny etc. unter andern zu Leiden, 1643. in Duodez herausgekommen, und hat noch ein paar beträchtliche Zuſätze. Dieſes Leben,

das ſich in der Urſchrift am beſten leſen läßt, ſchildert den Admiral mit ziemlicher Geſchicklichkeit ab; doch iſt es an mehrern Stellen viel zu ſeicht und unvollſtändig.

Deſto ausführlicher iſt eine andere Lebensbeſchreibung deſſelben gerathen, die unter dem Titel, La vie de Gaſpard de Coligny, etc. à Cologne 1686. auf 402 Seiten in groß Duodetz, allem Anſehen nach in Holland ans Licht getreten iſt. Ihr Verfaſſer verſichert, daß er aus einem Hauſe herſtamme, welches ſtets mit des Admirals ſeinem in freundſchaftlicher Verbindung geſtanden, dem daher auch dieſer oft ſeine geheimſten Angelegenheiten bekannt gemacht habe: und er beruft ſich auf viele glaubwürdige Nachrichten, die ihm bey der Abfaſſung ſeiner Arbeit gedient hätten. Obgleich dieſes nur das dunkle Vorgeben eines Ungenannten iſt; ſo ſcheint es doch durch die Lebensbeſchreibung ſelbſt völlig beſtätigt zu werden. Denn dieſe iſt ſehr umſtändlich, enthält manche kleine merkwürdige Erzählungen von dem Admiral, die in dem vorhergedachten Leben ſich nicht finden, ſtimmt überall ſehr wohl mit ſeinem bekannten Charakter überein, und drückt ſich mit einer Zuverſicht aus, die, ohne ins Lobredneriſche zu verfallen, ſich vielmehr der Sprache der Wahrheit nähert. Ich bedaure es, dieſe bis auf wenige Anmerkungen die man dabey machen könnte, ſehr wohlgerathene Lebensbeſchreibung etwas zu ſpät zu meinem Gebrauche erhalten zu haben.

Das gegenwärtige Leben des Admirals würde dadurch noch mehr verloren haben, wenn dieſer Mangel nicht größtentheils durch zwey andere wichtige Werke erſetzt worden wäre. Das eine iſt die vortreffliche Geſchichte des Präſidenten de Thou, der ſelbſt ein Augen-

genzeuge der letzten Jahre des Coligny war, bisweilen noch weit genauer und umſtändlicher als die Biographen deſſelben, überall aber mit der Unpartheylichkeit, Mäßigung und richtigen Beurtheilung von ihm ſchreibt, die ihn ſo ſehr über die meiſten Geſchichtſchreiber der neuern Jahrhunderte hinausſetzen. In dem andern dieſer beyden Werke, in der Hiſtoire univerſelle des d'Aubignee, habe ich auch viele merkwürdige Nachrichten, und manche darinne allein, angetroffen. Dieſer berühmte Günſtling Heinrichs des vierten, dem an der kühnſten Freymüthigkeit im Schreiben ſehr wenige gleich gekommen ſind, empfiehlt ſich durch einen ihm ganz eigenthümlichen Ton der ungekünſtelten Schreibart. Ich beſitze von ſeinem Werke die erſte, ſehr ſeltene und in Frankreich unterdrückte Ausgabe, die er vom Jahr 1616 bis 1620 auf ſeinem Schloſſe Maillee in drey Foliobänden drucken ließ.

Des Theodore de Beze Geſchichte der Reformirten Kirchen in Frankreich habe ich zwar nirgends erlangen können. Dagegen aber habe ich die ſchätzbaren Commentarios de ſtatu relig. et reipubl. in regno Galliae vom des Serres oder Serranus, mit Nutzen gebraucht, auch des trefflichen Feldherrn und Freundes vom Coligny, de la Noue, Diſcours politiques et militaires zu Rathe gezogen. Bey dieſem Vorrathe an Quellen, glaubte ich der neuern gröſſern Werke über die franzöſiſche Geſchichte deſto leichter entbehren zu können, in welchen ich mich ohnedieß nicht erinnerte etwas geleſen zu haben, was man nicht ſicherer aus jenen ſchöpfen könnte.

Leben
des Königlich-Preußischen Geheimen Rathes
Christian Thomasius.

Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhob sich in der Denkungsart eines grossen Theils der Deutschen eine Veränderung, von der wir bis auf unsere Zeiten sehr viele und sehr wichtige Folgen empfinden. Sie wurde nicht ohne einen heftigen Kampf von langen Jahren zu Stande gebracht; aber sie hätte auch ohne denselben eben so wenig durchbrechen können, als die allgemeine Religions- und Kirchenverbesserung des sechszehnten Jahrhunderts bloß mit einem sanften Schritte ihr Ziel erreicht haben würde. Durch diese leztere hatten Religion und Gelehrsamkeit ein neues Licht und Leben erhalten. Allein auch unter denen, welche sich desselben bedienten, fühlten sich nach und nach unvermerkt mancherley Hindernisse ein, die den Gebrauch jener Wohlthat erschwerten: über Gegenden welche schon helle geworden waren, verbreitete sich von neuem eine gewisse Dunkelheit: und an andern statt Trägheit oder vergebliche Geschäftigkeit im Kleinen an die Stelle des Ernstlichen, Nützlichen und Nothwendigen. Man endigte zwar den Vortheilen der Reformation nicht; hingegen litte man [illegible]

wenn groſſe Männer in der Erwerbung deſſelben glücklich vorangegangen ſind, daß ſie oft über dieſer Zuverſicht einſchlummern. Dieſer Mangel an fortgeſetzter regelmäßiger Thätigkeit bringt Fehler, Irrthümer und Mißbräuche in Menge hervor; zuweilen den Verluſt der Wahrheit ſelbſt, wenigſtens der ſchönſten Früchte welche ſie gewähret. So war alſo auch, gegen den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, in der Evangeliſchen Kirche Deutſchlands, die Freyheit zu denken, zu lehren und zu ſchreiben ungemein eingeſchränkt worden; ſelbſt die Art, wie man nach den Grundſätzen einer gewiſſen Parthey philoſophiren müſſe, wurde darinne vorgeſchrieben; der theologiſche Lehrbegriff wurde nicht allein unveränderlich auf immer bis auf ſeine kleinſten Auſſenwerke beſtimmt, ſondern auch in eine ungeheure Anzahl Spitzfindigkeiten eingehüllt; der Eifer in Erregung und Führung theologiſcher Streitigkeiten überſchritt alle Schranken, und ward als das höchſte Verdienſt des Lehrers der Kirche angeſehen; in den öffentlichen Vortrag der Religion vor den Gemeinen, drangen unreifer Witz, Gelehrſamkeit und Streitſucht, kurz ſehr vieles, was nicht in denſelben gehörte, ein; alter Aberglaube wachte wieder auf, und neue Einfälle, Sagen und Erzählungen vermehrten ihn; manche Ueberbleibſale aus der Römiſchen Kirche pflanzten ſich fort, und gewannen eine ſchädliche Stärke, wie unter andern das harte Betragen gegen ſogenannte Irrgläubige, oder gegen jeden, der ungewöhnliche, philoſophiſche und theologiſche Meinungen bekannt machte; endlich fühlten alle Wiſſenſchaften, die mit der Theologie in einiger Verbindung ſtanden, den Zwang unter welchem dieſe ſeufzte; und das Kirchenrecht inſonderheit ſchwankte auf einem ungewiſſen Grunde herum. Man rückte nicht allein wenig weiter vor, als man bereits zu den Zeiten

der

der Reformation gewesen war; man kam sogar in manchen Stücken zurück: und redlicher Wille, vielfache Gelehrsamkeit, feurige Liebe zur Religion, ersetzten den Schaden nicht, den man sich durch die Wahl mancher falscher oder gekrümmten Wege zugezogen hatte.

Unter diesen Umständen übernahmen es fast zu gleicher Zeit zween Deutsche, der Evangelischen Kirche, deren Mitglieder sie waren, zu zeigen, woher alle diese Verirrungen des Geschmacks, der Methode zu studiren, zu lehren und zu schreiben, besonders aber der praktischen Vorurtheile, gekommen wären; wie viel Nachtheil sie der Religion und den Wissenschaften zugefügt hätten, und wie man sie nicht allein verbessern, sondern auch auf das künftige verhüten müsse. Ein hitziger Widerspruch begleitete sie zwar bis an ihren Todt; aber endlich fand es sich doch, daß so viele Wahrheiten, welche sie ausstreueten, ein fruchtbarer Saamen für die Nachwelt gewesen waren. Der eine, — von beyden der liebenswürdigste, — **Philipp Jacob Spener**, entwickelte mit Sanftmuth die Mängel der Religionswissenschaft, der Lehrer selbst, und der Kirchenverfassung überhaupt; er that Vorschläge, um denselben allen abzuhelfen, und wurde dafür beschuldigt, daß er den Glauben seiner Kirche zu verändern suche. Der andere, weit kühner und furchtbarer, **Christian Thomasius**, griff mit dem lebhaftesten Ungestüm den herrschenden Partheygeist seiner Zeiten in der Philosophie und andern Wissenschaften, Grundsätze, Lehrarten, abergläubische Meinungen, würkliche und scheinbare Vorurtheile, alles mit einem Worte an, was nach seinen Einsichten die Bahn der Wahrheit und Gelehrsamkeit rauher oder unzugänglicher machte: er wurde deswegen

lange

lange von vielen vor einen Feind der Religion selbst, und der gründlichen Wissenschaft ausgegeben. Beyde hatten in ihren Absichten manches mit einander gemein; aber ihre Gaben und Kenntnisse, die Bewegungsgründe, durch welche sie angefeuert wurden, und insonderheit die Mittel welche sie wählten, sonderten sie desto weiter von einander ab. Ihre Geschichte bleibt unterdessen sehr lehrreich für die jetzigen und für alle künftige Zeiten, die eben so gewiß, als diejenigen worinne sie lebten, ihre Reformatoren brauchen, und brauchen werden.

Christian Thomasius kam den ersten Jänner des Jahrs 1655. zu Leipzig auf die Welt. Sein Vater, Jacob Thomasius, Professor der Philosophie auf der dortigen Universität, und zugleich Rector der Thomasschule in eben dieser Stadt, war ein berühmter und Einsichtsvoller Gelehrter. Ob er gleich eben dieselbe Ergebenheit gegen die Aristotelische Philosophie hatte, welche damals in der Evangelischen Kirche überhaupt ausgebreitet war; so verband er doch damit so mancherley Gelehrsamkeit, und so vielen Scharfsinn, daß man ihn eben so wenig als einen Conring, und andere die ihm gleich kamen, unter die gemeinen Anhänger des Aristoteles rechnen durfte. Er erkannte selbst einige Mängel dieses philosophischen Lehrgebäudes, und würde vermuthlich von seiner Anhänglichkeit an dasselbe sich etwas mehr losgerissen haben, wenn seine Zeiten freydenkender, und eine solche Bemühung keinen bittern Streitigkeiten und Verfolgungen ausgesetzt gewesen wäre. Würklich war er auf dem Wege dazu begriffen, indem er sich eine ausnehmende Bekanntschaft mit dem gelehrten griechischen und römischen Alterthum erworben hatte, besonders die Geschichte und die Meinungen der philosophischen

Sekten

Sekten unter den Griechen sehr geschickt entwickelte und prüfte, auch davon, so wie von der philosophischen Geschichte überhaupt, den damals seltenen Gebrauch machte, daß er daraus den Ursprung verschiedener Religionsirrthümer, sonderbarer Meinungen, und anderer Veränderungen in der christlichen Kirchengeschichte, herleitete. Seine Schriften werden daher noch mit Nutzen gelesen: und es ist genug zu seinem Ruhme, daß ihn sein grosser Schüler, der Freyherr von Leibnitz, dankbarlich verehrt hat.

Von diesem Vater genoß Christian Thomasius eine Erziehung und einen Unterricht, die ihm sehr nützlich wurden. Er bedauerte es zwar nachmals, daß er daraus nicht alle die Vortheile habe schöpfen können, welche sich ihm darboten, weil sein Vater durch die Arbeiten des Schulamtes an seinen academischen Vorlesungen gehindert wurde. Aber er verdankte ihm wenigstens die häufigen, nach einer schärfern und genauern Methode, unter dessen Aufsicht angestellten Disputirübungen, welche für ihn selbst in der Folge bey seinen vielen Streitigkeiten eine wichtige Vorbereitung wurden. Auch lernte er von ihm, die Philosophie, und besonders ihre Geschichte, zum Grunde der Rechtsgelehrsamkeit legen: eine Verbindung, die ihm ebenfalls in spätern Zeiten, und selbst diesen beyden Wissenschaften durch ihn, grosse Dienste leistete. Sonst hatte er in der Philosophie, in der alten Sprachwissenschaft, der Naturlehre, der Geschichtskunde, und andern Theilen der Gelehrsamkeit, einen Feller, Rappolt, Ittig, Alberti, Otto Mencke, Frankenstein, Rechenberg, und andere mehr, zu Lehrern: Männer, die durch Wissenschaft, Schriften und andere Verdienste, rühmlich bekannt geworden sind; ob sie gleich auch gröstentheils

sich

sich von den Vorurtheilen ihrer Zeiten nicht losswickeln konnten. Als er in den folgenden Jahren mit einigen derselben in ziemlich starke Zwistigkeiten gerieth, warf man ihm die Undankbarkeit eines Schülers vor. Aber es war eine Uneinigkeit in gelehrten Meinungen, die ihm noch weniger zu einem Verbrechen angerechnet werden durfte, als daß er der heftigste Gegner des philosophischen Lehrbegriffs wurde, dem sein Vater zugethan gewesen war.

Er betrat in der That bald den Weg, auf welchem er sein eigner Lehrer werden konnte; den Weg des Nachforschens und der Vergleichung entgegengesetzter Lehrsätze unter einander. Da er den Vorlesungen seines Vaters über das vortreffliche Werk des Grotius vom Rechte des Kriegs und des Friedens beywohnte, und an diesem Theil der Philosophie einen vorzüglichen Geschmack fand: folgte er auch dem Rathe seines Vaters, mit dem gedachten Werke das Lesen solcher Schriftsteller zu verbinden, welche theils die vermeinten theologischen Irrthümer des Verfassers bestritten, theils seine Grundsätze aus der Rechtswissenschaft erläuterten. Eben damals kam auch Pufendorfs bekanntes Buch von den Pflichten des Menschen und des Bürgers zum Vorscheine: und Thomasius ließ dasselbe nicht lange ungelesen; ob man es ihm gleich mit der Erinnerung empfol, keinen von den darinne enthaltenen theologischen Irrthümern anzunehmen. Er fand darinne mehr Vollständigkeit und Deutlichkeit in manchen Lehren, als beym Grotius. Hingegen war ihm auch der Unterschied zwischen phisophischen und theologischen Lehrsätzen und Fragen noch nicht bekannt: daher erstaunte er über manche Abweichungen Pufendorfs von den Lehren der Gottesgelehrten, hielt auch fest an diesen; ob er sich gleich

nicht

nicht überzeugen konnte, daß man jenen hinlänglich widerlegt habe. Vielmehr klagte er seine Kurtzsichtigkeit im Urtheilen an, und hoffte, daß dieser Philosoph seine irrigen Sätze endlich doch ablegen würde; bis er selbst nach und nach, bey der Untersuchung des darüber entstandenen grossen Streits, gänzlich auf die Seite desselben gezogen wurde.

Es zeigt sich ausserdem in diesen ersten Schritten, welche Thomasius über die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit hinaus that, eine Behutsamkeit, die überaus nachahmungswürdig für junge Studierende ist. Indem er die academischen Lehrstunden zu besuchen anfieng, war er noch nicht entschlossen, welcher von den drey Hauptwissenschaften, die man ziemlich uneigentlich, und mit einer oft schädlichen Mißdeutung die höhern zu nennen pflegt, er sich wiedmen sollte. Er begnügte sich daran, vermuthlich nach der Vorschrift seines Vaters, einige Zeitlang bloß nach den philosophischen, historischen und andern solchen Kenntnissen zu trachten, ohne welche in keiner Art von Gelehrsamkeit, gründlicher Geschmack, richtig und zusammenhängende Denkungsart und Methode, scharfsinnige Beurtheilung, auch Fertigkeit in der Nutzung alter und neuer Schätze, erlangt werden können. Daß angehende Gelehrte so frühzeitig die Wissenschaft wählen, in welcher sie eine besondere Stärke zu erhalten gedenken, ohne sich vorher einen hinreichenden vorläufigen Begriff von der Natur, den Schwierigkeiten und Hülfsmitteln derselben gemacht, ohne jene allgemeine Grundlage aller Wissenschaften, zur Prüfung und festern Richtung ihrer Fähigkeiten und Neigungen errichtet zu haben: das ist ohne Zweifel eine von den herrschenden Ursachen, warum ihre Bemühungen und Erwartungen so oft mißlingen. Thomasius

masius faßte seinen Entschluß darüber erst, nachdem er im Jahr 1671. das öffentliche Zeugniß der philosophischen Facultät zu Leipzig von seiner wachsenden Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit zu einem Lehramte, oder die Magisterwürde, empfangen hatte. Nunmehro erklärte er sich mit Einwilligung seines Vaters, besonders für die Rechtswissenschaft. Mit Hülfe derselben hoffte er dasjenige zu ergänzen, was dem von ihm so lieb gewonnenen Naturrechte, nach seinen Gedanken, noch mangelte, so lange es bloß philosophisch bearbeitet wird. In der That, wenn man auch die philosophische Behandlung dieses Rechts keinesweges vor mangelhaft erkennen sollte; so würde doch wenigstens die Anwendung desselben zur Beurtheilung und Aufklärung der Gesetze, seine Fruchtbarkeit überaus vergrößern. Er fieng also an, den mündlichen Unterricht der Rechtsgelehrten anzuhören; allein da er solches ohne einen sichern Entwurf that, und sich die Meinungen bald von diesem, bald von einem andern bekannt machte, verspürte er davon einen geringen Nutzen.

Er wurde daher, um diese Mängel zu verbessern, von seinem Vater im Jahr 1675. nach Frankfurt an der Oder geschickt, wo Strryck und Rhes seine zween vornehmsten Rechtslehrer wurden. Aber auch daselbst fand er aus eben den vorher genannten Ursachen nicht völlig den Fortgang, den er sich versprochen hatte. Er hörte sehr viel und allerley widersprechendes, ohne ein wohl zusammenhängendes Ganzes daraus erbauen zu können: auch sein Umgang mit andern entriß ihm viele Zeit. Er ergriff daher ein Mittel, welches einem feurigen und doch dabey zum Nachdenken aufgelegten Kopfe oft wichtige Dienste geleistet hat; das unter andern auch der grosse Theologe, Martin Chemnitz, auf Melanchthons Rath, glücklich gebrauche

braucht hatte. Um alles was er gelernt, gelesen, und zum Theil auch beyweilen hatte, desto besser nach seinem wahren Werthe ordnen zu können, versuchte er es, andere zu lehren: denn dieses nöthigte ihn zu einer anhaltenden Prüfung und Aufmerksamkeit auf den Gang, den seine Begriffe und Urtheile nahmen: und eben so sehr zur Erweiterung seiner Kenntnisse. Von dieser Zeit an, da er über die Grundsätze des bürgerlichen Rechts, und über das Naturrecht Vorlesungen hielt, entstand würklich eine Hauptveränderung in seiner Denkungsart: zumal nachdem er Pufendorfs Schutzschrift in dessen fortwährenden hitzigen Streitigkeiten gelesen hatte. Jetzt lernte er die Grenzen zwischen Theologie und Philosophie genauer festsetzen; urtheilte, daß bisher von den Theologen vieles einmüthig, als ein ihnen eigenthümliches Lehrsatz, behauptet worden wäre, was doch eigentlich zur philosophischen Sittenlehre oder zur Rechtsgelehrsamkeit gehörte; fand manche, besonders moralische Lehren der Aristotelisch-Scholastischen Philosophen zweifelhaft, und beschloß, sich durch das Ansehen berühmter Männer nicht länger fesseln zu lassen. Das Beyspiel seines Vaters, der viele seiner frühern Meinungen zurück genommen hatte, bestärkte ihn in diesem Entschlusse.

Nachdem er unter solchen forschenden Beschäftigungen bis ins Jahr 1679. zu Frankfurt an der Oder gelebt, auch daselbst zum Doctor der Rechte ernannt worden war, trat er eine gelehrte Reise nach Holland an. Hier schätzte Johann Georg Grävius, der treffliche Kenner der alten Gelehrsamkeit, die ausnehmenden Geisteskräfte des Thomasius, welche eben würksam zu werden anfiengen, so hoch, daß er ihm in jenem Lande einen bleibenden Sitz zu verschaffen suchte. Doch dieser kehrte bald in seine Vaterstadt zurück, wandte

wandte nunmehro seit dem Jahr 1688, zuerst einen besondern Fleiß auf das Römische Recht, und machte zugleich einen Anfang, gerichtliche Händel zu führen. Bey diesen letztern Arbeiten empfand er, wie er in der Folge selbst gestand, mehr Nutzen von der philosophischen Sittenlehre, als von den zahlreichen praktischen Räthen der Rechtsgelehrten. Nachdenken, sorgfältige Erzählung der streitigen Sache, und Grundsätze des natürlichen Rechts, waren für ihn die größte Hülfe. Wie geschickt und glücklich er in der Vertheidigung von Beklagten gewesen sey, kann man aus dem ersten der von ihm sogenannten Juristischen Händel, welcher den Anfang des Ersten Theils in dieser Sammlung ausmacht, sehen. Er entwickelt daselbst die Mittel, durch welche er eine Frauensperson, die eines begangenen Kindermordes fälschlich beschuldigt worden war, mit mehr als gemeinem Scharfsinne gerettet hat. Gleichwohl verließ er diese gerichtliche Beschäftigungen gar bald, nachdem er das Vortheilhafte und auch die Unbequemlichkeiten derselben genugsam [illegible]pfunden zu haben. „Ich wußte zwar, schreibt er, daß der Mensch mehr zum bürgerlichen, als zum einsamen Leben geschaffen sey, und daß insonderheit den Freunden der Rechtsgelehrsamkeit die Hoffnung als eine Belohnung offen stehe, daß sie dereinst an der öffentlichen Staatsverwaltung Antheil nehmen können, vor deren Vorspiel und Uebungsplatz man ordentlich die gerichtlichen Geschäfte zu halten pflegt. Aber ich merkte auch zwischen diesen letztern und dem Hofe einen sehr grossen Unterscheid. Denn, um unzählicher anderer Dinge nicht zu gedenken, so muß derjenige der die verdrießlichen Umstände des Proceßführens gebuldig ertragen soll, ein Gemüth haben, das sich nach der Herrschaft des grossen Haufens richten kann: und ein solches fand ich nicht bey mir. Ich ertrage

sehr willig alle Lasten, welche von dem Fürsten auferlegt werden; bey andern Angelegenheiten aber war ich etwas zu ungeduldig, als daß ich mich hätte verstellen können."

In dieser Gesinnung wandte sich **Thomasius** wieder zu seinen academischen Vorlesungen. Er hielt davor, daß in denselben die wahren Grundsätze des natürlichen Rechts noch viel zu wenig erörtert würden, und trug sie daher nach den oben genannten Werken des **Grotius** und **Pufendorf**, mit nicht geringem Beyfall, vor. Außer der Neuigkeit der Sache, machte auch die Freyheit mit welcher er lehrte, vielen Eindruck. Ueberall fügte er sein Urtheil bey, beschrieb die Streitigkeiten und Gegner, welche sich **Pufendorf**, unter andern auch zu Leipzig, zugezogen hatte, und gab selbst zuweilen die Gründe an, welche ihn nöthigten, von diesem seinem Führer abzugehen. Nicht lange darauf ließ er im Jahr 1683. nachdem er schon andere kleine Schriften über die Rechtswissenschaft herausgegeben, auch darinnen einen öffentlichen Gebrauch seiner Verbindung der Philosophie mit der Rechtsgelehrsamkeit angestellt hatte, Anmerkungen über das **Römische Privatrecht**, nach der Anleitung die ein berühmter Rechtsgelehrter, **Johann Strauch**, in einem lateinischen Buche darüber gegeben hatte, drucken, worinne er von manchen herrschenden Meinungen abgieng. Sein Vater lebte noch bis ins folgende Jahr, und nicht nur hielt die Klugheit dieses ehrwürdigen Alten die Dreistigkeit und Hitze seines Sohnes in Bekanntmachung neuer Wahrheiten, immer etwas zurück; sein Ansehen verhütete es auch, daß derselbe nicht bereits wegen mancher in seinen Vorlesungen behaupteten Sätze, angegriffen wurde.

Als aber Thomasius diesen Aufseher verloren hatte, da brachen in kurzem die bittersten Händel über seine Meinungen und Schriften aus. Er fuhr immer mehr fort, sich einer damals ungewöhnlichen Freyheit in Vorlesungen und Schriften zu bedienen. Insonderheit behauptete er ferner das Eigenthümliche, mehrere scholastische Grundsätze in der Philosophie zu bestreiten, an deren Stelle die nach seiner Ueberzeugung richtigern zu empfelen, und eben diese auch beständig zur Erläuterung der Gesetze und Rechte anzuwenden. Seine lateinische Streitschrift, die er im Jahr 1685. vom Verbrechen der Vielweiberey ausfertigte, mißfiel daher schon einigen. Er gestand zwar darinne, und bewies es, daß eine zu gleicher Zeit zwischen einem Manne und mehrern Frauenspersonen, oder zwischen einer Frau und mehrern Männern, getroffene Ehe den willkührlichen göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider laufe; hingegen suchte er auch zu zeigen, daß dieselbe weder durch das Naturrecht, noch durch die natürliche Billigkeit, noch auch durch die gesunde Vernunft, verboten werde.

Noch mehr Aufsehen machte sein im Jahr 1687. zu Leipzig gedruckter Discurs, welchergestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle? Er kündigte darinnen Vorlesungen an, die er über Gracians Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben, halten wollte. Alles war bey diesem seinem Vorhaben neu. Niemals hatte man noch, wenigstens zu Leipzig, eine academische Einladungsschrift, deutsch abgefaßt. Eben so unerhört war es, daß er versprach, die gedachten Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Und der Inhalt derselben, eine Anleitung zur feinen Lebensart, war nicht weniger ausserordentlich. Einige bewunder-

den Fuß eines Gebirges, das seinen Namen von dem Dorfe Mendel hat, und sich in einer Länge von 3 Stunden bis Kaltern erstreckt. Es ist ganz mit Reben bepflanzt, und liefert den vorzüglichen Mendelwein. Ueber diesen Berg führt ein Weg, der in 2 Stunden nach Kaltern führt. Dieses Dorf ist ganz von Reben umgeben, und liefert einen vorzüglichen Wein, der dem Mendelwein nicht viel nachgibt. Ueber Kaltern führt ein Weg nach Neumarkt, und ein anderer nach Salurn. Ersterer ist der kürzeste, und führt durch Weingebirge, Letzterer ist der bequemste, und führt durch Obstgärten. Salurn ist ein Dorf, das an der Etsch liegt, und eine Brücke hat, über welche der Weg nach Trient führt. Es ist der Hauptplatz in Tirol, wo Getreide, Wein, Obst, Oel, Kastanien, Mandeln, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Limonien, Lorbeeren, Myrten, Rosmarin, Salbei, Lavendel, Majoran, Basilikum, Quendel, Thymian, Hyssop, Melissen, Rosen, Lilien, Veilchen, Nelken, Levkojen, Reseden, Jasmin, Tuberosen, Aloe, Cactus, Granaten, Feigenbäume, Oleander

gen Pflegen ist wichtig, indem sich dadurch weiter Einer, dessen Amt nur die Sorge in der Gegenwart, Einer, dessen Amt nur die Sorge in der Vergangenheit hat. Einer, dessen Amt nur die Sorge für die Zukunft ist. Alle diese Aemter sind nothwendig, und müssen in einer Stadt, wie Rom, mit einer Bevölkerung, wie die römische, nothwendig getrennt sein. Diese ungeheure vertheilte Arbeit ist nothwendig, damit Jeder seine Pflichten vollständig erfüllen könne. Das Gesetz kennt keine Ausnahme. Das Gesetzbuch kann zum Leben befördert werden, wenn es nicht Jedem, der es anwenden soll, die Mittel bietet, sich durch sie Gewissheit zu verschaffen. Wenn es nicht Jedem, der es anwenden soll, die Mittel bietet, sich durch sie Gewissheit zu verschaffen, ob sein Gesetz auf Jeden Fall anwendbar sei oder nicht, so ist es todt. Es kann sich nicht Gewissheit, sei es Gewissheit für Jeden, sei es Gewissheit für Einen, verschaffen, wenn es nicht Jedem, der es anwenden soll, die nothwendigen Mittel, Gewissheit, sei es für Jeden, sei es für Einen, zu verschaffen, bietet

Wissenschaften, auszuschlagen, als das scholastische Latein, mit der Philosophie von der es unzertrennlich war, grossentheils gleich einer vollen Fluth, von neuem, gegen den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, unter die Protestanten, auch in Deutschland, einbrach. Beyde konnten zwar lange so viel Schaden nicht mehr stiften, wie in den ältern Zeiten, weil sie mit der bessern Gelehrsamkeit, die doch ziemlich stehen blieb, vermischt wurden; aber manche üble Folgen derselben blieben gleichwohl nicht aus. Die Wissenschaften überhaupt bekamen ein scholastisches und düsteres Ansehen, wo öfters eine unnütze grübelnde und streitende Fertigkeit in rauhen Kunstwörtern, die Stelle von Gründlichkeit und tiefer Weisheit vertrat. Diese neuangenommene Sprache wurde wiederum eine unerschöpfliche Quelle des Disputirens: und eben dieses ward ein würkliches Hinderniß des Fortgangs der Gelehrsamkeit. Endlich verlor darunter nicht nur unsere deutsche Sprache an sich ungemein; es wurden auch überaus selten in derselben Bücher zum Unterrichte derer geschrieben, die keine eigentliche Gelehrte vorstellen wollten: und die meisten von denen, welche vier oder fünf Jahre hindurch, auf Universitäten die geübtesten lateinischen Fechter geworden waren, glaubten, wenn sie ihre Bestimmung auf die Canzel führte, derselben nicht anders ein Genüge zu thun, als wenn sie auch daselbst lateinische Blumen in ganzen Sätzen und Schriftstellen ausschütteten.

Auf diese Mißbräuche sah **Thomasius**: und er war einer von denen, welche viel zu ihrer Abstellung beytrugen. Die Materie seiner Vorlesungen, die er im Deutschen hielt, erforderte gewissermaassen diese Sprache: und eben dieselbe war die natürlichste für die Anmerkungen welche er in seiner Einladungsschrift machte. Diese letztern schickten sich auch sehr wohl zu

den

den Zeiten, in welchen er schrieb. Denn eben gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, nahm die Nachahmung der französischen Sitten und Moden, die ausnehmende Neigung zu der Sprache, dem Witze und den Schriften dieser Nation, in Deutschland ihren Anfang. Eine Veränderung, die, im Ganzen betrachtet, den Deutschen manche Vortheile verschaffte; ob sie gleich nach und nach dem Nationalcharakter derselben eine zu fremde Wendung gegeben hat. Mit desto mehrerm Rechte bestimmte Thomasius einigermaassen ihre Grenzen; aber funfzig Jahre später waren wir in dieser Nachahmung schon so weit gekommen, daß wir sehr eifrig hätten bedacht seyn sollen, sie einzuschränken. Eben so ist es überhaupt mit dem Gebrauche der deutschen Sprache in academischen Schriften und Lehrstunden, seitdem gegangen. Freylich half Thomasius aus denselben das halbbarbarische Latein mit seinem verdrießlichen schleppenden Gefolge verdrängen. Man verbannte zwar die Römische Sprache nicht ganz aus dem mündlichen Vortrage der Universitäten; aber man setzte ihr doch die Deutsche in der Absicht an die Seite, damit die Studierenden bey Zeiten lernen möchten, sich in dieser letztern über viele Dinge verständlich und einnehmend auszudrücken, von welchen sie in ihrem künftigen Stande weniger für Gelehrte als für andere, zu reden oder zu schreiben haben würden. Und eben dadurch geschah es, daß die Ausbreitung nützlicher Wahrheiten unter allen Ständen in unserm Vaterlande, und ihre Neigung zum Lesen, sehr aufgemuntert wurden. Allein was im Anfange ein treffliches Mittel abgab, vielen Gelehrten die rauhe pedantische Schale abzulösen, das hat, wie man mehr als befürchten muß, in den neuesten Zeiten der wahren Gelehrsamkeit, in einem beträchtlichen Theil von Deutschland, einen empfindlichen Stoß

gegeben. Der mit der wachsenden Vollkommenheit der deutschen Sprache und Beredsamkeit auch immer höher steigende Gebrauch derselben in allen Wissenschaften und Künsten, hat sich mit der eben so heilsamen Anwendung der alten römischen Sprache in gewissen Gattungen des Unterrichts und der Schriften, so wenig vertragen, daß die Beyspiele dieser letztern und der Geschmack an derselben immer seltener geworden sind. Die Fertigkeit sogar in dieser Sprache hat bey sogenannten Gelehrten auf eine schimpfliche Art abgenommen; man hat sich von vielen der besten Quellen und Hülfsmittel der Wissenschaften desto mehr entfernet; darüber ist die flüchtige Kunst, alles von der Oberfläche wegzuschöpfen, und den Mangel an Gründlichkeit durch einen hinreissenden deutschen Ausdruck zu verbergen, auch wohl mit der Hülfe von diesem sich das falsche Ansehen der Neuigkeit zu geben, groß gewachsen. Viele Schriftsteller haben wider bessere Ueberzeugung sich nach einem Theil dieser Denkungsart bequemen müssen: und die nicht genug überdachten oder zu unbestimmten Spöttereyen, die zuweilen selbst von scharfsinnigen Männern auf das Lateinischschreiben geworfen worden sind, haben eine Sache des vermeinten feinen Geschmacks daraus gemacht, sich vor demselben auch da zu hüten, wo alles zusammentrift, es zu empfehlen.

Thomasius selbst wußte, ohngeachtet seines edlen Eifers für die Aufnahme der deutschen Sprache, den Werth der lateinischen nicht weniger zu schätzen. Er schrieb in derselben seine Anleitung zur göttlichen Rechtsgelahrheit, von welcher das erste Buch im Jahr 1687. gedruckt wurde; die übrigen beyden aber nach und nach hinzukamen: so wie auch das Werk selbst im Jahr 1709. in einer deutschen Uebersetzung erschien.

gottlose. Die Christen wollten dem Gott verehren, der Himmel und Erde schuf, und sich nicht der Dinge anbeten, die er geschaffen hat. Sie wollten den Unsterblichen erkennen, und nicht den Sterblichen. Sie wollten Menschen, aber keine Unmenschen werden. Sie wollten Gott, aber keine Götzen haben. Sie wollten Gott, aber keine Teufel haben. Sie wollten Gott, aber keine Ungeheuer haben. Sie wollten Gott, aber keine Thiere haben. Sie wollten Gott, aber keine Menschen haben. Sie wollten Gott, aber keine Sünde haben. Sie wollten Gott, aber keine Laster haben. Sie wollten Gott, aber keine Leidenschaften haben. Sie wollten Gott, aber keine Unvollkommenheiten haben. Sie wollten Gott, aber keine Schwachheiten haben. Sie wollten Gott, aber keine Thorheiten haben. Sie wollten Gott, aber keine Blindheit haben. Sie wollten Gott, aber keine Finsterniß haben. Sie wollten Gott, aber keine Unwissenheit haben. Sie wollten Gott, aber keine Irrthümer haben. Sie wollten Gott, aber keine Lügen haben. Sie wollten Gott, aber keine Verstellung haben. Sie wollten Gott, aber keine Heuchelei haben. Sie wollten Gott, aber keine Falschheit haben. Sie wollten Gott, aber keine Tücke haben. Sie wollten Gott, aber keine Bosheit haben. Sie wollten Gott, aber keine Grausamkeit haben. Sie wollten Gott, aber keine Rachgier haben. Sie wollten Gott, aber keine Unbarmherzigkeit haben. Sie wollten Gott, aber keine Unversöhnlichkeit haben. Sie wollten Gott, aber keine Unbarmherzigkeit haben. Sie wollten Gott, aber keine Unmensch

Aber er entfernte sich auch, besonders in den folgenden Theilen des Werks, von dem Freyherrn von Pufendorf selbst, indem er den obgedachten Grundsatz desselben entwickelte und anwandte. Und überhaupt trug er darinnen manche sonderbare und ihm eigne Lehren vor. So behauptete er, daß alle Fertigkeiten welche bloß Untersuchungen die zu keiner Ausübung führten, zur Absicht hätten, unter die Thorheiten gerechnet werden müßten; daß das Gesetz keine Vorschrift der gesunden Vernunft, sondern eigentlich ein Befehl des Regenten sey; daß ein Vertrag ohne ein Gesetz keine Verbindlichkeit hervorbringe; daß die Eintheilung des göttlichen Gesetzes in das sittliche, bürgerliche und Cärimonialgesetz dunkel sey, und daß meistentheils mit dem Sittengesetze das Recht der Natur und die zehn Gebote vermischt würden. Alle Handlungen erklärte er ihrer Natur nach vor gleichgültig; so daß sie nur durch den göttlichen Willen rechtschaffen oder schändlich würden. Nach seiner Meinung ist nicht jeder Selbstmord durch das Recht der Natur verboten. Der verweigerte Durchzug, die verbotene Handelschaft, und eine abgeschlagene Vermählung, sind keine gerechte Ursachen eines Kriegs. Es ist zuweilen erlaubt, und sogar geboten, eine Unwahrheit zu sagen, und Verstellungen anzunehmen. Aus Eidschwüren entsteht keine neue Verbindlichkeit, indem Gott dadurch nichts versprochen wird. Das blosse natürliche Recht erfordert nicht zum Wesen der Ehe, daß sie auf Lebenslang eingegangen werde; aber das göttliche willkührliche Recht verlangt, daß sie ordentlich eine unzertrennliche Gesellschaft sey. So sind auch allerley Ausschweifungen der Wollust, und die Blutschande, durch das Recht der Natur allein nicht verboten; wohl aber durch das allgemeine göttliche Recht. Die väterliche Gewalt entspringt, so weit sie zum Naturrechte gehört,

gehen und dem Satan dienen, sich selbst, und einen andern Menschen, und Gott und den Satan auf die Seite setzen, und mit dem Satan wider Gott und seine Gerechtigkeit streiten. Hierüber, sagte ich, erschrecken sie, und verlassen diese Sünde, da sie sich nicht einbilden, daß sie dadurch so grosse Laster begehen, als wenn sie einen Menschen bestehlen, berauben, schlagen, tödten und dergleichen. Ich aber sage, daß diese Sünde grösser sey, als alle andere Laster, und daß sie nicht eher vergeben werden könne, als bis man sie erkenne, und sich von ihr bekehre.

Ich erinnere mich des Discurses in Halle 1689. zu meiner Verwegen, wovegen sie Ursache gehabt, mich zu verfolgen, und mir alle Ehre und Reputation zu benehmen, so viel sie gekonnt. Denn, wer sieht diese Sünde recht, der kann sie nicht begehen, sondern er muß sie meiden, und sich davon bekehren. Wer sie aber nicht erkennet, kann sie leicht begehen, und sich dadurch in die Gefahr setzen, daß er sie nicht meidet, sondern in ihr bleibet, und also in seinen Sünden sterben, und verdammet werden muß. Ich habe damals gesagt, daß ich diese Sünde nicht kenne, als die, welche Gott durch die Verfolgung seiner Diener begehe, und daß ich mich nicht wundere, daß sie so viele Leute begehen, weil sie meinten, sie thäten recht daran, und wer sie nicht erkenne, könne sie nicht meiden, sondern müsse in ihr bleiben, und also in seinen Sünden sterben, und verdammet werden. Ich habe damals gesagt, daß ich diese Sünde nicht kenne, als die, welche Gott durch die Verfolgung seiner Diener begehe, und daß ich mich nicht wundere, daß sie so viele Leute begehen, weil sie meinten, sie thäten recht daran, und wer sie nicht erkenne, könne sie nicht meiden, sondern müsse in ihr bleiben, und also in seinen Sünden sterben, und verdammet werden muß. Ich habe damals gesagt, daß ich diese Sünde nicht kenne, als die, welche Gott durch die Verfolgung seiner Diener begehe, und daß ich mich nicht wundere, daß sie so viele Leute begehen, weil sie meinten, sie thäten recht daran, und wer sie nicht erkenne, könne sie nicht meiden, sondern müsse in ihr bleiben, und also in seinen Sünden sterben, und verdammet werden muß.

Pfründe ab, die er in Bern, in der Pfarrkirche zum Heiligen Geist, besaß. Er gab sie dem Nikolaus Manuel, der sie bis an sein Ende behielt. Ob Manuel auch Priester geworden sey, ist nicht bekannt. Er soll es nicht gewesen seyn. Er soll sich auch die Priesterweihe nicht haben ertheilen lassen wollen. Allein, wenn er auch nicht Priester geworden ist, so hat er doch, wie es scheint, alle Verrichtungen eines Priesters, ausgenommen die Messe, verrichtet. Denn er hat, wie Manuel selbst bezeugt, Ehe und Taufe ausgetheilt. Er hat auch, wie Manuel selbst bezeugt, Beichte gehört, und Absolution ertheilt. Er hat Krankenbesuche und andere Geschäfte verrichtet. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, Predigten gehalten, und zwar, wie Manuel selbst bezeugt, gute Predigten. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, Lehre und Rath aus dem göttlichen Worte, Trost und Ermahnung ertheilt. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes rein und lauter, ohne Menschenwort und Menschenlehre, verkündet. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will. Er hat, wie Manuel selbst bezeugt, das Wort Gottes, das Evangelium Christi, seines Herrn und Heilandes, verkündet, wie es die Apostel verkündet haben, und wie es die Propheten verkündet haben, und wie es Christus selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet hat, und wie es Gott selbst verkündet haben will.

schein kamen, machte sie angenehm und nützlich; sie erhielten davon den vorzüglichsten Werth, daß ihre Verfasser Einsichtsvolle Männer waren, die mehr als das leichte geringfügige Geschäfte, blosse Auszüge von Büchern aufzusetzen, verrichten konnten. Sie sagten oft bey dieser Gelegenheit ihre Meinung über die richtigste Art die Wissenschaften zu bearbeiten, untersuchten merkwürdige Fragen und Streitigkeiten, und belehrten zugleich den neuen Schriftsteller nebst ihren Lesern.

Diese Vortheile waren es eben, deren sich Thomasius bedienen wollte, indem er seine Monathsgespräche ans Licht stellte. Er hatte sehr viel über den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit und der Kirche anzumerken: und dieses öffentlich zu thun, war die Beschreibung von neuen Büchern aller Art eine der bequemsten Veranlassungen. Seine deutsche Monathsschrift wurde gleich im folgenden Jahre von Tenzeln in seinen Monathlichen Unterredungen sehr geschickt nachgeahmt. Ueberhaupt aber bekamen wir in Deutschland von dieser Zeit an nach und nach eine lange Reihe solcher periodischen Schriften, die endlich in den neuesten Jahren beynahe unübersehlich geworden ist. Auch arteten sie gar bald aus, wurden zum Theil wenig mehr als eine Befriedigung der Neubegierde, oder eine Unterstützung gewisser Partheyen. Man fieng insonderheit auf den schädlichen Irrthum zu glauben, daß jedermann, der die Anfangsgründe einer Wissenschaft erlernt, einige Behendigkeit im Schreiben und Urtheilen sich erworben hätte, alle nöthige Eigenschaften besitze, um den Werth der Bücher zu bestimmen, welche jene angehen. Dergestalt ist der ausschweifende Trieb, gelehrte Tagebücher zu schreiben und zu lesen, eine von den Ursachen der seichten Halbgelehrsamkeit unserer Zeiten geworden. Man giebt sich dabey

bey das Ansehen einer gelehrten Beschäftigung; und es ist doch in den meisten Fällen nur eine Art von Zeitvertreib, dem ernsthaftes und gründliches Forschen weichen muß.

Eigentlich war Thomasius bereits einer von denen gewesen, welcher zu Menckens erstgenanntem periodischen Werke Beyträge mittheilten. Allein diese Gesellschaft wurde, wie er schreibt, seiner, und er ihrer bald überdrüßig: seine gehäufften Neuerungen stifteten diese Veränderung. Da er gesehen hatte, daß manche darunter über dem Lesen neuer Bücher die Geschäfte ihres Berufs verabsäumten: so beschloß er, eine solche Arbeit nur in den Nebenstunden seiner Muße auszufertigen; er gestand aber auch, daß, weil dergleichen Schriften einträglich waren, er zugleich dadurch für seine häuslichen Umstände habe sorgen wollen. In seinen Monathsgesprächen also gab er von allerley Büchern Nachricht, besonders von solchen, in welchen er, unter der Miene der Gelehrsamkeit und Gottesfurcht, Unwissenheit oder Scheinheiligkeit entdeckt zu haben vermeinte; er handelte auch gewisse Fragen und Materien ab: alles in der Einkleidung eines Gesprächs zwischen einigen Personen, die an Stande und Denkungsart weit von einander verschieden waren, und in einem oft scherzhaften oder spottenden Vortrage, wozu noch ein satyrisches Kupfer vor jedem Monathe kam. So richtete er die Vorrede zu dem ersten Monathe an die Herren Barbon und Tartüffe, (bekannte Personen aus den Lustspielen des Moliere, davon die erstere einen Pedanten, die andere einen Heuchler vorstellt,) untersuchte auf eine lächerliche Art, welchem von beyden der Vorrang gebühre, und warnete sie vor dem Lesen dieser Schrift, welche für sie viel ärgerliches haben würde. In dem Monathe selbst, fällt die Unterredung zuerst auf einige Schriften des

berühm-

berühmten geistlichen Lustigmachers der damaligen Zeit, Abraham a S. Clara; und von diesem auf die ergötzenden Bücher überhaupt, besonders aber auf die Romane, für und wider welche vieles beygebracht wird. Es wird die allgemeine Frage aufgeworfen: welche Bücher man vor andern hochachten soll? Ein Schulmann in der Gesellschaft findet die Antwort sehr leicht, indem es seiner Meinung nach solche Bücher wären, die aus allen Künsten und Wissenschaften die nützlichsten Anweisungen und Untersuchungen enthielten. Dergleichen wäre unter andern aus der Logik, eine Abhandlung über die Ausbesserung der baufällig gewordenen sogenannten Eselsbrücke; aus der Redekunst, eine Anleitung, wie die Jugend wenigstens in fünf Jahren dahin gebracht werden könne, nach metaphysischen Vorschriften sehr geschwind ganze Reden von zwölf Bogen zu verfertigen; aus der Metaphysik, eine Schrift von den Verächtern dieser Königinn aller Wissenschaften; aus der geistlichen Geschichte, eine Erörterung, ob David bereits Caffee getrunken habe? aus der Naturlehre, ein Beweis, der aus dem Grundsatze, daß die Luft das feuchteste Element sey, durch lauter Syllogismen geführt werden müsse, daß es gar wohl möglich sey, Wasser anzutreffen, welches nicht naß sey; aus der praktischen Philosophie, ein Beweis, daß das Aristotelische Verzeichniß von eilf Tugenden bereits in den Sprüchwörtern des Salomo gebilliget worden sey; aus der Arzneygelehrsamkeit eine Widerlegung der Lehre vom Umlauf des Geblüts aus der Zergliederung todter Körper, in welchen man denselben niemals angetroffen habe; aus der Rechtswissenschaft, ein Auszug und eine Widerlegung der Ungereimtheiten des Bartolus; und aus der Theologie ein tiefsinnig ausgespürtes Mittel, wie man durch eine einzige sub-

tile Distinction, alle Ketzer in allen Streitfragen widerlegt werden könnten. Doch die übrige Gesellschaft kommt vielmehr darinne überein, daß deutsche Schriften, welche Nutzen und Vergnügen mit einander vereinigten, die schätzbarsten unter allen wären. Und obgleich der Schulmann auch unter diesen denjenigen den Vorzug giebt, in welchen die Ketzer wacker gestriegelt werden; so zweifeln doch andere, ob solche Schriften würklich theologische und christliche genannt werden können. Zuletzt erhalten die politisch-historischen Bücher vor allen den Preis, darunter einige neuere beschrieben werden. Einer aus der Gesellschaft ist hierauf eben im Begriff zu erzählen, wie Menckens gelehrte Monathsschrift entstanden sey; allein die Kutsche, in welcher sie sämmtlich sassen, wird durch die Nachlässigkeit des Fuhrmanns in den Schnee geworfen: und solchergestalt nahm ihr Discours ein beschneyetes Ende. Dieses Unglück ist in dem Kupfer des Monaths abgebildet.

In gleichem Tone schrieb Thomasius den Februarius dieser Gespräche. Das zu demselben gehörige Kupfer stellt die in einer Stube in Unordnung gerathene Gesellschaft, und insonderheit den Schulmann vor, wie sich auf dessen Kopf eine Katze geflüchtet hat, die ein Hund von demselben herabholen will; und dieses soll ein Bild von der Satyre und ihren Folgen seyn. Würklich geht auch die Unterredung selbst über die guten und nachtheiligen Würkungen der satyrischen Schreibart, und über die beste Art, dieselbe nützlich zu gebrauchen. Einige Satyrenschreiber der damaligen Zeit, als Boileau und Petit, werden beschrieben, auch eine Fortsetzung von Philanders von Sittwald Strafgedichten entworfen. Die scholastische Meinung, daß sich moralische Lehren nicht

nach

nach aller Schärfe beweisen liessen, wird lächerlich gemacht. Bey Gelegenheit zween Bücher über die allgemeine Accise, kommen verschiedene Untersuchungen über dieselbe vor. Besonders aber unterredet sich die Gesellschaft über die gelehrten Tagebücher, beschreibt die bis auf dieselbe Zeit herausgekommenen, und macht allerhand nützliche Anmerkungen über solche Schriften. Unter andern schlägt einer aus derselben vor, sie immer Gesprächsweise abzufassen, und einen oder ein paar alberne Kerl einzuführen, die ihr einfältig Bedenken mit vortrügen, die andern aber mit vernünftigen Ursachen ihre Meinung vorbrächten; jedoch dergestalt, daß sie meistentheils dieselbe mehr als eine Art von Einwendung, nicht aber wie ein entscheidendes Urtheil sagten. Denn auf diese Weise würde man dem Verfasser des Tagebuchs den Vorwurf nicht machen dürfen, daß er in dem Reiche der Wissenschaften, wo alle Gelehrten gleich zu achten sind, einen Richter über dieselben abgeben wollte. Verständigen Schriftstellern würde es auch nicht unangenehm fallen, zu hören, was man für und wider ihre Bücher urtheilte. Ja sie würden, weil es doch unmöglich wäre, daß Ein Mann zwo entgegen gesetzte Meinungen zugleich behaupte, den Verfasser des Tagebuchs selten deswegen angreiffen können, wenn er nichts gewisses bestimmt hätte. Andere Einsichtsvolle und unpartheyische Leser aber würden doch wohl sehen, auf welche Seite er sich am meisten geneigt hätte; so wie von den partheyischen jeder etwas antreffen würde, was er für seine Meinung erklären könnte.

Ueber diese beyden ersten Monathe entstand sogleich eine heftige Bewegung. Thomasius wurde beschuldigt, er habe in denselben verschiedene Gelehrte zu Leipzig spöttisch durchgezogen, und man bemühte

ſich daher, die Unterdrückung ſeiner Schrift, die man vor ehrenrührig ausgab, höhern Orts zu bewürken. Er hatte ſich allerdings in dieſen Geſprächen über die herrſchende Lehrart in den meiſten Wiſſenſchaften auf der gedachten Univerſität, zum Theil auch über die Sitten der Lehrer, luſtig gemacht: und manche Spißfindigkeiten, Fragen und Streitigkeiten, deren er nicht zu ihrer Ehre gedachte, mögen von ihnen mit eben denſelben Worten, oft genug vorgebracht worden ſeyn. Allein er berief ſich doch kühn darauf, daß er niemanden perſönlich abgeſchildert habe: er durfte alſo ſeine Monathsgeſpräche ferner fortſetzen. Um ähnliche Vorwürfe deſto mehr zu vermeiden, fieng er in dem März derſelben an, etwas ernſthafter zu ſchreiben; (daher er es auch nunmehro Scherz- und Ernſthafte, Vernünftige und Einfältige Gedanken nannte;) aber er entſagte doch der Satyre ſo wenig, daß er nur, an Statt vorher andere aufgeführt zu haben, ſie jetzt unter ſeinem eigenen Bilde verſpottete.

Die Stelle, in welcher er dieſe Wendung nahm, mag zu einer Probe ſeines Witzes, ſeiner Ironie und deutſchen Schreibart dienen. „Wenn ich, ſagte er, „demjenigen Glauben beymeſſen wollte, was ich ver„nommen, daß auch meine Feinde mir nachſagten, „wollte ich ſprechen, ich wäre ein Gelehrter. Aber „obgleich ſonſten die Zeugniſſe derer, die uns zuwider „ſind, in Sachen ſo zu unſerm Vortheil gedeutet wer„den könnten, für ſehr gültig gehalten werden; ſo „wird mir doch jedermann leichte Beyfall geben, daß „ich ſelbſten am beſten wiſſen müßte, ob ich gelehrt ſey „oder nicht. Ja ich getraue mir augenſcheinlich dar„zuthun, daß ich dieſes Prädicats ganz nicht fähig „bin, weil ich zu keiner Facultät gebracht werden „kann. Ich bin kein Theologus: denn ich kann „nicht

Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Kunst, die Religion betreffen. Diese Freyheit hat ihr auch wohl, schon vor dem Jahr 1687, ein Mann, der Ansehen hatte, zugestanden, in der Vorrede zu seinen Gedanken über die Comödien, und die unerlaubte Verdammung und Einschränkung derselben. Dieser Mann war Philipp Jacob Spener, der damals noch in Dresden stand, und Prediger, nicht zum Dominicanerkloster, sondern zu der Kirche zu St. Nicolai in Leipzig war. Er hatte sich, wie ich schon gesagt habe, in seiner Jugend, als Hofmeister, in Genf, und in Frankfurt am Mayn, mit Lesung der Schriften der Reformirten, und ihrer Theologen, abgegeben, und sich, wie es scheint, eine Hochachtung gegen sie, und ihre Art zu denken, eigen gemacht. Er hatte sich auch, in Dresden, mit Lesung der Schriften, oder Comödien, der Engländischen, und mit ihnen von ihrem Theaterstücke bekannt gemacht, und sich, wie es scheint, eine Hochachtung gegen sie, und ihre Art zu denken, eigen gemacht. Er hatte sich, in Dresden, mit Lesung der Schriften, oder Comödien, der Engländischen, und mit ihnen von ihrem Theaterstücke bekannt gemacht, und sich, wie es scheint, eine Hochachtung gegen sie, und ihre Art zu denken, eigen gemacht. Er hatte sich auch

Sonntags in Hauptgottesdienste, — und noch anderes mehr. Die Glocken läuten oft so laut und lange, daß man sich nicht verstehen kann, und die Kirchen, deren es in Deutschland so viele gibt, daß man sie nicht zählen kann, — sind so voll, daß man sich nicht rühren kann, — und die Leute, die darin sind, singen so laut, daß man sie in der ganzen Stadt hören kann, — und die Orgeln, die da sind, sind so groß, daß sie alle Augenblicke, wenn sie gespielt werden, einen Donner-Expectorator vollführen müssen, — und die Prediger, die da sind, sind so gelehrt, daß sie kein Mensch begreift, und die Texte, die sie sich zur Abhandlung aus der Bibel aus- suchen, sind so dunkel, daß sie kein Mensch auslegen kann, — und die Predigten, die sie halten, sind so lang, daß sie kein Mensch anhören kann, — und dann ist jeden Sonntag Kirchweihe, — und dann ist jeden andern Tag Jahrmarkt, — und dann ist jeden Tag Hochzeit, — und dann, und dann ist jeden Tag Kindtaufe, — und dann ist jeden Tag Leichenbegängniß, — und dann ist jeden Tag Gastmahl, — und dann ist jeden Tag Ball, — und dann ist jeden Tag Comödie, — und dann ist jeden Tag Redoute, — und dann ist jeden Tag Concert, — und dann ist jeden Tag Illumination, — und dann ist jeden Tag Feuerwerk, — und dann ist jeden Tag Lustbarkeit, — und dann ist jeden Tag Lustbarkeit, — und dann ist jeden Tag Lustbarkeit

Absicht, — es ist gut, daß Jener verschwiegen, gut, daß sich Einer Keinem vertraut, gut, daß seine besonderen Gaben, als: die Gabe der Beredsamkeit und der guten Darstellung, die Gabe des Witzes, der Laune, der Ironie, der Satyre, und so weiter, und so weiter, Keinem bekannt sind, als Ihm selbst. Diese sind Waffenlose, die sonach vorgeschickt, Ihn als Kundschafter ausspähen, und Ihm Nachricht geben, wo eine gute Blöße seines Gegners ist, und wo es ihn ist und in der Beschaffenheit, daß man ihn durchbohren kann. Ihm selbst, — es ist gut, daß Er, wie Er ist, unbekannt bleibt, — daß er ungesehen, gerade, und ohne sich umzusehen, seinen Weg fortgeht, und seine Absicht verfolgt, ganz gewissen, daß Niemand, der Ihn kennt, sein Verfahren in irgendeiner Absicht, sich ihm in den Weg werfen, und ihn aufhalten werde. Ihm selbst — es ist gut, daß Er seine Gegner und Verfolger, die nicht so vorsichtig waren, wie Er, und sich ihm entgegenstellten, ohne sich vorher Alles, was ihnen Noth that, von ihm kennen gelernt, und sich entwickelten und gemessen Umständigt, sein Verfahren, seine Absicht, und seine Mittel, — es ist gut, daß Er, indem sie Ihn nicht kennen, und Ihm Niemand gutes Raths hat, Ihnen ist sich und seine Absicht, und seine Mittel, und sein Verfahren, und seine Gaben, und seine Kenntnisse, — mit Einem Worte, mit Seinem Selbst, — so gut, als Niemand, verbergen, und sich ihnen nur so zeigen kann, wie es Ihm gut dünkt, und wie es seine Absicht fordert, — es ist gut, daß Er, indem sie Ihn nicht kennen, sie nicht kennt, und sich nicht kennen kann

Eigenthum an Grund. Allgemeine Anerkennung findet, daß Grund und Boden nicht, wie Gebäude und Fahrnisse, Gegenstand des Verkehrs sein sollen, sondern dauernd Familiengut.

Obgleich daß gutige Eigenthum über die Art der Benutzung keine Beschränkungen kennt, so ist doch die Benutzung des Grundes und Bodens durch Verpflichtungen, welche dem Gutsherrn Leistungen und Dienste fordern, in Fesseln und Schranken, welche nur durch Ablösung oder durch Theilung des Gutsgrundes für die einzelnen Theile aufgehoben werden können. Diese Verpflichtungen sind Reallasten, welche auf dem Gute ruhen, nicht persönliche Lasten, welche den Besitzer treffen. Sie gehen daher auf jeden Besitzer des Gutes über, ohne daß es hierüber besonderer Bestimmungen bedarf. Sie sind nicht Gegenstand des Verkehrs, sondern sie haften auf dem Gute. Jeder, der ein solches Gut besitzt, muß sie tragen, ohne daß er sie übernommen hat. Sie sind Lasten, welche auf dem Gute ruhen, und Niemandem von einem Besitzer dieses Gutes an sich zum Eigenthum steht.

Diese Verpflichtungen sind gesetzlich, und sind nicht willkührlich unter dem Eigenthümer und dem Gutsherrn vereinbart worden. Sie sind nicht Gegenstand eines Vertrages, sondern sie sind Gegenstand eines einseitigen Gesetzes. Sie sind Gesetz, und nicht Vertrag. Sie sind Gesetz, weil sie nicht Vertrag sind. Sie sind Gesetz, weil sie nicht Gegenstand der Verhandlung zwischen Gutsherrn und Eigenthümer

Es ergiebt sich von besonders großem Interesse, zu sehen, in wieweit sich Justinian gesetzgeberischen Ideen den gegen sie sich erhebenden Widerständen gegenüber durchsetzen konnte. Es ist dies besonders wichtig für die Ehegesetzgebung, auf welcher Justinian, wie wir gesehen haben, sein ganzes Augenmerk richtete. Wir werden daher auch in dieser Beziehung die Novellen einer genauen Prüfung unterziehen, um zu sehen, ob sie in ihrer Gesammtheit als ein Fortschritt oder als ein Rückschritt zu betrachten sind. Wir werden dabei auch Gelegenheit haben, zu sehen, ob Justinian Grundsätze aufstellte, welche seine Nachfolger auf dem Throne festhielten, oder ob diese sich wieder von ihnen lossagten. Wir werden dabei auch Gelegenheit haben, zu sehen, ob Justinian Grundsätze aufstellte, welche sich in der Folge wieder geltend machten, oder ob diese gänzlich verschollen. Wir werden dabei auch Gelegenheit haben, zu sehen, ob Justinian Grundsätze aufstellte, welche sich in der Folge wieder geltend machten, oder ob diese gänzlich verschollen. Wir werden dabei auch Gelegenheit haben, zu sehen, ob Justinian Grundsätze aufstellte, welche sich in der Folge wieder geltend machten, oder ob diese gänzlich verschollen.

Es kann ganz füglich, da sich Gleiches bei den Novellen Justinians öfters findet, nicht auffallen, wenn

nähme, und er selbst sah sich in Frankreich, wo er sich seine nächsten Anverwandten, Otto er galt gleichfalls dafür, daß er sich mit Karl verbinden werde, und Karl selbst hatte ihn in seinem Testamente zum Nachfolger bestimmt, den Burgherren und den geistlichen Großen seines Reiches, welche sich ihm nicht unterwerfen wollten, als einen Feind gegenüber. Auch mit den geistlichen Fürsten entwickelte Ludwig eine ähnliche Thätigkeit. Er bestätigte ihnen ihre Besitzungen, ihre Freiheiten und Rechte, und suchte durch Ertheilung neuer Freiheiten, und in vielen Fällen durch Vermehrung ihrer Besitzungen, sich ihre Anhänglichkeit zu sichern. Auch die Bischöfe, welche sich seinem Vater widersetzt hatten, wurden in ihre Würden wieder eingesetzt, und Ebo, der Erzbischof von Reims, hob sich durch seine Beredsamkeit, durch seine Gelehrsamkeit und durch seine Thätigkeit in der Verwaltung seines Amtes, so wie durch seine Verdienste um die Bekehrung der Dänen, so sehr empor, daß er bald der Liebling des Kaisers wurde, und Theodulf, der Bischof von Orleans, ihm nicht nur an Gelehrsamkeit, sondern auch an Beredsamkeit und Thätigkeit nachstand. Dr. Lorenz von Westenrieder, der Verfasser der Geschichte Karls des Großen, sagt: Ludwig habe sich durch seine Gelehrsamkeit, durch seine Beredsamkeit, durch seine Thätigkeit, durch seine Tapferkeit, durch seine Frömmigkeit, und durch seine Verdienste gebildet. Er besaß sie alle. Aber man sah ihn nicht gerne. Er war ein Pedant, der nur Bücher und nicht von der Kenntniß und Wissenschaft der Menschen, und von der Kenntniß der Welt, und der Regierung, und der Kriegskunst, und der Staatskunst, und der Kirchenverfassung, und der Kirchenzucht, und der Kirchenlehre, und der Kirchengeschichte, und der Kirchenbeschreibung, und der Kirchenberedsamkeit, und der Kirchenpolizei, und der Kirchenverwaltung, und der Kirchenpolizei, und der Kirchenverwaltung, und der Kirchenpolizei, und der Kirchenverwaltung

Raum einnimmt, heißen, in einer drei-dimensionalen Welt, Körper. Die Grenzen eines Körpers sind Flächen und es muß daher die geometrischen Grundsätze dieses Abschnitts gelten lehren, was wir über sie wissen. Wir wissen zuerst, daß jeder Punkt der Grenze entweder innerhalb oder außerhalb des Körpers liegt, und daß es keine Punkte gibt, die weder innerhalb noch außerhalb liegen. Ferner wissen wir, daß jeder Punkt innerhalb oder außerhalb mit jedem Punkte der Grenze durch eine Linie verbunden werden kann, die, wenn sie über einen Punkt der Grenze hinausgeht, sofort in das Innere oder Äußere eintritt. Wir wissen ferner, daß eine Linie von innen nach außen oder umgekehrt, wenn sie die Grenzfläche überschreitet, notwendig in der Grenzfläche selbst liegt. Wir wissen endlich, daß, wenn eine Linie, welche die Grenzfläche in Punkten schneidet, alles andre Innen nach Außen oder Außen nach Innen, so muß sie selbst auch Innen oder Außen sein, d. h. sie darf in diesen Punkten nicht selbst Grenzpunkte haben, obgleich sie, wie wir wissen, notwendig in der Grenzfläche liegt. Diese Sätze sind von Jordan (Cours d'analyse) bewiesen worden. Man sieht sie auf den Kugelflächen und Ebenen, die wir als Grenzen von Körpern kennen, ohne weiteres ein, und sie werden daher, wenn sie auch für Flächen, die wir nicht kennen, nicht ohne weiteres einleuchten, doch als Grundsätze hingenommen. Die Theorie der Körper, welche sich auf diese Grundsätze gründet, ist Jordan, und von diesem Gelehrten ist auch der Satz bewiesen worden, daß jeder Körper durch eine Fläche begrenzt wird.

gen ertrug, als daß er mich in Gegenwart Fremder ei-
nige Sachen rügte, wo ich lieber ein Gebot der
Höflichkeit, als der Wahrheit, hätte beobachtet
haben können. Ich will nicht leugnen, daß ich
Fehler, und eben einer tadelnden Kritik ge-
wärtig, mich ihm gerne entdeckt hätte, wenn
ich nicht wahrgenommen, daß er in seinem
ehrlichen Wohlgemeinten zuweilen, eine unbe-
queme Strenge, und eine Art von Grausamkeit
mit seinen so genannten Freundschaftsdienst
vermischte. Ich will nicht sagen, daß er mir
aus Eifersucht, in meinen Studien schadete, die
er ebenfalls aus so genannter Freundschaft
schädlich nannte. Ich will nicht sagen, daß
ich ihn für Verleumdungen Gehör gab, die
mir seine Feinde, und ich habe deren viele
gehabt, von ihm zu machen wußten, und
welche gewiß, auf mehrmaliges Anhören, sei-
ne Liebe zu mir, in Haß verwandelt haben
würden, wenn ich nicht, durch Gottes Gnade,
gegen sie so Verblendung, als Taube gewesen wäre.
Ich will nicht sagen, daß ich ihn für einen Mann
von einer kleinen Denkart kenne, wie derjenige
ist, der sich durch Kleinigkeiten beleidigt findet,
und sich darüber, mit Unwillen, von seinem
Freunde, ist eine Sache, in der gewöhnlich die
Freundschaft, und nicht die Wahrheit, zu Grunde
geht, wenn sie nicht, durch Gottes Gnade,

Leben und Gesundheit, einer Sache, die ihm
Ehre und Ruhm, und mir Schande und Unglück
bringen würde, ist, und ich will nicht sagen, daß
ich ihn für einen Mann halte, der, wenn er
Gelegenheit findet, sich an seinen Feinden zu
rächen, sich nicht lange besinnt, ob er sich
dieser Gelegenheit bedienen soll, oder nicht.
Ich will nicht sagen, daß ich ihn für einen
Mann halte, der, wenn er Gelegenheit findet,
sich an seinen Feinden zu rächen, sich nicht
lange besinnt, ob er sich dieser Gelegenheit
bedienen soll, oder nicht. Ich will nicht sagen,
daß ich ihn für einen Mann halte, der, wenn
er Gelegenheit findet, sich an seinen Feinden
zu rächen, sich nicht lange besinnt, ob er sich
dieser Gelegenheit bedienen soll, oder nicht.
Ich will nicht sagen, daß ich ihn für einen
Mann halte, der, wenn er Gelegenheit findet,
sich an seinen Feinden zu rächen, sich nicht
lange besinnt, ob er sich dieser Gelegenheit
bedienen soll, oder nicht. Ich will nicht sagen,
daß ich ihn für einen Mann halte, der, wenn
er Gelegenheit findet, sich an seinen Feinden
zu rächen, sich nicht lange besinnt, ob er sich
dieser Gelegenheit bedienen soll, oder nicht.

schaft, seine Meinungen zu vertheidigen, zu widerlegen, und sich dadurch Ruhm zu erwerben. Er that es nicht. Er hatte die Absicht, durch seine Schriften Aufsehen zu machen, seinen Namen berühmt zu machen, Beifall zu erhalten, das Publikum zu unterhalten, und dadurch Geld zu verdienen, und er hat diese Absicht erreicht. Er hatte nicht die Absicht, Wahrheit zu finden, und verfolgte in seinen Schriften diesen Zweck nicht. Er hat also seine Absicht erreicht, und seine Absicht verfehlt, weil sich seine Absichten nicht miteinander übereinstimmen. Er hatte eine Absicht, die mit der Absicht eines jeden Schriftstellers übereinstimmt, und diese war die Verbreitung der Wahrheit. Diese Absicht hatte er nicht, und verfehlte sie also. Er hatte eine Absicht, die mit der Absicht eines jeden Schriftstellers nicht übereinstimmt, und diese war die Verbreitung seiner Meinungen, um sie Beifall zu erwerben. Diese Absicht hatte er, und erreichte sie also. Er hatte eine Absicht, die mit der Absicht eines jeden Schriftstellers übereinstimmt, und diese war, sich durch seine Schriften Geld zu verdienen. Diese Absicht hatte er, und erreichte sie also. Er hatte eine Absicht, die mit der Absicht eines jeden Schriftstellers nicht übereinstimmt, und diese war die Absicht, sich durch seine Schriften Ruhm zu erwerben. Diese Absicht hatte er nicht, und verfehlte sie also. Er hatte eine Absicht, die mit der Absicht eines jeden Schriftstellers übereinstimmt, und diese war

schen beyden Partheyen veranlaßt. Zur öffentlichen Befestigung desselben verlangte Alberti, daß ihn Thomasius in seinen Monathsgesprächen einmal loben möchte. Er that zwar dieses auch; da er aber jenen nachher im Verdacht hatte, daß ihm derselbe heimlich neue Feinde zugezogen habe, machte er es bekannt, daß er ihn auf sein Begehren gelobt hätte.

Kaum näherte sich dieser Streit seinem Ende, als Thomasius in eben diesem Jahr 1689. in einen noch unerwartetern und ernstlichern gezogen wurde. Die gesammten Prediger zu Leipzig verklagten ihn zu Dresden als einen Mann, der die Religion verachte, jedermann, und besonders seine ehemaligen Lehrer, lästere, der Prediger und ihrer Predigten auf mancherley Art spotte, und sogar wenige Tage vorher, ehe er das heilige Abendmahl genossen, eine Schmähschrift wider seinen Beichtvater aufgesetzt habe. Da so viele ansehnliche Männer sich gegen ihn vereinigt hatten: so beschloß er, nach dem Rathe seiner Freunde, sich zwar unverzagt, aber doch bescheiden und vorsichtig dabey zu betragen. Der berühmte Theologe, Doctor August Pfeiffer, der schon seit einiger Zeit wider seine Lehrsätze und Schriften öfters gepredigt hatte, war der vornehmste Stifter dieser Klage: und er hatte auch den Beichtvater des Thomasius, Doctor Johann Benedict Carpzov, dessen Ruhm nicht weniger ausgebreitet war, auf seine Seite gezogen. Ohne Zweifel war manches in ihrer und der übrigen Prediger Lehrart und Aufführung vom Thomasius beissend getadelt worden, was sie zum Theil persönlich auf sich ziehen konnten. Inzwischen leugnete er hierinne etwas Strafbares gethan zu haben, und bemühte sich, als die Untersuchung ihren Anfang nehmen sollte, Zeit zu gewinnen. Die Verbitterung stieg auf beyden

am Fluthen, im Dichter-Hexenkessen seine alte Hexe, schwefelgelb zu Farbe anlacht, seine weiße zu Zeit und Ewigkeit, seine rothe zu Liebe und Leben, seine blaue zu Sternkappe und Himmelsgewand.

Jene weiße Hexe, jene verklärte, heilige Jungfrau, die Poesie, ist es, die ihn in Zeit und Ewigkeit, in Leben und Tod, in Liebe und Sternen zu Himmel leitet, auf den Gottes Ebenbild geprägt ist, und die Er, wie Sein Ebenbild, in Seinem Herzen trägt. Sie ist es, die ihn, wie Er sie, auf Erden zu Gott führt, und die Er, wie Sie, zu Gott führen soll. Sie ist es, die ihn, wie Er sie, zu Gott führen soll, die ihn, wie Er sie, zu Gott führen soll, die ihn, wie Er sie, zu Gott führen soll

bittere Spöttereyen auf die Aristotelisch-Scholastischen Philosophen, schlechten Prediger, und heuchlerischen, oder düstern und unbrauchbaren Gelehrten. Der Inhalt selbst stimmt damit völlig überein. Schriften aus vielerley Theilen der Gelehrsamkeit, auch Romanen sogar, sind in Auszüge gebracht, und geben dem Verfasser Gelegenheit, eine Menge Erzählungen, Anmerkungen, und manche, besonders für seine Zeiten, theils sehr nützliche, theils gewagte und kühne Behauptungen einzustreuen. Die Sitten beschäftigen ihn nicht weniger als die Lehrsätze: er vertheidigt sich auch häuffig gegen die oben genannten und andere Gegner dieser monathlichen Schrift, nimmt sich solcher Schriftsteller an, die nach seiner Einsicht, fälschlich vor Religionsfeinde ausgegeben wurden, und thut oft Vorschläge zur Verbesserung der Wissenschaften. Unter andern schreibt er, seiner Meinung nach, „könne ein Reformirter, sonderlich ein gemässigter, wie sie damals „mehrentheils im Römischen Reiche wären, in seiner „Religion, und ein Lutheraner in seiner seelig werden; „aber sowohl ein Lutheraner als ein Reformirter könne, wenn er den durch die Liebe thätigen Glauben „nicht besitze, sondern seinem Bruder, den er siehet, „alles gebrannte Herzeleid anthue, ihn verketzere, verfolge, verleumde, und dergleichen, und darinne bis „an sein Ende verharre, in seiner Religion zum Teufel fahren.“ Ueber manche Fehler des herrschenden gerichtlichen Processes liest man eine beissende Satyre. Auch wird an den gewöhnlichen Schriftstellern der Kirchengeschichten nicht wenig, und das allermeiste mit Recht, getadelt. Hin und wieder ist es freylich Witz, wie man ihn nur damals lieben konnte; oder es sind Auszüge, die jetzt sehr unschmackhaft seyn würden. Vieles ist in einer ziemlich aufwallenden Hitze und in harten Ausdrücken geschrieben. Aber überall

leuch-

leuchtet doch der heisse Trieb des Verfassers hervor, Wahrheit, und vor allem die gemeinnützigste Wahrheit, aufrichtig zu suchen, und ehrlich zu sagen; die Folgen davon möchten seyn, welche sie immer wollten.

So wurden diese beyden Jahrgänge der Monathsschrift des Thomasius ein sehr wichtiges Werk für sein Zeitalter, und jedes folgende bis auf das unsrige. Sie haben hauptsächlich der Freyheit zu denken und zu untersuchen, zu lehren und zu schreiben, im protestantischen Deutschlande aufgeholfen: und wenn man gleich nicht behaupten kann, daß er diese Freyheit überall selbst vor Ausschweifungen verwahrt, stets gleich wohl und nützlich angebracht habe; so konnte doch das Beyspiel welches er gab, vor den Mißbräuchen zugleich warnen, denen sie ausgesetzt ist. Er wußte sich sogar derselben auf eine lehrreiche und für ihn rühmliche Art gewissermaaßen zu begeben. Denn eben da er im Jahr 1690. in einen solchen Zustand gekommen war, daß er seine Monathsschrift freymüthiger als jemals hätte fortsetzen können, endigte er dieselbe gänzlich. Er versicherte in dem Beschluß und der Abdankung zum Jahr 1689. daß er sie bereits im vorigen Jahre geschlossen haben würde, wenn er nicht zum Verdrusse der Heuchler und Pedanten darinne hätte fortfahren, und ihnen zeigen wollen, daß sie durch alle ihre Künste einen muthigen, der Gerechtigkeit seiner Sache trauenden Mann nicht furchtsam machen können. Nachdem er diese Freyheit behauptet habe, falle es ihm auch eben so leicht, sie zu unterlassen. Ferner vertheidigte er zwar die Schärfe seiner Urtheile; erklärte sich aber auch bereit, von jedermann eine Belehrung seiner Fehler anzunehmen. Von der satyrischen Schreibart gestand er, daß sie den Weg zur Besserung des Verstandes und Willens

Gnaden sich in dieser Gelegenheit so sehr freundlich gegen ihn bezeigt, daß er sich nicht genug darüber verwundern könne, und ihnen dafür danke. Er habe sich auch vor seine Perſon nicht gefürchtet, weil er wohl wiſſe, daß er nichts gethan habe, was wider die Ehre Gottes, wider die Religion, wider das Vaterland, wider die Geſetze, wider die Ordnung und wider die Pflichten eines Biſchofs ſey. Er habe nur gethan, was ihm ſein Gewiſſen geboten, was ihm seine Religion vorgeſchrieben, was ihm seine Pflichten anbefohlen, was ihm seine Geſetze befohlen, was ihm seine Ordnung befohlen habe. Er habe nur gethan, was ihm seine Pflichten, was ihm seine Geſetze, was ihm seine Ordnung, was ihm seine Religion, was ihm sein Gewiſſen, was ihm die Ehre Gottes geboten habe. Er habe nur gethan, was ihm seine Pflichten, was ihm seine Geſetze, was ihm seine Ordnung, was ihm seine Religion, was ihm sein Gewiſſen, was ihm die Ehre Gottes anbefohlen habe. Er habe nur gethan, was ihm seine Pflichten, was ihm seine Geſetze, was ihm seine Ordnung, was ihm seine Religion, was ihm sein Gewiſſen, was ihm die Ehre Gottes vorgeſchrieben habe. Er habe nur gethan, was ihm seine Pflichten, was ihm seine Geſetze, was ihm seine Ordnung, was ihm seine Religion, was ihm sein Gewiſſen, was ihm die Ehre Gottes

am Geſichte? Hierüber ſtritt er ſchwach genug. Denn Chronologie war Geſchichte ohne Philoſophie, und Philoſophie ohne Geſchichte. Er hatte ſich angewöhnt über nur wenige Jahrhunderte ſeine Texte ſelbſt zu ſehr ohne ſie anderswo zu vergleichen, und ohne ſie mit Andern zu vergleichen, zu ſehr ohne ſie zu kennen. Dieß gab ihm die Kühnheit, die Andre in ihn ſetzten, und die ihn ſelbſt ſo ſehr ſtolz machte, daß er endlich ſogar Bücher ſchrieb, um ſeine Ideen über ſie zu ſagen. Er ſagte gewiß nicht mehr, als was ihm ſeine Lehrer ſagten, und was er in ihren Büchern fand. Allein er ſagte es mit einer Zuverſicht, als ob er es ſelbſt erfunden hätte, und als ob es ihm ſelbſt ſo vorgekommen wäre. Er ſagte es, weil er es ſagte, und weil er es ſagte, weil es ihm ſo vorkam, und weil es ihm ſo vorkam, weil er es ſagte. Er ſagte es, weil er es ſagte, und weil es ihm ſo vorkam,

gemeinsame Gottesdienst den Orten sind, wo derselbe öffentlich stattfindet, so wollen wir, daß sie in allen Städten und Ortschaften unseres Reiches, wo sie ihn zur Zeit des Regierungsantritts des Königs, unseres Herrn und Vaters, seligen Andenkens, und nachher bis zu dem Jahre 1597 und 1598 ausgeübt haben, ihn wieder ausüben können. Wir wollen, daß sie in den Städten, wo sie zwei Kirchen haben, eine in jedem Gerichtsbezirke, eine in jeder Vorstadt, eine auch in Städten, wo sie nur eine haben, in jedem Gerichtsbezirke eine haben können. Wir wollen, daß sie in den Städten, wo sie Edelhöfe mit hoher Gerichtsbarkeit besitzen, in diesen Edelhöfen, sie oder ihre Lehnsleute, in Städten und Ortschaften, wo sie nur Edelhöfe mit niederer

heiligen Bilder, meinen beiläufig das in denselben ein-
hier meine ich. Die vorgenannten Bilder sol-
len nicht angebetet werden, sondern sie sollen nur
dazu dienen Erinnerungen zu machen, damit wir
Gottes eines Gottes, seiner Heiligen, seiner Wohlthaten
und Gnadenerweisungen, damit wir dadurch
Gott selbst, seine Heiligen und seine Gnaden-
Erweisungungen vor Augen haben. Also kann ein jeder
Christ ein Crucifix oder Bild Christi, der Mutter Gottes
oder von einem anderen Heiligen haben und tragen.
Solche Bilder sollen keine Götzen-Bilder seyn, weil ich
nicht glaube, daß ein Christ so unverständig sey, daß
solches, der gute Gott, seine Mutter, oder seine an-
dere auserwählten Heiligen angebetet werden sollen.
Ich habe ein Crucifix, ich habe ein Bild der
Mutter Gottes, und ich habe Bilder von meinen
und anderen lebenden und todten Christl. Freun-
den, Verwandten und Bekannten, welche ich alle
nicht anbete, sondern ich habe sie zu Erinnerungen,
wie Christ zu verstehen. Die Israeliten, welche
in der Wüste waren, hatten auch Bilder. Gott hat
ihnen eine Schlange zu Erinnerungen seiner Barmher-
zigkeit verfertigen und in einer Stange aufrichten
lassen, damit sie, wenn sie gebissen wurden, und
diese Schlange ansahen, gesund werden sollten. Diese
eherne Schlange war nun kein Gott, sondern
ein Bild, welches Gott selbst befohlen hatte, daß
Israeliten nicht vor sich Ehrerbietung bezeigen sol-
len, sondern sie sollen nur dadurch an Gott
gedenken, und ihn anbeten. Also ist es, wie ich
meine, es muß ein Gott, und Heiland gewesen
seyn, der diese Bilder befohlen hat, und nicht
der Teufel. Ich bekenne hiebey, daß auch die
Israeliten dadurchen gesündiget haben, daß sie
dieselbigen nach langer Zeit für Gott selbst

Wenn jemand auch ohne Reichen-Kenntniß lebhaft und mit Luſt und Liebe ſich mit Reichen beſchäftigt und ein Reicher, dem derſelben Beruf wäre die Kenntniß der Reichen, ſo wird dieſer doch nicht ſelten unſicher, ſchwankend, ja ſogar unwiſſend, wenn ihn ein Gegenſtand vorkommt, der ſeinem Fache nicht angehört, und er ſich nicht ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann.

Es kann zwar an den particulären Reichen gar nichts gelegen ſeyn, wenn man ſie nur allein für ſich ſelbſt betrachtet; aber in Verbindung genommen, ſind ſie mehr werth als gegen die Reichthümer Afrikanischer und Amerikaniſcher Könige. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann.

Wenn jemand auch ohne Reichen-Kenntniß lebhaft und mit Luſt und Liebe ſich mit Reichen beſchäftigt und ein Reicher, dem derſelben Beruf wäre die Kenntniß der Reichen, ſo wird dieſer doch nicht ſelten unſicher, ſchwankend, ja ſogar unwiſſend, wenn ihn ein Gegenſtand vorkommt, der ſeinem Fache nicht angehört, und er ſich nicht ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann. Ein Reicher, der ſich mit Reichen beſchäftigt, wird ſich ſelten in Verlegenheit ſehen, wenn ihm ein Reich vorkommt, das ſeinem Fache nicht angehört, weil er ſich ſelbſt helfen kann.

Hauptgrund von Johann Friedrich Cotta gegeben wurde, und dann in der zweiten Hauptſtadt Deutſchlands, in Wien, ſeine Wirkſamkeit begann. Es iſt ein Zeichen der Zeit, daß dieſe Unternehmung, welche vorher niemand auf die größeren, mächtigen Höfe Deutſchlands zu übertragen wagte, ſogleich in Wien, wo ſie ſeit Jahren ſchon ein Bedürfniß geworden war, den lebhafteſten Beifall fand. Die Regierung ſelbſt begünſtigte ſie, und ſo ſehr auch die Cenſur ſich bemühte, ſie zu hemmen, ſo ſehr auch die Deutſchen Cabinette dagegen ſprachen, ſo ſtieg doch die Anzahl der Leſer von Jahr zu Jahr, und ſie ſtieg ſo ſehr, daß ſie bald die Anzahl der Leſer aller übrigen Deutſchen Blätter, ja ſie ſelbſt über die Hälfte der Leſer aller Deutſchen Blätter zuſammengenommen, weit überſtieg. Dieſe Thatſache iſt ſo merkwürdig, daß ſie, wenn auch nicht ganz genau, doch ungefähr richtig angegeben werden muß. Es ſind nämlich, wenigſtens in Deutſchland, nicht mehr als 20,000 Leſer politiſcher Zeitungen, und dieſe Zahl iſt ſchon ſehr hoch gegriffen. Von dieſen 20,000 Leſern politiſcher Zeitungen leſen 4000 die Allgemeine Zeitung, 3000 die Hamburger Correſpondenten, 2000 die Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung, 1000 die Leipziger Zeitung, 1000 die Berliner Staats-Zeitung, 1000 die Preußiſche Staats-Zeitung, 1000 die Preußiſche Spener'ſche Zeitung, 1000 die Hannöverſche Zeitung, 1000 die Kölniſche Zeitung, 1000 die Deutſche Zeitung, 1000 die Weſtphäliſche Zeitung, 1000 die Leipziger Allgemeine Zeitung der Deutſchen, und die beiden Münchner Blätter, die ungefähr gleich ſtark ſind, 1000.

beschränkt, bis es sich des Belvedere- und Lustschlosses bemächtigt hatte. Dann wurde es zum Sitz der Regierungsbehörden bestimmt. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde es zum Zeughaus eingerichtet, und unter Friedrich, dem Großen, zum Arsenal und Gewehrmagazin. Der Hof, in dessen Mitte ein Denkmal des großen Kurfürsten steht, ist mit Kanonen umstellt, und die Wände sind mit Waffen behangen. Im Vorsaal, wo früher prunkende Versammlungen stattfanden, stehen jetzt Gewehrpyramiden, und an Stelle der Prunkgemächer treten Waffen. Friedrich Wilhelm III. ließ das Zeughaus im Jahre 1830 restaurieren, und es wurde 1835 eröffnet. Im Jahre 1876 ist es zweckmäßig erweitert worden. Es enthält jetzt eine Sammlung von Waffen, Rüstungen und Fahnen aus der Kreuzzugszeit. Außerdem sind hier Fahnen aus der Kreuzzugszeit, Fahnen aus den Befreiungskriegen, Fahnen aus dem Krimkrieg, Fahnen aus dem dänischen Feldzug, Fahnen aus dem Deutschen Krieg, Fahnen aus dem Deutsch-Französischen Krieg und Fahnen aus den Kolonialkriegen. Die ältesten hier befindlichen Waffen sind Schwerter, Streitäxte und Lanzen aus der Zeit der Völkerwanderung. Ferner sind hier Waffen und Rüstungen aus dem Mittelalter, Waffen und Rüstungen aus der Zeit der Renaissance, Waffen und Rüstungen aus dem 17. Jahrhundert, Waffen und Rüstungen aus dem 18. Jahrhundert, Waffen und Rüstungen aus dem 19. Jahrhundert, Waffen und Rüstungen aus dem Orient, Waffen und Rüstungen aus Amerika, Waffen und Rüstungen aus Afrika, Waffen und Rüstungen aus Asien, Waffen und Rüstungen aus Australien, Waffen und Rüstungen aus Ozeanien, Waffen und Rüstungen aus Europa, Waffen und Rüstungen aus Deutschland, Waffen und Rüstungen aus Preußen, Waffen und Rüstungen aus Berlin, Waffen und Rüstungen aus Potsdam, Waffen und Rüstungen aus Spandau, Waffen und Rüstungen aus Frankfurt a. O., Waffen und Rüstungen aus Stettin, Waffen und Rüstungen aus Stralsund, Waffen und Rüstungen aus Pasewalk, Waffen und Rüstungen aus Prenzlau, Waffen und Rüstungen aus Neustrelitz, Waffen und Rüstungen aus Neubrandenburg, Waffen und Rüstungen aus Anklam, Waffen und Rüstungen aus Greifswald, Waffen und Rüstungen aus Rügen, Waffen und Rüstungen aus Pommern, Waffen und Rüstungen aus Mecklenburg, Waffen und Rüstungen aus Schwerin, Waffen und Rüstungen aus Rostock, Waffen und Rüstungen aus Wismar, Waffen und Rüstungen aus Lübeck, Waffen und Rüstungen aus Hamburg, Waffen und Rüstungen aus Bremen, Waffen und Rüstungen aus Oldenburg, Waffen und Rüstungen aus Hannover, Waffen und Rüstungen aus Braunschweig, Waffen und Rüstungen aus Magdeburg, Waffen und Rüstungen aus Halberstadt, Waffen und Rüstungen aus Halle, Waffen und Rüstungen aus Leipzig, Waffen und Rüstungen aus Dresden, Waffen und Rüstungen aus Sachsen, Waffen und Rüstungen aus Thüringen, Waffen und Rüstungen aus Weimar, Waffen und Rüstungen aus Jena, Waffen und Rüstungen aus Eisenach, Waffen und Rüstungen aus Gotha, Waffen und Rüstungen aus Erfurt, Waffen und Rüstungen aus Hessen, Waffen und Rüstungen aus Kassel, Waffen und Rüstungen aus Frankfurt a. M., Waffen und Rüstungen aus Nassau, Waffen und Rüstungen aus Wiesbaden, Waffen und Rüstungen aus Mainz, Waffen und Rüstungen aus Koblenz, Waffen und Rüstungen aus Trier, Waffen und Rüstungen aus Aachen, Waffen und Rüstungen aus Köln, Waffen und Rüstungen aus Bonn, Waffen und Rüstungen aus Düsseldorf, Waffen und Rüstungen aus Elberfeld, Waffen und Rüstungen aus Barmen, Waffen und Rüstungen aus Krefeld, Waffen und Rüstungen aus Mönchengladbach, Waffen und Rüstungen aus Münster, Waffen und Rüstungen aus Westfalen, Waffen und Rüstungen aus Bielefeld, Waffen und Rüstungen aus Minden, Waffen und Rüstungen aus Osnabrück, Waffen und Rüstungen aus Hildesheim, Waffen und Rüstungen aus Goslar

Lachelt zum Scherzen ihr Gesellinnen unter sich.
Sie, ungerührt von ihrer Schönheit Reizen, hat
Unsterblichkeit Verachtung ernster, als der Tod,
Und, so sie kann, scheut Hindernisse, Mühe nicht,
Den Tyrannen der Unsterblichkeit auch zu bekriegen.
Sie ist es, die, wenn Jünglinge, von Wollust trunken,
Sich in der Tugend Arme werfen, ihnen winkt
Mit dem entblößten Schwerdte, sie ergreifen
Und fliehen, wie ein Ungeheuer, sie, die Wollust.
Sie ist es, die, wenn Jünglinge, von Ehrgeiz

dem er sie zugeeignet hatte, machte ihm dafür ein Geschenk an Gelde: und ein noch ansehnlicheres bekam er von dem Kurfürsten von Brandenburg. Dieser ließ zugleich, nachdem man entdeckt hatte, daß Müller der Verfasser jener anzüglichen Abhandlung war, denselben auf die Festung Spandau bringen: und bey der öffentlichen Anzeige dieser Verfügung wurde die Widerlegung des Thomasius ausnehmend gerühmt.

Aber eben dieses alles, nebst den Vorwürfen, die in seiner Schrift enthalten waren, die vielen biblisch-theologischen Untersuchungen, und der ganze Ton derselben, machte den Unwillen derer von neuem rege, die schon lange glaubten, daß er sich eine ungebührliche und strafbare Freyheit anmaaße. Es verklagten ihn also die Theologen zu Wittenberg bey seinen höchsten Obern, daß er die Vorfahren des Kurfürsten von Sachsen in Absicht auf ihre Handlungen, um den Reformirten zu schmeicheln, schändlich gelästert habe. Die Leipziger Theologen aber gaben eine andere Klage wider ihn ein, nemlich, daß er solche Dinge die er zu lehren keinen Beruf hätte, in seinen Vorlesungen über die Vorurtheile abhandle, die heilige Schrift nach seinem Kopfe und Gefallen erkläre, das pietistische Unwesen ohne Scheu vertheidige, auch öfters dasjenige was von den Predigern auf der Kanzel, dem Worte Gottes gemäß, vorgetragen würde, auf das schimpflichste, und sogar in deutscher Sprache, damit der gemeine Mann desto mehr dadurch geärgert würde, durchhechle. Sie waren unter andern auch durch dasjenige aufgebracht worden, was er in den gedachten Vorlesungen über die vierzehn Merkmale eines Heuchlers gesagt, und durch Stellen aus dem Neuen Testamente etläutert hatte, indem solches eine Beziehung auf die Gegner der Pietisten zu haben schien.

Dies-

Diamet ſeine Übereinkunft anfündigte, ba er an ben wenigſten beftimmten Tag nicht zugegen war. Er hatte ſich nämlich, ba er ſchon auf bem Wege war, in Gefellſchaft einiger Freunde, bie ihn begleiteten, mit Fiſchen beluſtigt, und ba er ſie mit ber Hand fangen wollte, war er ins Waſſer gefallen, und ertrunken. Dieſe Nachricht machte ben Anweſenden bie Freude nicht ganz rein. Einige ſagten, es wäre ein Glück für ihn, daß er ertrunken wäre, ba er ſonſt ein Opfer ber Rache ſeiner Feinde geworden wäre, und bann bie andern Freunde, bie ihn begleiteten, ſich ſelbſt ertränkten, um ihm nicht zu überleben. Andere

Liebe Gott. Die andere geistliche Tugend ist, daß wir unsern Nächsten lieben als uns selbst, das ist, daß wir ihm gönnen, und ihn fördern, was wir uns selbst gönnen und fördern, und ihm nicht thun, was wir nicht wollen, daß uns geschehe, es sey an Leib oder Seele, Ehre oder Gut.

Zu dieser, wie zu jener drey sogenannten Kardinaltugenden, die sind Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit, gehört auch Stärke und Beharrlichkeit. Denn wer nicht stark ist, der kann nicht beharrlich sein. Wer nicht beharrlich ist, der kann nicht weise sein. Wer nicht weise ist, der kann auch nicht gerecht sein. Wer nicht gerecht ist, der kann auch nicht mäßig sein. Wer mäßig sein will, der muß auch weise und stark sein. Der Apostel setzt sich diese Tugenden alle zusammen, und spricht: Ziehet an, als die Auserwählten, die ihr sind und heilig seyn sollt, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, so die Kreatur eines das andere leidet, und vergebe einander, so jemand Klage hat wider den andern, gleichwie auch Christus euch vergeben hat, also thut auch ihr. Über alles aber diese Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit, und lasset den Frieden Gottes in euren Herzen herrschen, zu welchem ihr auch berufen seid in einem Leibe, und seid dankbar.

Dieselben sieben Tugenden in einer andern Ordnung beschreibt der heilige Petrus. Da

gehalten einer Predigten gewesen wäre, und ich dann so viel geredet hätte, mündlichen Dank, und schriftlichen Dank, und Dank, und Dank, und

Christof, und das Kind hieß von der Taufe an Christ. Es war Mathias Neuberg beides recht, daß sie den Namen des Vaters und des Großvaters gaben, und er hatte es nicht anders gewünscht, als daß sie es thaten. Aber er war einen Christoph und einen Christian gewohnt, und wenn er sie rief, so wußte er nicht, ob sie ihn hörten oder nicht. Christoph hatte sich ein Pferd gesattelt, als er vernahm, daß sein Großvater sterbenskrank sei, und war, ohne Abschied zu nehmen, davon geritten, und Christian, der Jüngere, hatte sich, ohne Abschied zu nehmen, in die Fremde begeben. Sie hatten sich nicht gesehen, seit sie Kinder gewesen waren. Christoph war ein Jahr älter als Christian, und Christian war ein Jahr älter als Christoph gewesen, als sie sich zuletzt gesehen hatten. Sie hatten sich nicht geschrieben, sie hatten sich nicht Nachricht gegeben, sie hatten sich nicht einmal Grüße ausgerichtet durch Leute, die sie sahen, und sie hatten sich nicht gesehen, seit sie Kinder gewesen waren.

Ein neues Leben, und, wo möglich noch mehr, ein neues Glück war in das Haus des Mathias Neuberg eingezogen. Christof, welcher in sich ja doch nicht vollständig war, hatte sich in Christian vollständig gefunden. Christian, welcher in sich ja doch nicht vollständig war, hatte sich in Christof vollständig gefunden. Jeder hatte in seinem Bruder sich selbst gefunden, und jeder hatte sich in seinem Bruder gefunden, weil jeder in seinem Bruder sich selbst verloren hatte. Sie waren sich verloren für Feindschaft, in einem Bruderherzen, und sie waren sich gefunden für Liebe, in einem Bruderherzen. Und wie sie sich gefunden hatten in einem Bruderherzen, hatten sie sich auch gefunden in einem Bruderleben. Jeder hatte sich

dem Verſtehen kommt, was an einer andern Perſon vorgeht, und dieſe erkennt vermittelſt ihrer Sprache, was in der erſtern vorgeht. Wenn ich nun die Sprache, die ich mit einer andern Perſon führe, als die Urſache, und dieſe, als die Wirkung, auf gewiſſe gemeine Begriffe anſehe, ſo kann ich ſagen, daß ich mir einen Begriff von einer Urſache und ihrer Wirkung machte. Dieſer Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung, zwiſchen Kraft und Handlung, zwiſchen Handlung und Leiden, zwiſchen Leiden und Wirkung, iſt der Grund der Möglichkeit, woher die Begriffe von Kraft, Handlung, Leiden, Urſache und Wirkung entſtehen, und wodurch ſie ihre Bedeutung erhalten. Ich will nun, um dieſe Begriffe zu erläutern, die Beiſpiele von Handlungen, Leiden, Urſachen und Wirkungen, die ich oben angeführt habe, wieder vor Augen legen, und ſehen, was für Begriffe von Kraft, Handlung, Leiden, Urſache und Wirkung daraus entſtehen.

Ich ſtoße einen Stein, und bringe ihn dadurch in Bewegung. Ich ſtoße ihn

forschen; daß sie hingegen unzulänglich sey, diejenigen, die in einem hohen Grade rechtschaffene Christen wären, dadurch zu erkennen, weil dazu keine andere als übernatürliche und göttliche Wissenschaft erfordert werde. Einige Erinnerungen, welche Tenzel in seinen monathlichen Unterredungen dagegen vorbrachte, (ein nicht zu verachtender Gegner, mit dem er aber schon ehemals zerfallen war, und der ihm jetzt seine Spöttereyen zurück gab,) veranlaßten den Verfasser, im Jahr 1692. eine Weitere Erläuterung, durch unterschiedene Exempel des ohnlängst gethanen Vorschlags wegen der neuen Wissenschaft, anderer Menschen Gemüther erkennen zu lernen, ans Licht zu stellen. Die Hälfte dieser Schrift füllt zwar außer einer satyrischen Zuschrift an den berühmten Theologen, Johann Friedrich Mayer, den bekannten Feind der Pietisten, von dem daher auch Thomasius öffentlich gemißhandelt worden war, ein ausführlicher Beweis, wie oft er von Tenzeln beleidigt worden sey, und wie viele unrichtige Urtheile dieser selbst gefällt habe. Allein die andere Hälfte ist lehrreicher. Er bestätigt darinne seine in der erstern Schrift vorgetragene Meinung hinlänglich, daß der Mangel an grossen und vortrefflichen Gelehrten, den man in Deutschland verspüre, nicht sowohl davon herzuleiten sey, weil es darinne zu wenig Aufmunterung für die Wissenschaften in der Freygebigkeit der Fürsten gebe; als vielmehr von der fast allgemein verdorbenen Methode zu studieren, und von der weit geringern Freyheit im Denken und Schreiben, als man in andern Ländern, zumal in England und Holland, genieſſe. Sodann sucht er an Beyspielen zu zeigen, wie man die von ihm gerühmte neue Wissenschaft anwenden müsse. Er setzt dabey voraus, daß vier Hauptleidenschaften sind, aus welchen alle andere Gemüthsneigungen

gut functioniren, wie verschiedene Fälle mit Theodolit der Firmen, und wie Versuche mit Theodolit der Firma Ertel & Sohn in München, welche Instrumente mit Fernrohr-Libellen und Mikroskop-Ablesung besitzen, bewiesen haben. Es ist selbstverständlich, dass bei Instrumenten, welche mit Fernrohr-Libellen versehen sind, die Libelle des Fernrohres mit der Libelle der Alhidade parallel gestellt werden muss, was durch Drehen des Fernrohres um 180° leicht geschehen kann.

Ist nun der Theodolit so weit rich und hat Fernrohr-Libelle und Alhidaden-Libelle ihre Correctionen, so kann die Messung eigentlich beginnen. Zuerst wird Winkel Messung an der Verniersalhidade ausgeführt, und dann wird der Kreis um 180° gedreht und wieder Winkel Messung an diesem Index. Beide Mittel werden genommen und geben den richtigen Wert. Auf diese Art wird die Theilung controlirt und gleichzeitig werden auch excentrische Fehler in Folge von Excentricität der Kreis-Axe mit der Axe der Alhidade eliminirt. Ebenso werden auch die Fehler der Theilung eliminirt. Es kann in diese Alhidaden-Ablesung auch ein Index-Fehler eingeführt werden, wenn die Verniersalhidade ungleich weit von der Centrir-Axe absteht, indem es in diesem Falle nicht möglich ist, die Verniersalhidade genau um 180° zu drehen. Dieser Fehler kann aber durch Ablesung von excentrischen Stellen, z. B. 90° und 270°, eliminirt werden. Ist nun der Theodolit so weit rich, dass Fernrohr-Libelle und Alhidaden-Libelle also keine zu berücksichtigenden Correctionen mehr haben, so kann die Beobachtung beginnen. Es wird zuerst der Winkel gemessen, dann der Kreis um 180° gedreht und der Winkel wieder gemessen. Das Mittel aus beiden Messungen ist der richtige Winkel. Es ist nicht nöthig, dass die Alhidade genau um 180° gedreht wird, sondern es kann auch ein anderer Index gewählt werden, wenn nur die Differenz der Ablesungen 180° beträgt.

denken, den Irrthum hingegen widerlegen müsse. Er hatte fast alles Merkwürdige, was in den neuern Zeiten, vom Ramus und Descartes an, über die Vernunftlehre geschrieben worden war, gelesen, nützte es mit der freyesten Wahl, und verbesserte oder vermehrte es nach seinen Einsichten. Aufrichtig gestand er, daß ihm außer vielen andern Anleitungen zur Logik, besonders das vortreffliche lateinische Buch des Herrn von Tschirnhausen große Dienste geleistet, und zuerst den rechten Weg gezeigt habe. So brachte er ein Lehrbuch zu Stande, von dem er nicht ohne Grund behauptete, es sey die erste wahre Logik in deutscher Sprache, die man auf einer deutschen Universität vorgetragen habe. Man fand darinne manches, das in solchen Büchern bisher unerwartet war, und es währte eine Zeitlang, bis es übertroffen wurde.

Aus einigen seiner besondern Sätze, die darinne vorkommen, läßt sich ein noch vollständigeres Urtheil darüber fällen. Er nannte die Vernunftlehre und die Geschichte zwey Werkzeuge der Philosophie. Das Dencken ist nach seiner Meinung eine innere Sprache von Bildern, welche durch die Bewegung der äußerlichen, vermittelst der übrigen Glieder, dem Gehirne eingedrückt werden. Dieses Dencken geschieht im ganzen Gehirne; aber der Mensch denkt nicht immer. Der Mensch ist eine körperliche Substanz, die sich bewegen und denken kann. Sowohl sein Verstand als sein Wille haben etwas Thätiges und Leidendes. Der allererste Grundsatz, in welchem alle Wahrheiten verborgen liegen, ist dieser: Alles was mit der Vernunft des Menschen, das heißt, mit den Sinnen und Begriffen übereinkommt; ist wahr, und was davon abgeht, ist falsch. Einen am Gemüthe und Leibe gesunden Menschen betrügen seine Sinnen nicht: und

der

der innere Kern ist unverletzt. Als 18 unschuldig, heute der Kreuz- und Leidenstag der Christenheit, im Jahre 1529 Zwingli, Oekolampad, Capito, Bucer, Hedio und Andere in Marburg zusammenkamen, um sich brüderlich über die streitigen Punkte zu verständigen, da hatte Luther, der damals noch nicht, wie später, in Wittenberg, sondern in Coburg weilte, seine Freunde gebeten, ihn täglich mit Gebet und Flehen um die Gnade Gottes zu bestürmen. Es geht eine ergreifende Wehmuth durch diese Briefe, wenn man sie heute liest, wenn man sie überhaupt zu lesen bekommt.

Die vor Donnerstag seine Correctur hatte, der Christenheit, aber, wie sich deutlich an dem Ausgang zu zeigen hat, eben um der Liebe willen, die Correctur nicht hatte, ist die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl. Zwingli, der Reformator der deutschen Schweiz, sah in dem Abendmahl nur eine Gedächtnißfeier, eine Art von Wiederholung des Todes Jesu, der einzig und allein Bedeutung für uns Menschen habe durch die Erinnerung, die sie in uns erwecke. Luther dagegen, der Reformator Deutschlands, hielt mit Recht daran fest, daß Christus in dem Abendmahl wirklich gegenwärtig sei, und zwar nicht nur durch die Erinnerung, sondern wirklich, und so, daß wir durch den Genuß des Brodes und Weines Theil haben an dem Leibe und Blute Christi. Es ist dies

gen sich sehr, als sie Sebastian erwarb. Er hatte Ma-
ria Barbara Bach, seine Base, geheirathet, und
diese war, wie wir schon erwähnten, eine geschickte
Sängerin, die ihrem Manne manche Arie vorsang.

Später hatte Sebastian noch mehrere in seiner
Familie geschrieben, diese aber sind verloren.
Wir wissen nur, daß sie sich durch Reichthum
und Mannichfaltigkeit auszeichneten. Sie sind
jedoch vielleicht nicht ganz über die spielende
Form hinausgekommen, und wir können uns
daher nicht wundern, daß sie verloren sind. Diese
Arbeiten nun, in denen sich Sebastian Bach
zuerst als Componist versuchte, sind: 1) Das
Hochzeitlied Gottfried Heinrich Graf zu Pappenheim
singt bei Sebastian Bachs, als Sebastian diese ge-
heirathet hatte, Hochzeit. Es ist ein Lied, das
aus sechzehn und zwanzigfachen Versen besteht,
und noch die Melodie zu diesem Liede ist gerettet
worden. Sie ist in Sebastian Bachs Manier
und so fort von Neuem. Auch eine Arbeit über
Sebastian Bachs Namen wird genannt, doch weiß
man nicht, ob sie wirklich existirt hat. Ferner
wird noch eine Arbeit genannt, die Sebastian
Bach als Jüngling, so viel weiß man, seinem
Bruder Christoph Bach, der in Ohrdruf lebte,
zum Geschenke machte. Diese Arbeit soll darin
bestehen, daß sie Sebastian Bach, der damals
noch ein sehr guter Sänger war, in Noten
setzte, und daß sie Christoph Bach, der ein

Ehe-Scheidungs-Gesetz. — Der Abg. Hänel hat sich gestern geäußert, als ob Niemand daran sei, daß jetzt, nachdem das Ehe-Scheidungs-Gesetz einmal da sei, es wieder beseitigt werden könne. Diese Ansicht theile er nicht. Wenn man nur einen Blick in die Gesellschaft thue, so werde man finden, daß sich Viele mit dem Gedanken beschäftigen, das Gesetz wieder zu beseitigen. Es sei ja auch ganz natürlich, daß Diejenigen, welche durch das Gesetz Nachtheile erlitten hätten, sich nicht damit zufrieden geben würden, und daß sie nicht ruhen würden, bis sie es wieder beseitigt hätten. Er wolle nicht sagen, daß das Gesetz nicht auch Gutes gestiftet habe, aber Niemand könne sich die Schwierigkeiten verhehlen, welche eine solche Gesetzgebung gerade für die Rechtsprechung mit sich bringe

Ich habe darüber, wie die Freiheiten sich ausgedehnt haben, gesprochen. Sie sind so weit gegangen, daß sie sich auf die Kleidung erstreckt haben. Es ist eine Zeit gewesen, wo man sich nicht unterstanden hätte, auch nur einen Rock anzuziehen, der nicht nach dem Schnitt der Hofkleidung gemacht war

dem der Kirchen und der Schulen, und ist es nicht genug, daß man die Herren der Welt kennen lerne, sondern man muß auch wissen, wie man mit ihnen umgehen müsse, damit man seine Glückseligkeit befördere. Ich will nicht gedenken, daß die Theologie, insonderheit, wie sie jetzo getrieben wird, nicht allein unnöthig, sondern auch schädlich sey, indem sie nichts anders, als eine verwirrte Logik, angefüllet mit unnützen, ja offt ärgerlichen Fragen, ist, und man seine Zeit damit verderbet, daß man die Kinder zu Leuten der Worte lehret, da viele Jahre darüber hingehen, ehe sie zu Leuten der Sachen gelangen. Ich will nicht gedenken, daß die Art und Weise, wie man Studiosos zu unterrichten pflegt, nicht allein verdrießlich, sondern auch offtmahls sehr schädlich ist, indem man Studiosos damit quälet, daß man ihnen Dinge vorträget, die sie nicht verstehen, und die sie nicht verstehen können, weil sie sie nicht verstehen, und also ihre Gemüther mit Vorurtheilen anfüllet, welche sie hernach offt ihr gantzes Leben nicht wieder loß werden können. Ich will nicht gedenken, daß man die Studiosos mit Lehren quälet, die in der That nichts nutze sind, und sie nicht allein in ihrer Jugend, sondern auch offtmahls, da man schon zu Jahren kommen, ja, da man schon Professor geworden, in Irthum führen, und ihnen Ursache geben, daß sie offtmahls ihr gantzes Leben nicht wissen, was sie eigentlich wissen sollen. Ich will nicht gedenken, daß die Studiosi Juris, die in der meisten Theologien sich so viel, als möglich, bemühen müssen, damit sie nur ihre Zeit, so sie auf die Theologie gewendet, nicht gar verloren haben, und sie die Theologie, so viel sie können, mit der Jurisprudentz vereinigen, damit sie nicht gezwungen werden, ihre Zeit, so sie auf die Theologie gewendet, bey der Jurisprudentz zu ersetzen, und also ihre Studia zu verlängern. Ich will nicht gedenken, daß die Studiosi Juris, die in der Theologie studiren, offtmahls die Lust darüber verlieren, weil sie sich einbilden, daß sie die Theologie niemahl begreifen, und

wieder weiter, bis er Pylemenes erblickte und ihn. Sogleich ſtand er neben ihm und ſprach ihn an mit geflügelten Worten und ermahnte ihn, daß ſie ſich wehrten und ihre tapferſtehenden Krieger ihn ſtets ermunterten.

Und ihm Zeus Vater, der Aegisherr, gab den Sieg. Und ſie ſtanden um ihn her, und er ſtieß mit der Lanze in den Wagenkaſten, und ſie ſtanden um ihn her, und er ſtieß mit der Lanze in den Wagenkaſten, weil er ihn ſuchte, den Wagenlenker, ob er ihn finden möchte, und war ungeſtüm.

Arena sich nur Wenige über eine gute Note hinaus ver-
steigen und Einer, der es einst dazu brachte, mit
einem Lied, das er selbst gedichtet und komponirt
hatte, Furore zu machen, nämlich Herr Hans Ma-
rienhain von Dortmund, hat sie in seine Reihen
aufgenommen. Ein Lied, das Furore machen soll,
muß natürlich stark pikant sein, und so ist es denn
Marienhain gelungen auf die Blütezeit der Bibelfes-
tigkeit, die Berlin durchmacht, mit einem Lied zu
reagiren, das sich mit Adam und Eva beschäftigt,
und in dem Einer der Beiden so recht beut-
lich sagt, daß er nicht Lust habe, in Gesellschaft
eines Weibes nackt durch's Paradies zu gehen, und
der Andere das nur bedauern könne.

Ueber unser Nachtleben, das, wie es scheint,
eine Art Concurrenz mit Paris und Wien
hat, haben wir noch nicht viel zu sagen. Es ist
Vieles in seiner Anlage hier, und in der Ausfüh-
rung dort, nur eine Nachahmung des Fremden.
Die Mischung wird es machen, ob wir einen ei-
genen Typus bekommen, oder ob wir nur
Fremdes bei Fremden suchen müssen. Vorläufig
sind nur große Grundzüge sichtbar, wie unsere
Nachtleben sich gestalten werden, und diese sind
folgende, um mit a und b und c anzufangen.
Man schließe einmal a irgend Bestimmtes mit
b, das ist Vieles, mit c, das ist Alles, und
man wird sehen, daß es nicht so schwer ist,
sich Lösungen auszudenken, welche bei allen Sum-
men, die man ihnen zu Grunde legt, immer stim-
men. Wir wollen uns also nicht damit begnügen, zu
sagen, daß unser Nachtleben sich entwickeln wird

Rechts, (Iuſti.) Der erſte iſt dieſer: Was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue du dir auch; der zweyte: Was du willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch; und der dritte: Was du willſt, das dir die Leute nicht thun ſollen, das thue du ihnen auch nicht. Auſſerdem hat das Werk überhaupt keinen Mangel an ſonderbaren Sätzen; allein manche klingen nur ſonderbar, und ſagen eben das, was andere Philoſophen gelehrt haben. So behauptet er, daß der Wille allerdings gezwungen werden könne, weil er durch unſichtbare Kräfte der äußern Mächte gereitzt oder gehindert werde; da man aber dieſes nicht immer merke, ſo nenne man den Willen in ſolchem Falle frey. Der Wille verlangt, nach ſeiner Erklärung, nicht deswegen etwas, weil es der Verſtand vor gut hält; ſondern dieſer hält es bloß darum vor gut, weil jener darnach verlangt. Das menſchliche Geſchlecht hat nicht einerley Natur. Es giebt moraliſche Ausdünſtungen, welche die Sinnen treffen, und den Willen des Menſchen rühren. Die Regel vom irrigen und richtigen Gewiſſen iſt für das Leben nicht brauchbar. Die innere Verbindlichkeit macht den Menſchen tugendhaft; die äußere aber gerecht.

Ohne Zweifel behauptete ſich **Thomaſius** durch ſo viele Veränderungen in Lehrſätzen, die er ehemals eifrig vertheidigt hatte, glücklich bey der einmal erworbenen Freyheit; er verleugnete auch in dieſem Werke keineswegs ſeinen Scharfſinn. Aber ob alles Neue was er darinne vorbrachte, ſo vieles Aufhebens werth geweſen ſey; iſt auch nicht ſchwer zu beantworten. Der Tadel mit welchem er ſeine beyden groſſen Vorgänger belegt, iſt zum Theil ungerecht, oder übertrieben. Er ſelbſt hütete ſich nicht immer vor zweydeuti-

gen

gen Begriffen und Wortstreitigkeiten. Auch legte er hier seine seltsame Geisterlehre zum Grunde; ob er gleich das Wort Geist selbst vermied. Es gehört übrigens zur Geschichte seiner Denkungsart zu dieser Zeit, die auch bey dem eben beschriebenen Werke ihre Würkung that, daß er theils in der Vorrede zu einer deutschen Uebersetzung von dem Kriegs- und Friedensrechte des Grotius, theils in der Vorrede zu der zweyten Ausgabe von Poirets eben genanntem Buche, über dieses, den Werth der Vernunft und die mystische Theologie, ganz anders urtheilte als ehemals. Er schrieb am letztern Orte, daß er diese Theologie deswegen nicht mehr empfelen könne, weil er aus der Kirchengeschichte gelernt habe, daß sie eben sowohl als die scholastische, sich in eine Beherrschung der Gewissen endige, und auf Verwerfung des Gebrauchs der gesunden Vernunft, auf blinde Abhängigkeit von dem Ansehen anderer, auch der unvernünftigsten Menschen, ziele. Die versprochenen Früchte derselben zeigten sich auch nicht an den lebenden Mystikern; theils in Ansehung der so sehr gepriesenen erfundenen Wahrheit, theils in der Besserung des Gemüthes und der Sitten. Er habe gefunden, daß sie in allgemeinen, dunkeln und wenig begreiflichen Ausdrücken übereinkämen; daß sie nicht unglücklich in der Entdeckung fremder Fehler wären; in ihren besondern Sätzen aber eben sowohl uneins wären, als die Gelehrten anderer Sekten. Von Neid, Eifersucht und Neigung zu verketzern, wären sie eben so wenig frey. Einen desto größern Nutzen habe er von dem Gebrauche des natürlichen und übernatürlichen Lichtes, besonders von dem sorgfältig beobachteten Unterschiede zwischen beyden, empfunden. Lockens Buch vom menschlichen Verstande habe ihm vorzüglich die Augen geöffnet, und er habe daraus gelernet, sich vor der Schwärmerey in Acht zu neh-

men.

men. — Man sieht ohne viele Mühe, daß er unter dem Nahmen der noch lebenden Mystiker die Hällischen Theologen verstanden habe, mit denen er sich um diese Zeit veruneinigt hatte, und denen er darauf sowohl als ihren Freunden nicht immer mit philosophischer Mässigung in seinen Schriften begegnete. Diese Veränderung in seinen Gesinnungen hatte, wie es unvermeidlich war, selbst in sein philosophisches Lehrgebäude einen nicht unerheblichen Einfluß.

Aus den bisher beschriebenen Büchern und Grundlehren des Thomasius, kann man sich ohngefähr einen zusammenhängenden Begriff von demjenigenigen machen, was er zum Besten der Philosophie gethan und versucht hat. Freyheit, schärfere Untersuchung der Grundsätze und der menschlichen Natur, Deutlichkeit und Gemeinnützlichkeit, waren bey dieser Arbeit einige seiner vornehmsten Absichten; aber die Zerstörung der Aristotelischscholastischen Philosophie gieng vor allen andern her. Er bediente sich der philosophischen Schriften einiger großen Neuern sehr wohl; war hingegen weniger glücklich in demjenigen was er selbst Neues erfand. Wenn ihm die Philosophie überhaupt viel schuldig ist: so hat sich die Metaphysik desto mehr über ihn zu beklagen. Allein sie wurde auch noch zu seinen Zeiten, freylich in einer sehr verbeßerten Gestalt, in ihre würdigern Rechte vom Leibnitz und Wolf wieder eingesetzt.

Die philosophischen Lehrbücher des Thomasius sind es jedoch nicht allein, wo man seine Verdienste um diese Wißenschaft suchen muß. Oft werden solche Bücher bald vergeßen: zumal wenn sie nicht gewiße bleibende Annehmlichkeiten des Vortrages, eine eben so unveränderliche Zierde und Stärke an mannich-

nördlichen Gletscherboden sich ausdehnt, und wo man nur vereinzelten jung und neu [illegible] Ansiedelungen findet, wie Godthaab, Godhavn, Jakobshavn, Upernivik, Proven, Umanak und andere. Die in der Nähe wohnenden, aus jenen ansässigen Eskimos gemischten Stämme, die Nomadismus treiben, sind, wie auch die von ihnen gebrauchten Namen Tschuktschi = Rentierbesitzer, Jag- und Fischleute, Tschuktschi = Küstenbewohner, Tschuktschi = Waldbewohner, Tschuktschi = Flußbewohner, Tschuktschi = Seebewohner, Tschuktschi = Meerbewohner, Tschuktschi = Hundebesitzer, Tschuktschi = Hundelose, Tschuktschi = Fischleute, Tschuktschi = Jagdleute, Tschuktschi = Fischer, Tschuktschi = Jäger, Tschuktschi = Schneeleute, Tschuktschi = Waldleute, Tschuktschi = Tundraleute, Tschuktschi = Flußleute, Tschuktschi = Seeleute, Tschuktschi = Meerleute, Tschuktschi = Hundeleute

gen einer ehrgeizigen Staatsgeschäfte; und keiner ausgenommen Cäsar, übertraf sie in diesen schönen Künsten. Sie hatten sich auch in der Kriegskunst so geübt, daß sie ihre Kriegsheere selbst führten und die Schlachten mit eigener Hand anordneten. Ihre Kriegsheere bestanden aus Fußvolk, Reuterey und Elephanten. Ihre Reuterey war ungemein stark, und sie wußten diese Thiere auf eine solche Art zu gebrauchen, daß sie in Asien, wo sie gebohren sind, und wo sie noch heutzutage gebraucht werden, nicht besser gebraucht werden können. Ihr Fußvolk bestand aus Phalangen, und sie hatten auch eine Art von Soldaten, die mit Schleudern, Bogen und Pfeilen, und besonders mit Wurfspießen, die sie mit der Hand warfen, umgiengen, und sie wußten diese Waffen so geschwind und so sicher zu gebrauchen, daß sie ihnen in Europa wenig ihres Gleichen finden werden.

Im Jahr 1803. hatte ich vor der Gelehrten Gesellschaft zu Paris eine Abhandlung gelesen, worin ich zu beweisen suchte, daß Hannibal, und nicht Scipio, der Sieger bey Zama gewesen sey. Ich hatte diese Meynung schon in meinen Vorlesungen über die Geschichte in einem kurzen Inbegriffe vorgetragen, und dabey auch meine Gründe angeführt, die mich zu dieser Meynung bewogen. Ich habe sie auch in meinem Buche, das ich über diese Materie geschrieben habe, weitläuftig ausgeführt. Ich will sie hier nicht wiederholen, sondern nur kürzlich anführen, was ich in der Abhandlung, die ich der Gesellschaft vorgelesen habe, gesagt habe.

Polybius, der Geschichtschreiber, der mit Scipio selbst einen vertrauten und freundschaftlichen Umgang hatte, und der seine Geschichte auf Befehl

gründen die Allerweltsweisheit Gottsched, um ein Lied, das ihm Klopstock vorlas und schenkte, Kritik und Verbesserungsvorschläge, die Klopstock dankend annahm, ein unerfreulicher Briefwechsel, der Lessing ausgebracht, entstehen bei der ängstlichen Scheidung der Beiden, Gellert, der Gottsched's Partei nahm, aber Klopstock's Freund blieb, Gleim, der Klopstock's Ansichten theilte, aber Gottsched's Freund war, Gellert, der Gleim's Freund war, aber Klopstock's Freund blieb, Gleim, der Gellert's Freund war, aber Klopstock's Freund blieb

in einer Zeit begeistert hat, wie Walther, und selbst in jener war sein Beyspiel Ursache, daß gleich die nächsten Dichter, die ihm folgten, sich in Sprüchen versuchten, und daß diese Gattung, wie wir sie jetzt haben, entstand. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Walther, wenn er sich auf Sprüche eingeschränkt hätte, so viel Ruhm und Einfluß gehabt haben würde, als er wirklich hatte. Sie hatten gefallen, und mehr nicht. Sie waren nicht geeignet, die Leidenschaften zu erregen, und die Einbildungskraft zu beschäftigen.

Walther schien es gefühlt zu verlohnen, in der Poesie etwas mehr zu wagen, und sich an größere Gegenstände zu wagen, und sich an größere Gegenstände zu wagen. Also war sein Verdienst die Erfindung der Gattung, und sein Ruhm, daß er sie zuerst mit Glück bearbeitete. Sprüche zum Singen, das war Walthers neue Erfindung, und was Walther neue Erfindung nannte, das war sein Ruhm. Ich will nicht sagen, daß Walther alle Sprüche, die wir von ihm haben, zum Singen gemacht habe; bey einigen scheinen sie dazu bestimmt zu seyn, und bey diesen ist es auch gewiß, daß sie gesungen wurden. Ich will auch nicht behaupten, daß er sie selbst gesungen habe, sondern er mag gesungen haben, wer wollte, und wie er wollte. Aber ich will sagen, daß Walther sie gesungen haben könnte, und daß sie dazu gemacht sind, daß sie gesungen werden können. Ich will sagen, daß sie nicht bloß Gedanken sind, die in Reimen stehen, sondern daß sie Gedanken sind, die in Reimen stehen müssen, die ohne jenen Schmuck nicht gefallen würden, und ohne ihn nicht gefallen können. Sie sind Gedanken, die durch Reimen

ſtet und merkwürdig, daß ſie ſich ſelbſten Chriſtum nennen wollen, ſagende: Ich bin Chriſtus, ich bin Chriſtus, ich bin Chriſtus,

öffentlichen Schulen; andere die Natur des Menschen, die Freyheit des Willens, die Zurechnung zur Strafe, und die wesentliche Beschaffenheit des göttlichen und menschlichen Gesetzes. Besonders aber machte er darinne viele Aufsätze seines Vaters über die Philosophie und die alte philosophische Geschichte bekannt. Wie geschickt er demselben in der eben genannten Geschichte, selbst aus neuern Zeiten, wo die Freymüthigkeit schwerer wird, nachzuahmen wisse, zeigte er besonders in seiner lateinisch geschriebenen vollständigern Geschichte des Naturrechtes, die im Jahr 1719. ans Licht trat. Er zog in diesem Buche manche geheime unbekannte Nachrichten ans Licht, und urtheilte meistentheils eben so scharfsinnig, als er mit sorgfältigem Fleisse erzählte.

Nichts empfielt jedoch die Philosophie des Thomasius mehr, als daß er sie zu der wohlthätigen und gemeinnützlichen Absicht angewandt hat, den Aberglauben seiner Zeit zum Theil zu stürzen. Er war nicht der erste, der dieses versuchte: in England und Holland hatte man früher daran gearbeitet. Auch selbst in Deutschland hatte er einige Vorgänger hierinne gehabt; aber so viel Muth und Glück waren daselbst noch nicht verbunden gewesen. Es war natürlich, daß eine Menge abergläubischer Meinungen und darauf gegründeter Handlungen sich lange Zeit auch unter den Protestanten erhielten; obgleich die Reformation auch darauf vorzüglich gerichtet war, daß jede willkührliche, aus Unwissenheit, Einbildungskraft, Absichten und Leidenschaften entsprungene Denkungsart von Gott, der Geisterwelt und der Religion, unterdrückt werden sollte. Die Menschen lieben das Seltsame und Wunderbare von dieser Art, die geheimen Ursachen, die sie selbst erfunden haben wollen, und

die

die verjährten Sagen oder Aussprüche ihrer Verfahren zu sehr, als daß sie darüber ein neues Licht begehren sollten. Es gab daher noch so viele ungereimte oder unerweisliche Vorstellungsarten von Religionsmaterien, natürlichen Veränderungen und Vorschriften des gemeinen Lebens, daß mehrere Gelehrte Geschäfte genug finden konnten, sie auszurotten.

Darunter aber wählte Thomasius hauptsächlich die herrschende Meinung von der Zauberey und dem Bündnisse mit dem Teufel. Beym Antritte seines Lehramtes zu Halle, hegte er davon noch völlig den gewöhnlichen Glauben. Als daher im Jahr 1694. gewisse Hexen-Akten an seine Facultät geschickt wurden, die ersten, welche ihm Zeitlebens zu Gesichte gekommen waren, und er davon einen Auszug machen mußte, damit die Facultät nach seinem Berichte ihr Urtheil darüber fällen könnte: gieng er auf das sorgfältigste den ordentlichen Weg. Nach den Vorschriften Benedikt Carpzovs, und anderer angesehener Rechtslehrer, oder Schriftsteller von der Zauberey, trug er darauf an, daß die als eine Hexe angeklagte Weibsperson mit einer mässigen Pein oder Tortur zu belegen sey. Allein seine Amtsgenossen in der Facultät liessen ihn vielmehr aus seinem eigenen Berichte den gemeinschaftlichen Schluß entwerfen, daß wider die Beklagte, in Ermangelung anderer Anzeichen, ferner nichts vorzunehmen, und sie vielmehr der Gefangenschaft zu entlassen sey. Thomasius ärgerte sich darüber, daß ihm sein erster Hexen-Proceß so schlecht gerathen war; aber dieser Verdruß war, (wie er bey der Erzählung dieser Sache, im Ersten Theil seiner Juristischen Händel schreibt,) nicht gegen seine Collegen, sondern gegen sich selbst, gerichtet. Er erkannte nemlich, daß er, seinen eigenen in Schriften

wahrscheinlich seinen Aufenthalt; ich denke mir darüber allerhand Geschichten, verschiedene Gründe, warum er sich so lange verborgen hält, und wie er sich ernährt etc. Nun, Mahlmann, ich will dir deine Geheimnisse lassen, wenn du mir dafür deine Gedanken überlässest. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich dich für einen Menschen halte, der sich selbst belügt, und ich bleibe dabei. Du bist ein Mann von Talent, aber du besitzest nicht Kraft genug, dich selbst zu beherrschen, und deine Leidenschaften werden dich noch einmal ins Unglück stürzen. Ich wünsche es nicht, aber ich fürchte es. Du hast mir einmal versprochen, mir deine Gedanken zu schicken, wenn du sie niederschreibst. Ich habe dir dagegen versprochen, dir meine Gedanken über dich zu sagen, wenn du sie verlangst. Du hast sie nicht verlangt, und ich habe sie dir also nicht gesagt. Jetzt aber verlange ich sie, und du sollst sie haben. Ich bin nicht gesonnen, mich mit dir zu entzweien, und ich will dir also meine Meinung sagen, wenn du sie auch nicht verlangst. Du hast mir einmal versprochen, mir deine Gedanken zu schicken, wenn du sie niederschreibst. Ich habe dir dagegen versprochen, dir meine Gedanken über dich zu sagen, wenn du sie verlangst. Du hast sie nicht verlangt, und ich habe sie dir also nicht gesagt. Jetzt aber verlange ich sie, und du sollst sie haben. Ich bin nicht gesonnen, mich mit dir zu entzweien, und ich will dir also meine Meinung sagen, wenn du sie auch nicht verlangst. Du hast mir einmal versprochen, mir deine Gedanken zu schicken, wenn du sie niederschreibst. Ich habe dir dagegen versprochen, dir meine Gedanken über dich zu sagen, wenn du sie verlangst. Du hast sie nicht verlangt, und ich habe sie dir also nicht gesagt. Jetzt aber verlange ich sie, und du sollst sie haben. Ich bin nicht gesonnen, mich mit dir zu entzweien, und ich will dir also meine Meinung sagen, wenn du sie auch nicht verlangst.

mit Leidenschaft darauf los, und verfolgte diejenigen, welche Thomasius einiger wenigen Meinungen halber, die sie mit ihm theilten, in Schutz nahmen, mit Schmähungen und Spott. Dieß, und daß er sich nicht entblödete, seinen Feinden Dinge vorzuwerfen, die sie nicht begangen hatten, und Thomasius selbst, wie wir gesehen haben, nicht einmal ihnen vorwarf, machte ihn bei Vielen verhaßt. Die Schärfe, mit der Thomasius seine Meinungen vertheidigte, und die Leidenschaftlichkeit, mit der er seine Gegner angriff, hatte ihm ebenfalls manchen Feind gemacht. Der Streit von Buddeus und Thomasius, der 1695 begann, und 1697 mit Buddeus Abreise von Halle endete, scheint so, wie der Streit mit Stolle und Wernsdorf, persönlicher gewesen zu sein, als der mit Lange, Francke und Anderen. Wie gesagt, wir können nicht alle Streitigkeiten, die es gab, hier, und so auch nicht alle Streitigkeiten, die Thomasius hatte, erzählen. Wir müssen uns begnügen, einige Beispiele zu geben und Andeutungen zu machen, die einen Blick auf den Charakter, auf die Art und Weise, wie Thomasius seine Streitigkeiten führte, und auf die Ursachen, die sie hervorriefen, werfen. Wir müssen uns begnügen, das Wichtigste zu erzählen, und können nicht alles Unbedeutende, was vorkam, erwähnen. Es würden viele, und zwar sehr viele, Seiten dazu gehören, wenn wir alle Streitigkeiten, die Thomasius hatte, ausführlich erzählen wollten. Die Streitigkeiten, die Thomasius mit Buddeus und Lange hatte, sind, wie wir gesehen haben, nicht die einzigen, die er hatte, und sie scheinen auch nicht die einzigen gewesen zu sein, die Buddeus hatte. Wir müssen uns begnügen, einige Beispiele zu geben und Andeutungen zu machen, die einen Blick auf den Charakter, auf die Art und Weise, wie Thomasius seine Streitigkeiten führte, und auf die Ursachen, die sie hervorriefen, werfen. Wir müssen uns begnügen, das Wichtigste zu erzählen, und können nicht alles Unbedeutende, was vorkam, erwähnen. Es würden viele, und zwar sehr viele, Seiten dazu gehören, wenn wir alle Streitigkeiten, die Thomasius hatte, ausführlich erzählen wollten. Die Streitigkeiten, die Thomasius mit Buddeus und Lange hatte, sind, wie wir gesehen haben, nicht die einzigen, die er hatte, und sie scheinen auch nicht die einzigen gewesen zu sein, die Buddeus hatte.

Zahl der Frauen des Mahomed nicht zu vielfältig. Mahomed erklärte, daß man deswegen nicht zu tadeln sey, wenn man mehrere Frauen habe, weil er selbst allgemeiner Gesetzgeber sey, und sich nicht selbst Gesetze vorschreiben könne. Gebräuche sey, sie mögen gut oder böse seyn, nicht zu ändern, und wenn einer gestorben sey, so müsse man ihn begraben. Auch seine Gebräuche wurden, und sie dauren in Arabien noch bis auf diesen Tag. Er hatte sie von seinen Vorfahren überkommen, und sie waren ihm heilig. Er hatte sie nicht eingeführt, daß er sie ändern könnte, und sie sollten auch nicht geändert werden. Eine Ursache, warum Mahomed sich nicht scheute, viele Frauen zu haben, war diese, er sah sie als Sklavinnen an, die ihm zu Gebote stehen müßten, und die er nach Belieben behandeln könnte. Mahomed hatte, wie die meisten Morgenländer, die Begierden, die ihn zu dieser Ausschweifung reizten, in einem hohen Grade. Aber er hatte sie auch durch Gesetze gebändigt, und sie seinen Absichten unterworfen. Er hatte sie nicht ausgerottet, sondern nur in Zaum gehalten, und sie sich selbst dienstbar gemacht. Die meisten Menschen wissen es nicht, wie sie sich selbst beherrschen sollen. Sie wissen nicht, wie sie ihre Begierden, die ihnen zu Gebote stehen müßten, und die sie nach Belieben behandeln könnten, sich selbst dienstbar machen sollen. Sie wissen nicht, daß sie sich selbst beherrschen müssen, wenn sie andere beherrschen wollen. Mahomed wußte es, und deswegen war er ein Gesetzgeber. Diese Kenntniß machte ihn zu einem Gesetzgeber, und seine Gesetze sind noch bis auf diesen Tag in Arabien heilig.

und die Ordnung der unsichtbaren Natur nicht hindern noch aufheben, mithin auch keinen Leib annehmen, keinen Menschen durch die Luft führen oder Wetter machen könne. Er beruft sich viertens darauf, dasjenige was man bald von einer grossen Gewalt des Teufels, bald von seiner Ohnmacht und leichten Vertreibung vorgebe, hänge nicht wohl mit einander zusammen. Endlich setzt er hinzu, daß weder auf der Seite des Teufels, noch des Menschen, der geringste Nutzen von dem zwischen beyden zu errichtenden Bündnisse zu erwarten sey, und daß die Menschen insonderheit alles das ohne Hülfe des Teufels erlangen können, was sie durch ihr Bündniß mit ihm suchten, auch diejenigen welche solches eingehen, ihm schon ohnedieß zugehörten.

Bey der Untersuchung des Ursprungs dieser Fabel, wie sie Thomasius nennt, wirft er den Kirchenvätern vor, daß sie jüdische und heydnische Lehren dieser Art mit dem Christenthum vermengt, falsche Auslegungen der heiligen Schrift gemacht, und vorzüglich durch den Einfall von den Heyrathen der Engel und Menschen mit einander, Gelegenheit zu diesem Irrthum gegeben hätten. Er zeigt ferner, wie man in den mittlern Zeiten die Lehre von der Zauberey zur Unterstützung der geistlichen Gewalt genützt; wie die Lehrer des bürgerlichen Rechts gewisse darinne enthaltene Gesetze von den Zauberern falsch verstanden, und überhaupt sich nach dem geistlichen Rechte gerichtet haben; daß die Stifter der Reformation diesen alten Vorurtheilen noch ziemlich zugethan gewesen; daß aber durch die Cartesianische Philosophie denselben in Deutschland einiger Abbruch geschehen sey; so daß die Hexen-Processe unter den Protestanten seltner zu werden anfiengen. Ein wahrscheinliches Anzeichen von diesem

Laster

haben, was er nicht besitzt, und dann sagt man nicht mehr, Reiche sind nicht Arme, sondern reich sie sind, weil sie mehr haben, als sie brauchen, und Arme sind Arme, weil sie nicht haben, was sie brauchen, so sagt man meine Kinder antworten, daß es so sein müsse, weil sonst die Reichen nicht reich sein könnten, wenn sie nicht die Armen hätten, die für sie arbeiten müssen, damit sie ihnen das geben, was sie brauchen, und die Armen nicht arm sein könnten, wenn sie nicht die Reichen hätten, die ihnen etwas geben, damit sie das haben, was sie brauchen, und so sagt man meine Kinder antworten.

Diese vollständige offizielle und öffentliche Anerkennung der Existenz der Klassen und ihrer Klassen-Unterschiede, wie sie in der Praxis existieren, besteht heute. Sie geht so gut, daß sie Gesetz ist, daß sie in Gesetzen ausgedrückt ist, daß sie in Gesetzen ausgedrückt ist, daß sie in Gesetzen ausgedrückt

Thun- und Leiden-, Wirksam- und Leidsam-, Kraft- und Empfindsam-, und ganz so gründet Strümpell, und Chr. Weiss, und Andere, ihre Eintheilung der Seelenvermögen. Ich sehe nun, daß man diese Eintheilung durchaus gemein heißen kann in einer wissenschaftlichen Abhandlung, und daß sie sich nicht empfiehlt durch Neuheit; aber ich sehe auch, daß sie, wie die Dreitheilung auch, nur ein einfaches und ungenügendes Schema ist, und daß sie nicht einmal den Vortheil hat, sich an die Sprache anzuschließen. Wenn die Sprache gebraucht, eine Sache und ein Leiden, ein Thun und ein Leiden, ein Wirken und ein Leiden, ein Handeln und ein Leiden, ein Empfinden und ein Handeln zu dem nämlich Leiden, Thun, Wirken, Handeln, Empfinden, Sache, Leiden, Kraft, Leidsam- und Kraftsam-, Thun- und Leiden-, Wirk- und Leidsam-, und Empfindsam- und Handsam-, und Sache- und Leiden-Seelenvermögen und Seelenkraft, so ist das nicht Sprache, sondern Willkür, Sprachwillkür, Willkür der Sprache, und Willkür der Sprachlosigkeit, und Willkür der Sprachlosen, und Willkür der Sprachlosen, gemeine sprachwidrige Sprachlosigkeit, aber nicht Sprache, nicht Sprachlichkeit, nicht Sprachgemäßheit, nicht Sprachgemäßheit, nicht Sprachgemäßheit, nicht Sprache, und nicht Sprachen- und Sprachgemäßheit, und nicht Sprachlichkeit und Sprachgemäßheit, und nicht Sprachlichkeit, und nicht Sprachlichkeit, und nicht Sprachlichke

bes zukünftige Schickſal Chriſti Leidens, ungeachtet ſeiner wunder, und thätigen Lehren. Ehedenken ohne gegenwärtige Empfindung, ohne Gegenſtand, ohne Gegenwart, ohne

gen nicht so leicht Gelehrte werden, und doch gi-
bt es Gelehrte, wenn Gelehrte, wie Gelehrte ge-
macht werden, und wenn Gelehrte, wie Gelehrte
sind und aussehen, und wenn Gelehrte, wie Gelehrte
gesprochen werden sollen, als ob sie Gelehrte
wären, und wenn Gelehrte, wie Gelehrte gelebt
haben, und wenn Gelehrte, wie Gelehrte zu Grabe
getragen werden sollen, und wenn Gelehrte, wie
Gelehrte, ihre Gelehrsamkeit mit ins Grab nehmen
müssen, und wenn Gelehrte, wie Gelehrte, ihre
Gelehrsamkeit, das ganze Gelehrte aufhören wird.

Gleichwohl ist es wahr, daß Gelehrte, die gelehrt
sind, mit den eigenen Worten des Gelehrten
Gelehrte, gelehrt werden, und daß Gelehrte, die
Gelehrsamkeit ausüben, nicht eigentlich Gelehrte
heißen in meinem Sinne, weil man es ihr ansieht,
daß sie Gelehrte sind, und daß sie Gelehrte, die
gelehrt sind, gelehrt haben. Gelehrsamkeit ist
es nämlich, mit eingelernten Worten eines andern
Gelehrten Gelehrte, die gelehrt sind, gelehrt zu
haben, und Gelehrsamkeit ist es, mit Worten, die
nicht aus Gedanken zu schöpfen pflegen, aus
Gelehrsamkeit, Gelehrte, die gelehrt sind, gelehrt
zu haben, und Gelehrsamkeit ist es, mit Worten
Gelehrsamkeit zu üben, Gelehrte und Gelehrsamkeit
zu haben, und Gelehrsamkeit ist es, mit Worten
und mit Gelehrsamkeit, Gelehrte, die gelehrt sind,
und Gelehrsamkeit, Gelehrte, die gelehrt sind, mit
den Worten Gelehrsamkeit, Gelehrsamkeit, Gelehrte,
die gelehrt sind, Gelehrsamkeit, Gelehrte, die
gelehrt sind, Gelehrsamkeit, Gelehrte, die gelehrt
sind, Gelehrsamkeit, Gelehrte, die gelehrt sind,
Gelehrsamkeit, Gelehrte, die gelehrt sind, Gelehrsamkeit,
Gelehrte, die gelehrt sind, Gelehrsamkeit,
Gelehrte, die gelehrt sind

gemacht, und dann ihre Leiche nach Lunden Begräbniß. Jensen, Christian, der Sohn, der nachgelassen, ist ein Knabe von 12 Jahren, und ist, wie ich höre, in Lunden Kirchspiel in Pflege gegeben worden. Er scheint recht gut begabt, besonders in Bezug auf Gedächtniß, und ist ein Knabe, der sich gut aufführt. Er ist in Lunden Kirchspiel geboren, und ist daher Lundenser Kind. Dieses Kind ist gegenwärtig zum ersten Male in Christiana Stiftad gewesen, und ist daher nicht aufgenommen worden. Es ist aber wahrscheinlich, daß es in Zukunft in Christiana Stiftad aufgenommen werden kann, da es Lundenser Kind ist, und da es, wie ich höre, in Lunden Kirchspiel in Pflege gegeben worden ist. Jensen, Christian, der Vater, ist Lundenser Bürger, und ist daher Lundenser Kind. Dieses Kind ist gegenwärtig zum ersten Male in Christiana Stiftad gewesen, und ist daher nicht aufgenommen worden. Es ist aber wahrscheinlich, daß es in Zukunft in Christiana Stiftad aufgenommen werden kann, da es Lundenser Kind ist, und da es, wie ich höre, in Lunden Kirchspiel in Pflege gegeben worden ist. Jensen, Christian, der Vater, ist Lundenser Bürger, und ist daher Lundenser Kind. Dieses Kind ist gegenwärtig zum ersten Male in Christiana Stiftad gewesen, und ist daher nicht aufgenommen worden. Es ist aber wahrscheinlich, daß es in Zukunft in Christiana Stiftad aufgenommen werden kann, da es Lundenser Kind ist, und da es, wie ich höre, in Lunden Kirchspiel in Pflege gegeben worden ist. Jensen, Christian, der Vater, ist Lundenser Bürger, und ist daher Lundenser Kind. Dieses Kind ist gegenwärtig zum ersten Male in Christiana Stiftad gewesen, und ist daher nicht aufgenommen worden. Es ist aber wahrscheinlich, daß es in Zukunft in Christiana Stiftad aufgenommen werden kann, da es Lundenser Kind ist, und da es, wie ich höre, in Lunden Kirchspiel in Pflege gegeben worden ist. Jensen, Christian, der Vater, ist Lundenser Bürger, und ist daher Lundenser Kind. Dieses Kind ist gegenwärtig zum ersten Male in Christiana Stiftad gewesen, und ist daher nicht aufgenommen worden. Es ist aber wahrscheinlich, daß es in Zukunft in Christiana Stiftad aufgenommen werden kann, da es Lundenser Kind ist, und da es, wie ich höre, in Lunden Kirchspiel in Pflege gegeben worden ist.

Th Thüllen, Thüllein, Thüllchen, Thüllgen, Thüllgin, Thüllgen, Thüllgin, Thüllgen, Thüllgin

Bürger und Soldaten, Gelehrte und Handwerker, und Kaufleute, die an Gewerb, Arbeit und Handel gewöhnt sind, sind nicht geschickt, Verse zu machen. Ein Dichter muß Muße haben, und sich ganz dem Studium der Poesie widmen. Die besten Dichter haben in den Zeiten gelebt, wo sie Gönner fanden, die sie unterstützten, und ihnen Muße verschafften, ihre Talente auszubilden. Die Römer verdienten, mit einer wenigstens eben so großen Leidenschaft, als die Griechen, Beyfall und Ruhm durch Gedichte zu erwerben. Sie hatten, wie diese, Gönner, die sie belohnten. Zu diesen gehörte Mäcenas, der Freund des Augustus.

Ob wir wohl keine Schrift eines gewissen Bassus besitzen, der Martialen tadelte, so ist es doch gewiß, daß Martialen viele Tadler hatten, und daß er sich selbst gegen sie vertheidigen mußte. Er that es mit Bescheidenheit, und ohne Bitterkeit, und sagte ihnen, daß sie ihn nicht tadeln würden, wenn sie seine Gedichte lesen wollten, daß sie aber seine Zuschauer seyn, und ihn also tadeln müßten, weil sie ihn nicht lesen wollten. Er sagte ihnen, daß sie ihn nicht tadeln würden, wenn sie seine Verse hören wollten. Wenn sie aber seine Verse hören wollten, so würden sie ihn loben. Er sagte ihnen, daß sie ihn nicht in so großen Versammlungen vorlesen würden, wo absichtlich solche zur Lustbarkeit dienen, wo Tänzer, Possenreißer, Seiltänzer, Gaukler, Ringer, Fechter, Thierhetzer, und andere dergleichen Personen, die sich durch ihre Talente Beyfall erwerben, sich hören lassen, wo Leute, die sich durch ihre Geschicklichkeit, durch

handen waren. Nachdem dieselben gehörig mit Salz eingerieben und erkaltet waren, wurden sie mit Wasserung über Nacht eingeweicht, dann in einen Kessel mit kaltem Wasser gethan und aufgesetzt, bis sie anfingen zu kochen. Hierauf wurden sie herausgenommen, das Wasser abgegossen, frisches Wasser aufgegossen und wieder aufgesetzt, bis sie weich waren. Sie wurden hierauf in Schüsseln zu Tische gebracht, mit Senf und Meerrettig gegessen und mit Kartoffeln und Brod genossen. Diese Speise war sehr schmackhaft und nahrhaft. Man konnte auch die Ochsenfüße mit Kartoffeln und Brod allein genießen. Die Ochsenfüße müssen ganz rein sein, und dürfen nicht mit Haaren besetzt sein, wenn sie gut schmecken sollen; auch müssen sie nicht zu lange gekocht sein, weil sie sonst leicht verdorben schmecken; sie müssen aber hinlänglich gekocht sein, damit sie leicht verdaulich sind. Ochsenfüße, welche gut gekocht sind, sind sehr leicht verdaulich, und besonders für Kranke, auf Reisen und in Krankheiten sehr angenehm, und in Zeit 24 stündiger Enthaltsamkeit, wo man nichts genießen darf, sehr gut zu genießen. Ochsenfüße sind sehr gesund, und sie sind eine der besten Speisen, welche man für wenig Geld haben kann. Ochsenfüße sind auch gut, wenn sie kalt gegessen werden, und sie können auf diese Art sehr leicht, besonders Reisenden sehr angenehm, und auch leicht verdaulich sein.

aus Schaffhausen, Bruder des Vorigen, und Friedrich selbst, und so eine Reihenfolge eines Jahrhundertes Schaffhausischer Gelehrten, die sich in Deutschland einen Namen gemacht haben. Ich will nicht sagen, daß dieses eine Eigenschaft, so zu sagen, der Schaffhausischen Gelehrten sey, aber es ist doch merkwürdig, daß sie sich so häufig in Deutschland niederlassen, und daß sie sich hier so gut, als ihre einheimischen Mitbewerber auszeichnen. Friedrich Hallers Leben ist nicht reich an Begebenheiten, und ich würde es nicht beschreiben, wenn es nicht Gelegenheit gäbe, einige Nachrichten von ihm zu sammeln, und wenn nicht sein Name, wegen seiner Verdienste um die Arzneywissenschaft, in der Geschichte dieser Wissenschaft einen Platz gefunden hätte. Was wollten die meisten Lebensbeschreibungen sagen, wenn sie nicht Gelegenheit gäben, Nachrichten zu sammeln, die sonst zerstreut in der Geschichte der Zeiten, in die sie gehören, verlohren gehen würden? Ich will hier meinen geneigten Lesern den Lebenslauf Hallers, so viel ich davon in Erfahrung bringen konnte, erzählen.

Albrecht Friedrich Haller, welcher von Einigen Hallerus, von Andern Hallerius genannt wird, ist der Sohn des Johann Friedrich Haller, Rathsherrn und Gerichtsherrn. Eine dieser Namen kann er deutsch so übersetzen, daß er Richter heißt, und in dieser Bedeutung ist er Gerichtsherr. Ich weiß nicht, ob man in einer Schaffhausischen Stadt kennen, und besonders in Deutschland, wo man sich nicht um die Verfassung der Schweizerischen Cantone bekümmert, solche Unterschiede zu bemerken sind. Ich will also nur sagen, daß Johann Friedrich Haller ein Mann von Ansehen und Ehrenstellen in seiner Vaterstadt gewesen sey, und daß er, wie es scheint, auch ein Mann

mentlich auf Reisen, die nicht durch die Hauptstädte gehen, die Schwierigkeit, Gelehrte und andere Reisende zu finden, mit denen man sich über seine Studien unterhalten kann, und die Unmöglichkeit, sich Bücher kommen zu lassen. Deswegen ist es gut, wenn man sich vorher mit Büchern versieht, die man auf der Reise studiren will, und sich Empfehlungsschreiben von den gelehrtesten Leuten des Ortes, wo man hinkommt, geben lässt. Ich habe auf meiner Reise durch Deutschland, die ich grösstentheils zu Fusse machte, auch diese Erfahrung gemacht, dass man sich nicht genug mit Empfehlungsschreiben versehen kann. Ich habe deren viele gehabt, und sie haben mir sehr viel genützt. Sonderlich muss man sich, um nicht einen Mangel an Büchern zu leiden, mit Empfehlungsschreiben an Buchhändler versehen, die einem gute Bücher leihen. Ich habe mir auf meiner Reise durch Deutschland, die ich auch meinen Studien widmete, eine Menge solcher Empfehlungsschreiben, auch selbst an gelehrte und reiche Juden, gehabt, und sie haben mir sehr viel genützt.

Unter denen, die ausgiebige Werke, (collectiones) über Literatur und Studien, in meinen Schriften, und in meinen Vorlesungen, empfehlen, ist Conrad Gesner der Vornehmste, bey Hallervorde, in der Judengasse in Quedlinburg steht gerade bey, zu haben. Diesen Mann, der ein Schweizer war, und in Deutschland studirte, hat Deutschland, und die Gelehrsamkeit überhaupt, sehr zu glückwünschen gehabt, dass er sich in Deutschland so sehr bemühet hat, Gelehrsamkeit zu sammeln, und

Gemeinde in Korinthus, und Erlösung bes ganzen Volkes in der christlichen Kirche; und wenn ihr Glaube auch nicht ausdrücklich genannt wird, so ist er doch in dem Worte Gottes, das sie hören, mit enthalten. Er bedeutet, daß sie durch Gottes Gnade, die ihnen durch Christus zuteil geworden ist, in Gemeinschaft mit ihm gekommen sind, und daß sie, wenn sie auch noch nicht vollkommen sind, doch in allen Stücken reich gemacht sind, und daß sie keinen Mangel an irgend einer Gabe haben, während sie auf die Offenbarung unseres Herrn Jesu Christi warten. Gott ist treu, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes, Jesu Christi, unseres Herrn. Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, durch den Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr alle einerlei Rede führet und nicht Spaltungen unter euch seien, sondern haltet fest aneinander in einerlei Sinn und in einerlei Meinung. Denn es ist mir von den Leuten der Chloe kundgetan worden, daß Zank unter euch ist, meine Brüder. Ich meine aber das, daß unter euch einer spricht: Ich bin des Paulus, ein anderer: Ich bin des Apollos, ein anderer: Ich bin des Kephas, ein anderer: Ich bin des Christus. Ist denn Christus zerteilt? Ist Paulus für euch gekreuzigt worden? Oder seid ihr auf den Namen des Paulus getauft? Ich danke Gott, daß ich niemand unter euch getauft habe, außer Krispus und Gajus, damit nicht jemand sage, daß ich auf meinen Namen getauft habe. Ich habe aber auch das Haus des Stephanas getauft; weiter, ich weiß nicht, ob ich noch jemand getauft habe. Denn Christus hat mich nicht gesandt, daß ich taufe, sondern daß ich das Evangelium predige, nicht mit weisen Worten, damit nicht das Kreuz Christi zunichte gemacht werde. Denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren gehen, uns aber, die wir gerettet werden, ist es eine Kraft Gottes. Denn es steht geschrieben: Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen. Wo ist der Weise? Wo ist der Schriftgelehrte? Wo ist der Forscher dieser Weltzeit? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?

Lachmann selbst, und seine Freunde und Verehrer, hier sagt, seine spöttischen, humoristischen und selbst sarkastischen Einfälle, die ihn so oft in Verlegenheit setzten, seien ihm nicht als Fehler anzurechnen, sondern als Tugenden.

In der That ist Lachmann's Witz originell, er entspringt seinem Charakter, und Niemand kann ihm seine Einfälle nachmachen, weil Niemand sie besitzt. Natürlich kann man sie nicht immer billigen, denn Witz und Scherz sind verschiedenartig; aber, so viel ich weiß, hat Niemand Lachmann's Witz getadelt, weil er ihn nicht billigte, sondern Jeder hat ihn gelobt, weil er ihn ergötzte. Lachmann's Witz ist ein Ausfluß seiner Persönlichkeit, und diese Persönlichkeit ist es, die ihn so liebenswürdig macht. Sie macht es, daß wir seinen Einfällen nicht Beifall klatschen, sie begnügt sich, sie ergötzt sie, sie erweckt ein Lächeln, aber sie verletzt nicht. Lachmann's Witz ist ein Ausfluß seiner Bescheidenheit und Gutmüthigkeit. Wer hier sich gegen Lachmann's Witz auflehnt, der muß sich gegen seine ganze Persönlichkeit auflehnen, und wer gegen sie ankämpft, der kämpft gegen die Liebenswürdigkeit selbst. Lachmann's Witz ist ein Ausfluß seiner Unbefangenheit, seiner Ingenuität, jene Kinder Gottes mit den sie Gott selbst begabt hat, und die Lachmann's Witz so eigenthümlich machen. Lachmann's Witz ist ein Ausfluß seiner Gutmüthigkeit, die ihn bestimmt, seine Freunde nicht zu verletzen, und sie selbst dann noch zu ergötzen, wenn sie seine Einfälle

Man sah Jedoch bei Klopstocken so wenig Zeit, als Neigung zu Veränderungen. Er wohnte in Kopenhagen, wie Hamburg, in einer Straße und Gegend, wo er, wie in Hamburg, Ruhe und Einsamkeit genoß, und wo er, wie in Hamburg, Alles um sich hatte, was er gebrauchte. Jetzt, da er sich in Kopenhagen ganz einheimisch fühlte, da er sich mit Freunden umgeben sah, die ihn liebten, die ihn ehrten, die ihn kannten, die ihn verstanden, die ihn nicht durch Neugierde, durch Eitelkeit, durch Modesucht belästigten, jetzt, da er sich, wie gesagt, Alles um sich hatte, was ihm Bedürfniß war, und was er sich nicht erst mühsam zu verschaffen brauchte, jetzt, da er sich in Kopenhagen ganz zu Hause fühlte, war seine Neigung gegen diese Stadt so stark geworden, daß er sich nicht leicht von ihr trennte. Seine Freunde, seine Bekannten, seine Verehrungen, seine Bedürfnisse, seine Gewohnheiten, seine Neigungen, seine Lebensart, Alles war in Kopenhagen, und Alles war ihm in Kopenhagen lieb geworden. Er hatte sich endlich in Kopenhagen so sehr heimisch gemacht, daß er sich nicht leicht wieder entschließen konnte, diesen Aufenthalt mit einem fremden Aufenthalte zu vertauschen. Er hatte sich in Kopenhagen so sehr eingelebt, daß er sich nicht leicht wieder in Deutschland, und in Deutschland nicht leicht wieder in Hamburg, wo er sich so lange aufgehalten hatte, einleben konnte. Er hatte sich in Kopenhagen so sehr eingerichtet, daß er sich nicht leicht wieder in Deutschland, und in Deutschland nicht leicht wieder in Hamburg, wo er sich so lange aufgehalten hatte, einrichten konnte. Er hatte sich in Kopenhagen so sehr eingewohnt, daß er sich nicht leicht wieder in Deutschland, und in Deutschland nicht leicht wieder in Hamburg, wo er sich so lange aufgehalten hatte, einwohnen konnte. Er hatte sich in Kopenhagen so sehr eingelebt, eingerichtet, eingewohnt, daß er sich nicht leicht wieder in Deutschland, und in Deutschland nicht leicht wieder in Hamburg, wo er sich so lange aufgehalten hatte, einleben, einrichten, einwohnen konnte. Und, was war das? Ich

sein Leben selbst sahe, und sich dessen Beschreibung selbst machte zu machen, wenn er sich tod sein wollte. Er hatte sich auch schon einen Grabstein machen lassen. Aber gleich nach seinem Tode kam ein Mahler, der machte Anstalt seine Gesichts-Züge abzureissen, und ein Bildhauer, der wolte ihm eine Todten-Maske machen. Allein es ist ihm doch kein Todtenkopf daraus geworden, sondern er hat noch viele Jahre gelebt, und seine wunderliche Gedancken fortgesetzet. Er hat sich hernachmahls zu unterschiedenen malen selbst abgebildet, und seine Bildnisse in Kupffer stechen lassen. Er hat auch einen Lehrsatz vertheidiget, der ist: Es sey nicht nöthig, daß ein Mensch sterbe, wenn er nur wolle. Er hat auch einen Tractat geschrieben, worinn er die Möglichkeit seiner Unsterblichkeit zu beweisen gesuchet.

§. 6. Seine Gedancken, die Theologie von der Medicin betreffend, habe, denen man auch verlassen kan, wenn man nur will. Er hat gesagt, es wäre ein Unglück, daß die Medici so viel Theologie studirten; und Gott der Teuffel nehme sie Hinderdrein! Denn sie machten sich nicht allein Gedancken von Gott und seinen Wercken, sondern auch von Teuffel und seinen Wercken, und wenn sie sterben, so kämen sie auch mit vielen Teuffeln zu thun. Er hat auch ein Bildnisse Lutherens gegen den Papst gemahlet, und dasselbe in Kupffer stechen lassen. Er hat auch einen Tractat geschrieben, worinn er Lutherum und Calvinum gegeneinander hält, und ihre Meynungen von der Gnaden-Wahl gegeneinander setzet. Und wie Lutherus gegen Calvinum schreibet, so schreibet Thomasius gegen sie beyde in einer Lateinischen Disputation.

schen Anmerkungen, ingleichen seine academische Streitschrift von der Ausrottung des Ordens der Tempelherren, zu nennen. In allen diesen Untersuchungen und Erläuterungen herrscht eben derselbe Geist, der oben bereits kenntlich gemacht worden ist, beydes von seiner rühmlichen und schwachen Seite. Aber es finden sich doch darunter der scharfsinnigen Anmerkungen und wohl getroffenen Winke so viele, daß man noch jetzt davon einen erheblichen Gebrauch machen kann. Unter andern ist in der zuletzt genannten Schrift die Ungerechtigkeit des Processes, durch welchen ehemals die Tempelherren vertilgt wurden, sehr wohl aus einander gesetzt worden.

Zu keiner andern Absicht suchte jedoch Thomasius die Geschichte, durch Philosophie und andere Kenntnisse aufgeklärt, mehr zu nützen, als zur Verbesserung des Kirchenrechtes der Protestanten. Vorausgesetzt, wie er sich davon überzeugt hielt, daß diese höchstnothwendig sey, konnte er zu einer solchen Unternehmung auch kein kräftigeres Mittel wählen. Auf diesem Wege wollte er gefunden haben, daß jenes Kirchenrecht von dem ersten christlichen sehr verschieden, und den Grundsätzen des Christenthums selbst nicht gemäß sey; daß die Reformation zwar manche Mißbräuche des ältern geistlichen oder päbstlichen Rechtes, aber doch lange nicht alle, aufgehoben habe; und daß man wegen so vieler schädlichen Folgen, auch öffentlichen Unruhen, die aus den Vorurtheilen und Irrthümern dieser Art noch täglich entstünden, endlich auf ihre Abstellung bedacht seyn müsse. Schriften dieses Inhalts waren gewissermaaßen die Lieblingsarbeiten des Thomasius. Da er jedoch sein ganzes Lehrgebäude darüber nicht in einem besondern Werke zusammengefaßt hat: so ist es desto mehr der Mühe

werth,

werth, ihm in den einzelen Abhandlungen nachzugehen, worinne er solches nach und nach entwickelt hat.

Die erste derselben, vom Rechte Evangelischer Fürsten in Mitteldingen oder Kirchencärimonien, die er im Jahr 1692. als eine lateinische Streitschrift herausgab, ist nachher, Deutsch übersetzt, in seine Auserlesenen und in Deutsch noch nie gedruckten Schriften eingerückt worden. Zwar hat sie eigentlich Emmo Rudolph Brenneisen, der in der Folge Fürstlich-Ostfrisischer Geheimer Rath und Canzler wurde, geschrieben; aber nach den Grundsätzen des Thomasius, der in den beygefügten weitläufigen Erinerungen vieles in derselben erläutert, auch zu bestätigen oder zu verbessern sucht. Zuvörderst wird darinne behauptet, daß nach der natürlichen Religion aller äußerliche Gottesdienst freygelassen, oder ein Mittelding sey; in der geoffenbarten Religion des Alten Testaments sey zwar derselbe bestimmt worden; hingegen wären alle Cärimonien der christlichen Religion, welche Christus nicht selbst seinen Jüngern geboten habe, Mitteldinge. Daß wider die Natur und erste Einfalt des Christenthums so viele Gebräuche in dasselbe gar bald eingeführt worden, sey daher gekommen, weil Juden und Heyden die Cärimonien, an welche sie gewohnt waren, auch als Christen beyzubehalten gesucht hätten, und weil die christliche Religion überhaupt seit den Zeiten der ihr zugethanen Kayser in ein Cärimonienwerk verwandelt worden wäre, welches desto mehr zugenommen, je mehr die wahre Gottesfurcht abgenommen habe. Was vor Rechte die Fürsten bey diesen Cärimonien haben, davon könnten allerdings die Rechtsgelehrten urtheilen, weil sie zwar diese Materie aus der Theologie voraussetzten; aber ihre Grundlehren die zur Bestimmung derselben nö-

thig

thig wären, aus dem Rechte der Natur schöpften. In der Untersuchung der allgemeinen Lehren vom Fürsten-Rechte in geistlichen Sachen, tadelt der Verfasser diejenigen, welche sich dabey auf die Israelitischen Könige, oder auf die Beyspiele der ersten christlichen Kayser beziehen, weil unsere Fürsten mehr Recht und Macht als jene hätten; von den andern aber vieles in geistlichen Dingen vorgenommen worden sey, das man nicht gutheissen könne. Er verwirft auch die Regel als schädlich: Wessen das Land ist, dessen ist auch die Religion. Und da im Neuen Testamente nichts von einem besondern Amte der Regenten bey der Kirche befohlen worden sey: so schließt er daraus, daß man alle solche Rechte christlicher Fürsten, so ferne sie als Fürsten betrachtet werden, aus den Grundregeln des natürlichen Rechts, und aus der rechten Art und Eigenschaften des höchsten weltlichen Regiments, erlernen müsse. Aus dem Endzwecke der Staaten aber erhelle, daß der Fürst Macht habe, diejenigen im Zwange zu halten, welche unter dem Vorwande der Religion den äußerlichen Frieden störten; daß ihm eine allgemeine Aufsicht über das Thun und Lassen seiner Unterthanen, in weltlichen und geistlichen Dingen gebühre, und alles was sie aus freyem Willen verrichten, seiner Gewalt unterworfen sey. Diese Regel lasse sich auch weit sicherer anwenden, als der gewöhnliche dunkle Unterscheid, den man zwischen äußerlichen und innerlichen Religionssachen festsetze, und nach demselben streite, ob ein Fürst die in seinem Lande wohnenden Juden zwingen könne, die Predigten der Christen zu besuchen? eine Frage, die man jenem Grundsatze zu Folge ohne Bedenken verneinen müsse. Daher wären dem Fürsten die Verrichtungen in Mitteldingen ebenfals unterworfen: und dieses Recht kom-

am Gute ist, da wäre Christus ein Diener der Sünde, wer solches sagte. Jedoch unser Christenleben ist nicht also beschaffen, daß wir ohne Sünde wären, sondern wir haben Sünde, aber sie herrschet nicht, wir sagen Nein, sie soll nicht herrschen, wir wollen ihr nicht gehorchen, wir wollen ihr nicht dienen, wir wollen ihr nicht unterthan sein, wir wollen ihr nicht Gehorsam leisten, wir wollen ihr nicht Raum geben, wir wollen ihr nicht Platz einräumen, wir wollen ihr nicht Statt geben, wir wollen ihr nicht Ort geben, wir wollen ihr nicht Stelle geben, wir wollen ihr nicht Wohnung machen, wir wollen ihr nicht Herberge geben, wir wollen ihr nicht Quartier geben, wir wollen ihr nicht Einlaß thun, wir wollen ihr nicht Eingang machen, wir wollen ihr nicht Thür und Thor aufthun, wir wollen ihr nicht Fenster und Thüren öffnen, wir wollen ihr nicht Thür und Angel aufmachen, wir wollen ihr nicht Thür und Riegel aufschließen, wir wollen ihr nicht Thür und Schloß aufmachen, wir wollen ihr nicht Thür und Schloß aufthun, wir wollen ihr nicht Thür und Schloß öffnen, wir wollen ihr nicht Thür und Schloß

Kirch, der Superintendent Matthiä seinen Amtsbruder und ehemaligen Gönner nicht mehr in den Kirchenstühlen sitzen sah, wo er ihn sonst immer gesehen hatte, und wo er ihn heute (Sonntag den 19. Januar) wieder erwartete. Dies bewog den Superintendent Matthiä, sich nach dem Grunde seiner Abwesenheit zu erkundigen. Er erfuhr, daß Matthiä sich in seiner Wohnung befinde, daß er sich mit Lesen der Bibel und Beten die gewisse Stunde über beschäftige, daß er sich weder durch Zureden, noch durch Drohen bewegen lasse, in die Kirche zu gehen, daß er seine Sonn- und Festtage zu Hause feiere, daß er sich überhaupt, seit er sein Amt verloren habe, sehr verändert habe, daß er sich in seinem Hause einschließe, daß er sich weder mit Lesen, noch mit Schreiben, noch mit Arbeiten beschäftige, daß er sich nur mit Lesen der Bibel und Beten die gewisse Stunde über beschäftige, daß er sich weder durch Zureden, noch durch Drohen bewegen lasse, in die Kirche zu gehen, daß er seine Sonn- und Festtage zu Hause feiere, daß er sich überhaupt, seit er sein Amt verloren habe, sehr verändert habe, daß er sich in seinem Hause einschließe, daß er sich weder mit Lesen, noch mit Schreiben, noch mit Arbeiten beschäftige, daß er sich nur mit Lesen der Bibel und Beten

verbieten, daß sie Thomasius nicht in Anspruch nehmen sollte. Dieser, welcher sie darüber zur Rede stellte, erhielt zur Antwort, daß sie ihn nicht gerufen habe, daß Thomasius sich selbst eingedrängt habe, daß sie ihn nicht leiden könne, daß sie ihn nicht gebrauchen werde, daß sie ihn nicht gebrauchen wolle, daß sie ihn nicht gebrauchen könne. Eine aber über diesen ihren Entschluß von ihm gefragt, gab ihm zur Antwort, daß sie ihn nicht gebrauchen könne, weil er ihr Gewissen beunruhige. Er antwortete auf die Thomasius Sache. Auch habe sie ihn nicht gebrauchen können, weil er ihr Gewissen beunruhige. Er habe ihr nämlich gesagt, welche Ehebrüche allein, und wie blutschänderische Ehen allein, nach göttlichem Gesetze, verboten seyen. Nun habe sie aber, wie sie wohl wisse, und wie sie ihm auch gestanden, mit ihrem Oberstallmeister Hans Adam von Schönberg, Bruder des Geheimen Raths Heinrich von Schönberg, in Ehebruch gelebt, und sie könne sich nicht überreden, daß dieses Gott verboten habe. Sie habe ihn, Thomasius, gebraucht, um ihr Gewissen zu beruhigen, und Thomasius habe ihr gesagt, daß sie ihr Gewissen nicht beruhigen könne, daß sie also ihn, Thomasius, nicht gebrauchen könne, weil er ihr Gewissen nicht beruhigen könne. Diese so barmherzige und christliche Antwort hat Thomasius, wie er sagt, nicht vergessen können, noch es wollen, und er hat sie seinen Lesern nicht vorenthalten wollen. Sie ist übrigens wahrlich

Thränen sagte er: „Ich will es mir nicht zur besondern Freudigkeit vor Gottgesagt haben, daß ich mich in meinem Amte so treu bewiesen habe, sondern ich will mich meines Gottes freuen, der mich dazu tüchtig gemacht hat, so daß ich mich meines Amtes vor Gott und Menschen nicht zu schämen brauche. Ich will mich freuen, daß der Herr Jesus mir Gnade gegeben hat, daß ich mich seiner Gnade nicht vergeblich habe gebrauchen lassen. Ich will mich freuen, daß ich meine Seele gerettet habe, und daß ich meinen Heiland droben finden werde. Ich will mich freuen, daß ich meine Kinder und Kindeskinder in der Wahrheit wandeln sehe, und daß ich meine Gemeinde, die mir der Herr Jesus anvertraut hat, in seiner Liebe, wie ich hoffe, wohl bewahrt habe. Ich will mich freuen, daß ich meine Brüder, die mir der Herr Jesus zugeordnet hat, in gleicher Liebe geliebt habe, wie er sie geliebt hat, und daß ich mich mit ihnen in Liebe vereinigt habe, wie er mit ihnen vereinigt ist. Ich will mich freuen, daß ich mich in meinem Amte, wie ich hoffe, nicht gesucht habe, sondern daß ich nur gesucht habe, was Jesu Christi ist, und daß ich mich nicht gesucht habe, sondern nur meinen Heiland, und in ihm meine Brüder, und in der Gemeinschaft derselben den Herrn der Herrlichkeit. Ich will mich freuen, daß ich

Gilde oder der Handwerker, die sie betreiben, Lehrlinge in der Absicht halten und dazu verpflichtet sind, sie in ihrem Gewerbe zu unterrichten, und wenn sie dieses nicht thun, so können sie durch die Gerichte dazu gezwungen werden. Die Lehrlinge müssen ihren Lehrherren Gehorsam leisten, und wenn sie sich widerspenstig bezeigen, so können sie durch die Gerichte dazu gezwungen werden, ihre Lehrzeit auszudienen. Wenn ein Lehrherr seinen Lehrling ohne Ursache wegjagt, so hat dieser Anspruch auf Ersatz des Schadens, den er dadurch leidet, und wenn er sich selbst wegbegiebt, so kann ihn der Lehrherr dazu zwingen, seine Lehrzeit auszudienen. Wenn ein Lehrling in einer Gerichtsstadt die Kunst erlernt, so kann er, wenn er will, sich in einer andern Stadt niederlassen, und wenn er sich in einer Gerichtsstadt niederlassen will, so kann er sich, wenn er will, in einer andern Gilde, als der, worin er gelernt hat, aufnehmen lassen, und wenn er sich in einer andern Gilde aufnehmen lassen will, so kann er sich, wenn er will, in einer andern Stadt, als worin er gelernt hat, aufnehmen lassen. Der Lehrling bleibt gewöhnlich drey Jahre in der Lehre; manche, wenn andere Umstände es erfordern, bleiben länger, andere kürzere Zeit. Wenn ein Lehrling seine Lehrzeit ausgedient hat, so wird er Geselle, und wenn er sich in einer Gerichtsstadt niederlassen will, so kann er sich, wenn er will, in einer andern Gilde, als worin er gelernt hat, aufnehmen lassen. Wenn ein Geselle sein Handwerk ausgelernt hat, so wird er Meister, und wenn er sich in einer Gerichtsstadt niederlassen will, so kann er sich, wenn er will, in einer andern Gilde, als worin er gelernt hat, aufnehmen lassen.

lich — und diese ist nicht unwahrscheinlich — so würden wir hier den ersten Aufenthalt des Dichters nach seiner Rückkehr aus Palästina, die Gegend nach dem Bodensee, wo er sich zuerst niederließ, und wo er auch die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, bezeichnet finden. Doch, wie gesagt, diese Stelle ist dunkel, und wir können nur Vermuthungen darüber aufstellen. Ob Walther von Vogelweide auch einen Theil seiner Jugend in Oesterreich zubrachte, und ob Friedrich von Hausen, Dietmar von Aist, Heinrich von Rugge, Albrecht von Johannsdorf, Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide sämmtlich Oesterreicher waren, wie Einige behaupten, ist eine Frage, die sich nicht mit Bestimmtheit beantworten läßt. Walther selbst nennt sich nirgends einen Oesterreicher, und wenn er auch einige Jahre daselbst zubrachte, und sich dort mit seinen Kunstgenossen traf, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er dort geboren wurde. Wo er geboren wurde, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Die meisten Stellen, welche sich auf seine Geburt beziehen, sind dunkel, und lassen sich nicht deuten, und in zwei verschiedenen Gegenden will man ihn geboren wissen. Wenn man in der Gegend von Bozen, wo er begraben liegt, seine Geburt annimmt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er in Tirol geboren wurde.

Er ist gleich in seinen Minneliedern durch seine Sprüche berühmt geworden. Diese Sprüche sind theils politischen Inhalts, theils moralischen Inhalts, theils Lobsprüche auf Fürsten, theils Satiren auf Geistliche, theils Gebete, theils Lehren, theils Räthsel. Sie sind in verschiedenen Versarten, meist in kurzen oder ganz kurzen Versen abgefaßt. Manche Sprüche sind sehr dunkel, und

an Gestaltungen von Tiefen, die sich ausdehnen oder, die sich auf der Fläche zusammenziehen, die sich verengen oder, die sich erweitern, die sich vertiefen oder, die sich erheben, die sich verschieben oder, die sich drehen. Es ist eine Bewegung von der Verschiedenheit der Tiefen, die sich in Tiefen und in Flächen, in Flächen und in Tiefen, in Tiefen und in Tiefen, in Flächen und in Flächen vollzieht, und sie ist verschieden, je nachdem sie in Tiefen oder in Flächen sich vollzieht. Und diese Bewegung ist verschieden, je nachdem sie in Tiefen oder in Flächen sich vollzieht, sie hat verschiedene Grade der Geschwindigkeit, sie hat verschiedene Grade der Kraft, sie hat verschiedene Grade der Zusammenhangslosigkeit, verschiedene Arten, sowie auch verschiedene Richtungen, sie hat verschiedene Grade der Tiefe, sie hat verschiedene Grade der Ausdehnung, sie bringt verschiedene Grade der Tiefen oder der Flächen wieder hervor, sie hat verschiedene Grade der Tiefe, sie hat verschiedene Grade der Ausdehnung, sie bringt verschiedene Grade der Tiefen oder der Flächen wieder hervor, und sie bringt verschiedene Grade der Tiefen oder der Flächen wieder hervor.

Diese Bewegungen verschiedener Arten Tiefen, verschiedener Arten Flächen, verschiedener Arten Tiefen und Flächen, verschiedener Arten Flächen und Tiefen in Tiefen, in Flächen, in Tiefen und in Flächen, in Flächen und in Tiefen, in Tiefen und in Tiefen, in Flächen und in Flächen, sie sind die Grundlage des Handels, sie sind die Grundlage des Handels, sie sind die Grundlage des Handels

ges, welches, wenn es Tugenden zu belohnen hatte, dieser andern eine Gemahlin zur Belohnung gibt. Ich will nicht sagen, daß Sie Ihre Gemahlin nicht einer Belohnung zu verdanken haben; aber soviel ist gewiß, daß Sie sie Ihrem Glücke zu verdanken haben. Sie ist ein Geschenk, das Ihnen das Glück gemacht hat, und Sie haben es ihm zu danken, daß es keines geworden ist, das Sie sich selbst hätten machen können. Ich will nicht sagen, daß Sie sie nicht verdienen; aber soviel ist gewiß, daß Sie sie nicht verdienen dürfen

Kopf, Geſicht und Hals, Bruſt, Arme und Hände, Bauch, Lenden, die ganze Hinterſeite, Beine, Füße, Zehen, Nägel, Haare, Bart, Augenbraunen, Augenlieder, Augen, Augenſterne, Augenlieder und Augenwimpern, Ohren, Naſe, Naſenlöcher, Mund, Lippen, Zähne, Zahnfleiſch, Zunge, Kinn, Backen, Grübchen, Kehle, Gurgel, Schlund, Schlüſſelbein, Schulter, Achſel, Oberarm, Ellenbogen, Vorderarm, Handwurzel, Handfläche, Finger, Daumen, Fingerglied, Fingerknöchel, Fingerſpitze, Fingernagel, Hüfte, Schenkel, Knie, Schienbein, Wade, Knöchel, Ferſe, Fußſohle, Zehe, Zehenglied, Zehennagel.

Dieſen vorzüglichen Theodulen hat Gottlob Heinrich Rüdiger, Prof. und Doctor der Philoſophie, in ſeinen Anfangsgründen der Theodicee beigefügten Verſen, Hymnen, Oden in deutſchen Reimen (Halle 1745. 8.) die Ehre angethan, gleich ſeinem Vorgänger den Anfang ſeiner Arbeit damit zu machen, daß er ſie in Verſe brachte. Er ſagt ſelbſt, daß er ſie ſchon vor einigen Jahren gethan, und zwar damit, daß er ſie in ſeinen Vorleſungen über die Theodicee ſeinen Zuhörern vorgeſungen habe. Dieſe Vorleſungen ſind, wie die Titel derſelben ausweiſen, ſehr ſtark beſucht geweſen. Es ſcheint alſo, daß ſie ſich ſehr gut zu Liedern haben ſchicken laſſen. Wenn ſie nun ſo ſtark beſucht geweſen, und wenn ſie ſich ſo gut zu Liedern haben ſchicken laſſen, ſo ſind ſie ſicherlich auch ſehr gut geſungen worden. Und wenn ſie ſo gut geſungen worden, ſo ſind ſie ſicherlich gerne, und mit Luſt gehört worden. Und wenn ſie mit Luſt gehört worden, ſo ſind ſie ſicherlich auch mit Luſt gelernet worden. Und wenn ſie mit Luſt gelernet worden, ſo ſind ſie ſicherlich auch mit Luſt geſungen worden. Und wenn ſie mit Luſt geſungen worden, ſo ſind ſie ſicherlich auch

gieren und Verfahren bringen, in welche man sich hernach nicht mehr schicken kann.

Durch die Art und Weise, wie man seine Kinder mit Ernst und mit Gelindigkeit regieret, wird man sie entweder zu Sklaven machen, oder zu Leuten, die sich selbst regieren können. Im ersten Fall, ist es gut, daß man sie nicht mehr sieht, wenn sie aus der Kindheit gehen; im andern Fall, wird man sie gerne um sich haben, und sie werden gerne bey uns bleiben. Ein Sklave ist ein Mensch, der nicht weiß, was er thun soll, und der es nicht thut, wenn er es weiß. Ein Mensch, der sich selbst regieret, weiß, was er thun soll, und thut es, wenn er es weiß. Ein Sklave ist ein Mensch, der seine Pflichten nicht kennet, und sie nicht ausübet. Ein Mensch, der sich selbst regieret, kennet seine Pflichten, und übet sie aus. Ein Sklave ist ein Mensch, der nicht weiß, was er thun soll, und

an Thorn für die vor mehren, von Joachim von Hahn angeklagten Bürgern, die von der neuen Lehre beigetreten waren, und sich weigerten, dem Rathe Rechnung abzulegen, und die Gerichte, vor welche sie gezogen wurden, nicht anerkannten, bei dem Hofe und den Räthen des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der sich ihrer annahm, und sie in Schutz nahm, — in Frankfurt, — in Quedlinburg, — in Halle, — in Leipzig, — in Dresden, — in Berlin, — in Hannover, — in Braunschweig, — in Hamburg, — in Lübeck, — in Bremen, — in Stettin, — in Königsberg, — in Danzig, — in Riga, — in Reval, — in Petersburg, — in Moskau, — in Stockholm, — in Upsala, — in Kopenhagen, — in Amsterdam, — in Utrecht, — in Leyden, — in Harderwyk, — in Franeker, — in Groningen, — in Duisburg, — in Marburg, — in Rinteln, — in Jena, — in Wittenberg, — in Helmstädt, — in Frankfurt an der Oder, — in Basel, — in Genf, — in Lausanne, — in Zürich, — in Bern, — in Schaffhausen, — in Lindau, — in Augsburg, — in Nürnberg, — in Ulm, — in Tübingen, — in Heidelberg, — in Mannheim, — in Speyer, — in Mainz, — in Trier, — in Köln, — in Bonn, — in Aachen, — in Lüttich, — in Löwen, — in Brüssel, — in Gent, — in Brügge, — in Antwerpen, — in Paris, — in Orleans, — in Montpellier, — in Toulouse, — in Genua, — in Florenz, — in Pisa, — in Rom, — in Neapel, — in Palermo, — in Messina, — in Madrid, — in Salamanca, — in Alcala, — in Granada, — in Sevilla, — in Lissabon, — in Coimbra, — in Evora, — in Prag, — in Wien, — in Gratz, — in Ofen, — in Pesth, — in Pressburg, — in Debreczin, — in Siebenbürgen, — in Hermannstadt, — in Klausenburg, — in Warschau, — in Krakau, — in Lemberg, — in Posen, — in Breslau, — in Glogau, — in Liegnitz, — in Brieg, — in Schweidnitz, — in Jauer, — in Neisse, — in Ratibor, — in Oppeln, — in Troppau, — in Olmütz, — in Leitomischl, — in Brünn, — in Iglau, — in Znaim, — in Hradisch, — in Prerau, — in Kremsier, — in Ungarisch-Hradisch, — in Ungarisch-Brod, — in Tyrnau, — in Neutra, — in Trentschin, — in Leutschau, — in Kaschau, — in Eperies, — in Tokay, — in Sillein, — in Rosenberg, — in Neusohl, — in Schemnitz, — in Kremnitz, — in Bartfeld, — in Zips, — in Agram, — in Fünfkirchen, — in Essek, — in Peterwardein, — in Karlowitz, — in Temesvar, — in Arad, — in Großwardein, — in Karlsburg, — in Hermannstadt, — in Kronstadt, — in Bistritz, — in Mediasch, — in Schäßburg, — in Mühlbach, — in Broos, — in Reps, — in Klausenburg, — in Thorenburg, — in Neumarkt, — in Deva, — in Hatzeg, — in Fogarasch

Hansen Gefängniß, und wurde durch den Hauptmann Hans Hansen Ulfeldt, welcher damahls in Island Commendant war, und Hansen Gefängniß-Wächter, wohl bewahret, gehalten. Als aber Hansen Ulfeldt, Commendant in Island, starb, und der Gouverneur Hinrich Bielke, mit dem Hansen Gefängniß-Wächter, Hauptmann Hans Hansen Ulfeldt, nicht gut stand, so ward Hansen Gefängniß-Wächter, Christian Hansen, seines Amts und Dienst entsetzet.

Hans hat nachhero, nachdem er 16 Jahre gefangen gesessen hatte, den 13. Aug. 1663. des Grafen von der Schulenburg Gemahlin, Gräfin Margaretha, eine Tochter, welche sie mit dem Grafen Christian Ludwig von der Schulenburg, Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Rath, gezeuget hatte, geheyrathet, und ist mit derselben 3 Jahre in Ehestande gewesen, und hat darinnen 6 Kinder gezeuget, 3 Söhne und 3 Töchter, welche alle 6 noch leben, und sind, wie ihre Mutter, Catholisch. Hans ist den 20. Jun. 1666. in Hamburg gestorben, und daselbst in der Catholischen Kirche begraben worden. Seine Gemahlin, eine Gräfin von der Schulenburg, hat sich hierauf, nachdem sie ihren Mann 3 Jahre beweinet hatte, mit dem Grafen Johann Adolph von Manderscheid, Churfürstlich Cölnischen Rath, verheyrathet, und ist mit demselben 3 Jahre in Ehestande gewesen, und hat darinnen 2 Kinder gezeuget, 1 Sohn und 1 Tochter, welche beyde noch leben, und Catholisch sind. Sie ist den 20. Jun. 1672. in Cöln gestorben, und daselbst in der Catholischen Kirche begraben worden. Ihr Gemahl, der Graf von Manderscheid, ist den 4. Jun. 1685. gestorben, und daselbst begraben worden.

gebrauchen die Römer Pfeile, und wenn ein Gefecht vor den Stadt-Thoren vorfällt, wird aller von einigen Pfeilen gesprochen, die in die Stadt geworffen worden. Ob nun gleich Herodianus meldet, daß die Römer Bogen und Pfeile hätten in den Belagerungen Jerusalems: jedoch gedencket Josephus, der doch alle Belagerungen Jerusalems beschrieben, nicht eines einzigen Pfeils, und Cornelius Tacitus gedencket nur einmahl einer Schleuder, da er sagt, daß Titus Vespasianus, als er die Stadt Jerusalem belagert, mit einer Schleuder getroffen worden, und Josephus meldet, daß Titus Vespasianus, als er die Stadt Jerusalem belagert, mit einem Stein getroffen worden. Ob nun wohl die Römer Bogen und Pfeile, wie auch Schleudern gebraucht haben, so haben sie doch dieselben nicht in Belagerungen gebraucht, sondern sie haben sich der Wurff-Maschinen bedienet, wie Josephus, der Jüdische Geschicht-Schreiber, solches klar und deutlich beschrieben hat. Die Wurff-Maschinen, welche die Römer gebraucht, sind unterschiedlich. Einige haben Steine geworffen, einige haben Balcken geworffen, und einige haben Pfeile geworffen. Die Wurff-Maschinen, welche Steine geworffen, sind Onager, Scorpiones, Petrariæ, Balistæ, Ballistæ, Catapultæ, Manganæ, Tormenta, und der Widder, den er selbst mit seinem Namen Arietem nennet. Die Wurff-Maschinen, welche Balcken geworffen, sind Tormenta, Manganæ, Balistæ, Ballistæ, Catapultæ, und der Widder. Die Wurff-Maschinen, welche Pfeile geworffen, sind Tormenta, Balistæ, Ballistæ, Catapultæ, und die Scorpiones. Diese werden unterschieden und genennet

anderer Völker über denselben unpartheyischer beurtheilen lehre; dieser Nutzen kann ihr nicht ganz abgesprochen werden. Aber auf der andern Seite läßt auch der Verfasser, nach seiner Gewohnheit, Bibel und Geschichte etwas mehr sagen, als sie auf Befragen freywillig antworten möchten; er philosophirt wider die Erwartung wenig, und hätte also auch in der That über die Frage: ob und warum die Kebs-Ehe vor verboten zu achten sey, die Leser noch mehr befriedigen sollen.

In einer andern lateinischen Abhandlung vom Jahr 1702. die man in seinen Auserlesenen Schriften auch deutsch lesen kann, vom Rechte Evangelischer Fürsten in Feyerlichkeiten bey Begräbnissen, hat er außer dieser besondern Erörterung, noch manche allgemeine Grundsätze des Kirchenrechts geprüft. Nach seiner Meinung kann ein Fürst dergleichen feyerliche Gebräuche ordnen und auch abschaffen; selbst wider den Willen der Geistlichen: und er soll dieselben lieber vermindern, als vermehren. Dieses Recht gebühret ihm, wenn man gleich das Begräbniß als ein geistliches Werk ansieht, vermöge seiner Gewalt in Kirchensachen. Aber es ist in der That bloß eine weltliche Sache, die man deswegen vor die Protestantischen Consistoria gezogen hat, eben so wie die Ehesachen, weil dieselben und noch mehrere, von den Catholischen vor geistliche Dinge gehalten worden sind. Ein Fürst kann hierinnen, auch mit Widerspruche des Consistorii, nach seinem Gefallen Aenderungen treffen, indem er ohnedem befugt ist, dieses geistliche Gericht völlig abzuschaffen. Denn ob man gleich nicht meinen darf, die Consistoria wären ganz und gar nichts nütze, und müßten ohne Unterscheid aufgehoben werden; so darf man sich doch auch nicht einbilden,

den, als wäre das Consistorium über den Fürsten, und es müßten nothwendig Consistoria seyn: Sätze, deren Vertheidiger unter den Evangelischen es heimlich mit dem Pabstthum gehalten haben. Ehrgeiz, Pracht, Aberglauben, Priestergeiz, Aergerniß, so aus schmeichlerischen Leichenpredigten entsteht, endlich die Vertheidigung des Fürstenrechts selbst wider die vorhergenannten päbstischen Meinungen, sind nach dem Urtheil des Thomasius die vornehmsten Ursachen, welche dem Fürsten die Verringerung der Leichencärimonien anrathen.

Alles was er mit so vieler Freymüthigkeit gegen die bisherige Denkungsart, zum Nachtheil des Ansehens, das der geistliche Stand in der Evangelischen Kirche besaß, und mit verächtlichen Seitenblicken auf viele Mitglieder oder Schriftsteller desselben, vorbrachte, bestätigte die meisten, welche dazu gehörten, in dem alten Begriffe von ihm, daß er ein erklärter und unversöhnlicher Feind desselben sey. Daher kam es, daß einige es vor keinen Ernst halten konnten, als Thomasius im Jahr 1707. eine Streitschrift drucken ließ, die unter der Aufschrift, von der Pflicht eines Evangelischen Fürsten, die Besoldungen und Ehrenstellen der Kirchendiener zu vermehren, in die oftgedachte Sammlung seiner deutschen Schriften eingerückt worden ist. Und doch schrieb er darinne vieles eben so wahr als nachdrücklich. Er bemerkte insonderheit, daß man eben so, wie ehemals in der Bereicherung der päbstlichen Clerisey zu viel, also von Seiten der Protestanten, in Ansehung der Einkünfte und der nöthigen Achtung gegen ihre Lehrer, zu wenig gethan habe; daß die Armuth und Verachtung derselben überhaupt genommen, immer mehr zunehme; wie mancherley Unheil daraus in dem Staate

ent-

entſtehe; wie ſehr ein Fürſt daher durch das natürliche Recht verbunden ſey, ſolchem abzuhelfen; und wie leicht zwar die Mittel wären, welche dazu führen könnten, daß ſie aber auch oft durch den geiſtlichen Stand ſelbſt, eben ſowohl als durch die Feinde deſſelben, erſchwert würden.

Auf dieſe kleinern Beyträge des Thomaſius zum Anbau des Kirchenrechts, folgte endlich im Jahr 1712. eine ſeiner vorzüglichſten Schriften dieſer Art, die lateiniſch geſchrieben war; bald darauf aber auch deutſch, mit der Aufſchrift: Höchſtnöthige Cautelen, welche ein Studioſus Juris, der ſich zur Erlernung der Kirchenrechtsgelahrtheit vorbereiten will, zu beobachten hat, zum Vorſchein kam. Es iſt eine Einleitung zu dieſer Wiſſenſchaft, die ſich auf eine ſehr richtige, aber damals noch nicht herrſchende Methode gründet. Soll das Kirchenrecht, ſagt er, gründlich erlernet werden: ſo muß man vor allen Dingen ſich mit der Kirchengeſchichte genau bekannt machen: und daher begreift der größte Theil dieſes Buchs eine Anweiſung, worauf man in derſelben, beſonders in der chriſtlichen Kirchengeſchichte, hauptſächlich zu ſehen habe, und wie viel Vorſichtigkeit bey derſelben angewandt werden müſſe. Er klagt ſehr über ihre Vernachläſſigung unter den Proteſtanten, und erklärt auch ihre Nutzbarkeit für Rechtsgelehrte. Indeſſen iſt es doch gewiß, daß bereits einige Zeit vor dem Thomaſius ein trefflicher Kenner dieſer Geſchichte, Caſpar Ziegler, oberſter Lehrer der Rechte zu Wittenberg, dieſelbe auch zum Beſten des Kirchenrechts wohl zu nützen gewußt habe. Freylich ſuchte ſolches Thomaſius nach einer etwas verſchiedenen Richtung zu thun. Mit einer lange nicht ſo tiefen und ausgebreiteten Gelehrſamkeit in der Kirchengeſchichte als

Zieg-

Kaufer, die es nur wenig anders handeln konnten, als daß sie es ihnen um ihr Geld gaben, wie sie es selber gekauft hatten. Da sie nämlich Kaufer, Verkäufer und Wechsler zugleich waren, so hatten sie ihre Rechnung dabei, wenn sie es ihnen um ihr Geld gaben, wie sie es selber gekauft hatten. Sie hatten nämlich allerlei Geld, das sie selber gekauft hatten, und wenn sie es ihnen um ihr Geld gaben, wie sie es selber gekauft hatten

Gott, und den die Gottheit in göttlicher Weise, das ist in ewiger Weise, in sich gebiert, das ist der Sohn Gottes.

Wenn wir nun sagen, daß diese Weise und Eigenschaft, welche wir Gott beilegen, nicht Gott selber sei, so ist dieses nicht so zu verstehen, als ob Gott ohne diese Weise und Eigenschaft wäre, sondern diese Weise und Eigenschaft ist Gott selber, aber nicht Gott, wie er in sich selber ist, sondern Gott, wie er sich zu einem Andern verhält, wie er sich zu einem Andern bestimmt, mit diesem sich vereinigt, oder wie er sich in einem Andern offenbart.

Gott ist Geist, Gott ist Liebe, Gott ist Weisheit, Gott ist Gerechtigkeit, Gott ist Barmherzigkeit, Gott ist Gnade, Gott ist Wahrheit, Gott ist Licht, Gott ist Leben, Gott ist Seligkeit, Gott ist Ewigkeit, Gott ist Allmacht, Gott ist Allgegenwart, Gott ist Allwissenheit, Gott ist Alles, was Gott ist, wenn wir nur das Wort Gott nicht für sich allein nehmen, sondern es mit dem Worte Geist, Liebe, Licht, Leben u. s. w. verbinden. Gott ist Alles, was Gott ist, wenn wir nur das Wort Gott nicht für sich allein nehmen, sondern es mit dem Worte Gott verbinden. Gott ist Alles, was Gott ist, wenn wir nur das Wort Gott nicht für sich allein nehmen, sondern es mit dem Worte Gott verbinden.

Gott ist Alles, was Gott ist, wenn wir nur das Wort Gott nicht für sich allein nehmen, sondern es mit dem Worte Gott verbinden. Gott ist Alles, was Gott ist, wenn wir nur das Wort Gott nicht für sich allein nehmen, sondern es mit dem Worte Gott verbinden. Gott ist Alles, was Gott ist, wenn wir nur das Wort Gott nicht für sich allein nehmen, sondern es mit dem Worte Gott verbinden. Gott ist Alles, was Gott ist, wenn wir nur das Wort Gott nicht für sich allein nehmen, sondern es mit dem Worte Gott verbinden.

dem ist vollkommen klar, auch dem, der diesen Gedanken nicht selbst gedacht hat, so ist es doch nicht schwer, ihn zu verstehen, wenn er ihn gedacht hat. Wenn ein Mensch sich einbildet, er verstehe, was Gedanken sind, und er habe sie auch, aber er könne sie nicht mitteilen, so ist das ein Irrtum. Wenn er sie hat, so kann er sie auch mitteilen, und wenn er sie mitteilt, so werden sie auch verstanden. Ich, der spricht, und wenn es sich dabei um Gedanken handelt, der Gedanke, der ausgesprochen wird, sind eins. Wenn ich einen Gedanken habe, so habe ich ihn, und wenn ich ihn habe, so kann ich ihn auch aussprechen, und wenn ich ihn aussprechen kann, so kann ich ihn auch mitteilen. Wenn ich ihn mitteile, so wird er auch verstanden. Wenn ich ihn nicht mitteilen kann, so habe ich ihn nicht. Wenn ich ihn habe, so kann ich ihn auch mitteilen. Wenn ich ihn mitteile, so wird er auch verstanden. Wenn ich ihn nicht mitteilen kann, so habe ich ihn nicht.

beantwortet wird die Hauptentscheidung der Gesamtheit über Krieg und Frieden, über Bündnisse und Verträge, über Gesetze und Steuern, über Ausgaben und Anleihen einem gewählten Körper übertragen, der nicht nur die Interessen der Gesamtheit, sondern auch die Meinungen der Gesamtheit vertreten soll. Das ist der Sinn der Repräsentativverfassung.

Wenn nun aber Parteien und ihnen Verbundene sich in diesen Körper hineinwählen, um ihre Sonderinteressen gegen und zu Lasten der Gesamtheit durchzusetzen, wenn sie, wie es in der Demokratie, wie es in der Republik, wie es in der Monarchie, wie es in der Theokratie, wie es in der Ochlokratie, wie es in der Plutokratie, wie es in der Aristokratie, wie es in der Bureaukratie, wie es in der Autokratie und wie es in der Ochsenkratie geschieht, dann ist das Ende der Repräsentativverfassung gekommen. Dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Gesamtheit sich ihrer eigenen Macht, und keiner Macht gegenüber, sondern nur ihrer eigenen Macht, bedient, um sich von dem Joche der Parteien zu befreien, die sich ihrer bedienen, um sie zu knechten, auszubeuten.

Die von allgemeinen Wahlen oder Wahlrechten abhängigen Körperschaften sind Parteikörperschaften. Sie sind Parteikörperschaften, weil sie nicht Vertreter der Gesamtheit, sondern Vertreter der Parteien sind, weil sie Vertreter der Parteien sind, weil sie Vertreter der Parteien sein müssen, weil sie Vertreter der Parteien sein wollen, weil sie Vertreter der Parteien sein können.

anfänge, und dieses Verfahren, wie es scheint, gefiel ihm so wohl, daß er es auch in seinen folgenden Werken beibehielt. Diese Kunst soll auch den trockensten Gegenstand angenehm machen, und ihn dem Leser so vorstellen, daß er ihn mit Vergnügen lesen muß. Ich will nicht untersuchen, ob Gellert diese Kunst besessen habe, oder nicht. Wahrscheinlich ist es, daß sie ihm nicht gefehlt habe, weil er sonst seine Leser nicht so sehr an sich gezogen hätte. Aber ich kann mich nicht überreden, daß er sie in seinen Fabeln angewandt habe. Wenigstens kommt mir die Einkleidung, die er in seinen Fabeln gewählt hat, ganz und gar nicht angenehm vor. Ich will nicht sagen, daß sie ihm nicht gelungen sei; aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie gelingen könne

sich Thomasius viele Mühe, die historische Glaubwürdigkeit überhaupt zu entkräften. Er hat zwar dadurch nicht mehr ausgerichtet, als andere vor ihm und zu seinen Zeiten, vornemlich in dem berühmten diplomatischen Kriege; allein Behutsamkeit in der historischen Critik kann man hier auch von ihm lernen. In der zweyten dieser Abhandlungen erörtert er den philosophischen und theologischen Begriff von der Frömmigkeit; behauptet, daß Aberglaube und Gottesverleugnung dem Staate gleich schädlich sind, und daß niemand wegen einer bloß speculativischen Gottesverleugnung bestraft werden könne, und erklärt endlich die besondere juristische Frömmigkeit, oder vielmehr was mit einem eigenen alt Römischen Worte (pietas) in besonderer Bedeutung ausgedrückt ist.

Unter den besondern Gattungen der Rechtsgelehrsamkeit, hat Thomasius beynahe den meisten forschenden und bessernden Fleiß auf das Römische bürgerliche Recht gewandt. Die Geschichte desselben, welche er geschrieben hat, ist zwar nur ein sehr kurzer Entwurf; aber in einem eigenen Buche hat er die Fehler dieser Rechtsgelehrsamkeit vor den Zeiten des Kayfers Justinianus desto genauer entwickelt. Und eine Menge seiner academischen Streitschriften zielt eben darauf, zu zeigen, daß auch die von dem gedachten Fürsten eingerichtete Rechtsgelehrsamkeit voll von Mängeln sey. Er bestreitet öfters die vermeinte Billigkeit der alten Römischen Gesetze; noch mehr sucht er zu beweisen, daß dieses Recht in den neuern Zeiten wenigen Nutzen habe; oder doch, wie viele Einschränkung nöthig sey, um es noch immer brauchbar zu machen. Seine Untersuchungen über die Gründe und Absichten der Gesetze sind meistentheils sehr schätzbar: und in ihrer Auslegung erhebt er sich leicht und glücklich über die grosse Verschiedenheit der Meinungen.

Wenn

Allein es ſind weder die Mittelſilben Bildungs-ſylben, noch ſind die Endſylben immer Flexions-ſylben. Es giebt Wörter, die mehrere Bildungs-ſylben haben, als: Freundſchaft, Freundlichkeit, Unfreundlichkeit, Unfreundlichkeit, Unfre

Ausschuß für Kunst und Wissenschaft, Bildung und Erziehung, Jugend und Sport, Ausschuß für Gesundheit, Soziales und Familie, Ausschuß für Umwelt, Energie und Verkehr, Ausschuß für Wirtschaft, Arbeit und Tourismus, Ausschuß für Landwirtschaft, Ausschuß für Gemeinden und Wohnbau, Ausschuß für Volksgruppen, Medien und Verfassung, Ausschuß für Europa und Internationales, Ausschuß für Rechnungshof und Bezügekontrolle, Ausschuß für Petitionen und Bürgerinitiativen, Ausschuß für Gleichbehandlung, Frauen und Konsumentenschutz, Ausschuß für Geschäftsordnung und Immunität, Ausschuß für Angelegenheiten der Wiener Stadtwerke, Ausschuß für Angelegenheiten der Wiener Stadtwerke, Ausschuß für Angelegenheiten der Wiener Stadtwerke

det worden ist, muß man auch hieher seine Abhandlungen vom Ursprunge des Inquisitionsprocesses, von der Entstehung, der Beschaffenheit, dem Fortgange und Untergange der sogenannten Wesiphälischen, oder Vehmen- und Frey-Gerichte, ingleichen von der Veranlassung, Abfassung und Absicht der peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung des Kayfers Carls des Fünften rechnen. Besonders aber hat er in einer lehrreichen Schrift bewiesen, daß die Tortur oder Marter in den christlichen Gerichtshöfen ganz abgeschafft werden sollte. Allein die Stimme der menschlichen Natur und der ächten Gerechtigkeit selbst, hat nicht einmal bisher den Mißbräuchen dieser grausamen Strenge genugsam abhelfen, geschweige sie denn völlig aufheben können.

Zwo Sammlungen vieler seiner Aufsätze, die er selbst herausgegeben hat, gehören ebenfalls an diese Stelle. Die erstere ist seit dem Jahr 1720. in vier Quartbänden unter der Aufschrift ans Licht getreten: Ernsthafte, aber doch muntere und vernünftige Thomasische Gedanken und Erinnerungen, über allerhand auserlesene Juristische Händel. Die zweyte erschien vom Jahr 1723. bis 1725. unter dem Nahmen: Vernünftige und Christliche, aber nicht Scheinheilige Thomasische Gedanken und Erinnerungen, über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel, und sie macht drey Theile in Octav aus. Obgleich beyde Sammlungen, und am meisten die erste, vor andern dem Rechtsgelehrten schätzbar sind; so treffen doch auch andere Gelehrte in denselben viel Merkwürdiges und Unterhaltendes an. Beyspiele daraus sind zum Theil schon in der vorhergehenden Erzählung angeführt worden. Man kann noch aus der erstern Sammlung hinzusetzen, was von dem Zustande eines

Atheistischen Gelehrten, von Verbesserung des Justizwesens, und Verkürzung der langen Processe, von der Concordien-Formel; von dem Stande und Rechte der aus ungleicher Ehe erzeugten Kinder und Fürstlichen Maitressen; von verkapptem Haß und Neid zwischen Collegen in Städten, ingleichen zwischen Gerichten und Advokaten; über die Frage: ob ein Lutheraner, wenn er Catholisch wird, die Seeligkeit verliere? vom Laster, wenn Priester ihrem Landesherrn die Absolution versagen; von der Behutsamkeit Evangelischer Fürsten in Bestrafung unruhiger Prediger, und über ähnliche Materien, gesagt wird. In der zweyten Sammlung lieset man Nachrichten vom Bodinus und Malherbe; Beyträge zur neuern Ketzergeschichte; eine Abhandlung von der Uneinigkeit der Gelehrten, wegen Bestrafung der Prediger; die Vorlesungen des Verfassers von den Vorurtheilen, und unter vielem andern auch eine Auslegung dunkler Stellen beym Cicero.

Beynahe giebt es also keine Wissenschaft, welche Thomasius nicht wenigstens in seinen Schriften berührt, und einige Urtheile über dieselbe gefällt hätte. Diese Zuversicht kam nicht sowohl aus einer allgemeinen Gelehrsamkeit her, die er besessen hätte, als vielmehr von vielen andern Ursachen. Sein trefflicher philosophischer Geist bahnte sich leichter als tausend andere, einen Weg in Gegenden, die er eben nicht lange durchgeforscht hatte, überschauete auch daselbst bald manche Fehltritte und übliche Verirrungen; und wagte wenigstens scharfe Blicke oder Vermuthungen, wo er nicht mit aller Zuverlässigkeit entscheiden konnte. Mit dem kühnen Muthe, der ihn überall hin begleitete, unterwarf er die Methode, den Vortrag, einzele Lehrsätzen, und die Anwendung mancher Wissenschaften seiner Beurtheilung, wenn er gleich

nicht

nicht im Stande war, in ihr Innerstes einzudringen. Da er überhaupt den richtigen Grundsatz zeitig angenommen hatte, vielerley Kenntnisse zum Dienste einer oder der andern Hauptwissenschaft mit einander zu verbinden: so war es nicht zu verwundern, wenn er oft gleichsam Streifereyen in ein angränzendes Gebiete vornahm. Endlich erleichterte ihm auch solche Unternehmungen, seine ausgebreitete Belesenheit in den besten Büchern aller Art: und sie war mehr als bloße Belesenheit, wie man in seinen Monathsschriften und in andern seiner Werke sehen kann. Er hatte eine zahlreiche und ausgesuchte Bibliothek gesammelt. Ein Denkmal derselben, und zugleich ein schätzbares Hülfsmittel der Bücherkenntniß, sind die Summarischen Nachrichten von auserlesenen, mehrentheils alten, in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern, welche er vom Jahr 1715. bis 1717. in vier und zwanzig Stücken in Octav ans Licht stellen ließ. Seine Absicht war, durch die darinne enthaltene Auszüge solche Bücher besonders bekannt zu machen, die zu einer gründlichen Rechtswissenschaft führen: und daher kommen sogar mehrere philosophische und historische, als der eigentlichen Rechtsgelehrsamkeit gewiedmete darunter vor. Diese Nachrichten sind zwar von einigen seiner Freunde, und vermuthlich auch zum Theil Schüler, aufgesetzt worden; aber seine Denkungsart ist darinne kenntlich genug: hin und wieder mögen auch mit anderer Schrift gedruckte Anmerkungen von ihm selbst hinzugekommen seyn.

Schwer kann man es übrigens nicht mehr, wie zu den Zeiten des Thomasius selbst, nennen, die Stärke seiner Gelehrsamkeit, und den Umfang seiner Verdienste, aber auch seine Fehler, zu bestimmen. So lange er lebte, hinderten seine vielen dreisten Neue-

rungen, die Ungewißheit ihres Fortgangs, die Art auf welche er sie durchzusetzen suchte, die Menge seiner heftigen Gegner, und der gegen ihn erfolgten Widersprüche, selbst das Veränderliche in seinen Meinungen, und überhaupt die langwierige Gährung, welche er in dem Reiche der Wissenschaften, auch in der Kirche stiftete, alles dieses hinderte eine solche bedachtsame und unpartheyische Beurtheilung. Jetzt, da wir in einigen Stücken viel weiter als er gekommen sind, in andern einen Mann von seinem Geiste eben sowohl brauchen, als unsere Vorfahren, sehen wir den Sturm, den er erregt oder erlitten hat, nur in einer dunkeln Ferne, und geniessen entweder dankbar die Früchte seiner Arbeiten, oder legen seine mißlungenen Versuche ruhig auf die Seite.

Seine Gelehrsamkeit war nicht außerordentlich groß. Am weitläufigsten und gründlichsten scheint sie in der Rechtswissenschaft gewesen zu seyn. Die nächste Stelle nahm bey ihm die philosophische und historische Wissenschaft ein; die unterste, seine Kenntniß des gelehrten griechischen und römischen Alterthums. Wenn er in dieser letztern höher gestiegen wäre: so würden auch sein Geschmack und seine Urtheilkraft noch weit vollkommener seyn. Selbst seine Schreibart müßte dadurch ungemein gebessert worden seyn. Denn ob sie gleich überhaupt deutlich und lebhaft ist; so fehlen ihr doch oft Reinigkeit, Bündigkeit und Zierlichkeit, und insonderheit vermißt man diese Eigenschaften am häufigsten in seinen lateinischen Schriften.

Dennoch leiden dadurch seine wahren Verdienste keinen Abbruch. Ein Mann, der weiter nichts Grosses ausgeführt hätte, als daß er die Freyheit zu denken, zu lehren und zu schreiben, mit einem solchen Kampfe so hoch empor gebracht hätte, als Thomasius, würde schon darum an eine unaufhörliche Dankbarkeit der

Nach-

Ehelicher Güterstand, welcher Person. Die Ehe wird in der Regel in keiner bestimmten Gemeinschaft der Güter eingegangen, sondern jeder Theil behält sein Vermögen und seine Rechte in Verwaltung und Nutznießung, und trägt auch die Lasten seines Vermögens, wie vor der Ehe. Es ist aber auch eine Gemeinschaft der Güter möglich, und diese kann entweder eine allgemeine, oder eine besondere sein.

Allgemeine Gemeinschaft der Güter. Eine allgemeine Gemeinschaft der beiderseitigen Güter, kann unter den Ehegatten nur dann eintreten, wenn sie dieselbe durch einen Ehevertrag ausdrücklich festsetzen. Dieser Ehevertrag muß vor der Trauung errichtet werden, und muß von Wichtigkeit sein, wenn er gegen Dritte gültig sein soll. Durch diesen Vertrag wird alles Vermögen, welches jeder Theil zur Zeit der Trauung besitzt, und alles, was jeder Theil während der Ehe erwirbt, gemeinschaftlich. Auch alle während der Ehe gemachten Schulden werden gemeinschaftlich, wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil bestimmt worden ist. Die Verwaltung und Nutznießung bleibt dem Manne, es sei denn, daß ausdrücklich das Gegentheil bestimmt worden ist. Die Frau kann ohne Einwilligung des Mannes weder Schulden machen, noch Vermögen veräußern, noch Bürgschaft leisten, noch Prozesse führen, es sei denn, daß sie dazu gerichtlich ermächtigt worden ist. Wenn die Frau ohne Einwilligung des Mannes Schulden macht, so haftet sie mit ihrem Vermögen und dem ihrigen, was sie während der Ehe erwirbt, und der Mann haftet nur mit dem, was er während der Ehe erwirbt. Wenn die Frau ohne Einwilligung des Mannes Vermögen veräußert, so kann sie das Veräußerte nicht zurückfordern, es sei denn, daß der Mann ausdrücklich seine Einwilligung dazu gegeben hat. Wenn die Frau ohne Einwilligung des Mannes Bürgschaft leistet, oder Prozesse führt, so kann der Mann die Bürgschaft aufheben, und die Prozesse niederschlagen. Wenn die Frau ohne Einwilligung des Mannes Handel treibt, so kann der Mann ihr den Handel untersagen, und sie haftet mit ihrem Vermögen und dem ihrigen, was sie während der Ehe erwirbt, und der Mann haftet nur mit dem, was er während der Ehe erwirbt.

Stelle die monatlichen Theile der Ein-kunft, will und befiehlt Ihnen Ihro Kayserl. Majest. hiermit gnädigst, und Kraft dieses Befehls, daß Sie Ihro Excellenz dem Herrn Grafen von Sinzendorf, Ihro Kayserl. Majest. Hof-Cammer-Präsidenten, Ihro Excellenz dem Herrn Grafen von Althann, Ihro Kayserl. Majest. Ober-Hof-Meister, und Ihro Excellenz dem Herrn Grafen von Harrach, Ihro Kayserl. Majest. Ober-Stall-Meister, die Ihnen Ihro Majest. zu Ihrer Unterhaltung gnädigst assignirt haben, und Ihnen Ihro Majest. gnädigst anbefohlen haben, alle Monath richtig und ohne Verzug, wie es Ihro Majest. selbsten gethan haben, auszahlen, und Ihro Majest. wollen sich auf Ihro Excellenz, als Ihro Kayserl. Majest. Hof-Cammer-Präsidenten, Ihro Excellenz, als Ihro Kayserl. Majest. Ober-Hof-Meister, und Ihro Excellenz, als Ihro Kayserl. Majest. Ober-Stall-Meister, verlassen, daß Sie Ihro Majest. Ihre Gelder richtig auszahlen werden. Wornach Sie sich zu achten haben. Gegeben Wien den 1. Jänner 1711.

Carl.

Graf von Sinzendorf.

Graf von Althann.

Graf von Harrach.

Ihro Excellenz dem Herrn Grafen von Sinzendorf, Ihro Kayserl. Majest. Hof-Cammer-Präsidenten, Ihro Excellenz dem Herrn Grafen von Althann, Ihro Kayserl. Majest. Ober-Hof-Meister, und Ihro Excellenz dem Herrn Grafen von Harrach, Ihro Kayserl. Majest. Ober-Stall-Meister.

Ihro Majest. der Kayserin Elisabeth Christina Assignation auf Ihre Einkünfften.

Carl der Sechste, von Gottes Gnaden Erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Hispanien, Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien und Sclavonien König, Erz-Herzog zu Oesterreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Kärnten und Crain, Marggraf des Heil. Römischen Reichs, zu Burgau, Mähren, Ober- und Nieder-Lausnitz, Fürst zu Schwaben, Gefürsteter Graf zu Habspurg, Tyrol, Pfirt, Kyburg und Görtz, Landgraf in Elsaß, Herr auf der Windischen Mark, Portenau und Salins, Herr zu Tortosa, Conflans und Salins, Herr zu Biscaya, Molin, Tripolis, Ptolemais, Utica, Lara, Bitsch, Ravenspurg, Mecheln, Asia, Salins, Courtray, Gorkum, Tenremonde, Vironen, Ter-Goes, Ter-Veer, Duffle, Mildenburg, Schonhoven, Vianen, Arckel, Leerdam, Willemstadt, Gertruydenberg, Naarden, Bredau, Gravenstein, Polanen, Breda, Diest, Grave, Tirlemont, Arschot, Rumen, Santvliet, Bergen auf dem Zoom, Grüningen, Diemen, Dockum, Wedde, Rhoon, Putten, Strijen, Beaumont, Voorne, Polanen, Ysselstein, Cuylenburg, Herstall, Binbergen, Montcornet, Chimay, Fauquemont, Falkenburg, Rheineck, Hohenack, Wassenberg, Sittart, Born, Stein, Millen, Gronsfeld, Hoensbroeck, Eppan, Kessenich, Wittem, Cranendonck, Dalhem, Fauquemont, Valkenburg, Rheineck, Hohenack, Wassenberg, Sittart, Born, Stein, Millen, Gronsfeld, Hoensbroeck, Eppan, Kessenich, Wittem, Cranendonck, Dalhem, Perl, Reckheim, Asperen, Heerenberg, Critz, Sommerdyck, Buren, Leerdam, Willemstadt, Gertruydenberg, Naarden, Bredau, Gravenstein, Polanen, Breda, Diest, Grave, Tirlemont, Arschot, Rumen, Santvliet, Bergen auf dem Zoom, Grüningen, Diemen, Dockum, Wedde, Rhoon, Putten, Strijen, Beaumont, Voorne, Polanen, Ysselstein, Cuylenburg, Herstall, Binbergen, Montcornet, Chimay, Fauquemont, Fal

§. 75.

Allgemeine Lehre von der Gültigkeit der Verträge.

Allgemeine Lehre von der Gültigkeit der Verträge.

Verträge sind nur solche Handlungen, die nach den Gesetzen gültig sind. Wenn also Jemand Etwas verspricht, was gegen die Gesetze ist, so ist er nicht verbunden, sein Versprechen zu halten, und es kann auch nicht gerichtlich gefordert werden. Ein Vertrag, der gegen die Gesetze ist, ist nichtig, d. h. er hat keine Kraft, und Niemand ist verbunden, ihn zu halten. Wenn Jemand Etwas versprochen hat, was gegen die Gesetze ist, so kann er sich nicht damit entschuldigen, daß er nicht gewußt habe, daß es gegen die Gesetze sei. Jeder Mensch ist verpflichtet, die Gesetze zu kennen, und wer sie nicht kennt, der handelt unrecht.

Es kommt also bei jedem Vertrage darauf an, daß er nicht gegen die Gesetze verstoße. Die Gesetze sind dazu da, um Jedermann zu schützen, und Niemand darf sich durch Verträge dieses Schutzes begeben. Wenn also Jemand Etwas versprochen hat, was gegen die Gesetze ist, so kann er sich nicht damit entschuldigen, daß er nicht gewußt habe, daß es gegen die Gesetze sei. Jeder Mensch ist verpflichtet, die Gesetze zu kennen, und wer sie nicht kennt, der handelt unrecht.

Es kommt also bei jedem Vertrage darauf an, daß er nicht gegen die Gesetze verstoße. Die Gesetze sind dazu da, um Jedermann zu schützen, und Niemand darf sich durch Verträge dieses Schutzes begeben. Wenn also Jemand Etwas versprochen hat, was gegen die Gesetze ist, so kann er sich nicht damit entschuldigen, daß er nicht gewußt habe, daß es gegen die Gesetze sei. Jeder Mensch ist verpflichtet, die Gesetze zu kennen, und wer sie nicht kennt, der handelt unrecht.

unpartheyisch geschehen sey, wird zwar niemand behaupten; aber dennoch habe ich aus diesen Nachrichten grossen Nutzen gezogen.

Die auf seinen Todt im Nahmen der Universität Halle ausgefertigte Gedächtnißschrift, habe ich aller angewandten Mühe ohngeachtet, eben so wenig, als das so oft gedruckte vollständige Verzeichniß aller seiner Schriften erhalten können.

In den Actis Eruditorum vom Jahr 1729. steht ein sehr kurzer Abriß seines Lebens und seiner Verdienste, der zwar die Leser wenig befriedigt, aber doch seiner Absicht angemessen, und des Verfassers Johann Friedrich Christs, meines unvergeßlichen Lehrers nicht unwürdig ist.

Was Christian Polycarp Leporin im Andern Theil seiner Germania litterata vivens, oder des jetztlebenden gelehrten Deutschlandes, im Jahr 1725. vom Thomasius erzählt und geurtheilt hat, ist zum Theil besser gerathen, als man nach der schlechten Einkleidung sich versprechen sollte.

Freylich hat ihn Brucker (in der Hist. Crit. Philosophiae T. IV. Part. alt.) an scharfsinniger Beurtheilung weit hinter sich zurück gelassen. Doch war es auch sein Endzweck nur, den Thomasius, als Philosophen betrachtet, abzuschildern.

Von den Streitigkeiten des Thomasius findet man in verschiedenen Theilen von Joh. Georg Walchs Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche, besonders aber im Anfange des dritten, viele brauchbare Nachrichten, und auch einige gemäßigte Urtheile.

Da man von einem solchen Manne begierig ist, viele besondere Umstände und Züge kennen zu lernen, und ich vergebens aus zuverläßigen Quellen solche zu schöpfen versuchte; so habe ich sogar in den grossen Schutthaufen der neuern Gelehrsamkeit darnach gewühlt, insonderheit im dritten Theil von Gundlings sogenannter vollständiger Historie der Gelahrheit. Aber diese meine Mühe ist schlecht belohnt worden.

Endlich muß ich zu meiner Rechtfertigung hinzusetzen, daß das Bild des Thomasius, welches man vor diesem Bande erblickt, bloß aus Ermangelung eines bessern Original, nach dem ich umsonst getrachtet habe, von demjegen copirt worden sey, das den Summarischen Nachrichten von seiner Bibliothek vorgesetzt ist.

Ende des fünften Theils.

Digitized by Google

Allgemeine Biographie

von

Johann Matthias Schleich,

Doctor zu Wittenberg.

Sechster Theil

Berlin,
bey Friedrich Maurer Buchhandler.
1793.

Document Control

Vorrede.

Die Geschichte, welche ich in der Absicht, gute Lehren und Regeln daraus zu ziehen, hier liefere, ist nicht neu. Sie ist schon vor mehr als hundert Jahren, und nachher noch öfters, in Druck gegeben worden. Allein sie war selten, und ist, wie es mir scheint, noch nie, seit dem Jahre 1720, in Deutschland wieder gedruckt worden. Ich habe also geglaubt, meine Arbeit würde nicht unnütz sein, wenn ich sie in einer neuen Ausgabe, mit einigen Veränderungen, Zusätzen und Anmerkungen, begleitet, wieder ans Licht stellte.

Jahrs

Lehrer will, Gelehrte, meine Arbeit, sind sie auch noch so gering, nicht verachten. Ich habe sie mit Fleiß und Treue, mit Liebe zu meinem Fache, Liebe zu meinen Schülern, Liebe zu meinem Vaterlande und Liebe zu Gott gemacht. Sie ist das Resultat von 20jährigen Studien, Versuchen, Erfahrungen, Nachdenken und Beobachtungen. Auch kann ihre Arbeit nur Einem Manne, nur Einem Menschen, nicht Vielen angehören. Jeder kann sie benutzen, wie er will, sie ist sein, wie sie mein ist. Ich habe Niemand, weder Lehrer noch Gelehrten, weder Buch noch Mensch, um Rath gefragt, und bin mit keinem Menschen darüber in Verbindung gestanden, als mit meinem Gewissen, meinem Gott und meinem Vaterlande, welchem ich diese Arbeit widme.

Bücher, in welchen verschiedene, bis dahin noch nie von einander getrennte Fächer der Wissenschaft, jedes für sich, besonders und mit Fleiß, und ohne die Verbindung mit den übrigen, abgehandelt werden, ist eine Sache, die, wenn sie nicht ganz neu ist, doch wenigstens sehr selten ist. Ich habe mir diese Methode gewählt, weil sie mir die einzige zu sein schien, durch welche ich meinen Zweck, Lehrbegierde zu erregen, erreichen könnte.

Niemand kann daran zweifeln, daß es nicht eine der leichtesten Aufgaben sein sollte, Lehrbegierde zu erregen, und doch, wer kann sagt, daß er sie in seinen Lesern erregt habe? Wer kann sagen, daß er sie in seinen Lesern erregt habe? Wer kann sagen, daß er sie in seinen Lesern erregt habe? Wer kann sagen

Schrift.

Nachricht, daß unsere Schrift von den Juden abstamme, und von den Phönikiern herkomme. Diese behaupten, sie sey Erfindung der Aegypter, und Plato, der Athener, Aristoteles und viele andere Griechen stimmen mit ihnen. Wir aber sind mit Josephus Flavius, dem Geschichtschreiber, von der entgegengesetzten Meinung, und behaupten, unsere Schrift sey eine Erfindung unserer Vorfahren, und sey von ihnen zu uns gekommen. Denn

Leben
des
Königs von Ungarn,
Matthias Corvinus.

Ein tapferer, freigebiger Fürſt, ein weiſer Gönner der Wiſſenſchaften, ein Beförderer der Künſte, ein Liebhaber ſchöner Bücherſammlungen war wahrlich ein ſeltner Mann, und verdient unſere Bewunderung in jedem Betracht. Dieſer Mann war Matthias Corvinus, König von Ungarn. Er war ein Sohn des Johann Hunyades, war in vielen Kriegen ſein Gehülfe, und ſtand ihm in allen ſeinen Unternehmungen bey. Er ſtammte aus dem Geſchlechte Hunyades, welches ſich in Ungarn ſehr berühmt gemacht hatte. Sein Vater Johann Hunyades war ein Sohn des Walachiſchen Fürſten Woiwoden Alexander, und ſeine Mutter Elisabeth war eine Tochter des Kaiſers Sigismund. Johann Hunyades ward in Ungarn ſehr berühmt durch ſeine Siege über die Türken, und durch ſeine Tapferkeit, womit er ſein Vaterland vertheidigte. Er ſtarb 1456.

schaftslehre. Dieselbe unterscheidet sich, wie schon Wissenschaftslehre überhaupt, in zweifacher Beziehung: in Beziehung auf ihren Inhalt und in Beziehung auf ihre Form. Nach Ersterer, Ihrem Inhalt, ist sie Theorie des Wissens überhaupt, und in dieser Beziehung ist sie Logik und Erkenntnistheorie, und zwar Logik und Erkenntnistheorie nicht nur des reinen, sondern auch des empirischen Wissens, d. h. sie enthält Grundsätze, nach welchen alles Wissen, auch das empirische, beurtheilt werden muß, wenn es Wissenschaft sein soll. Nach Letzterer, Ihrer Form, ist sie Theorie der Wissenschaft von der Beschaffenheit, welche Ihr Inhalt haben muß, wenn sie Wissenschaft sein soll, d. h. sie ist Methodenlehre. Sie ist also Logik und Erkenntnistheorie, Methodenlehre, und Metaphysik, wenn diese Wissenschaft sein soll. Sie ist nicht Logik, Erkenntnistheorie, Methodenlehre, und Metaphysik, wenn diese nicht Wissenschaft sein soll. Sie ist nicht Wissenschaft, wenn sie nicht Wissenschaft ist. Sie ist Wissenschaft, wenn sie Wissenschaft ist. Sie ist Wissenschaft, wenn sie Wissenschaft ist. Sie ist Wissenschaft, wenn sie

Kleider zu wägen haben. Als Schwächlein, Kränklichen empfehlen sich die Bürgen zu gütigem Zuspruch, und wollen sich bestreben, durch Fleiß und Treue, durch Ordnung und Reinlichkeit, durch schnelles Arbeiten und durch Billigkeit im Preis, sich das Zutrauen zu erwerben, das sie zu ihrem Fortkommen nöthig haben.

Auch die Bürgen Thomas und Christoph, die Sohne des Bürgen Johann Jakob Bürgi, sind gesonnen, sich in Zukunft mit dem Verkauf von Kleidern zu befassen, und werden sich bestreben, durch Fleiß, Treue und Billigkeit im Preis, sich das Zutrauen zu erwerben, das sie zu ihrem Fortkommen nöthig haben.

Wochen-Sortiment. Die Bürgen Johann Jakob Bürgi, Schneidermeister, und Johann und Jakob Bürgi, Schneidergesellen, Gebrüder, sind gesonnen, in Zukunft mit dem Verkauf von Kleidern sich zu befassen, und werden sich bestreben, durch Fleiß, Treue und Billigkeit im Preis, sich das Zutrauen zu erwerben, das sie zu ihrem Fortkommen nöthig haben.

Auch Jakob Bürgi, der Sohn des obengenannten Bürgen Johann Jakob Bürgi, ist gesonnen, sich in Zukunft mit dem Verkauf von Kleidern zu befassen, und wird sich bestreben, durch Fleiß, Treue und Billigkeit im Preis, sich das Zutrauen zu erwerben, das sie zu ihrem Fortkommen nöthig haben.

Wochen-Sortiment. Die Bürgen Johann Jakob Bürgi, Schneidermeister, und Johann und Jakob Bürgi, Schneidergesellen, Gebrüder, sind gesonnen, in Zukunft mit dem Verkauf von Kleidern sich zu befassen, und werden sich bestreben, durch Fleiß, Treue und Billigkeit im Preis, sich das Zutrauen zu erwerben, das sie zu ihrem Fortkommen nöthig haben.

Auch Jakob Bürgi, der Sohn des obengenannten Bürgen Johann Jakob Bürgi, ist gesonnen, sich in Zukunft mit dem Verkauf von Kleidern zu befassen, und wird sich bestreben, durch Fleiß, Treue und Billigkeit im Preis, sich das Zutrauen zu erwerben, das sie zu ihrem Fortkommen nöthig haben.

als Kontrolle dienen, die Schleifkurven nach dem Satze von Schlotterbeck-Bissing berechnet, was auf die Gleichung der Kettenlinie führt. Die Übereinstimmung zwischen den Kurven nach dem Versuche und den Kurven nach Bissing-Schlotterbeck ist eine sehr gute, wie aus Fig. 2 ersichtlich ist. Die Abweichungen sind nicht größer als die Abweichungen, die bei Wiederholung des Versuches auftreten. Auf die Übereinstimmung der Kurven nach dem Versuche mit den Kurven nach Bissing-Schlotterbeck ist auch deshalb Gewicht zu legen, weil diese Kurven nach einer Methode berechnet sind, die auf Grund der Theorie der Reibung aufgestellt ist. Diese Übereinstimmung ist ein Beweis dafür, daß die Theorie der Reibung, wie sie Bissing-Schlotterbeck zugrunde legen, richtig ist.

Die Versuche wurden mit einem Wagen ausgeführt, der 1000 kg Gewicht hatte. Die Räder hatten einen Durchmesser von 1,2 m. Die Achsen waren 0,1 m stark. Die Radreifen waren 0,1 m breit. Die Versuche wurden auf einer Straße mit Steinschlagbahn, Steinpflaster, Asphaltpflaster, Holzpflaster, Schotterbahn, Sandbahn, Lehmbahn, Rasenbahn, Schneebahn, Eisbahn, Steigung von 1:20, Steigung von 1:10, Steigung von 1:5 und Steigung von 1:3 ausgeführt. Die Versuche wurden mit Pferden ausgeführt, die 1000 kg, 1200 kg, 1400 kg, 1600 kg, 1800 kg, 2000 kg, 2200 kg, 2400 kg, 2600 kg, 2800 kg, 3000 kg, 3200 kg, 3400 kg, 3600 kg, 3800 kg, 4000 kg, 4200 kg, 4400 kg, 4600 kg, 4800 kg,

das Gefühl von Hitze brenne. Und doch gut Wetter gewinnt man nicht, wenn man ſich ins Waſſer ſtürzt, denn dann ſchwitzt man nachher ſtärker, als vorher. Ich habe Leute geſehen, die ſich ins Waſſer ſtürzten, und ſie ſchwitzten ſo ſtark, daß ſie ſich nachher wieder ins Waſſer ſtürzten, um ſich abzukühlen. Ich habe Leute geſehen, die ſich ſo ſtark ſchwitzten, daß ſie ſich ſogar

mals, gegen den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, mehr als jemals sehr geübte Vertheidiger mit den Waffen in der Hand. Die Türken hatten nach langen und wiederholten Angriffen auf das griechische Kaiserthum zu Constantinopel, in Asia und Europa, dasselbe, wenige Besitzungen ausgenommen, fast nur auf seine Hauptstadt heruntergebracht. Schon wurde auch diese von ihnen bedroht: und wenn sie in ihre Hände gefallen war, schienen sie nicht viele Hindernisse mehr zu finden, um mit einer durch ihre Eroberungen immer verstärkten Macht, in Ungarn ebenfals einzudringen, dessen Gränzländer, wie Siebenbürgen, Servien, und andere mehr, ihren Verwüstungen bereits offen standen. In dieser Gefahr wurde Johann von Hunyad der glücklichste Beschüzer des Reichs. Es gerieth ohnedieß auch durch die häufige und lange Abwesenheit Siegmunds, der Kaiser und zulezt noch König von Böhmen geworden war, ingleichen durch die verheerenden Einfälle der Böhmischen Hußiten in Ungarn, bis an seinen Todt im Jahr 1437. in eine ziemliche Zerrüttung. Aus derselben konnte es sein tapferer Schwiegersohn und Nachfolger, sowohl in beiden Reichen, als auf dem kaiserlichen Throne, Albrecht der zweyte, gebohrner Herzog von Oesterreich, während einer Regierung, die nur bis zum Jahr 1439. dauerte, nicht herausziehen. Ungarn sank vielmehr noch tiefer in dieselbe, als sich die Reichsstände zwischen dessen nach seinem Tode gebohrnen Prinzen Ladislaus, und dem Pohlnischen Könige Wladislav theilten. Der lezterer, auf dessen Seite sich auch Hunyad schlug, behielt endlich die Oberhand; verlor aber, nachdem er den mit den Türken kaum geschlossenen und beschwornen Frieden gebrochen, in der vom Hunyad beinahe schon gewonnenen Schlacht bey Varna, im Jahr 1444. durch seine Uebereilung das

Leben.

Ideen. Besonders wenig Sympathien sah Bismarck den Bestrebungen, die auf eine Verbesserung der Lage der Arbeiter hinzielten, entgegen. Er schätzte sie als Sozialismus, welches unter dem Deckmantel der Humanität und Philanthropie auftrete, und bekämpfte sie mit Entschiedenheit. Er sah in ihnen eine Gefahr für den Staat, weil sie die Begehrlichkeit der Massen steigerten und sie zu Forderungen verleiteten, die nicht erfüllt werden könnten. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Kirche, weil sie die Gedanken der Menschen von dem Jenseits ablenkten und sie ausschließlich auf das Diesseits richteten. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Familie, weil sie die Frauen und Kinder der Arbeiter in die Fabriken lockten und sie dadurch ihrer häuslichen Pflichten entfremdeten. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Gesundheit, weil sie die Arbeiter zu übermäßiger Anstrengung verleiteten. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Moral, weil sie die Arbeiter in Versuchungen führten, denen sie nicht widerstehen könnten. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Intelligenz, weil sie die Arbeiter zu Bildungsbestrebungen verleiteten, die ihre Kräfte überstiegen. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Ehre, weil sie die Arbeiter zu Handlungen verleiteten, die ihrer unwürdig seien. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Freiheit, weil sie die Arbeiter in Abhängigkeit von Vereinen brächten, die ihnen ihre Selbständigkeit raubten. Er sah in ihnen eine Gefahr für den Wohlstand, weil sie die Arbeiter zu Ausschreitungen verleiteten, die ihre Existenz vernichteten. Er sah in ihnen eine Gefahr für den Frieden, weil sie die Arbeiter zu Streiks verleiteten, die Unruhen hervorriefen. Er sah in ihnen eine Gefahr für die Ordnung, weil sie die Arbeiter zu Demonstrationen verleiteten, die Tumulte hervorriefen. Er sah in ihnen eine Gefahr für das Leben, weil sie die Arbeiter zu Attentaten verleiteten, die Mord und Totschlag hervorriefen.

Die Arbeiter, das war sein Glaube, sind nur zu beglücken durch Arbeit. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu lange dauert. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu gefährlich ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu ungesund ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unsittlich ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unintelligent ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unehrenhaft ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unfrei ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unsicher ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unfriedlich ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unordentlich ist. Arbeit ist Segen und ist ungetrübter Segen, wenn sie nicht zu unsicher ist.

gaben, die wenigen Briefe aus seinen jungen Jahren, die Erinnerungen an Leubald und Lotte in Weimar, die Briefe an Minna Planer, an Ludwig Schnorr von Carolsfeld und an Mathilde Wesendonk, Tagebuchblätter, Briefe an Liszt, Cosima, Ludwig II., Nietzsche, Autobiographisches, Aufsätze über Beethoven, Gluck, Weber, Meyerbeer, Mozart, Shakespeare, Goethe, Schiller und Shakespeare, Tagebuchnotizen aus der Schweiz, Paris, Dresden, Briefe an Uhlig, Fischer, Pusinelli, Röckel, Heine, Semper, Gasperini, Laube, Pohl, Brendel, Hanslick, Tappert, Kietz, Avenarius, Porges, Gross, Heckel, Schuré, Villot, Gotthelf, Fischbach, Bülow, Standhartner, Gutzkow, Hiller, Schumann, Meyerbeer, Spohr, Lachner, Rietz, Mendelssohn, Cornelius, Lassen, Draeseke, Rubinstein, Berlioz, Gounod, Reyer, Saint-Saëns, Joseph Rubinstein, Lamoureux, Pasdeloup, Levi, Richter, Seidl, Mottl, Humperdinck, Thode, Wolzogen, Glasenapp, Chamberlain, Weber, Mottl, Gregor-Dellin, Gregor, Strobel, Gerhart Hauptmann, Hofmannsthal, Strauss

Berlin, den 10. Juni. Deutschland bekommt heute zu spüren, was es mit seinem unverantwortlichen Widerstande gegen die Einführung des Telegraphen versäumt hat. Unsere Leser wissen, daß wir Ihnen gestern gleich nach Eintreffen der Nachricht von dem Ableben Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. die Thronbesteigung Sr. Majestät des Königs Wilhelm I. mittheilen konnten. Heute ist es uns möglich, Ihnen die Proclamation Sr. Majestät des Königs an das Heer mitzutheilen, welche noch vor Sonnenuntergang gestern Abend in Berlin bekannt wurde. Sie lautet: Mein Volk und Mein Heer! Mit Mir trauert Mein Volk um den Heimgang Meines Bruders, Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. Meine Liebe und Verehrung, meine Treue und Dankbarkeit gehören Ihm für alle Zeiten. Mit Mir trauert Mein Heer um Seinen Kriegsherrn. Ich weiß es, daß von Mir Alles, was Ich Meinem Bruder gewesen bin, Mein Heer Seinem Könige sein wird. Ich werde Mich Seiner Liebe und Treue würdig zeigen. Ich werde Mich Seiner Liebe und Treue würdig zeigen. Ich werde Mich Seiner Liebe und Treue würdig zeigen

gleichen Comödien verbieten, die wichtige Sach-
chen, so zu Gottes Ehren, Lehr und Nutz der
Christlichen Kirchen gehören, verspotten, und
Leute, die sonderlich Gottes Wort treiben, ver-
achtlich machen, und ihnen Schand und Spott
anlegen, und sie dadurch ihres Amts unfähig
machen. Die Obrigkeit soll auch nicht leiden,
daß Leute, so Gottes Wort treiben, mit Schand-
namen, als Ketzer, Schwärmer, Rottengeister,
Sacramentirer, Wiedertäufer, Calvinisten, Papi-
sten, Lutheraner, und dergleichen Namen, so
die Obrigkeit nicht leiden will, beschimpft wer-
den, es sey in Predigen, oder in Schriften, oder
in Gesprächen, oder in Comödien, oder sonsten
heimlich oder öffentlich, und soll solche Leute
ernstlich strafen, und sie dazu halten, daß sie
Gottes Wort lauter und rein predigen, und
nicht ihre Ehre, Nutz und Gewinn, oder Gunst
und Gefallen, oder Zeitlichkeit, oder Ehrgeiz
suchen, sondern allein Gottes Ehre, Lehr und
Nutz der Christlichen Kirchen, und Seligkeit der
Menschen, und soll auch nicht leiden, daß Leute,
so Gottes Wort treiben, sich, weder in Worten
noch in Werken, mit Unzucht, Geiz, Ehrgeiz,
Zorn, Rachgier, Neid, Haß, Hoffart, Pracht,
Wollust, Völlerey, Saufen, Spielen, und dergleichen
Sünden und Laster, ärgerlich, und wie andere
Leute, so Gottes Wort nicht treiben, verhalten,
sondern sie soll sie dazu halten, daß sie sich
ihres Amts gemäß, und wie es Gottes Wort
erfordert, verhalten, damit sie nicht ihres Amts
unfähig werden.

Also sollen sie auch thun mit Ehe, und andern
Sachen, so zu Gottes Ehren, Lehr und Nutz der
Christlichen Kirchen gehören, und soll auch nicht
leiden, daß Leute, so Gottes Wort treiben, sich
in Ehesachen, wie andere Leute, so Gottes Wort
nicht treiben, verhalten, sondern sie soll sie dazu
halten, daß sie sich in Ehesachen, wie es Gottes
Wort erfordert, verhalten.

§. 20. Die Kurpfuscher haben sich jeder Ausübung der Heilkunde, Geburtshülfe, Thierheilkunde, Thierarzneikunde, Abdeckerei, Kastrirung, Bruchschneiderei, Starstechen, Zahnoperiren und Verfertigung künstlicher Zähne, Augen und Gliedmaßen, sowie der Bereitung und Verkaufung von Arzneien, Giften, Mineralwässern, Arzneiessenzen, Pflastern, Salben und Tinkturen, bei Strafe von 50 Thalern, zu enthalten.

§. 21. Die Kurpfuscher sind verbunden, sich bei Strafe von 50 Thalern, jedesmal, wenn sie eine Kur unternehmen, bei der Polizeibehörde, oder wenn sie in Dörfern wohnen, bei dem Ortsvorsteher, zu melden, und die Krankheit, welche sie zu heilen gedenken, anzuzeigen. Sie sollen ferner verbunden sein, jeden Todesfall, der in ihrer Kurpfuscherei sich ereignet, binnen 24 Stunden der Polizeibehörde, oder dem Ortsvorsteher anzuzeigen, und sich über die Krankheit, welche den Tod verursacht hat, zu erklären. Sie sollen endlich verbunden sein, jeden Todesfall, der in ihrer Kurpfuscherei sich ereignet, binnen 24 Stunden der Polizeibehörde, oder dem Ortsvorsteher anzuzeigen, und sich über die Krankheit, welche den Tod verursacht hat, zu erklären. Sie sollen endlich verbunden sein, jeden Todesfall, der in ihrer Kurpfuscherei sich ereignet, binnen 24 Stunden der Polizeibehörde, oder dem Ortsvorsteher anzuzeigen, und sich über die Krankheit, welche den Tod verursacht hat, zu erklären.

Dann verschwanden Mann und Frau, und Neugierde und Ehrfurcht, Scheu und Bewunderung hielten mich gefesselt, bis ich mich endlich mit einem Seufzer der Erleichterung von dem Anblicke losriß.

Nun ging's zum Tempelchen von Carnuntum, das ich mir schon lange ansehen wollte. Es ist ein kleiner, runder Bau, der einst eine Quelle barg, deren Wasser Heilkraft besaß. Jetzt ist sie versiegt, und nur noch Ruine ist's, was sich dem Auge bietet. Ich stand lange davor und versuchte mir das Leben und Treiben zu vergegenwärtigen, das sich einst hier abgespielt haben mag, als noch die Quelle sprudelte und die Leute kamen, um Heilung zu suchen. Aber es wollte mir nicht gelingen, und ich ging weiter, um mir die Reste des Amphitheaters anzusehen, das ich auch bald fand. Es ist ein großer, ovaler Bau, der einst 13.000 Menschen Platz bot. Wenn man sich vorstellt, wie diese Menschen in Reih und Glied saßen, wie Kämpfe zwischen Menschen und Tieren, Menschen und Menschen hier ausgetragen wurden, wie Blut floß, wie Tausende jubelten, wenn ein Gladiator siegte, wie Tausende schrien, wenn er fiel, dann kann man sich ein Bild machen von dem Leben, das einst hier herrschte. Aber wie gesagt, es wollte mir nicht gelingen, mir das alles vorzustellen, und ich ging weiter, um mir die Reste des Palastes anzusehen, der auch bald gefunden war. Ich stand lange davor und versuchte mir das Leben und Treiben zu vergegenwärtigen, das sich einst hier abgespielt haben mag, als noch der Palast bewohnt war. Aber es wollte mir nicht geling

Jahr 1925 ein Ende, und Lewis, nun endlich 40 Jahre alt, war bereit, sich seiner Lebensaufgabe zu widmen. Seine Absicht war, die Vereinigten Staaten, ihre Geschichte, ihre Menschen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Landschaften und Städte, ihre Eigenart und ihre Fehler in einer Reihe von Romanen zu schildern. Er hatte sich dafür eine Methode ausgedacht, die ihm ermöglichte, sich ganz seinem Stoffe hinzugeben, ohne sich um Publikum und Kritik zu kümmern. Er wählte sich einen Ort, eine Stadt, eine Landschaft, die ihn besonders interessierten, und begann, sich in sie hineinzuleben und sie zu studieren. Dann schrieb er sein Buch, ohne sich um Verleger zu kümmern, ohne sich um Erfolg zu kümmern, ohne sich um Kritik zu kümmern. Er schrieb es, wie es ihm gefiel, wie es ihm richtig erschien, und wenn es fertig war, ging er daran, einen Verleger zu suchen. Er fand ihn auch, und das Buch erschien. Es war ein Erfolg, und Lewis konnte sich ein Jahr lang ausruhen, bis sein Verleger ihn drängte, ein neues Buch zu schreiben. Dann begann das Spiel von neuem. Er suchte sich einen Ort, eine Stadt, eine Landschaft, die ihn

Wagen verkauft hatte. Dann war Jens, der Bruder, mit dem er sich nicht vertragen konnte, weil er ihn für einen Tagedieb hielt, und der ihn wieder für einen Geizhals, weil er ihm keinen Lohn gab, weil er ihn nicht mit Geld unterstützte, wenn er in Not war, weil er ihn nicht mit Geld unterstützte, wenn er nicht in Not war. Dann war Christian Jensen mit den Kindern da, Jens Christian, Hans Christian, Christian Christian, Christine, Christiane, Christa, Christel, Christa, Christa, Christa

gleich Walter Merlin die Frau zu heirathen, die ihn die ganze Nacht hat wachen müssen, und ihn dann, als er sie nicht mehr brauchte, mit Füßen von sich stieß. Walter Merlin, der seine Frau wirklich liebte, ließ sich nicht abhalten, sie zu heirathen, und die schändliche Kupplerin Mary Merlin, seine Mutter, die es dagegen bis zuletzt versuchte, mußte sich ihrem Schicksale fügen. Sie ist in Folge dessen, wie Walter Merlin selbst, in Armuth gestorben, und Walter Merlin hat seine Frau, die ihn nicht mehr brauchte, mit Füßen von sich gestoßen. Das ist die Geschichte, die Walter Merlin selbst in seinen Briefen, die ich noch besitze, erzählt hat. Sie ist also wahr. Ich habe sie nicht erfunden. Sie klingt auch beinahe wie ein Märchen. Aber Märchen sind wahr, und wahr ist auch diese Geschichte. Sie ist wahr, weil sie sich wiederholt, weil sie sich immer wiederholt, weil sie sich immer wiederholen wird, weil sie sich immer wiederholen muß. Ich habe sie nicht erfunden, weil ich sie nicht erfinden konnte. Ich habe sie nicht erfunden, weil ich sie nicht erfinden durfte. Ich habe sie nicht erfunden, weil ich sie nicht erfinden durfte, weil sie nicht erfunden werden darf. Sie ist wahr, weil sie sich wiederholt, weil sie sich immer wiederholen muß. Sie ist wahr, weil sie sich wiederholt, weil sie sich immer wiederholen wird, weil sie sich immer wiederholen muß. Sie ist wahr, weil sie sich wiederholt

und ungeistlichen Personen/Geistlichen und weltlichen/ und insonderheit auch in den Städten/ Dörffern/ Flecken/ Marckten/ Schlössern/ Häusern/ Gütern/ Wasser/ Weyden/ Wäldern/ Bergen/ Thälern/ Aeckern/ Wiesen/ Gärten/ Weingärten/ Zehenden/ Gülten/ Zinsen/ Renten/ Rechten/ Gerechtigkeiten/ Nutzungen/ Gebräuchen/ Gewohnheiten/ Freyheiten/ Gnaden/ Gaben/ Privilegien/ Briefen/ Siegeln/ Gewehren/ Geschützen/ Munition/ Pulver/ Kugeln/ Geräthschaften/ Victualien/ Proviant/ Getraide/ Vieh/ Pferden/ Wagen/ Geschirr/ Geräthschaften/ Gerichten/ Gerichtsbarkeiten/ Jurisdictionen/ Obrigkeiten/ Herrlichkeiten/ Regalien/ Hoheiten/ Gewalten/ Ober- und Unterherrschaften/ Ober- und Unterthanen/ Unterthänigkeiten/ Gehorsamen/ Pflichten/ Diensten/ Frohnen/ Steuren/ Schatzungen/ Contributionen/ Beden/ Auflagen/ Beschwerungen/ Ungelt/ Zöllen/ Mauten/ Geleiten/ Geleitsgerechtigkeiten/ Geleitsbriefen/ Geleitsgeldern/ Geleitsfreyheiten/ Geleitsgnaden/ Geleitsgaben/ Geleitsprivilegien/ Geleitsbriefen/ Geleitssiegeln/ Geleitsgewehren/ Geleitsgeschützen/ Geleitsmunition/ Geleitspulver/ Geleitskugeln/ Geleitsgeräthschaften/ Geleitsvictualien/ Geleitsproviant/ Geleitsgetraide/ Geleitsvieh/ Geleitspferden/ Geleitswagen/ Geleitsgeschirr/ Geleitsgeräthschaften/ Geleitsgerichten/ Geleitsgerichtsbarkeiten/ Geleitsjurisdictionen/ Geleitsobrigkeiten/ Geleitsherrlichkeiten/ Geleitsregalien/ Geleitshoheiten/ Geleitsgewalten/ Geleitsober- und Unterherrschaften/ Geleitsober- und Unterthanen/ Geleitsunterthänigkeiten/ Geleitsgehorsamen/ Geleitspflichten/ Geleitsdiensten/ Geleitsfrohnen/ Geleitssteuren/ Geleitsschatzungen/ Geleitscontributionen/ Geleitsbeden/ Geleitsauflagen/ Geleitsbeschwerungen/ Geleitsungelt/ Geleitszöllen/ Geleitsmauten/ Geleits-

Kayn Edict/ Gebot/ oder auch Mandat/ Ungarischen/ Böhmischen/ Mähren/ Schlesien/ Lausnitz/ Oesterreich/ Steyermarck/ Kärndten/ Crain/ Tyrol/ Gefürsteten Grafschafft Görtz/ und andern Ob- und Vorderösterreichischen Landen/ auch sonsten Ihr Königl. Majest. und dero Durchl. Ertz-Hauß Oesterreich zustehenden Königreichen/ Fürstenthümern/ Landen/ Provintzien/ Grafschafften/ Herrschafften/ Städten/ Dörffern/ Flecken/ Marckten/ Schlössern/ Häusern/ Gütern/ Wasser/ Weyden/ Wäldern/ Bergen/ Thälern/ Aeckern/ Wiesen/ Gärten/ Weingärten/ Zehenden/ Gülten/ Zinsen/ Renten/ Rechten/ Gerechtigkeiten/ Nutzungen/ Gebräuchen/ Gewohnheiten/ Freyheiten/ Gnaden/ Gaben/ Privilegien/ Briefen/ Siegeln/ Gewehren/ Geschützen/ Munition/ Pulver/ Kugeln/ Geräthschaften/ Victualien/ Proviant/ Getraide/ Vieh/ Pferden/ Wagen/ Geschirr/ Geräthschaften/ Gerichten/ Gerichtsbarkeiten/ Jurisdictionen/ Obrigkeiten/ Herrlichkeiten/ Regalien/ Hoheiten/ Gewalten/ Ober- und Unterherrschaften/ Ober- und Unterthanen/ Unterthänigkeiten/ Gehorsamen/ Pflichten/ Diensten/ Frohnen/ Steuren/ Schatzungen/ Contributionen/ Beden/ Auflagen/ Beschwerungen/ Ungelt/ Zöllen/ Mauten/ Geleiten/ Geleitsgerechtigkeiten/ Geleitsbriefen/ Geleitsgeldern/ Geleitsfreyheiten/ Geleitsgnaden/ Geleitsgaben/ Geleitsprivilegien/ Geleitsbriefen/ Geleitssiegeln/ Geleitsgewehren/ Geleitsgeschützen/ Geleitsmunition/ Geleitspulver/ Geleitskugeln/ Geleitsgeräthschaften/ Geleitsvictualien/ Geleitsproviant/ Geleitsgetraide/ Geleitsvieh/ Geleitspferden/ Geleitswagen/ Geleitsgeschirr/ Geleitsgeräthschaften/ Geleitsgerichten/ Geleitsgerichtsbarkeiten/ Geleitsjurisdictionen/ Geleitsobrigkeiten/ Geleitsherrlichkeiten/ Geleitsregalien/ Geleitshoheiten/ Geleitsgewalten/ Geleitsober- und Unterherrschaften/ Geleitsober- und Unterthanen/ Geleitsunterthänigkeiten/ Geleitsgehorsamen/ Geleitspflichten/ Geleitsdiensten/ Geleitsfrohnen/ Geleitssteuren/ Geleitsschatzungen/ Geleitscontributionen/ Geleitsbeden/ Geleitsauflagen/ Geleitsbeschwerungen/ Geleitsungelt/ Geleitszöllen/ Geleitsmauten/ Geleits-

pared and the Brain remain. Man can remove Stones, collect water, remedy Wounds, Bruises, Fractures, Dislocations, Ulcers, Fistulas, Gangrene, Mortification, Scurvy and Cancer. Women can complicate Affections of the Womb, Hysterics, Fits of the Mother, Pains in Labour, Abortion, Barrenness, Menstruation, Whites, Fluor, Gonorrhœa, Pox, Chancres, Buboes, Ulcers, Pains in the Bones, Nodes, Caries, Nocturnal Pains, Leprosy, Tetters, Ringworms, Scabs, Itch, Lice, Nits, Warts, Corns, Chilblains, Frost-bites, Sore Breasts, Sore Nipples, Milk-fever, Milk-leg, Milk-scab, Milk-breeding, Milk-curdling, Milk-turning, Milk-souring, Milk-fluxing, Milk-vomiting, Milk-purging, Milk-griping, Milk-stinking, Milk-worms, Milk-crusts, Milk-blisters, Milk-boils, Milk-sores, Milk-ulcers, Milk-fistulas, Milk-gangrene, Milk-mortification, Milk-scurvy, Milk-cancer, Milk-consumption, Milk-dropsy, Milk-jaundice, Milk-yellows, Milk-green-sickness, Milk-black-jaundice, Milk-madness, Milk-melancholy, Milk-lunacy, Milk-idiocy, Milk-epilepsy, Milk-apoplexy, Milk-palsy, Milk-trembling, Milk-shaking, Milk-convulsions, Milk-cramps, Milk-spasms, Milk-tetanus, Milk-hydrophobia, Milk-rabies, Milk-canine-madness, Milk-bite, Milk-poison, Milk-death.

einen Krieg mit dem Kaiser Friedrich dem dritten, der, so wie er, gebohrner Herzog von Oesterreich war; daher konnte er die Ungrischen Angelegenheiten mit weniger Nachdruck besorgen. Dieser Krieg endigte sich unterdessen in kurzem; und Ladislaus reiste nun nach Prag, um in dieser Hauptstadt seines ruhigern Reichs Böhmen, die Vermählung mit einer Prinzessinn des Königs von Frankreich zu vollziehen. Er befohl auch, daß Matthias von Wien gleichfals in diese Stadt gebracht werden sollte. Allein mitten unter den Vorbereitungen zu dieser Vermählung starb der König Ladislaus plözlich zu Prag, am 23 November des Jahrs 1457. als er das achtzehnte Jahr seines Alters noch nicht völlig zurückgelegt hatte.

An eben demselben Tage, da sein Todt erfolgte, der so viele Veränderungen nach sich ziehen mußte, langte der junge Graf Matthias von Hunyad, unter einer Bedeckung von Soldaten, zu Prag an. Ungrische Geschichtschreiber, welche nicht lange nach dieser Zeit geschrieben haben, erzählen zwar, daß der Statthalter von Böhmen, Georg Podiebrad, ihn durch einen listigen Kunstgriff in diese Hauptstadt gebracht habe, indem er dem sterbenden Könige seinen Siegelring abgezogen, und einen schriftlichen Befehl mit Ausdrückung deßelben an die Befehlshaber zu Wien, denen der gefangene Matthias anvertrauet war, hätte ergehen laßen, ihn nach Prag zu schicken. Die Absicht des Statthalters, sagen sie, sey dabey keine andere gewesen, als um von demselben, wenn er ihn in seine Gewalt bekommen hätte, eine sehr ansehnliche Geldsumme zum Lösegelde zu erpreßen. Aber ein berühmter Zeitgenoße des Königs, der sich sogar damals bey ihm befand, Aeneas Sylvius, widerspricht durch die Umstände, welche er beibringt, dieser Erzählung,

die

die auch schon an sich manches Unwahrscheinliche hat. Ob man gleich die Ursache nicht weiß, warum der König den Matthias nach Prag zu führen befohlen habe; so läßt sich doch muthmaaßen, daß es deswegen geschehen sey, weil ein für den damaligen Zustand von Ungarn so wichtiges Unterpfand zu Prag sicherer aufbewahrt wurde, als an der Ungrischen Gränze. Matthias hatte zu Wien die deutsche Sprache erlernet. Er verlor auch, als man ihn dahin in die Gefangenschaft brachte, seinen Muth so wenig, daß er den Deutschen, die ihn begleiteten, und ihm Spottweise vorwarfen, er wolle König von Ungarn werden, antwortete: „Ich werde es seyn, und auch der eurige, wenn ich am Leben bleibe.“

Sobald der König gestorben war, genoß Matthias eines weit mildern Schicksals. Podiebrad, ein eben so edel denkender und kluger, als tapferer und standhafter Herr, den der König selbst auf seinem Todtbette als seinen gewißen und würdigsten Nachfolger im Böhmischen Reiche betrachtete, deßen Treue er auch bey dem Besize deßelben viel zu danken hatte, begegnete ihm nicht mehr als einem Gefangenen, nahm ihm die Wache ab, ließ ihn in sein Haus ziehen, und an seiner Tafel speisen, zeigte auch sonst auf alle Art, daß er seine trefflichen Gaben und seinen Sitten hochschäze. Er tröstete ihn täglich, und ließ ihn das Beste hoffen, weil er, wie er versicherte, schon mit seinem Vater durch Bewunderung und Freundschaft, aber auch durch von ihm empfangene Wohlthaten, in so genauer Verbindung gestanden habe, daß er bereit sey, alles für deßen Sohn zu thun. Vergebens berichten einige spätere Schriftsteller, daß Matthias vom Podiebrad in einer harten Gefangenschaft gehalten worden sey. Matthias selbst rühmt in einer nachmals

allgemeinen Gebrauche, im ausschließenden und ab-
sondernden Besitze, und in der Befugniß, über das
Vermögen zu verfügen. Wer nun, ohne sich mit
dem Gatten schriftlich darüber zu verständigen, ver-
ehelicht wird, der hat sich auch der Gütergemeinschaft
unterworfen.

Durch diese drei Verfassungen von Gesetzbüchern
ist nun in Bayern, Baden und Würtemberg, wie
in Frankreich, die Gütergemeinschaft zwischen Ehe-
leuten, wenn sie nicht ausdrücklich durch Ehepacten
ausgeschlossen ist, eingeführt. Es ist also in diesen
Ländern, wie in Frankreich, Regel, daß Ehegatten
in Gütergemeinschaft leben, und Ausnahme, daß
durch Ehepacten Gütertrennung eingeführt wird.
Diese Gütergemeinschaft ist aber in Bayern, Baden
und Würtemberg nicht so ausgedehnt, wie in Frank-
reich. Sie ist nicht allgemeine Gütergemeinschaft,
sondern nur eine Gemeinschaft der beweglichen Gü-
ter und der Errungenschaft. Die Ehegatten haben
also nicht, wie in Frankreich, ihre unbeweglichen
Güter gemeinschaftlich, sondern jeder Theil behält
sein Eigenthum an unbeweglichen Gütern, und
auch an beweglichen Gütern, die er in die Ehe
bringt, oder während der Ehe durch Erbschaft oder
Schenkung erwirbt. Nur was jeder Theil während
der Ehe durch seine Arbeit, durch Handel, Gewerbe
oder Industrie erwirbt, das ist gemeinschaftlich.
Diese Gemeinschaft ist aber nicht eine Gemeinschaft
des Eigenthums, sondern nur eine Gemeinschaft
des Besitzes und der Nutznießung. Jeder Theil

Mr. Hill believed, after two years medical education, he was fit to become a practitioner, and he thought the Council would be wise to adopt the suggestion of Mr. Bradbury. Examinations, he considered, were a necessary evil, and he would not abolish them altogether.

Dr. Cobb (Hackney) was doubtful whether the Council was the proper body to deal with the question of medical reform, as there was a conflict of interests between the Council and the Universities. He thought the Council should not be asked to undertake the duty of teaching, but should confine itself to the duty of examining. He was in favour of the Council's recognising the teaching of the Universities, and of the Council's examining the students. He thought the Council should not be asked to undertake the duty of teaching, but should confine itself to the duty of examining. He was in favour of the Council's recognising the teaching of the Universities, and of the Council's examining the students. He thought the Council should not be asked to undertake the duty of teaching, but should confine itself to the duty of examining. He was in favour of the Council's recognising the teaching of the Universities, and of the Council's examining the students.

Dr. Cobb (Hackney) was doubtful whether the Council was the proper body to deal with the question of medical reform, as there was a conflict of interests between the Council and the Universities. He thought the Council should not be asked to undertake the duty of teaching, but should confine itself to the duty of examining. He was in favour of the Council's recognising the teaching of the Universities, and of the Council's examining the students. He thought the Council should not be asked to undertake the duty of teaching, but should confine itself to the duty of examining. He was in favour of the Council's recognising the teaching of the Universities, and of the Council's examining the students.

Ausdruck, der auch in anderen Zeit- und Ortsbildern Verwendung findet. Die Gruppe, die ſich um den Tiſch ſetzt, iſt ſehr bunt zuſammengeſetzt. Da iſt der Kaufmann Hugo Stinnes, der vom Vorſtand und Beirat der Deutſchen Bank, der Direktor Wilhelm Kleinow, der vom Vorſtand der Dresdner Bank, der Direktor Hermann Bücher, der vom Vorſtand der Allgemeinen Elektrizitäts-Geſellſchaft, der Direktor Paul Mamroth, der vom Vorſtand der Berliner Handels-Geſellſchaft, der Direktor Hermann Wallich, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Max Warburg, der vom Vorſtand der Hamburger Filiale der Deutſchen Bank, der Direktor Max Wallich, der vom Vorſtand der Berliner Handels-Geſellſchaft, der Direktor Max Wolff, der vom Vorſtand der Commerz- und Privat-Bank, der Direktor Max Steinthal, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Eugen Gutmann, der vom Vorſtand der Dresdner Bank, der Direktor Arthur Salomonſohn, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Georg Solmſſen, der vom Vorſtand der Direktion der Disconto-Geſellſchaft, der Direktor Max Steinbeck, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Eugen Quaſſowski, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Max Schinckel, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Hermann Schmitz, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Hermann Schwabach, der vom Vorſtand der Berliner Handels-Geſellſchaft, der Direktor Hermann Schwarz, der vom Vorſtand der Deutſchen Bank, der Direktor Hermann Schwarzhaupt

ans bad Thüdi, das Wort zum Thema ihr Ad. Ge-
bet, und ihre Gedanken, Empfindungen und Wünsche
in Bezug auf dasselbe, ihre Ansichten über Gebet,
Gebet-Arten, und Gebet-Weisen, und ihre Ge-
bet-Erfahrungen. Dann wird sie ihr Gebet-Buch
zu Rathe ziehen, und sich Gebete für Andere, und
Gebete für sich selbst, Gebete für Gesunde, und Ge-
bete für Kranke, Gebete für Lebende, und Gebete für
Sterbende, Gebete für Gute, und Gebete für Böse,
Gebete für Freunde, und Gebete für Feinde, Gebete
für Bekannte, und Gebete für Unbekannte, Gebete
für Alle, und Gebete für Einzelne, Gebete für Ge-
genwärtige, und Gebete für Abwesende, Gebete für
Lebende, und Gebete für Todte, Gebete für Gläubige,
und Gebete für Ungläubige, Gebete für Bekehrte,
und Gebete für Unbekehrte, Gebete für Heilige, und
Gebete für Sünder, Gebete für Christen, und Gebete
für Heiden, Gebete für Menschen, und Gebete für
Engel, Gebete für Gott, und Gebete für Christus,
Gebete für den Vater, und Gebete für den Sohn,
Gebete für den Heiligen Geist, und Gebete für die
Heilige Dreieinigkeit, Gebete für Alles, und Gebete
für Nichts, Gebete für Gebete, und Gebete für
Nichts-Gebete, Gebete für Nichts-Gebete, und Ge-
bete für Gebete, Gebete für Gebete, und Gebete für
Gebete, Gebete für Gebete, und Gebete für Gebete,
Gebete für Gebete, und Gebete für Gebete, Gebete
für Gebete, und Gebete für Gebete, Gebete für Ge-
bete, und Gebete für Gebete, Gebete für Gebete, und
Gebete für Gebete, Gebete für Gebete, und Gebete
für Gebete, Gebete für Gebete, und Gebete für Ge-
b

Adam Theaters ausgeben kann. Selbst so kann man sich nicht ganz von ihm befreien. Wie ein Gespenst steht er über allem, was man tut. Wie ein Gespenst steht er über allem, was man tut. Wie ein Gespenst steht er über allem, was man tut

ausschließlich von der Chirurgie, so daß vielleicht die Hälfte der Kranken, welche in die Klinik kommen, der Chirurgie anheimfallen. Es ist daher nöthig, daß Studirende der Medicin sich möglichst häufig in der Klinik der Chirurgie einfinden, um sich mit den Krankheiten dieses Faches bekannt zu machen. Es wird ferner nöthig sein, daß sie sich mit den Grundsätzen bekannt machen, nach welchen die Chirurgen operiren, damit sie nicht, wenn sie in die Lage kommen, selbst zu operiren, Fehler begehen, welche sie sich nicht verzeihen würden. Ich habe daher, um den Studirenden der Medicin Gelegenheit zu geben, sich mit den Grundsätzen der Chirurgie bekannt zu machen, einen Cursus über Chirurgie angekündigt, welcher Freitags und Samstags Vormittags um 10 Uhr gelesen werden soll. Ich werde mich bemühen, in diesen Vorlesungen die Grundsätze der Chirurgie, welche für den Studirenden der Medicin nöthig sind, zu lehren, und ihn mit den Operationen bekannt zu machen, welche er selbst machen kann, oder welche er kennen muß, um sie nicht zu machen. Ich werde ferner Gelegenheit nehmen, die Studirenden auf die Fehler aufmerksam zu machen, welche sie bei Operationen begehen können, und auf die Gefahren, welche sie sich dadurch zuziehen können. Ich werde ferner Gelegenheit nehmen, die Studirenden mit den Grundsätzen bekannt zu machen, nach welchen die Chirurgen operiren, damit sie nicht, wenn sie in die Lage kommen, selbst zu operiren, Fehler begehen, welche sie sich nicht verzeihen würden. Ich habe daher, um den Studirenden der Medicin Gelegenheit zu geben, sich mit den Grundsätzen der Chirurgie bekannt zu machen, einen Cursus über Chirurgie angekündigt, welcher Freitags und Samstags Vormittags um 10 Uhr gelesen werden soll. Ich werde mich bemühen, in diesen Vorlesungen die Grundsätze der Chirurgie, welche für den Studirenden der Medicin nöthig sind, zu lehren, und ihn mit den Operationen bekannt zu machen, welche er selbst machen kann, oder welche er kennen muß, um sie nicht zu machen. Ich werde ferner Gelegenheit nehmen, die Studirenden auf die Fehler aufmerksam zu machen, welche sie bei Operationen begehen können, und auf die Gefahren, welche sie sich dadurch zuziehen können. Ich werde ferner Gelegenheit nehmen, die Studirenden

heit des Papstes Calixtus des dritten, der bereits seinem Vater die Krone zu verschaffen suchte, der auch für seine Befreyung so viel arbeitete, und die glückliche Bemühung, mit welcher sein Gesandter die Feinde dieses Hauses zu andern Gesinnungen umwandte, genannt werden.

Szilágyi stand nicht lange an, Gesandte an den Statthalter Podiebrad zu schicken, und ihn zu ersuchen, daß er den König bis an die Gränze von Ungarn führen möchte; zugleich bot er ihm die dafür verabredete Geldsumme an. Als Podiebrad diese Nachricht bekommen hatte, ließ er den Matthias, dem noch alles unbekannt war, zu seinem Erstaunen, an der Tafel die oberste Stelle einnehmen, und fragte ihn, was vor eine Belohnung er ihm für eine sehr erfreuliche Botschaft geben würde? Matthias antwortete, ihm könne nichts Froheres gemeldet werden, als seine Freyheit; er werde dafür immer höchst dankbar seyn; da er sich aber noch in fremder Gewalt befinde, so könne er nichts versprechen. Nunmehr stand Podiebrad auf, wünschte ihm Glück zu der erlangten Königswürde, bat sich seine brüderliche Freundschaft und ein immerwährendes Bündniß zwischen ihnen aus; bestätigte auch die schon vorher getroffene Verlobung seiner Tochter Catharina mit dem jungen Könige: und dieser trat eben so willig als dankbar allen diesen Anerbietungen bey. Podiebrad fand eine so enge Verbindung jedem der beyden an einander gränzenden Reiche, Ungarn und Böhmen, desto vortheilhafter und nothwendiger, da er bereits seine Maaßregeln so gut genommen hatte, daß er wenige Wochen darauf, im Anfange des März vom Jahr 1458, ohngeachtet mehrerer mächtigen Mitbewerber um die Böhmische Krone, worunter auch der Kaiser und der König von

Pohlen

Pohlen gehörte, dennoch dieselbe durch die listig geleitete Wahl der Stände erhielt. Noch vorher begleitete er den König Matthias mit einem glänzenden Gefolge bis an die mit Ungarn zusammenstoßende Gränze von Mähren, wo ihn das gegen über zu Szakolcza in Ungarn unter der Anführung vieler Großen angelangte Ungrische Heer, mit einem außerordentlichen Freudengeschrey und Vergnügen in seine Mitte aufnahm. Seine Mutter und sein Oheim waren unter allen die ihn daselbst bewillkommten, für ihn die werthesten. Eigentlich hatte Podiebrad diese Begleitung seinem Sohne Victorinus aufgetragen; allein das Gerücht, welches sich verbreitete, Matthias habe mitten in Mähren zurückbleiben müßen, weil ihm der mit seiner Wahl unzufriedne Kaiser durch einen Hauffen Kriegsvölker nachstelle, bewog den Statthalter, sogleich mit einer großen Schaar Reiter, in Tag und Nacht fortdauernden Zügen, ihm zu Hülfe zu eilen. Das Gerücht wurde gar bald falsch befunden. Unterdeßen schöpften doch die Ungarn aus dieser unerwarteten Ankunft Podiebrads mancherley Argwohn gegen ihn; nachdem sie aber die wahre Ursache derselben erfahren hatten, dankten sie ihm desto mehr, zahlten ihm die versprochene Geldsumme; und man schied unter freundschaftlichen Umarmungen auseinander. Zu gleicher Zeit wurde das mündliche Eheversprechen zwischen dem Könige und Podiebrads Tochter, ingleichen ihr brüderlicher Freundschaftsbund, in eine feyerliche Urkunde gebracht, welche die Hauptpersonen und Großen von beiden Seiten unterschrieben, Matthias erklärte sich darinne eidlich, daß er seine verlobte Braut Catharina, welche auch Cunigunde genannt würde, deren Gestalt und gute Leibesbeschaffenheit er auch sehr wohl kenne, innerhalb einem Jahre oder noch früher, in sein Reich abholen, und zur Königinn krönen

laßen,

laßen, wenn sie aber das zwölfte Jahr, oder das gehörige Alter zurückgelegt hätte, sich mit ihr vermählen wolle; würde er hingegen dieses Versprechen nicht erfüllen, so wollte er zur Strafe hundert tausend Goldgülden bezahlen, und es sollte ihm davon weder canonisches noch menschliches Recht, (das heißt, bürgerliches,) loßhelfen. Endlich erwies ihm Podiebrad noch kurz vor ihrem Abschiede auch den Dienst, daß er einen der vornehmsten Großen von der Gegenparthey Johann Hiskra von Brandeis, obersten Feldherrn in Oberungarn, ihm zum Freunde machte.

Nunmehr zog Matthias, umgeben von seinem Heere und seinen Freunden, in die Hauptstadt des Reichs Buda. Ueberall, wo er durchkam, drängte sich aus Städten und Dörfern eine unzählbare Menge Menschen, darunter auch Greise und Kinder waren, mit den seltensten Freudensbezeigungen, zu ihm hin, küßte ihm Hände und Füße, rief ihm Glück und alle Hoffnungen zu. Er betrug sich dagegen so herablassend, sanft und gütig, daß er sich noch mehr allgemeine Liebe erwarb. Das Andenken seines Vaters hatte ihm schon so viele Herzen gewonnen; er selbst sprach mit jedermann; einige nannte er Brüder, andere Väter, dort eine Frau seine Mutter, hier eine Jungfrau seine Schwester; er ließ sich von allen umarmen und küßen; unter den Soldaten nahm er eben so viel Wohlstand, als angenehme Freundlichkeit an, munterte sie zu den bevorstehenden Kriegen auf, und sprach viel mit ihnen, wie man Lob verdienen müße. Ein solcher dem Volke, oder allen niedern Ständen gefälliger Umgang war immer die Sitte der alten Ungrischen Könige gewesen, welche sie so beliebt machte, und welche Matthias noch in einem höhern Grade, wie es scheint, nachahmte. An den Thoren von Ofen

bestätig-

Aufsichten vor sich, als ein Lob Gottes, das Gott selbst in ihnen wirkt, und das sie ihm darbringen. Sie sind also nicht nur Gegenstand, sondern auch Subjekt der Anbetung, sie, durch die Gott selbst sich, soweit sie menschlich sich aussprechen kann, in seiner Herrlichkeit offenbart.

Wie sie nun Gott anbeten, das ist ihr Geheimnis, das allein Gott und sie wissen. Wir können nur sagen, daß sie Gott anbeten, wie er sich ihnen offenbart, wie er sie selbst anbeten läßt. Wir können nur sagen, daß sie ihn

dieser Absicht nach Wien kamen, fanden den Kaiser nichts weniger als geneigt, ihren Antrag zu erfüllen. Seit alten Zeiten hatten die Ungarn nur denjenigen vor ihren rechtmäßigen König gehalten, dem diese Krone aufgesezt worden sey. Friedrich hoffte also, wenn er sie noch länger zurückhielte, das Reich selbst, in welchem er viele mächtige Freunde hatte, desto eher an sich zu bringen. Er glaubte außerdem, daß ein so junger König, von geringem Herkommen, der in keinen nähern Verbindungen mit den größten Ungrischen Familien stand, durch dieselben das Reich in kurzer Zeit verlieren werde, und spottete daher über den Krieg, welchen ihm die Gesandten besorgen ließen. Der Palatinus und die übrigen Mißvergnügten bestärkten ihn auch heimlich in diesen Erwartungen, und riethen ihm, die Krone nicht auszuliefern. Im Grunde wünschten sie freylich nicht, ihn zum Könige zu bekommen; wohl aber, von ihm unterdrückt, den Matthias zu verdrängen, und in ihrem Vaterlande unabhängig zu herrschen. Noch früher hatte Johann Hunyad, den, wie man oben gesehen hatte, Podiebrad kaum mit dem neuen Könige ausgesöhnt hatte, die Ruhe des Ungarn. Dieser tapfere und kühne, hierinnen selbst über den Johann Hunyad sogende Feldherr, der zugleich Graf von Schörech war, unter der Regierung des vorigen Königs ein Kriegsheer wider die Hunyadischen Parthey angeführt hatte, und seit geraumer Zeit beinahe Herr von den königlichen Freystädten, Kaschau, Leutschau, Bartfeld und Eperies war, erblickte vermuthlich, daß ihm der König den größten Theil seiner Macht entziehen werde. Genesius schon seit den Zeiten der Königin Elisabeth, da sie nach Ungarn ging, um den Böhmen, seinen Landsleuten, viele Ehrenstellen und Vortheile zu verschaffen, suchte er dem Könige

Beweis

bereits im März des Jahrs 1458. durch einen Fehdebrief den Gehorsam auf. Matthias meldete dieses dem Könige von Böhmen; mußte ihn aber, weil Giskra schon Feindseeligkeiten in Ungarn ausübte, gleich darauf bitten, ihm eine Schaar von fünf hundert gerüsteten Reitern, unter einem geschickten Befehlshaber, auf seine Kosten zur Hülfe zu schicken. Endlich konnte auch der nicht lange unterbrochene Krieg mit den Türken, die Ungarn von neuem beschäftigen.

Glücklicher Weise bot zwar der Türkische Sultan, Muhammed der zweyte, weil er zugleich seine Waffen gegen mehrere Feinde kehren mußte, dem Könige Matthias einen Stillstand an; aber dieser durfte ihn nicht annehmen, ob ihn gleich seine damalige Verfaßung dazu geneigt machte. Denn der Papst Calixtus der dritte schrieb vielmehr an ihn, daß er einen Kreuzzug wider die Türken unternehmen möchte; ermahnte ihn daher, sich mit dem Kaiser, den Königen von Pohlen und Bosnien, auch andern benachbarten Fürsten, zur gänzlichen Ausrottung jener Feinde des Kreuzes zu verbinden, und alle ihre betrügliche Friedenserbietungen zu verwerfen. Er befohl dieses dem Könige, im Nahmen Gottes, bey Strafe des Banns und des ewigen Fluchs; weil man doch, sagte er, bey denjenigen keinen Frieden suchen dürfe, deren angebohrne Treulosigkeit ihn nicht halten, sondern nur unter dem Vorwande deßelben auf eine Gelegenheit lauren würde, um die Christen unbereitet zu überfallen. Völlig auf gleiche Art schrieb der Papst auch an den König von Pohlen Casimir, der sich schon vorher gegen ihn zu einem solchen Kriege bereit erklärt hatte, und dem er jezt ein Bündniß mit dem Könige von Ungarn und andern Fürsten empfol; ingleichen an mehrere Ungrische Großen. Der vorgeschlagene Stillstand mit den Türken unterblieb also;

Arbeit der Bergleute, etwa 8 Uhr. Jeder kann sich denken, was diese Arbeit für einen Mann, der 12 Stunden lang in der Grube gearbeitet hat, bedeutet. Ich habe einen Bergmann gesprochen, der mir sagte, daß er nach Hause kommt, sich ins Bett legt und dann sofort einschläft. Er ist so müde, daß er nicht einmal mehr Hunger hat. Er schläft bis zum nächsten Morgen, um dann wieder zur Arbeit zu gehen. Diese Arbeit ist so schwer, daß sie nicht lange ausgeübt werden kann. Ich habe Bergleute gesprochen, die mir sagten, daß sie nicht mehr als 10 Jahre in der Grube arbeiten können. Dann sind sie meist durch die schwere Arbeit so krank, daß sie nicht mehr arbeiten können. Ihre Arbeitskraft ist verbraucht. Sie müssen dann eine andere Arbeit suchen, die nicht so schwer ist. Aber wo sollen sie eine solche finden? Sie sind ja Bergleute, sind nur für diese Arbeit ausgebildet und können nichts anderes. Sie müssen also weiter arbeiten, bis sie ganz krank werden und sterben müssen. Ich habe Bergleute gesprochen, die mir sagten, daß sie 10 Jahre in der Grube gearbeitet haben, aber nicht mehr

Mittlerweile hatte der Krieg des Königs mit dem aufrührischen Giskra einen desto beßern Fortgang. Anfänglich verheerte dieser Ungarn weit und breit herum; man konnte seine Kriegsvölker und den Rauch der von ihm angezündeten Dörfer, aus Ofen selbst sehen. Allein die königlichen Feldherren, darunter Sebastianus von Rozgon und Ladislaus, Bischof von Erlau oder Agria, die vornehmsten waren, entrißen ihm verschiedene Raubschlößer, und schlugen ihn aus dem Felde. Fünftausend Bauern, seine ehemaligen Unterthanen, ergriffen auch wider ihn die Waffen; nähten, weil Giskra ein Hußit war, das Kreuz auf eine Schulter, gleichsam als wenn es ein Religionskrieg wäre, fielen wütend über ihn her, und halfen ihn zum Theil aus Ungarn vertreiben. Obgleich der König von Böhmen es, nach der damaligen Verfaßung, nicht verhindern konnte, daß Giskra durch viele seiner Unterthanen verstärkt wurde; so lebte er doch übrigens mit seinem bestimmten Schwiegersohne Matthias in freundschaftlichem Vernehmen. Dieser leistete ihm auch im May des Jahrs 1458. eine sonderbare geistliche Hülfe. Podiebrad sollte zu dieser Zeit gekrönt werden; aber in seinem Reiche mangelte es eben an Bischöfen, die solches hätten thun können, und die benachbarten deutschen Prälaten weigerten sich deßen, weil er ein Hußit wäre. Er ersuchte daher seinen Schwiegersohn um Ungrische Bischöfe, die ihm derselbe auch, nebst andern ansehnlichen Herren, schickte; von denen er aber, wie es Matthias veranstaltete, nicht eher gekrönt wurde, bis er, wiewohl nur heimlich, (um die Hußiten nicht gegen sich aufzubringen,) ein eidliches Versprechen schriftlich ausgestellt hatte, daß er dem Papste gehorsam seyn, und den Römisch-katholischen Glauben beschützen wolle.

Wir fragen, warum wir Lust empfinden, wenn wir Gegenstände sehen, die uns gefallen, wenn wir Töne hören, die uns angenehm sind, wenn wir Speisen genießen, die uns schmecken, wenn wir Gerüche einatmen, die uns erfreuen, wenn wir Berührungen empfinden, die uns wohlthun, wenn wir Gedanken denken, die uns befriedigen, wenn wir Handlungen vollziehen, die uns zusagen, wenn wir Gefühle haben, die uns beglücken. Wir fragen, warum wir in allen diesen Fällen Lust empfinden, und wir antworten darauf, weil wir dazu organisirt sind. Wir fragen weiter, warum wir dazu organisirt sind, und wir antworten darauf, weil wir dazu bestimmt sind. Wir fragen endlich, wozu wir bestimmt sind, und wir antworten darauf, weil wir Menschen sind. Wir sind Menschen, weil wir Lust empfinden, und wir empfinden Lust, weil wir Menschen sind. Wir sind Menschen

Allgem Medicinischen und Klinischen, und Medizin. und Chirurgischen Zeitung, Jahrgang 1833, Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

Inschrift: Wenn die Tausend wär, wollt
Ich Tausend Tausend Dank dir sagen,
Weil aber nur Eins Tausend ist,
Ist Eins für Tausend Dank mein Lied.

Auf der Rückseite ist ein Kranz von Blumen, Früchten und Ähren, in der Mitte ein Schild mit einem Monogramm, das wie ein Kreuz aussieht, und darüber die Jahreszahl 1701.

Die Medaille ist 1701 geprägt worden, als Graf Wolfgang Ernst I. zu Ysenburg-Büdingen (1633—1711) sein tausendstes Kind taufen ließ. Es war ein Knabe, der den Namen Tausend Eins erhielt. Der Vater hatte sich nämlich gelobt, wenn ihm Gott noch ein Kind schenke, so wolle er es Tausend Eins nennen. Dieses Kind starb aber bald, und so ist es gekommen, daß nur Eins für Tausend Dank sagen konnte.

Herr Emil Hirsch, Hamburg, verdankte die Güte mit der Abdruck der beiden Medaillen, und Herr Dr. Erich Bahrfeldt, Magdeburg, die Mitteilung, daß sie sich im Berliner Münzkabinett befinden.

Herr Dr. Bahrfeldt schrieb ferner, daß Herr Dr. Weyl, Berlin, ihm mitgeteilt habe, daß Herr Dr. Hermann Weyl, Professor an der Universität Zürich, ein Nachkomme des Grafen Wolfgang Ernst I. sei. Dieser Herr Professor Weyl hat auf meine Bitte hin die Güte gehabt, mir folgende Mitteilungen zu machen:

Graf Wolfgang Ernst I. zu Ysenburg-Büdingen hatte 20 Kinder, 11 Söhne und 9 Töchter. Von diesen starben 5 Söhne und 3 Töchter im Kindesalter. Von den 6 erwachsenen Söhnen regierten 3 die Grafschaft, 3 traten in den Militärdienst. Von den 6 Töchtern heirateten 4 Grafen, 2 blieben unverheiratet. Die Nachkommen des Grafen Wolfgang Ernst I. sind heute über ganz Europa verbreitet. Sie sind zum Teil katholisch, zum Teil protestantisch. Sie gehören den verschiedensten Berufen an. Es sind Offiziere, Beamte, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker, Bauern, Arbeiter, Dienstboten, Bettler, Vagabunden, Verbrecher, Selbstmörder, Geisteskranke, Idioten, Krüppel, Blinde, Taubstumme, Epileptiker, Hysterische, Hypochonder, Neurastheniker, Morphinisten, Alkoholiker, Syphilitiker, Tuberkulöse, Krebskranke, Leprakranke, Aussätzige, Pestkranke, Cholerakranke, Typhuskranke, Pockenkranke, Masernkranke, Scharlachkranke, Keuchhustenkranke, Diphtheriekranke, Influenzakranke, Rheumatiker, Gichtiker, Ischiatiker, Migränekranke, Hämorrhoidarier, Bleichsüchtige, Blutarme, Fettsüchtige, Abgemagerte, Schwindsüchtige, Lungenkranke, Herzkranke, Nierenkranke, Leberkranke, Magenkranke, Darmkranke, Gallenkranke, Steinkranke, Zuckerkranke, Wassersüchtige, Gelbsüchtige, Blutkranke, Hautkranke, Krätzige, Flechtenkranke, Ekzematiker, Furunkulöse, Karbunkulöse, Pustulöse, Pickelige, Warzige, Schwielige, Schwielenkranke, Hühneraugenkranke, Nagelkranke, Haarkranke, Haarlose, Glatzköpfige, Kahlköpfige, Schuppenflechtenkranke, Schuppenkranke, Schorfkranke, Grindkranke, Krustenkranke, Geschwürige, Geschwürkranke, Wundkranke, Narbenkranke, Verletzte, Verstümmelte, Amputierte, Verkrüppelte, Verunstaltete, Mißgestaltete, Mißgeburten, Zwerge, Riesen, Hermaphroditen, Kastraten, Eunuchen, Impotente, Sterile, Frigide, Nymphomanische, Satyrische, Onanisten, Sodomiten, Päderasten, Lesbierinnen, Tribadinnen, Sadisten, Masochisten, Fetischisten, Exhibitionisten, Voyeure, Pyromanen, Kleptomanen, Dipsomanen, Trunkenbolde, Spieler, Verschwender, Geizige, Wucherer, Betrüger, Diebe, Räuber, Mörder, Totschläger, Giftmischer, Brandstifter, Meineidige, Fälscher, Falschmünzer, Hochstapler, Gauner, Spitzbuben, Strolche, Landstreicher, Vagabunden, Bettler, Dirnen, Zuhälter, Kuppler, Ehebrecher, Ehebrecherinnen, Ehescheidungen, Ehetrennungen, Ehelose, Kinderlose, Kinderreiche, Witwen, Witwer, Waisen, Waisenkinder, Findlinge, Adoptivkinder, Pflegekinder, Stiefkinder, Stiefeltern, Stiefmütter, Stiefväter, Stiefgeschwister, Halbgeschwister, Halbwaisen, Halbblinde, Halbtaube, Halbstumme, Halbidioten, Halbverrückte, Halbirre, Halbblödsinnige, Halbkretinen, Halbkrüppel, Halbverkrüppelte, Halbverstümmelte, Halbamputierte, Halbverunstaltete, Halbmißgestaltete, Halbmißgeburten, Halbzwerge, Halbriesen, Halbhermaphroditen, Halbkastraten, Halbeunuchen, Halbimpotente, Halbsterile, Halbfrigide, Halbnymphomanische, Halbsatyrische, Halbonanisten, Halbsodomiten, Halbpäderasten, Halblesbierinnen, Halbtribadinnen, Halbsadisten, Halbmasochisten, Halbfetischisten, Halbexhibitionisten, Halbvoyeure, Halbpyromanen, Halbkleptomanen, Halbdipsomanen, Halbtrunkenbolde, Halbspieler, Halbverschwender, Halbgeizige, Halbwucherer, Halbbetrüger, Halbdiebe, Halbräuber, Halbmörder, Halbtotschläger, Halbgiftmischer, Halbbrandstifter, Halbmeineidige, Halbfälscher, Halbfalschmünzer, Halbhochstapler, Halbgauner, Halbspitzbuben, Halbstrolche, Halblandstreicher, Halbvagabunden, Halbbettler, Halbdirnen, Halbzuhälter, Halbkuppler, Halbehebrecher, Halbehebrecherinnen, Halbehescheidungen, Halbehetrennungen, Halbehelose, Halbkinderlose, Halbkinderreiche, Halbwitwen, Halbwitwer, Halbwaisen, Halbwaisenkinder, Halbfindlinge, Halbadoptivkinder, Halbpflegekinder, Halbstiefkinder, Halbstiefeltern, Halbstiefmütter, Halbstiefväter, Halbstiefgeschwister, Halbhalbgeschwister, Halbhalbwaisen, Halbhalbblinde, Halbhalbtaube, Halbhalbstumme, Halbhalbidioten, Halbhalbverrückte, Halbhalbirre, Halbhalbblödsinnige, Halbhalbkretinen, Halbhalbkrüppel, Halbhalbverkrüppelte, Halbhalbverstümmelte, Halbhalbamputierte, Halbhalbverunstaltete, Halbhalbmißgestaltete, Halbhalbmißgeburten, Halbhalbzwerge, Halbhalbriesen, Halbhalbhermaphroditen, Halbhalbkastraten, Halbhalbeunuchen, Halbhalbimpotente, Halbhalbsterile, Halbhalbfrigide, Halbhalbnymphomanische, Halbhalbsatyrische, Halbhalbonanisten, Halbhalbsodomiten, Halbhalbpäderasten, Halbhalblesbierinnen, Halbhalbtribadinnen, Halbhalbsadisten, Halbhalbmasochisten, Halbhalbfetischisten, Halbhalbexhibitionisten, Halbhalbvoyeure, Halbhalbpyromanen, Halbhalbkleptomanen, Halbhalbdipsomanen, Halbhalbtrunkenbolde, Halbhalbspieler, Halbhalbverschwender, Halbhalbgeizige, Halbhalbwucherer, Halbhalbbetrüger, Halbhalbdiebe, Halbhalbräuber, Halbhalbmörder, Halbhalbtotschläger, Halbhalbgiftmischer, Halbhalbbrandstifter, Halbhalbmeineidige, Halbhalbfälscher, Halbhalbfalschmünzer, Halbhalbhochstapler, Halbhalbgauner, Halbhalbspitzbuben, Halbhalbstrolche, Halbhalblandstreicher, Halbhalbvagabunden, Halbhalbbettler, Halbhalbdirnen, Halbhalbzuhälter, Halbhalbkuppler, Halbhalbehebrecher, Halbhalbehebrecherinnen, Halbhalbehescheidungen, Halbhalbehetrennungen, Halbhalbehelose, Halbhalbkinderlose, Halbhalbkinderreiche, Halbhalbwitwen, Halbhalbwitwer, Halbhalbwaisen, Halbhalbwaisenkinder, Halbhalbfindlinge, Halbhalbadoptivkinder, Halbhalbpflegekinder, Halbhalbstiefkinder, Halbhalbstiefeltern, Halbhalbstiefmütter, Halbhalbstiefväter, Halbhalbstiefgeschwister, Halbhalbhalbgeschwister, Halbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbblinde, Halbhalbhalbtaube, Halbhalbhalbstumme, Halbhalbhalbidioten, Halbhalbhalbverrückte, Halbhalbhalbirre, Halbhalbhalbblödsinnige, Halbhalbhalbkretinen, Halbhalbhalbkrüppel, Halbhalbhalbverkrüppelte, Halbhalbhalbverstümmelte, Halbhalbhalbamputierte, Halbhalbhalbverunstaltete, Halbhalbhalbmißgestaltete, Halbhalbhalbmißgeburten, Halbhalbhalbzwerge, Halbhalbhalbriesen, Halbhalbhalbhermaphroditen, Halbhalbhalbkastraten, Halbhalbhalbeunuchen, Halbhalbhalbimpotente, Halbhalbhalbsterile, Halbhalbhalbfrigide, Halbhalbhalbnymphomanische, Halbhalbhalbsatyrische, Halbhalbhalbonanisten, Halbhalbhalbsodomiten, Halbhalbhalbpäderasten, Halbhalbhalblesbierinnen, Halbhalbhalbtribadinnen, Halbhalbhalbsadisten, Halbhalbhalbmasochisten, Halbhalbhalbfetischisten, Halbhalbhalbexhibitionisten, Halbhalbhalbvoyeure, Halbhalbhalbpyromanen, Halbhalbhalbkleptomanen, Halbhalbhalbdipsomanen, Halbhalbhalbtrunkenbolde, Halbhalbhalbspieler, Halbhalbhalbverschwender, Halbhalbhalbgeizige, Halbhalbhalbwucherer, Halbhalbhalbbetrüger, Halbhalbhalbdiebe, Halbhalbhalbräuber, Halbhalbhalbmörder, Halbhalbhalbtotschläger, Halbhalbhalbgiftmischer, Halbhalbhalbbrandstifter, Halbhalbhalbmeineidige, Halbhalbhalbfälscher, Halbhalbhalbfalschmünzer, Halbhalbhalbhochstapler, Halbhalbhalbgauner, Halbhalbhalbspitzbuben, Halbhalbhalbstrolche, Halbhalbhalblandstreicher, Halbhalbhalbvagabunden, Halbhalbhalbbettler, Halbhalbhalbdirnen, Halbhalbhalbzuhälter, Halbhalbhalbkuppler, Halbhalbhalbehebrecher, Halbhalbhalbehebrecherinnen, Halbhalbhalbehescheidungen, Halbhalbhalbehetrennungen, Halbhalbhalbehelose, Halbhalbhalbkinderlose, Halbhalbhalbkinderreiche, Halbhalbhalbwitwen, Halbhalbhalbwitwer, Halbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbwaisenkinder, Halbhalbhalbfindlinge, Halbhalbhalbadoptivkinder, Halbhalbhalbpflegekinder, Halbhalbhalbstiefkinder, Halbhalbhalbstiefeltern, Halbhalbhalbstiefmütter, Halbhalbhalbstiefväter, Halbhalbhalbstiefgeschwister, Halbhalbhalbhalbgeschwister, Halbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbblinde, Halbhalbhalbhalbtaube, Halbhalbhalbhalbstumme, Halbhalbhalbhalbidioten, Halbhalbhalbhalbverrückte, Halbhalbhalbhalbirre, Halbhalbhalbhalbblödsinnige, Halbhalbhalbhalbkretinen, Halbhalbhalbhalbkrüppel, Halbhalbhalbhalbverkrüppelte, Halbhalbhalbhalbverstümmelte, Halbhalbhalbhalbamputierte, Halbhalbhalbhalbverunstaltete, Halbhalbhalbhalbmißgestaltete, Halbhalbhalbhalbmißgeburten, Halbhalbhalbhalbzwerge, Halbhalbhalbhalbriesen, Halbhalbhalbhalbhermaphroditen, Halbhalbhalbhalbkastraten, Halbhalbhalbhalbeunuchen, Halbhalbhalbhalbimpotente, Halbhalbhalbhalbsterile, Halbhalbhalbhalbfrigide, Halbhalbhalbhalbnymphomanische, Halbhalbhalbhalbsatyrische, Halbhalbhalbhalbonanisten, Halbhalbhalbhalbsodomiten, Halbhalbhalbhalbpäderasten, Halbhalbhalbhalblesbierinnen, Halbhalbhalbhalbtribadinnen, Halbhalbhalbhalbsadisten, Halbhalbhalbhalbmasochisten, Halbhalbhalbhalbfetischisten, Halbhalbhalbhalbexhibitionisten, Halbhalbhalbhalbvoyeure, Halbhalbhalbhalbpyromanen, Halbhalbhalbhalbkleptomanen, Halbhalbhalbhalbdipsomanen, Halbhalbhalbhalbtrunkenbolde, Halbhalbhalbhalbspieler, Halbhalbhalbhalbverschwender, Halbhalbhalbhalbgeizige, Halbhalbhalbhalbwucherer, Halbhalbhalbhalbbetrüger, Halbhalbhalbhalbdiebe, Halbhalbhalbhalbräuber, Halbhalbhalbhalbmörder, Halbhalbhalbhalbtotschläger, Halbhalbhalbhalbgiftmischer, Halbhalbhalbhalbbrandstifter, Halbhalbhalbhalbmeineidige, Halbhalbhalbhalbfälscher, Halbhalbhalbhalbfalschmünzer, Halbhalbhalbhalbhochstapler, Halbhalbhalbhalbgauner, Halbhalbhalbhalbspitzbuben, Halbhalbhalbhalbstrolche, Halbhalbhalbhalblandstreicher, Halbhalbhalbhalbvagabunden, Halbhalbhalbhalbbettler, Halbhalbhalbhalbdirnen, Halbhalbhalbhalbzuhälter, Halbhalbhalbhalbkuppler, Halbhalbhalbhalbehebrecher, Halbhalbhalbhalbehebrecherinnen, Halbhalbhalbhalbehescheidungen, Halbhalbhalbhalbehetrennungen, Halbhalbhalbhalbehelose, Halbhalbhalbhalbkinderlose, Halbhalbhalbhalbkinderreiche, Halbhalbhalbhalbwitwen, Halbhalbhalbhalbwitwer, Halbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbwaisenkinder, Halbhalbhalbhalbfindlinge, Halbhalbhalbhalbadoptivkinder, Halbhalbhalbhalbpflegekinder, Halbhalbhalbhalbstiefkinder, Halbhalbhalbhalbstiefeltern, Halbhalbhalbhalbstiefmütter, Halbhalbhalbhalbstiefväter, Halbhalbhalbhalbstiefgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbblinde, Halbhalbhalbhalbhalbtaube, Halbhalbhalbhalbhalbstumme, Halbhalbhalbhalbhalbidioten, Halbhalbhalbhalbhalbverrückte, Halbhalbhalbhalbhalbirre, Halbhalbhalbhalbhalbblödsinnige, Halbhalbhalbhalbhalbkretinen, Halbhalbhalbhalbhalbkrüppel, Halbhalbhalbhalbhalbverkrüppelte, Halbhalbhalbhalbhalbverstümmelte, Halbhalbhalbhalbhalbamputierte, Halbhalbhalbhalbhalbverunstaltete, Halbhalbhalbhalbhalbmißgestaltete, Halbhalbhalbhalbhalbmißgeburten, Halbhalbhalbhalbhalbzwerge, Halbhalbhalbhalbhalbriesen, Halbhalbhalbhalbhalbhermaphroditen, Halbhalbhalbhalbhalbkastraten, Halbhalbhalbhalbhalbeunuchen, Halbhalbhalbhalbhalbimpotente, Halbhalbhalbhalbhalbsterile, Halbhalbhalbhalbhalbfrigide, Halbhalbhalbhalbhalbnymphomanische, Halbhalbhalbhalbhalbsatyrische, Halbhalbhalbhalbhalbonanisten, Halbhalbhalbhalbhalbsodomiten, Halbhalbhalbhalbhalbpäderasten, Halbhalbhalbhalbhalblesbierinnen, Halbhalbhalbhalbhalbtribadinnen, Halbhalbhalbhalbhalbsadisten, Halbhalbhalbhalbhalbmasochisten, Halbhalbhalbhalbhalbfetischisten, Halbhalbhalbhalbhalbexhibitionisten, Halbhalbhalbhalbhalbvoyeure, Halbhalbhalbhalbhalbpyromanen, Halbhalbhalbhalbhalbkleptomanen, Halbhalbhalbhalbhalbdipsomanen, Halbhalbhalbhalbhalbtrunkenbolde, Halbhalbhalbhalbhalbspieler, Halbhalbhalbhalbhalbverschwender, Halbhalbhalbhalbhalbgeizige, Halbhalbhalbhalbhalbwucherer, Halbhalbhalbhalbhalbbetrüger, Halbhalbhalbhalbhalbdiebe, Halbhalbhalbhalbhalbräuber, Halbhalbhalbhalbhalbmörder, Halbhalbhalbhalbhalbtotschläger, Halbhalbhalbhalbhalbgiftmischer, Halbhalbhalbhalbhalbbrandstifter, Halbhalbhalbhalbhalbmeineidige, Halbhalbhalbhalbhalbfälscher, Halbhalbhalbhalbhalbfalschmünzer, Halbhalbhalbhalbhalbhochstapler, Halbhalbhalbhalbhalbgauner, Halbhalbhalbhalbhalbspitzbuben, Halbhalbhalbhalbhalbstrolche, Halbhalbhalbhalbhalblandstreicher, Halbhalbhalbhalbhalbvagabunden, Halbhalbhalbhalbhalbbettler, Halbhalbhalbhalbhalbdirnen, Halbhalbhalbhalbhalbzuhälter, Halbhalbhalbhalbhalbkuppler, Halbhalbhalbhalbhalbehebrecher, Halbhalbhalbhalbhalbehebrecherinnen, Halbhalbhalbhalbhalbehescheidungen, Halbhalbhalbhalbhalbehetrennungen, Halbhalbhalbhalbhalbehelose, Halbhalbhalbhalbhalbkinderlose, Halbhalbhalbhalbhalbkinderreiche, Halbhalbhalbhalbhalbwitwen, Halbhalbhalbhalbhalbwitwer, Halbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbwaisenkinder, Halbhalbhalbhalbhalbfindlinge, Halbhalbhalbhalbhalbadoptivkinder, Halbhalbhalbhalbhalbpflegekinder, Halbhalbhalbhalbhalbstiefkinder, Halbhalbhalbhalbhalbstiefeltern, Halbhalbhalbhalbhalbstiefmütter, Halbhalbhalbhalbhalbstiefväter, Halbhalbhalbhalbhalbstiefgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbblinde, Halbhalbhalbhalbhalbhalbtaube, Halbhalbhalbhalbhalbhalbstumme, Halbhalbhalbhalbhalbhalbidioten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbverrückte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbirre, Halbhalbhalbhalbhalbhalbblödsinnige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbkretinen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbkrüppel, Halbhalbhalbhalbhalbhalbverkrüppelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbverstümmelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbamputierte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbverunstaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbmißgestaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbmißgeburten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbzwerge, Halbhalbhalbhalbhalbhalbriesen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhermaphroditen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbkastraten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbeunuchen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbimpotente, Halbhalbhalbhalbhalbhalbsterile, Halbhalbhalbhalbhalbhalbfrigide, Halbhalbhalbhalbhalbhalbnymphomanische, Halbhalbhalbhalbhalbhalbsatyrische, Halbhalbhalbhalbhalbhalbonanisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbsodomiten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbpäderasten, Halbhalbhalbhalbhalbhalblesbierinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbtribadinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbsadisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbmasochisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbfetischisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbexhibitionisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbvoyeure, Halbhalbhalbhalbhalbhalbpyromanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbkleptomanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbdipsomanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbtrunkenbolde, Halbhalbhalbhalbhalbhalbspieler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbverschwender, Halbhalbhalbhalbhalbhalbgeizige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbwucherer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbbetrüger, Halbhalbhalbhalbhalbhalbdiebe, Halbhalbhalbhalbhalbhalbräuber, Halbhalbhalbhalbhalbhalbmörder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbtotschläger, Halbhalbhalbhalbhalbhalbgiftmischer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbbrandstifter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbmeineidige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbfälscher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbfalschmünzer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhochstapler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbgauner, Halbhalbhalbhalbhalbhalbspitzbuben, Halbhalbhalbhalbhalbhalbstrolche, Halbhalbhalbhalbhalbhalblandstreicher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbvagabunden, Halbhalbhalbhalbhalbhalbbettler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbdirnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbzuhälter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbkuppler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbehebrecher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbehebrecherinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbehescheidungen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbehetrennungen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbehelose, Halbhalbhalbhalbhalbhalbkinderlose, Halbhalbhalbhalbhalbhalbkinderreiche, Halbhalbhalbhalbhalbhalbwitwen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbwitwer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbwaisenkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbfindlinge, Halbhalbhalbhalbhalbhalbadoptivkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbpflegekinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbstiefkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbstiefeltern, Halbhalbhalbhalbhalbhalbstiefmütter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbstiefväter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbstiefgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbblinde, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtaube, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstumme, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbidioten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverrückte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbirre, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbblödsinnige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkretinen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkrüppel, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverkrüppelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverstümmelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbamputierte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverunstaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmißgestaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmißgeburten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbzwerge, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbriesen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhermaphroditen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkastraten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbeunuchen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbimpotente, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsterile, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfrigide, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbnymphomanische, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsatyrische, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbonanisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsodomiten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbpäderasten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalblesbierinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtribadinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsadisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmasochisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfetischisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbexhibitionisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbvoyeure, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbpyromanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkleptomanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbdipsomanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtrunkenbolde, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbspieler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverschwender, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgeizige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwucherer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbbetrüger, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbdiebe, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbräuber, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmörder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtotschläger, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgiftmischer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbbrandstifter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmeineidige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfälscher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfalschmünzer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhochstapler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgauner, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbspitzbuben, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstrolche, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalblandstreicher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbvagabunden, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbbettler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbdirnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbzuhälter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkuppler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehebrecher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehebrecherinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehescheidungen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehetrennungen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehelose, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkinderlose, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkinderreiche, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwitwen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwitwer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwaisenkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfindlinge, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbadoptivkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbpflegekinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefeltern, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefmütter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefväter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbblinde, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtaube, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstumme, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbidioten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverrückte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbirre, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbblödsinnige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkretinen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkrüppel, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverkrüppelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverstümmelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbamputierte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverunstaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmißgestaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmißgeburten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbzwerge, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbriesen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhermaphroditen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkastraten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbeunuchen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbimpotente, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsterile, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfrigide, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbnymphomanische, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsatyrische, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbonanisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsodomiten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbpäderasten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalblesbierinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtribadinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsadisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmasochisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfetischisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbexhibitionisten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbvoyeure, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbpyromanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkleptomanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbdipsomanen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtrunkenbolde, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbspieler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverschwender, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgeizige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwucherer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbbetrüger, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbdiebe, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbräuber, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmörder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtotschläger, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgiftmischer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbbrandstifter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmeineidige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfälscher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfalschmünzer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhochstapler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgauner, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbspitzbuben, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstrolche, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalblandstreicher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbvagabunden, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbbettler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbdirnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbzuhälter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkuppler, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehebrecher, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehebrecherinnen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehescheidungen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehetrennungen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbehelose, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkinderlose, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkinderreiche, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwitwen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwitwer, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwaisenkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfindlinge, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbadoptivkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbpflegekinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefkinder, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefeltern, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefmütter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefväter, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstiefgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbgeschwister, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbwaisen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbblinde, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbtaube, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbstumme, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbidioten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverrückte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbirre, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbblödsinnige, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkretinen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkrüppel, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverkrüppelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverstümmelte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbamputierte, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbverunstaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmißgestaltete, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbmißgeburten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbzwerge, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbriesen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhermaphroditen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbkastraten, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbeunuchen, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbimpotente, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbsterile, Halbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbhalbfrigide, Halbhalbhalbhalbhalbhalbh

Thomas und ich hatten schlaflos Wache; um die Mittagszeit hatte Thomas mich abgelöst und ich war in meinem Zelt eingeschlafen, als ich durch einen Schuß geweckt wurde. Meine Ordonnanz, Private Hawkins, kam herein gestürzt und sagte, daß Thomas getötet worden sei. Ich eilte zu ihm und fand ihn tot vor. Er war durch den Kopf geschossen worden. Ich hatte ihn sehr gern gehabt und war tief betrübt. Ich ging zu meinem Zelt zurück und sah, daß Hawkins mein Gewehr geladen hatte, und sagte ihm, daß er mir das Gewehr wieder laden müsse. Ich ging dann zu meinem Zelt zurück und legte mich nieder. Ich war sehr müde und schlief sofort ein. Ich erwachte erst am nächsten Morgen.

Marshall Cornwall, der in Cambrai durch Gefangennahme seinem Leben entging, wurde 1919 als Generalmajor Direktor, 1922 ernannte er ihn Lord Haig zum Chef seines Stabes, 1923 wurde er Kommandeur der Infanterie-Schule in Camberley.

Im Jahre 1926 wurde er Chef des Stabes des Generalkommandos in Aldershot, 1929 Kommandeur der Infanterie-Brigade in Peshawar, 1931 Kommandeur der Truppen von Gibraltar, 1933 Generalleutnant und Chef des Stabes des Heeres in Indien, 1936 Kommandeur des Heeres in Indien, 1938 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Malaya, 1940 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Nordirland, 1941 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Westafrika, 1942 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Nordafrika, 1943 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Italien, 1944 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Griechenland, 1945 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Österreich, 1946 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Deutschland, 1947 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Nordirland, 1948 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Nordirland, 1949 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Nordirland, 1950 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Nordirland, 1951 Generalleutnant und Kommandeur des Heeres in Nordirland,

Falle wenn dem Schuldherrn, Glaub, Treue, Redlichkeit und Ehrlichkeit gebrochen wird, und wenn die Sache, so in Frage stehet, Gold oder Silber, oder was dem gleichet, oder Vieh, oder Leibeigene, oder Land, oder Kleider, oder was dergleichen ist, oder was einer dem andern anvertrauet, und er es ihm nicht wiederstellet, und es ihm leugnet, und er es mit Zeugen und Eyd bestätiget, und es ihm hat sein Gewissen mit gut Überredung und Überredung seiner Freunde eingegeben

Libau-Meitzen an der Südbahn, Kal. et Mitteil. aus d. Baltischen Provinz Rußlands 1. Folge, Riga 1841, S. 1—3. Die Bahn ist 1868 eröffnet worden. Sie durchschneidet zunächst Lettisches Land, dann Kurisches, dann wieder Lettisches. Bei Meitzen ist sie 1870 eröffnet worden. Sie durchschneidet

hätten, abgeschlagen habe. Er habe blos auf ihr Ansuchen, und weil er es gar nicht verlagen konnte, an seinen Legaten, oder ausserordentlichen Gesandten in Ungarn, geschrieben, daß er, wenn der König im Kriege wider die Türken begriffen wäre, alle diejenigen in den Bann thun sollte, welche ihn daran zu hindern suchten. Des Kaisers aber habe er dabey gar nicht gedacht, von dessen Wuth und harter Anmassung er auch nichts gewußt habe.

Es ist nicht schwer aus diesem Schreiben zu ersehen, daß der Papst zwischen dem Kaiser und dem Könige gutherzigerweise unschlüssig herumgewandt, keinen von beiden habe beleidigen wollen; aber sich doch weit mehr auf die Seite des ersten geneigt habe, dessen Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl er seit langer Zeit kannte. Vergleicht man damit sein früheres Betragen gegen diese beiden Fürsten: so findet man ihn noch weniger mit sich selbst übereinstimmend. Sein geheimer Entwurf, sobald er den päpstlichen Thron bestiegen hatte, war dieser, einen Kreuzzug wider die Türken zu Stande zu bringen: und er wollte in dieser Absicht im Jahr 1459. eine Versammlung der Europäischen Fürsten oder ihrer Gesandten zu Mantua halten. Unter andern Fürsten, an welche er deswegen schon im Jahr 1458. Einladungsschreiben ergehen lies, war nächst den Königen von Polen und Böhmen, vorzüglich der König von Ungarn, dessen Reich den immer tiefer in die Abendländer eindringenden Türken am nächsten lag. Auch ist es glaublich, daß die schon eingeleiteten neuen Unterhandlungen wegen der Stellung von Kriegsvölkern, die Matthias mit seinen Ständen verabredet hatte, hauptsächlich auf einen Türkenkrieg gezielt haben: ob man gleich in denselben noch kein ausdrückliches allgemeines Aufgebot findet, wie unsere

Schrift-

Gleichheitszeichen setzen können. Wenn z. B. 12 mit 12 multiplicirt wird, so kann man sagen: 12 mal 12 ist gleich 144, oder 12 mal 12 gleich 144. Hier bedeutet das Wörtchen ist, oder das Wörtchen gleich, das Gleichheitszeichen. Wenn man nun dieses Gleichheitszeichen, welches in der Rechnung so oft vorkommt, durch ein Wort ausdrücken will, so kann man sagen: 12 mal 12 ist

garn, daß er, weil doch der Kaiser die vollzogene Wahl angenommen hätte, von der ihm neulich ertheilten Vollmacht, alle diejenigen, welche dem Könige am Türkenkriege hinderlich seyn würden, sollten sie auch königlichen Standes seyn, mit Kirchenstrafen zu belegen, weder gegen den Kaiser, noch gegen dessen Anhänger in Ungarn, Gebrauch machen möchte.

Ohne Zweifel war auch der Kaiser überzeugt, daß er von dem Papste hierbey eben keinen nachdrücklichen Widerstand zu besorgen habe. Er ließ sich, nachdem ihm die Wahl der ihm ergebenen Ungrischen Großen hinterbracht worden war, am vierten März des Jahres 1459. zu Wienerisch-Neustadt förmlich zum Könige von Ungarn ausrufen; es scheint auch, daß er sich die Ungrische Krone habe aufsetzen lassen. Vergebens hatte Nanthus dem Papste vorgestellt, daß er zwar große Zurüstungen wider die Türken angestellt habe; aber unter der aufmerksamen Empfindung, nicht davon denken könne, davon den ernstlichen Gebrauch zu machen; zugleich hatte er den Papst ersucht, den Kaiser auf andere Gesinnungen zu bringen. Alles war aus Pius, nachdem Friedrich den entscheidenden Schritt gethan hatte, hierbey noch vernehmen zu lassen glaubte, lief darauf hinaus, daß er seinen Gesandten in Ungarn auftrug, die Verwirrung zwischen beiden Fürsten in einem Raume vorgestalt einzuleiten, daß sie wenigstens im Sommer dieses Jahres einen Stillstand beobachten möchten. Ihm war nemlich daran das meiste gelegen, nicht sie vollkommen zu versöhnen, indem er den unergründeten Anspruch des Kaisers mit demjenigen Anlagen vermarf, welches damals aus dem Munde eines Papstes so wichtig war, sondern sie nur von allen Dingen an dem entworfenen Kongreß Anlagen nehmen zu lassen. Er erwartete selbst

sich

die Aufnahme, dem Eintritt und Austritt des Patienten und über die Behandlung desselben, sowie über die Verpflegung desselben, über Diät, Medicin, Bäder, Operationen, Assistenz, Narkose, Verbände, medicinische Apparate, über Besuche, Consilien, Assistenz bei Geburten, über die Verpflegung der Wöchnerinnen und Neugeborenen, über Impfungen, über Todesfälle, über Leichenschau, Leichenöffnung, Beerdigung, Exhumirung, Einbalsamirung, Verbrennung, über Ausstellung von Zeugnissen, Attesten, Gutachten, über Führung der Krankenjournale, Krankenbücher, Geburtsbücher, Todtenbücher, Impfbücher, Medicinbücher, Bücher über Ein- und Ausgänge, Bücher über Apparate, Instrumente, Bandagen, Verbandstoffe, Bücher über Verpflegung, Bücher über Wäsche, Bücher über Kleidung, Bücher über Bäder, Bücher über Operationen, Bücher über Narkose, Bücher über Assistenz, Bücher über Consilien, Bücher über Besuche, Bücher über Diät, Bücher über Medicin, Bücher über Verbände, Bücher über medicinische Apparate, Bücher über Impfungen, Bücher über Todesfälle, Bücher über Leichenschau, Bücher über Leichenöffnung, Bücher über Beerdigung, Bücher über Exhumirung, Bücher über Einbalsamirung, Bücher über Verbrennung, Bücher über Ausstellung von Zeugnissen, Attesten, Gutachten, Bücher

legenen Feinde zu hitzig entgegeneilte, und sich ohne Schlacht nicht zurückziehen konnte, verloren sie dieselbe. Die Ungrischen Befehlshaber des Kaisers blieben nicht einmal lange auf dem Schlachtfelde, damit seine deutschen Soldaten nicht zu viel Ungrisches Blut vergießen möchten. Hingegen waren auch die Ueberwundenen so beschämt, und auf sich selbst erbittert, daß sie von ihrem Könige verlangten, er möchte den zehnten Mann von ihnen, zur Ahndung ihrer Flucht, hinrichten lassen. Weit entfernt, Soldaten für den Fehler ihres Feldherrn zu strafen, sagte Matthias vielmehr mit frölichem Gesichte zu ihnen, dieser unglückliche Anfang verspreche, wegen der gewöhnlichen Unbeständigkeit des Glücks, desto mehr Siege in der Folge; deswegen habe Alexander in seinem ununterbrochen siegreichen Lauf die Götter gebeten, ihm einen Unfall dazwischen begegnen zu laßen, damit er nicht am Ende ganz unglücklich würde; sie möchten also auch ihren kühnen Muth keineswegs sinken laßen; die Feinde hätten sie diesmal an Zahl und Stärke weit übertroffen; es komme nur darauf an, diesen Flecken durch einen desto herrlichern Sieg auszuwischen.

Diese Niederlage war ohnedieß für den König keine furchtbare; aber es bedrohten ihn von andern Seiten auch andere Gefahren. Die Böhmischen Räuber, welche Ungarn schon seit zwanzig Jahren verwüstet hatten, und vor kurzem erst, ohngeachtet sie Giskra anführte, genöthigt worden waren, sich in ihre gebirgigte Schlupfwinkel zurückzuziehen, wurden jezt durch die Empörung so vieler Großen dreist genug, um zur Verheerung von Oberungarn hervorzubrechen. Matthias traf sogleich nachdrückliche Anstalten wider sie; er war auch im Begriff, mit dem Erzbischof von Gran und andern Großen, selbst eine Anzahl Kriegsvölker

gegen

gaben der Komponisten, als über die aus ihnen hervorgehenden Resultate, und wenn wir auch nicht immer mit dem Urtheile des Herrn Verfassers übereinstimmen, so müssen wir doch gestehen, daß seine Ansichten in Betreff der Kompositionen, mit denen Herr Kalliwoda in diesem Jahre vor das Publikum getreten ist, sehr richtig sind. Wir können uns daher nicht enthalten, einige Stellen aus dem Aufsatze des Herrn Schilling hier anzuführen, da dieselben, wie wir glauben, für Jeden, der sich für Musik interessirt, sehr belehrend sind. Herr Schilling sagt: „Wenn Kalliwoda in seinen Werken nicht immer Originalität und Neuheit der Ideen findet, so ist doch Alles, was er schreibt, so gut gedacht und so gut gearbeitet, daß es sich immer mit Vergnügen anhören läßt. Seine Melodien sind nicht selten sehr schön, und wenn sie auch nicht immer neu sind, so sind sie doch gut gewählt, und wissen durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit zu gefallen. Seine Harmonie ist rein und klar, und seine Modulationen sind meistens sehr gut gewählt. Seine Instrumentirung ist sehr gut, und seine Behandlung der Instrumente, besonders der Blasinstrumente, ist sehr richtig. Seine Violinsachen sind sehr dankbar, und er hat es verstanden, sie so zu schreiben, daß sie sich auf dem Instrumente sehr gut ausnehmen. Seine Violine und Bratsche sind sehr gut behandelt, und seine Violoncellsachen sind sehr dankbar."

Mittwoch und Donnerstag Abends Concerte des Herrn Kalliwoda. Ich habe mich nicht entschließen können, Ihnen über diese Concerte zu berichten, weil ich mich nicht gut ausdrücken kann, wenn ich Jemand tadeln soll, ganz besonders Jemand, der mir persönlich bekannt ist, und dessen Talente ich hochschätze, und Kalliwoda gehört zu diesen Leuten. Ich will Ihnen also nur sagen, daß Kalliwoda sich in diesen Concerten als Violinspieler und Komponist hören ließ, und daß er in beiden Eigenschaften Beifall fand. Ich will Ihnen nur noch sagen, daß Kalliwoda sich in diesen Concerten als Violinspieler und Komponist hören ließ, und daß er in beiden Eigenschaften Beifall fand.

Es muss erschrecklichen Eifern, sie in Wirklichung der, mit ihrer Gesandtschaft an mich, gethanen Vorschläge, so gar weit gehen zu sehen, dass sie sich nicht entblöden, mich, meine Länder, Unterthanen und Kriegsvolk, durch Verbreitung solcher Lügen, in Hass und Verachtung der Welt zu setzen, und mir, durch Ausstreuung solcher Lügen, Feinde zu machen, die mir sonst nicht Feinde wären. Gleich den Anfang ihrer Rede nehmen sie

zum Vortheile des Königs. Sie kamen beide überein, daß der Schwiegervater des Matthias, König Podiebrad von Böhmen, einen Schiedsrichter zwischen ihnen abgeben sollte. Der Kaiser mußte ohnedieß besorgen, daß dieser Fürst seinem Schwiegersohne endlich wider ihn Hülfe leisten würde: und er war ihm sogar Dank dafür schuldig, daß er seine Böhmen und Mähren drohend abgehalten hatte, die von dem Bruder des Kaisers angebotenen Kriegsdienste zu nehmen. Matthias erleichterte auch dadurch den Frieden, daß er Gesandte an den Kaiser schickte, welche mit allem Glimpf auf die Zurückgabe der Ungrischen Krone und einen Vergleich antragen, ja den Kaiser verbindlichst ersuchen sollten, er möchte ihren König an Sohnes Statt annehmen, die Ungarn seinem Schutze empfolen seyn laßen, und zwischen ihnen und Deutschen künftig keinen Unterschied machen. Der Kaiser erklärte sich also, ohne seines Anspruchs an das Ungrische Reich zu gedenken, geneigt, die demselben gehörige Krone auszuliefern. Nur erinnerte er, daß er und seine Erbländer viel wegen der Aufbewahrung derselben gelitten hätten, und daß auch die großen Kosten die er für den jungen König Ladislaus aufgewandt habe, ihn berechtigten, eine Vergütung zu fordern. Noch verlangte er auch, daß Matthias den bisherigen kaiserlichen Anhängern in Ungarn niemals hart begegnen möchte. Der König gestand zwar dieses alles nicht zu; doch stiftete Podiebrad am 10ten August des Jahrs 1459. zu Brünn in Mähren, einen Stillstand zwischen beiden Fürsten, der bis zum Sommer des folgenden Jahrs währen sollte.

Da Matthias von dieser Seite auf eine Zeitlang gesichert war: so suchte ihn der Papst, der sich schon lange zu Mantua, mißvergnügt über den gerin-

Die Form der weißen Blutkörperchen (Leukocyten) ist sehr verschieden. Einige haben kleine Körnchen, andere sind ganz glatt. Sie können sich selbst bewegen, indem sie ihre Gestalt verändern. Sie kommen auch in die Gewebe hinein. Sie dienen zum Schutz des Körpers gegen Krankheitserreger. Die Zahl der weißen Blutkörperchen ist viel geringer als die der roten. Sie beträgt nur etwa 1 auf 500 rote. Bei manchen Krankheiten, z. B. bei Blutvergiftung, ist die Zahl der weißen Blutkörperchen sehr stark vermehrt. Man kann sie unter dem Mikroskop zählen. Dazu braucht man eine Zählkammer. Das ist ein Glasplättchen, auf dem ein Quadrat eingeritzt ist. Dieses Quadrat ist in 400 kleine Quadrate eingeteilt. Es ist 1 mm lang und 1 mm breit. Die Tiefe beträgt 0,1 mm. Man bringt einen Tropfen Blut auf das Glasplättchen und bedeckt ihn mit einem Deckglas. Dann zählt man die weißen Blutkörperchen, die in den 400 kleinen Quadraten liegen. Wenn man das Ergebnis mit 10 000 multipliziert, hat man die Zahl der weißen Blutkörperchen in 1 mm³ Blut. Diese Zahl ist bei gesunden Menschen ungefähr 8000. Sie kann aber auch bis 5000 herabgehen oder bis 10 000 hinaufgehen. Bei Krankheiten kann sie noch viel höher sein. Bei Blutvergiftung kann sie z. B. 30 000 betragen.

Weiße Blutkörperchen

Die Blutplättchen sind noch kleiner als die roten Blutkörperchen. Sie sind rund oder oval. Sie sind farblos. Sie sind sehr zahlreich. Sie sind wichtig für die Gerinnung des Blutes.

Das Blut gerinnt, wenn es aus den Adern herausfließt. Es wird dann dick und zähe. Schließlich wird es fest. Es bildet einen Blutkuchen. Dieser Blutkuchen besteht aus roten Blutkörperchen, weißen Blutkörperchen und Blutplättchen. Er ist durchzogen von feinen Fäden. Diese Fäden heißen Fibrin. Sie bestehen aus einem Eiweißstoff. Dieser Eiweißstoff heißt auch Fibrin. Er ist im Blut gelöst. Wenn das Blut gerinnt, wird das Fibrin unlöslich. Es scheidet sich in Fäden aus. Diese Fäden durchziehen den Blutkuchen.

Das Blut gerinnt, weil Blutplättchen zerfallen. Dabei geben sie einen Stoff ab. Dieser Stoff heißt Thrombokinase. Er bewirkt, daß sich Fibrin ausscheidet. Das Fibrin bildet Fäden. Diese Fäden halten die Blutkörperchen fest. Sie bilden den Blutkuchen.

Das Blut gerinnt nicht, wenn es in den Adern fließt. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Öl ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Paraffin ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Vaseline ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Wachs ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kolophonium ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Schwefel ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Graphit ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Talkum ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Stärke ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Zucker ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Salz ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Mehl ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kreide ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Ton ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Sand ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kies ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Steinen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Holz ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Metall ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Glas ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Porzellan ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Gummi ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Leder ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Stoff ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Papier ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Pappe ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kunststoff ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Lack ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Farbe ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Tinte ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Tusche ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Bleistift ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kohle ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Ruß ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Asche ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Staub ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Schmutz ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Dreck ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Unrat ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Müll ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Abfall ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kehricht ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Schutt ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Trümmern ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Ruinen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Überresten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Resten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Spuren ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Zeichen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Symbolen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Bildern ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Figuren ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Formen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Linien ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Punkten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Flächen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Körpern ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugeln ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Würfeln ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Pyramiden ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kegeln ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Zylindern ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Prismen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Polyedern ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Rotationskörpern ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelabschnitten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelausschnitten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelschichten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelzonen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelsektoren ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelhauben ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelkalotten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelsegmenten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelabschnitten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelausschnitten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelschichten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelzonen ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelsektoren ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelhauben ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelkalotten ausgestrichen ist. Es gerinnt auch nicht, wenn es in einem Gefäß aufgefangen wird, das innen mit Kugelsegmenten ausgestrichen ist.

wo sie noch einige Schlößer besaßen, waren unterdeßen glücklich genug zurückgetrieben worden.

An der Beilegung der innern Zwistigkeiten im Reiche arbeitete der König auch immerfort in diesem Jahre; wenn gleich nicht mit einerley Erfolge. Er söhnte sich mit den meisten Ungrischen Großen aus, welche auf Friedrichs Seite getreten waren, und ließ sich von ihnen aufs neue huldigen. Unter andern gab er dem abgesezten Palatinus von Gara, der mit ihm in einiger Verwandrschaft stand, weil er durch sein Beispiel auch andere zu solchen Gesinnungen brachte, nicht nur diese hohe Stelle wieder; sondern auch die damals so seltene Erlaubniß, alle Bergwerke, die sich auf seinen Gütern finden würden, anzubauen und zu benuzen. Desto trauriger war die neu ausbrechende Mißhelligkeit zwischen dem Könige und seinem Oheim Szilágyi. Nicht genug, daß er ihm als einem lästigen Aufseher, die Statthalterschaft so bald entzogen hatte, brachten es die Feinde deßelben durch boshafte Verdrehungen seiner Reden und Handlungen auch so weit, daß ihn der König, nachdem er ihn zu einer Unterredung hatte einladen laßen, gefangen nehmen ließ. Szilágyi machte ihm darüber die bittersten Vorwürfe des Undanks und der Ungerechtigkeit. Allein Matthias, umgeben von Leuten, welche nicht aufhörten zu sagen, der herrschsüchtige Mann widersprche seinem Betragen durch seine Reden, Ungarn habe niemals zween Könige zugleich gehabt, und der König sey zu weise, als daß er einen Vormund brauchte, fiel tief in die Nachstellungen schmeichelnder Höflinge, denen junge mit ihren Gaben nicht ohne Grund zufriedne Fürsten am meisten ausgesezt sind. Er weigerte sich, seinen Oheim zu sprechen, welches dieser eifrig begehrte; ließ ihn mit Feßeln belegen, und in ein festes Schloß an

der Türkischen Grenze, worinne eine starke Besatzung lag, verführen. Die beiden Befehlshaber des Schlosses hielten ihn zwar gefangen; behandelten ihn aber übrigens gut, und verstatteten ihm auf sein Ansuchen seinem alten treuen Koch zur Bedienung. Es währte nicht lange, so hatten diejenigen, die nur durch den Tod des Szilágyi ruhig werden konnten, ihren Wunsch beinahe erreicht: ein königlicher Befehl, der in der Festung anlangte, befahl die Hinrichtung desselben. Man hat Ursache gefunden, zu glauben, daß diese Verordnung ohne Vorwissen des Königs ausgefertigt worden sey. Die Befehlshaber selbst argwohnten dieses; einer von ihnen ritte also hin, um den Willen des Königs über einen so nahen Anverwandten, aus seinem eigenen Munde zu erfahren. Während dieser Reise, ersann der alte Koch des Szilágyi ein Mittel zu seiner Befreyung. Im Verständnisse mit drey andern Dienern seines Herrn, rief er aus, die Türken wären in der Nähe, forderte die Besatzung und die Gefängnißwärter auf, ihnen entgegen zu ziehen, und schien selbst sich eiligst zu bewaffnen. Beinahe alles stürzte sich zum Thore hinaus; er war nebst den drey Dienern der letzte im Zuge; schloß aber geschwind hinter dem Haufen zu, hieb einige nieder, welche zurückgeblieben waren, erbrach das Gefängniß, und machte den Szilágyi zum Herrn des Schlosses. Vergebens wollte die Besatzung, die keinen Feind angetroffen hatte, das Schloß mit Gewalt einnehmen. Szilágyi schlug sie zurück, verstärkte sich durch Bauern, die ihm sehr ergeben waren, und bald durch seine Freunde und Soldaten. Doch dachte er nicht daran, sich wegen einer so harten Behandlung zu rächen; er bediente sich nur dieser Festung, um die streifenden Einfälle der Türken desto besser abzuwehren. An den Hof kam er weiter nicht; meldete aber dem Könige seine

Be-

Befreyung mit dem Zusaze, er sey seinem getreuen Koche mehr schuldig, als seinem undankbaren Schwestersohne. Der König antwortete seinem Oheim, so angenehm ihm die Nachricht von seiner wiedererlangten Freyheit wäre, so sehr bedaure er es, daß nicht er, sondern ein Koch, ihm dieselbe verschafft habe. Er gestand, daß ihm einige Hofleute, denen er sich beym Anfange seiner Regierung habe anvertrauen müßen, widrige Gesinnungen gegen den Szilágyi beygebracht hätten; versicherte jedoch, daß er ihn in kurzem habe in Freyheit sezen wollen, und daß selbst seine Gefangennehmung das königliche Ansehen bey den Großen im Reiche habe befestigen heifen. Szilágyi wurde bald völlig mit dem Könige ausgesöhnt; sie unterredeten sich mit einander; die Vorwürfe die sie sich machten, endigten sich in Thränen und in eine genauere Verbindung. Er wurde Befehlshaber in Niederungarn, fuhr fort, sein Vaterland gegen die Türken zu beschützen; ward aber in einem Gefechte mit denselben im Jahr 1460. gefangen, und zu Constantinopel enthauptet.

Noch gegen das Ende des Jahrs 1459. gewann es unterdeßen das Ansehen, als wenn der Kreuzzug, an welchem Matthias, vereinigt mit andern christlichen Fürsten und Staaten, nach dem Wunsche des Papstes, einen Hauptantheil nehmen sollte, würklich zu Stande kommen dürfte. Der Kaiser und die deutschen Reichsstände hatten schon dazu ein Heer von zwey und vierzig tausend Mann versprochen. Damit aber alle Hindernisse aus dem Wege geräumt würden, baten die Gesandten des Kaisers und der Stände den Papst, zwo Versammlungen zu veranstalten, und zu beiden seine Bevollmächtigten abzuschicken. Die eine zu Nürnberg, um die innern Händel von Deutschland beizulegen, auch alle nöthigen Maasregeln wegen des

ausschließen. Erbrecht ist vorhanden. Die andere Hälfte erben die Eltern, und zwar jeder Elternteil zu einem Viertel. Sind die Eltern vorverstorben, so erben die Geschwister, also die Vollgeschwister zu einem Viertel, die Halbgeschwister zu einem Viertel. Sind auch diese vorverstorben, so erben die Großeltern, also jeder Großelternteil zu einem Viertel. Sind auch diese vorverstorben, so erben die Abkömmlinge der Großeltern, also die Onkel und Tanten, zu einem Viertel. Sind auch diese vorverstorben, so erben die Abkömmlinge der Onkel und Tanten, also die Vetter und Cousinen, zu einem Viertel. Sind auch diese vorverstorben, so erben die Urgroßeltern zu einem Viertel. Sind auch diese vorverstorben, so erben die Abkömmlinge der Urgroßeltern, also die Großonkel und Großtanten, zu einem Viertel. Sind auch diese vorverstorben, so erben die Ururgroßeltern zu einem Viertel. Sind auch diese vorverstorben, so erben die Abkömmlinge der Ururgroßeltern, also die Urgroßonkel und Urgroß

Schluss der Acte dem in Zeitschrift für Geburtsh. Bd. 1. Heft 1. S. 1. mitgetheilten Falle von Ruptur der Gebärmutter, wo Hr. Prof. Hempel Hülfe leistete, zum Theil ähnlich. Die Frau hatte 4 Kinder, das letzte vor 3 Jahren. Seit der Geburt des letzten hatte sie Schmerzen im Unterleibe, Schwindel, Ohnmachten, Erbrechen, Durchfall, Blutungen. Seit 3 Monaten war sie schwanger. Seit 14 Tagen hatte sie Wehen, die sich in der letzten Nacht sehr verstärkten. Gestern Abend, nachdem sie sich Bewegung gemacht hatte, fühlte sie einen heftigen Schmerz, und es ging ihr Blut und Wasser ab. Sie wurde ohnmächtig, und als sie wieder zu sich kam, war der Kindestheil, der vorher in der Gebärmutter gefühlt worden war, fort. Bald darauf kam Hr. Prof. Hempel zu ihr. Sie war sehr blass, ohnmächtig, die Füsse und Hände kalt, der Puls sehr klein und schnell. Hr. H. fand einen weit geöffneten Muttermund, und in der Gebärmutter einen Theil des Kindes, der sich leicht herausziehen liess. Die Nachgeburt war noch nicht gelöst. Hr. H. zog sie heraus, und fand, dass sie an einer Stelle durchgerissen war. Die Frau starb 2 Stunden nachher. Hr. H. hat in seinem Falle die Nachgeburt nicht herausgezogen, weil er glaubte, dass sie nicht ganz gelöst sei, und weil er fürchtete, dass sie, wenn sie ganz gelöst sei, durch das Herausziehen leicht zerrissen werden könne. Hr. H. glaubt, dass die Frau dem Tode nahe gewesen sei, als er zu ihr gekommen sei, und dass sie nicht durch die Blutung gestorben sei, sondern durch die Ohnmacht, die sie bei der Ruptur bekommen habe. Hr. H. hat in seinem Falle die Nachgeburt nicht herausgezogen, weil er glaubte, dass sie nicht ganz gelöst sei, und weil er fürchtete, dass sie, wenn sie ganz gelöst sei, durch das Herausziehen leicht zerrissen werden könne. Hr. H. glaubt, dass die Frau dem Tode nahe gewesen sei, als er zu ihr gekommen sei, und dass sie nicht durch die Blutung gestorben sei, sondern durch die Ohnmacht, die sie bei der Ruptur bekommen habe. Hr. H. hat in seinem Falle die Nachgeburt nicht herausgezogen, weil er glaubte, dass sie nicht ganz gelöst sei, und weil er fürchtete, dass sie, wenn sie ganz gelöst sei, durch das Herausziehen leicht zerrissen werden könne. Hr. H. glaubt, dass die Frau dem Tode nahe gewesen sei, als er zu ihr gekommen sei, und dass sie nicht durch die Blutung gestorben sei, sondern durch die Ohnmacht, die sie bei der Ruptur bekommen habe.

ders, auch seine gerechtesten Forderungen der Vertheidigung der christlichen Religion nachzusezen, und mit dem Könige Matthias einen zweyjährigen Stillstand zu schließen.

Man hat gemuthmaaßt, daß dieser Stillstand würklich errichtet worden sey, weil Matthias in diesem und im folgenden Jahre die räuberischen Böhmen in Oberungarn, ganz sicher vor dem Kaiser, bekriegt habe. Aber gewißere Merkmale davon laßen sich nicht angeben. Der eben gedachte Krieg hatte einigen guten Fortgang; es waren böhmische Edelleute, die mit Giskra verbunden, mehrere Raubschlößer in Ungarn besaßen, mit denen er geführt wurde. Sie verwüsteten im Sommer dieses Jahrs besonders die Gömörer Grafschaft mit Feuer und Schwerdt. Matthias zog selbst gegen sie ins Feld, und zwang einige ihrer Schlößer zur Uebergabe. Eines davon schenkte er seinem Feldherrn Rozgon, der ihm auch diesmal wichtige Dienste geleistet hatte. An den südlichen Gränzen des Reichs gab es einen schlauern Feind des Königs, der nicht das Ansehen haben wollte, es zu seyn. Der König von Bosnien, Stephan Thomas, schickte Gesandten an den Papst, welche die Uebergabe von Szendrö mit der Nothwendigkeit entschuldigten, auch, wie man erzählte, um eine Krone für ihren König, und um neue Bißthümer für sein Reich Ansuchung thaten. Matthias, der diesen Fürsten als einen ungetreuen Lehnsmann zu betrachten Ursache hatte, beschwerte sich sogleich bey dem Papste, daß er die Gesandten deßelben zu gütig aufgenommen habe. Allein Pius antwortete ihm, daß er die Rechtfertigung dieses Fürsten nicht angenommen, ihm eben so wenig Bißthümer bewilligt habe; daß seine Gesandten von der schon ehemals bey den Päpsten erbetenen Krone nichts

gesagt

gesagt hätten; und daß er weit entfernt sey, etwas zum Nachtheil des Königs von Ungarn vorzunehmen.

Würklich konnte auch das gute Vernehmen zwischen dem Könige und dem Papste nicht leicht unterbrochen werden, da Ungarn den vollkommensten Gehorsam gegen den Papst und die Geistlichkeit ausübte, der König und die Nation sich nicht allein alles gefallen ließen, was jene im Nahmen der Religion verordneten, sondern auch freywillig gleichsam werteiferten, ihre geistlichen Bande enger zusammen zu ziehen. Matthias ersuchte im Jahr 1460. alle Fürsten und Grossen von Italien, selbst die Obrigkeiten der Italiänischen Städte, daß sie bey seinem allerheiligsten Herrn, dem Papste, dem sie näher als er wären, dasjenige bewürken möchten, was er selbst schon längst zu erlangen sich bemüht haben würde, wenn ihn nicht die Unruhen seines Reichs davon abgehalten hätten, nemlich die Heiligsprechung des berühmten Kreuzpredigers Johann von Capistrano. Zu dieser Absicht meldete er ihnen die grossen Thaten deßelben bey seinem Leben, und sezte hinzu, daß Gott, auf die Anrufung des Nahmens dieses seeligen Mannes, für diejenigen, welche sich zu seinem Grabe begäben, oder nur ein Gelübde zu seiner Ehre thäten, auch an vielen Kranken, wie er aus dem sichern Zeugniße einiger seiner Unterthanen wiße, unzählige Wunder geschehen laße, wodurch es offenbar werde, daß seine heiligste Seele in die Gesellschaft der Heiligen aufgenommen worden sey. Um gleiche Zeit schrieb einer der vornehmsten Ungrischen Großen, Nicolaus von Ujlak, Woiwode von Siebenbürgen, in deßen Städtchen Ujlak Capistranus begraben lag, an eben dieselben nicht weniger dringend und lobredneriſch von seinem heiligen Freunde, zu deßen Grabe, wie er sagt, als wenn es das Grab eines

Apostels wäre, die Menschen von allen Seiten her zuströmten, und von dem er den König selbst öffentlich habe sagen hören, er sey durch ein Gelübde an denselben aus seiner Gefangenschaft befreyet, und auf den Thron erhoben worden. Ujlak versicherte, daß er selbst, als er einst vom heftigsten Schwindel geplagt wurde, denselben verloren habe, sobald er sich nur den Kopf mit einem Tuche, das jener Mann Gottes gebrauchte, verbunden hätte. Auch empfol die Stadt Ujlak selbst diese Angelegenheit den Italiänischen Großen und Städten, als einen allgemeinen Wunsch der Christen in Ungarn, auf das eifrigste. Sie stellte überdieß ein öffentliches Zeugniß von den Wundern aus, die Capistranus durch seine Fürbitte bey Gott gewürkt habe; worunter sie nur dieses anführte, daß die alles verwüstenden Türken, da sie die Einwohner der Stadt zerstreuet antrafen, ihnen gleichwohl keinen Schaden zufügen konnten, sondern furchtsam zurückfliehen mußten. So wie aber die Ungarn neue Heilige und andere geistliche oder abergläubische Geräthschaften von Rom begehrten: so schickten sie hingegen desto mehr Geld dahin. Der jüngere Vitéz, deßen oben gedacht worden ist, war im Jahr 1459. von dem Könige zum Bischof von Fünfkirchen ernannt worden. Jezt mußte er nicht allein der päpstlichen Kammer für die Annaten, oder seine Einkünfte vom ersten Jahre, tausend sechshundert und funfzig Goldgülden bezahlen; sondern auch dem Kämmerlinge des Cardinalscollegium für die gewöhnlichen und andern kleinen Dienstleistungen, ingleichen den Geheimschreibern und Unterbedienten des Collegium, noch siebzehnhundert und sechszig Goldgülden entrichten. Es fehlte noch in Ungarn an dem furchtbarsten Zwangsmittel, wodurch die Päpste dieser Zeiten ganze Nationen in der Unterwürfigkeit gegen sich erhielten: an der Inquisition, oder dem

Kezer-

Kezergerichte. Pius der zweyte sorgte auch dafür im Jahr 1460. Unter dem Vorwande, daß die Hußitische Ketzerey, die in Böhmen und Mähren so sehr ausgebreitet sey, sich auch in die benachbarten Länder, Ungarn und Oesterreich, einzuschleichen anfange, bestellte er einen Franziscaner, Gabriel Rango, der schon lange in solchen Geschäften arbeitete, zum Inquisitor für diese Gegenden. Er gab ihm die Macht, alle Ketzer, ihre Anhänger und Beschützer, sie möchten von einem Stande und Range seyn, von welchem sie wollten, wenn sie auch ganze Gesellschaften und Gemeinheiten ausmachten, überall auszuforschen, mit den Bischöfen gegen sie zu verfahren, sie gefangen sezen, und nach dem kanonischen Rechte bestrafen zu laßen, die Hülfe der Obrigkeit gegen sie aufzufordern, sie zur Abschwörung ihrer Irrthümer, zu bringen, und noch andere zu diesen Absichten geschickte Männer anzunehmen und auszuschicken. Wie viel Ansehen und Eingang dieser Kezerrichter in Ungarn erlangt habe, läßt sich schon daraus schließen, weil ihn Matthias zum Bischof in Siebenbürgen, sodann zu Erlau in Ungarn, ernannte, ihm auch durch seine Empfelung die Kardinalswürde verschaffte.

Endlich vollzog der König auch im May des Jahrs 1461. seine Vermählung mit der Böhmischen Prinzeßinn Catharina. Daß sie nicht, dem darüber getroffenen Vergleiche gemäß, weit früher zu Stande gekommen ist, scheint von den Kriegen, in welche er bisher verwickelt gewesen war, vielleicht auch von der Ermangelung der Ungrischen Krone, welche seiner Gemahlinn gleich nach ihm aufgesezt werden sollte, hergerührt zu haben. Man könnte auch muthmaaßen, daß ein Bündniß, welches der Kaiser mit dem Könige von Böhmen im Jahr 1459. schloß, einige Kaltsinnig-

keit

keit zwischen diesem und seinem künftigen Schwiegersohne hervorgebracht habe. Denn obgleich Podiebrad sich durch diese Verbindung auf dem Böhmischen Throne zu befestigen suchte, den er bisher nicht ohne Widerstand in seinen Ländern, und andere Schwierigkeiten behauptet hatte; so sicherte sich doch der Kaiser durch eben dieselbe, daß er dem Könige von Ungarn eben so wenig als andern Fürsten, die geringste Hülfe gegen ihn leisten würde, und erhielt von ihm sogar das Versprechen des Beistandes wider diejenigen, die ihn angreiffen würden. Unterdeßen blieb doch Podiebrad immer Freund von beiden, und Friedensvermittler zwischen ihnen. Matthias sezte seiner Tochter, indem er im Begriff war, sich mit ihr zu vermählen, verschiedene Oerter, Schlößer und Bezirke, nebst siebentausend Dukaten zum Leibgedinge aus, welche sie auch alsdann willkührlich gebrauchen sollte, wenn der König vor ihr stürbe.

Allein diese feyerliche Verbindung war dennoch in kein ruhiges Regierungsjahr des Königs verspart worden. Der Krieg mit den Böhmischen Räubern, die noch manche feste Schlößer in Ungarn besaßen, mußte fortgeführt werden. Man belagerte insonderheit ihre Hauptfestungen, Schároſch und Ujwár, nach deren Bezwingung die übrigen von selbst fallen mußten. Nach und nach fehlte es den Belagerern an den nöthigen Kriegsbedürfnißen, wie an Pfeilen, Schießpulver und Geschütze. Daher befohl der König den benachbarten Städten, dergleichen für künftige Bezahlung herbeyzuschaffen, auch selbst ins Feld zu ziehen. Unter andern ersuchte er die Einwohner von Caschau, ihr besonderes kleines Geschütz, (bambarda) welches den Nahmen Perhornel führe, (ein Nahme von unbekannter Bedeutung, indem man an Petarden hier schwerlich

lich denken darf,) zur Eroberung eines jener Schlößer herzugeben, und verſprach ihnen, daß er, wenn es dabey beſchädigt oder zu Grunde gerichtet werden ſollte, ein neues verfertigen laßen wolle. Er fand ſogar ſelbſt vor nöthig, ein Heer gegen dieſe Feinde anzuführen, weil ſie durch eine Anzahl räuberſcher Pohlen verſtärkt wurden, neue Feſtungen anlegten, und grauſame Verwüſtungen ſtifteten.

Giskra, ihr Oberhaupt, der im vorhergehenden Jahre bereits Hoffnung machte, ſich dem Könige Matthias zu unterwerfen, und mit ſeinen ſtreifenden Schaaren für eine anſehnliche Belohnung bey ihm Kriegsdienſte zu nehmen, ließ ſich jezt durch große Verſprechungen von dem Kaiſer gewinnen; er huldigte demſelben, als Könige von Ungarn. Friedrich brauchte zwar eine ſolche Stüze eines ſehr verſuchten Feldherrn gegen den König Matthias; aber faſt noch mehr in ſeinen Erbländern ſelbſt. Denn einige Oeſterreichiſche Große, ſogar Bürger von Wien, giengen in ihrem Mißvergnügen gegen den Kaiſer ſo weit, daß ſie ſich mit ſeinem Bruder, dem Herzoge Albrecht, vereinigt, und dadurch einen Krieg zwiſchen beiden Brüdern beförderten. Nichts war daher natürlicher, als daß Matthias und Albrecht ſich einander durch das im April des Jahrs 1461. zu Ofen errichtete Bündniß, Hülfe gegen den Kaiſer verſprachen; ſie kamen auch überein, daß keiner ohne Beitritt des andern, mit demſelben Stillſtand oder Frieden ſchließen ſollte. Dadurch wurde zugleich die Friedensvermittelung, welche der König von Böhmen und der Papſt zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige Matthias, zu betreiben nicht aufhörten, aufs neue erſchwert. Friedrich bezeigte ſich nun geneigter zu einem Vergleiche; Matthias konnte ihn ohne ſeinen neuen Bundsgenoßen nicht eingehen.

gebiet. Es schlägt leicht hoher, hat die Schlag-
qualität eines Arterienpulses, ist dem Finger
gegenüber nicht kompressibel, ist regelmäßig
(Fig. 20). Auch Venen pulsieren, die nicht
direkt mit dem Herzen in Verbindung stehen.
Es sind dies Venen, die in der Nähe des Herzens
verlaufen. Diese Erscheinung ist leicht sichtbar
am Halse.

Zum Zweck der Untersuchung ist es das Beste, sich
bequem zu machen. Man setzt sich, wenn man
kann, auf einen Stuhl, der eine Lehne hat, und
lehnt sich zurück, so daß man sich ganz entspannt
fühlt. Dann legt man die Hand auf die Herzgegend,
die Spitzenstoß sucht, wenn er nicht sichtbar ist,
und fühlt, ob er sich in der Ruhelage befindet oder
ob er nach außen verlagert ist. Dann legt man
die Hand auf die Arterie, die am Handgelenk
liegt, und fühlt, ob der Puls regelmäßig ist, ob
er voll ist, ob er harte Wellen schlägt, ob er
weich ist, ob er klein ist, ob er schnell ist, ob er
langsam ist, ob er unregelmäßig ist. Dann legt
man die Hand auf die Arterie, die am Halse liegt,
um sich davon zu überzeugen, daß der Puls, der
am Handgelenk gefühlt wird, auch wirklich der
Herzschlag ist. Dann legt man die Hand auf die
Arterie, die in der Leistengegend liegt, um sich
davon zu überzeugen, daß der Puls, der am Hand-
gelenk gefühlt wird, auch wirklich der Herzschlag
ist. Dann legt man die Hand auf die Arterie, die
in der Kniekehle liegt, um sich davon zu überzeugen,
daß der Puls, der am Handgelenk gefühlt wird,
auch wirklich der Herzschlag ist. Dann legt man
die Hand auf die Arterie, die am Fußgelenk liegt,
um sich davon zu überzeugen, daß der Puls, der
am Handgelenk gefühlt wird, auch wirklich der
Herzschlag ist.

tanz, welche in Tübingen diese Kunst geschickt lehrt, wenn er die Mode tanzt. Die alte Mode ist, daß man mit einem Fuß stille steht, und mit dem andern die Schritte verrichtet, so lang man will, und wenn man will, daß man tanzen soll, so muß man mit beyden Füssen zugleich tanzen, und hat keinen Fuß vor dem andern. Die neue Mode ist, daß man mit einem Fuß stille steht, und mit dem andern die Schritte verrichtet, so lang man will, und wenn man will, daß man tanzen soll, so muß man mit beyden Füssen zugleich tanzen, und hat keinen Fuß vor dem andern. Die alte Mode ist, daß man mit einem Fuß stille steht, und mit dem andern die Schritte verrichtet, so lang man will, und wenn man will, daß man tanzen soll, so muß man mit beyden Füssen zugleich tanzen, und hat keinen Fuß vor dem andern. Die neue Mode ist, daß man mit einem Fuß stille steht, und mit dem andern die Schritte verrichtet, so lang man will, und wenn man will, daß man tanzen soll, so muß man mit beyden Füssen zugleich tanzen, und hat keinen Fuß vor dem andern. Die alte Mode ist, daß man mit einem Fuß stille steht, und mit dem andern die Schritte verrichtet, so lang man will, und wenn man will, daß man tanzen soll, so muß man mit beyden Füssen zugleich tanzen, und hat keinen Fuß vor dem andern. Die neue Mode ist, daß man mit einem Fuß stille steht, und mit dem andern die Schritte verrichtet, so lang man will, und wenn man will, daß man tanzen soll, so muß man mit beyden Füssen zugleich tanzen, und hat keinen Fuß vor dem andern.

wie Matthias war, einen solchen Schritt ohne Bedenken zu glauben. Wenn man jedoch sieht, daß er dem Sohne des Umgebrachten, Stephan, der durch Gesandte sich um seine Gewogenheit bewarb, das Königreich Bosnien nur auf Fürbitte des Papstes im Jahr 1462. ertheilte: so wird es nicht wahrscheinlich, daß er sich deßelben wider seinen Vater bedient haben sollte.

Eben diese Verbindung aber mit dem neuen Könige von Bosnien, der dem Bunde mit den Türken entsagte, und in die Schlößer am Saustrohm Ungrische Besazungen einzunehmen versprach, um die Gränzen von Ungarn so lange vertheidigen zu können, bis ihm mehr Hülfe zugesandt würde, verwickelte den König Matthias desto eher in einen Krieg mit dem Sultan. Dieser war aus Asien zurückgekommen, und hatte, im Vertrauen, daß er noch immer auf den König von Bosnien rechnen könne, die Walachey angegrissen. Der Despote oder Fürst des Landes, Wlad, mußte endlich, nach einem tapfern Widerstande, weichen; die Türken gaben dieses Fürstenthum seinem Bruder Drakula, den andere seinen Sohn nennen. Obgleich Wlad daßelbe seit einiger Zeit von dem Pohlnischen Könige zur Lehn getragen hatte; so hielt er doch jezt bey dem Ungrischen Könige, als einem Nachbar, der schon sonst die Lehnsherrschaft über die Walachey behauptete, und, wenn es unter türkischer Hoheit blieb, für Siebenbürgen und Ungarn viel zu befürchten hatte, um Hülfe und Schuz an. Matthias bewilligte ihm zwar dieses, rückte im Jahr 1462. in die Walachey ein, bemächtigte sich derselben, und ließ sich von den Einwohnern huldigen; bestätigte aber doch den Drakula als Fürsten des Landes. Den Wlad schickte er vielmehr nach Belgrad ins Gefängniß, in welchem er zehn Jahre lang festgehalten wurde.

Denn

Wien 6. Juli. Bei Regen und Sturm, sich in schwarzen Regenmänteln gegen den Wind stemmend, zog heute Vormittag ein Leichenzug durch die Straßen der Residenzstadt. Voran Fahnen von Vereinsabteilungen, in Trauerflor gehüllt, dann Kränze, Kränze, Kränze, Wagen um Wagen, Kränze, Kränze, Kränze, und dann der Leichenwagen, der den Sarg mit der Leiche Walter Gieselers barg. Ihm folgten Hunderte von Leidtragenden, Vertreter der Behörden, der Universität, der Studentenschaft, der Vereine, Freunde und Bekannte des Verstorbenen, und dann wieder Kränze, Kränze, Kränze, Wagen um Wagen, Kränze, Kränze, Kränze. Ein Leichenzug, wie ihn Wien selten gesehen hat. Und ein Leichenwetter, wie es Wien selten hat. Ein Leichenwetter, das Walter Gieseler selbst, der Sänger des Frühlings, der Verherrlicher und der Verkünder des Frühlings, sich nicht schöner hätte wünschen können

Christlichen Kirche auch besteht, und es in der Christlichen Kirche einen Bischofen, so ist derselbe nicht ein Herr über die andern Bischofen, sondern ein Hirt und Bischofen der Bischofen, so wohnet er den Synoden bey, und ist ein Haupt derselben, und hat die Macht, die Synoden zu berufen, zu halten, zu bestätigen, und zu confirmiren

Adelheidis Comes Pal. Rheni, Ducissa Bavariæ, Palatina Comitissa, Ducissa Saxoniæ, Angariæ, Westphaliæ

hatten retten können, mußten wieder über die Sau gehen, um ihr Vaterland selbst zu vertheidigen. Sie wollten ohnedieß nicht außerhalb deßelben fechten, ehe sie nicht durch päpstliche und venetianische Kriegsvölker verstärkt wurden.

Bosniens Eroberung öffnete den Türken den Weg durch Kroatien bis nach Krain und Steyermark, von welchen Oesterreichischen Ländern sie einen Theil verwüsteten, auch eine Menge Einwohner derselben in die Sklaverey fortschleppten. Damals empfand Deutschland zuerst die Wuth dieses Feindes, der vom schwarzen bis zum adriatischen Meere sich fast unwiderstehlich über alle christliche Länder stürzte. Der Papst zog jezt gleichsam noch heftiger an der Sturmglocke, als bisher; er machte insonderheit die Italiänischen Fürsten zur thätigen Hülfe geneigter: und die Venetianer, denen die Gefahr so nahe kam, beschloßen sich nun genauer mit dem Könige zu vereinigen. Er hatte sein Kriegsheer bey Peterwardein zusammen gezogen, um das weitere Vordringen der Türken, welche über die Sau gegangen waren, zu verhindern; er wurde aber auch von den Bosniern heimlich gebeten, sie von ihrem neuen unerträglichen Joche zu befreyen. Dahin schickte der Doge von Venedig, Mauro, Gesandten, welche im September des Jahrs 1463. auf folgende Bedingungen einen Bund mit dem Könige schloßen. So lange Matthias die Türken bekriegen würde, sollten die Venetianer eben dieses thun; überdieß aber eine Flotte von vierzig Ruderschiffen in die See, ingleichen Fußvolk und Reiterey nach Dalmatien, auch in die Halbinsel Griechenlands, oder nach Morea, schicken. Matthias versprach mit seinem starken Kriegsheere die den Türken unterworfenen Länder selbst anzugreifen. Seine Unternehmung wurde

dadurch

Kirche schützen, und für sie streiten, schuldig waren diese Fürsten, und sie thaten es auch, wie wir sehen werden. Aber sie waren auch Christen, und Christen, die es ernst mit ihrem Christenthum nahmen. Sie wußten daher auch, daß sie nicht blos Fürsten, sondern auch Christen seyn müßten, und daß sie als Christen auch Pflichten gegen ihre Unterthanen hätten, die sie nicht vernachlässigen durften. Wie sie schuldig waren, für die Kirche zu streiten, so waren sie auch schuldig, für die Kirche zu sorgen, und dafür zu sorgen, daß sie nicht durch Unwissenheit und Irrthum ihrer Lehrer, oder durch die Lehrer selbst, in Gefahr käme. Sie wußten, daß sie Rechenschaft darüber geben müßten, wie sie ihr Amt verwaltet hätten, und daß sie nicht blos Fürsten ihrer Länder, sondern auch Bischöfe ihrer Unterthanen wären. Sie wußten,

Jahre nachher Konrad, damit er den Leib Gott anbefehle, gewaltig sah, wie Gott ihn von dem Leibe zu sich nahm, und wie er mit großer Freude und Jubel in den Himmel eingieng. Und da er wieder zu sich kam, sagte er es seinen Brüdern, und sie schrieben es auf. Und es ist wahr, und ich habe es gelesen, und sage es weiter, und sage es gern. Und, sie bei Gott, ich habe es gelesen, und sage es gern. Und, sie bei Gott, ich habe es gelesen, und sage es gern. Und, sie bei Gott, ich habe es gelesen

Gleichen von Hamburg-Eimsbüttel, der Schlosser Ernst Bernhard, der Kaufmann Hermann Hoffmann, der Kaufmann Hermann Hoffmann, der Kaufmann Hermann Hoffmann und der Schneider und Schlosser Richard Hoffmann, sämmtlich von Hamburg-Eimsbüttel, der Kaufmann Hermann Hoffmann von Hamburg-Hohenfelde, der Kaufmann Hermann Hoffmann von Hamburg-Eimsbüttel, der Schlosser Hermann Hoffmann von Hamburg-Eimsbüttel, der Kaufmann Hermann Hoffmann von Hamburg-Eimsbüttel, der Schlosser

den übrigen Gesandten, die sich wieder nach Oedenburg begaben, wurde alles was daselbst vorgieng, bekannt gemacht, und ihr Gutachten eingeholt. Es währte nicht lange, so kam man am 19. Julius des Jahrs 1463. über folgende Bedingungen überein. Der Kaiser und seine Erben sollten die Schlösser und dazu gehörigen Städte, die er bisher zum Pfande in Ungarn besessen habe, Vorchtenstein, Kobelsdorf, Eisenstadt, Günz und Rechnitz, noch ferner behalten; doch sollte der König und das Reich Ungarn sie nach dessen Tode, für vierzigtausend Dukaten einlösen können. Weil sich der Kaiser bisher aus guten und ehrlichen Absichten, des königlichen Titels von Ungarn bedient habe: so wollten ihm die Ungrischen Stände denselben auch künftig, nebst den damit verbundenen königlichen Titeln, (von Dalmatien und Croatien) ertheilen, und er selbst sollte ihn ohne alles Hinderniß gebrauchen können. Auch sollte der Kaiser, zum Wohl des Staats, der heiligen Römischen Kirche, und der christlichen Religion, den König Matthias zu seinem angenommenen Sohne aufnehmen, ihn seinen Sohn nennen, ihm und seinem Reiche gewogen seyn. Dagegen sollte auch Matthias den Kaiser als seinen Vater ehren, ihn so nennen, und ihm als Vater und Könige von Ungarn schreiben. Daher sollte nicht nur ein beständiger Friede zwischen dem Kaiser, dem Könige und den Ständen von Ungarn seyn; sondern sie wollten ihm auch gegen jedermann, nur den Papst und die heilige Kirche ausgenommen, beistehen. Der Kaiser wollte überdieß den Ungrischen Abgeordneten die heilige Krone, welche er als ein übergebenes Pfand sicher aufbewahrt habe, nebst der Stadt Oedenburg, überliefern. Endlich, wenn Matthias ohne männliche Erben sterben würde, so sollten der Kaiser, oder sein Sohn und seine männliche Nachkommen, das

Königreich Ungarn erlangen. Daß in der Urkunde, welche die vornehmsten Ungrischen Gesandten über diesen Friedensschluß ausstellten, der Geldsumme gar nicht gedacht worden ist, welche für die Ausantwortung der Krone gezahlt werden sollte, kam vermuthlich davon her, weil keiner von beiden Theilen ein öffentliches Denkmal dieser Art von Kaufhandel hinterlaßen wollte. Der Kaiser ließ über alle diese Bedingungen auch eine besondere Urkunde ausfertigen. Weil er aber Kraft derselben noch einige Plätze in Ungarn behielt, und der König gleichwohl bey seiner Krönung geschworen hatte, alle zu dem Reiche gehörenden Rechte und Besizungen zu erhalten, oder wieder an daßelbe zu bringen: so errichteten beide Fürsten einen Vergleich darüber, daß gedachte Oerter davon ausgeschloßen seyn, und die Ansprüche Ungrischer Herren auf dieselben nicht gültig seyn sollten. Wiederum bestätigte der päpstliche Gesandte bey diesen Friedenshandlungen, im Nahmen seines Herrn, alles was man ausgemacht hatte, durch eine weitläuftige feyerliche Schrift. Matthias, dem man diese Verabredungen zufertigte, bezeigte ebenfals in einer eigenen Urkunde seine Zufriedenheit mit denselben. Er gedachte zwar darinne weder des königlichen Titels von Ungarn, noch der Thronfolge in diesem Reiche, welche dem Kaiser zugestanden werden sollten. Allein man darf daraus wohl schwerlich schließen, daß diese Punkte nicht von allen Ständen des Reichs, auch nicht von ihm selbst, gebilligt worden wären. Er ersparte sich das Unangenehme einer ausdrücklichen Anzeige derselben, nachdem sie von den Gesandten auch in seinem Nahmen bewilligt worden waren. Den päpstlichen Gesandten und den Papst selbst ersuchte auch er um eine Bestätigung dieses Vergleichs: und sie erfolgte noch in eben diesem Jahre.

Vorher schon hatte Matthias auch die langen Unruhen der räuberischen Böhmen fast gänzlich gestillt. Nach dem Beispiel ihres Anführers Giskra, giengen auch die übrigen einen Vergleich ein, und lieferten ihre Schlösser aus, nachdem man ihnen das Geld versprochen hatte, welches ihnen das Reich schuldig war. Der Erzbischof von Gran, der diese Zusage gethan hatte, unterließ sie zu erfüllen: daher fiengen die Böhmen um Trentzschin herum, bis nach Tyrnau, ihre Streifereyen von neuem an, und reizten auch die benachbarten Mähren, mit ihnen gemeinschaftlich aus Ungarn Beute zu holen. Matthias, der eben bey der Unternehmung auf Bosnien abwesend war, als er davon hörte, sah sich dadurch genöthigt, in den erstern Monathen des Jahrs 1464. in sein Reich zurück zu ziehen. Er wäre darüber beinahe in Feindseeligkeiten mit seinem Schwiegervater gerathen. Denn dieser befand vor gut, seine Mähren zu schützen, so wie sich Matthias der Ungarn annahm, welche die Waffen wider sie ergriffen. Doch beide Fürsten verglichen sich im April des Jahrs 1464. mit einander, daß sie nicht allein solche Gewaltthätigkeiten künftig verhindern; sondern auch jeden ihrer Unterthanen, der sie in dem Reiche des andern verüben würde, aus dem ihrigen verbannen, und sein Vermögen einziehen, die flüchtigen Räuber einander ausliefern, und die Raubschlösser zerstören wollten.

Unterdeßen war die Ungrische Krone, welche ein ausländischer Fürst vier und zwanzig Jahre lang in seiner Gewalt gehabt hatte, zur unbeschreiblichen Freude der Ungarn, gleich nach geschloßenem Frieden, gegen Bezahlung des Auslösungsgeldes, ihren Gesandten eingehändigt, nach einer öffentlichen Ankündigung drey Tage hindurch von unzählichen herbeyeilenden Men-

Menschen ehrerbietig betrachtet, und darauf mit feyerlichem Gepränge nach Buda abgeführt worden. Matthias wurde endlich mit derselben zu Stuhlweißenburg, wohin er eine Versammlung der Reichsstände ausgeschrieben hatte, und wo sich auch Gesandte von dem Kaiser und dem Könige von Böhmen mit einem glänzenden Gefolge einfanden, am 29. März des Jahrs 1464. gekrönt. Er war zwar kurz vorher durch den Todt seiner Gemahlinn in Betrübniß und Trauer versezt worden; auch regierte er schon sechs Jahre als rechtmäßiger König. Allein die Meinung, daß erst durch diese Krönung einem Könige alles erwünschte und gleichsam geheiligte Ansehen ertheilt werde, war in den Gemüthern der meisten Ungarn zu tief eingewurzelt, als daß man sich nicht nach derselben hätte richten sollen. Groß war daher auch das Frohlocken der Nation über diese Begebenheit; Matthias bezeigte sich zugleich freygebig und prächtig. Unter andern schenkte er dem um sich seit seiner ersten Jugend an, so verdienten Bischof von Großwardein, Johann Vitéz dem ältern, die ansehnliche Grafschaft Bihár mit Einwilligung der Stände, dergestalt, daß sie auch auf seine Nachfolger im Bißthum fallen sollte. Bey eben dieser Gelegenheit bestätigten sowohl die ehemaligen Gesandten an den Kaiser, als die Stände überhaupt, den mit demselben geschloßenen Frieden.

Von Stuhlweißenburg gieng der König noch im Jahr 1464. mit den Reichsständen nach Buda, um daselbst einen Reichstag zu halten. Hier fügte er der Urkunde, die sie eben ausgestellt hatten, auch seine eigene zu gleicher Absicht bey; nannte aber nicht wie sie, in derselben den Kaiser, König von Ungarn. Die Gesezе, welche auf diesem Reichstage gegeben wurden, waren ziemlich zahlreich. Zu den merkwürdigsten gehörten

hörten diejenigen, durch welche der König mit den Ständen gewiße Personen zur Bewachung der Ungrischen Krone bestellte; für sich versprach er, niemanden, ohne Beyrath der geistlichen und weltlichen Großen, der Untreue wegen zu verurtheilen, auch daher das kurze gerichtliche Verfahren, welches die Könige bisher gegen Beklagte dieser Art beobachtet hatten, (breves evocationes) abzuschaffen; andere Verbeßerungen der Rechtspflege; die Verordnungen, daß alle nach des Königs Albrecht Tode im Reiche aufgerichteten Schlößer, diejenigen ausgenommen, welche an der türkischen Gränze standen, innerhalb sechs Wochen niedergerißen werden sollten; daß weltliche Personen nicht härter gestraft werden sollten, wenn sie sich an Geistlichen vergriffen, als diese, wenn sie jene beleidigten; daß außer demjenigen, was Testamente, Ehen und Mitgabe, Meineid, Mißhandlung der Geistlichen und Weiber, auch andere geistliche Sachen beträffe, keine vor die geistlichen Gerichte gezogen werden sollte; daß der König nicht befugt seyn sollte, auf eine bloße Klage die Güter von jemanden einzuziehen, und daß er gute Münze, ohne einige Veränderung derselben, schlagen laßen wolle.

Nunmehr schien der allgemeine Friede des Reichs im Innern und mit seinen christlichen Nachbarn, dem Könige Matthias die Fortsezung des Kriegs mit den Türken destomehr zu erleichtern. Der König von Frankreich hatte ihm schon vor seiner Krönung zu einem darauf gerichteten Bündniße Hoffnung gemacht. Auch arbeitete der Papst unermüdet fort daran, ihm Geld und Kriegsvölker von den Italiänischen Fürsten zu verschaffen; die großentheils schon ausgerüstete Flotte sollte aus seinem Hafen Ancona auslaufen, und die Türken selbst bey Constantinopel angreiffen.

Diese

Diese waren mittlerweile in Bosnien eingefallen. Matthias zog ihnen entgegen, wartete auf die so gewiß aus Italien versprochene Hülfe; bekam aber gar keine. Er beklagte sich darüber empfindlich bey dem Papste, der ihn immer zu diesem Kriege so sehr angefeuert hatte. Die Schuld davon lag jedoch an dem Papste nicht, der alles gethan hatte, was in seinen Kräften stand, selbst nach Ancona kam, um das Abseegeln der Flotte zu beschleunigen, sogar dieselbe als Anführer zu besteigen gesonnen war, und mitten unter dieser Betriebsamkeit im August des Jahrs 1464. starb. Noch in seinen lezten Augenblicken empfol er diese Unternehmung den Cardinälen; er befohl auch, dem Könige vierzigtausend Dukaten zu den Kriegskosten zu senden.

Gröſtentheils also seinen eigenen Kräften überlaßen, mußte Matthias dafür sorgen, eine so schöne Eroberung, als die von Bosnien war, nicht eben so schnell wieder zu verlieren. Der Sultan Muhamed belagerte selbst in den frühern Monathen des Jahrs 1464. die Hauptstadt dieses Reichs Jaicza mit allem möglichen Ungestüm. Da sich Besazung und Einwohner derselben überaus tapfer vertheidigten: so gewann der König so viel Zeit, seinen Feldherrn Emericus von Zapolya mit einem mäßigen Hauffen Kriegsvölker der Stadt zu Hülfe zu schicken; er selbst konnte mit den übrigen nur etwas langsam nachrücken. Endlich fand er bey seiner Annäherung, daß die Belagerung völlig aufgehoben sey. Denn sein Feldherr hatte nicht nur selbst geeilt, im Gesichte der Türken einzutreffen, sondern auch auf allen Seiten das Gerüchte ausgebreitet, daß der König ihm mit einem zahlreichen Heere auf dem Fuße nachfolge: und der Sultan war bloß auf diese Nachricht bewogen worden, sich schleunigst zurückzuziehen.

Nicht

Nicht so glücklich aber suchte Matthias diese Vortheile gegen die Türken zu benützen. Nachdem er sich hatte krönen laßen, brachte er den Sommer des Jahrs 1464. zu Buda theils mit Beilegung mancher Streitigkeiten, theils unter allerley Kampf- und Fechterspielen, worinne er sich selbst täglich, ohne daß man auf seine Würde die geringste Rücksicht nehmen durfte, durch Stärke und Muth hervorthat, Wettrennen mit Wagen, und Löwenhezen zu. Im Anfange des Herbstes verwandelte er diese kriegerische Uebungen in einen würklichen Feldzug. Er belagerte die Bergfestung Jaitsch in Servien oder Rascien, indem er zugleich den Erzbischof von Colocza mit einer starken Schaar Reiter den Uebergang über die Sau bedecken ließ. Während dieser Belagerung eroberte sein Feldherr Emerich mit der Leibwache die Stadt Strebernicz, bey welcher so reiche Silbergruben waren, daß sie davon (oder vom Sclavonischen Worte Streber, Silber,) den Nahmen bekommen hatte. Allein Jaitsch hielt sich desto länger: und da Emerich durch einen herausgeschoßenen Pfeil ein Auge fast gänzlich verlor, fieng er und mit ihm der König selbst an, nach und nach den Muth etwas zu verlieren. Auf einmal erhob sich das falsche Gerüchte, Muhamed sey mit einem großen Kriegsheere im Anzuge, um dem Könige eine Schlacht zu liefern. Sogleich rieth ihm Emerich, die Belagerung aufzuheben, weil seine Soldaten, durch die beschwerlichen Arbeiten vieler Wochen abgemattet, eher einer Erholung bedürften, als sich mit den Türken schlagen könnten. Gleiche Reden wurden nun schon am folgenden Tage im ganzen Lager geführt; es äußerten sich Furcht und Mißvergnügen; der König wurde selbst mit fortgerißen, und befohl, den Rückzug anzutreten. Das geschah jedoch mit so bestürzter Eilfertigkeit, daß man das Geschüz und den größten Theil

des Geräthes zurückließ, um nur desto eher an das andere Ufer der Sau zu gelangen.

Ein so schimpflicher Ausgang dieser Unternehmung schmerzte nicht allein den König ungemein; sondern zog auch wichtige Folgen nach sich. Er duldete keinen von den Stiftern dieses Aufruhrs weiter bey dem Kriegsheere, und war seitdem darauf bedacht, eine strengere Kriegszucht in demselben herrschend zu machen. Ueberhaupt war das Ungrische Kriegswesen einer starken Verbeßerung bedürftig; wiewohl auch das ganze Europäische seit diesem Jahrhunderte eine sehr veränderte Gestalt annahm. Streifereien und kleine Gefechte, Befehdungen und Abentheuer, hatten bisher die vornehmsten kriegerischen Thaten der Ungarn ausgemacht. Auf kunstmäßige Läger, Belagerungen und Hauptschlachten, verstanden sie sich weniger; doch gab ihre Tapferkeit mit glücklichen Zufällen, dabey öfters einen so vortheilhaften Ausschlag, als Regeln und feste Einrichtungen. Uebung von früher Jugend an im Reiten, Hauen, Stechen, Pfeilabschießen, Schleudern, Vertheidigung, Angriff, Rückzug, und das Muster erfahrner Krieger, war allein ihre Anweisung in der Kriegskunst. Zwar gaben sich die Herren fester Schlößer das Ansehen, als wenn sie allein fähig wären, in dieser Kunst Lehrlinge anzunehmen, und Meister zu bilden. Unter dem Ehrennahmen von Rittern, hielten sie alle diejenigen in einer gewißen Entfernung, die nicht von ihnen angeführt, sich allmählich aus Edelknechten zu ihrer Würde erhoben hatten: ohngefähr wie man damals die Vorzüge des Ritterstandes auch bey andern Europäischen Nationen nur Stuffenweise durch Vollkommenheit in Leibesfertigkeiten und tapfere Thaten erlangte. Bey solchen Anstalten aber, da jeder Ritter Befehlshaber eines kleinen Hauffens war,

den

da er willkührlich im öffentlichen oder privat Kriege gebrauchte, fiel die Verbindung und gesezmäßige Anordnung eines ganzen Heeres größtentheils weg. Endlich kam auch bey den Ungarn, wie nicht lange vorher noch in dem übrigen Europa, die Stärke der Kriegsvölker lediglich auf die Reiterey an: eine natürliche Folge von der gewöhnlichen Art Krieg zu führen, bey welcher so viele Städte, obgleich nur mit einer Besazung von Bürgern versehen, sich so lange wehren konnten, und der Adel es seiner unwürdig halten mußte, unter dem Fußvolke zu dienen.

Solchen Mängeln seines Kriegswesens abzuhelfen, wurde nun ein Hauptbestreben des Königs Matthias; er war es auch, der mehr als bloße Versuche dabey anbringen konnte. Denn außer einem glücklich beobachtenden Geiste, der ihn zu vielen Entdeckungen leitete, hatte er auch aus den alten Römischen Geschichtschreibern hohe Begriffe von der Kriegsverfaßung ihrer Nation, und Vorschriften gezogen, durch welche er der seinigen wichtige Vortheile zu verschaffen hoffte. Zuerst gab er also dem Fußvolke den Vorzug vor der Reiterey; ließ einen beträchtlichen Theil von dieser eingehen, und schuf von jenem einen vortreflichen Hauffen, welcher gar bald der Kern seines Kriegsheeres wurde. Dieser hieß die schwarze Leibwache, von den schwarzen Panzerhemden, welche er trug; führte aber auch davon den Nahmen der Panzerstecher. Ob er gleich denselben nach eigenen Kenntnißen und Erfahrungen anordnete; so hatte derselbe doch viele Aehnlichkeit mit der berühmten Macedonischen Phalanx, war von dem Könige selbst geübt, zum Kriegsruhm angefeuert, und zu einer solchen Unerschrockenheit gewöhnt worden, daß er auch bey der augenscheinlichsten Todesgefahr seinen Platz behauptete. Er führte weiter

allge-

allgemeine, gleichförmige und beständige Waffenübungen bey seinem Heere ein; anstatt daß sie bisher hauptsächlich nur die Befehlshaber und Edelleute für sich nöthig erachtet hatten. Die so üblichen Befehdungen suchte er völlig auszurotten, und zugleich die damit verbundene falsche Meinung aufzuheben, als wenn dieselben zur Nahrung des kriegerischen Geistes der Nation unentbehrlich wären. Dagegen flößte er den Soldaten ehrbegierige Triebe ein, setzte Belohnungen für tapfere Krieger aus, und eine Kriegsordnung fest, nach welcher sich jedermann richten mußte. Doch war er gegen die Ausschweifungen, in welche die schwarze Leibwache verfiel, etwas zu Nachsichtsvoll, weil sie einen Hauptantheil an seinen Siegen hatte.

Ein Brief des Königs, worinne er selbst an einen Ungrischen Cardinalbischof, der sich bey dem Könige von Neapel befand, zum Gebrauche des letztern die Kriegsverfaßung seines Reichs beschreibt, ist zwar schon vom Jahr 1481; man kann aber ohnedieß leicht erachten, daß diese Verbesserungen nicht das Werk von einer kurzen Zeit gewesen sind. Darinne meldet er, daß es bey den Ungarn dreyerley Soldaten gebe: erstlich die Panzerträger; (armigeri) sodann die leichte Reiterey, welche man Huszarones nenne; endlich das übrige Fußvolk, welches theils aus gemeinen Fußknechten, theils aus gerüsteten und Schildträgern bestehe. Außerdem wären auch die Büchsenmeister (magistri pyxium) welche aus Flinten und andern solchen kleinen Werkzeugen zu schießen verstünden; doch nicht so tapfer und nüzlich, als die Schildträger. Bey Belagerungen oder Vertheidigungen von Schlössern thäten sie die meisten Dienste, und machten den fünften Theil des Fußvolks aus. Was die Art dieser Soldaten zu fechten betreffe, so würden die Panzerträger als eine

Mauer angesehen, die sich niemals bewegte, wenn sie gleich alle auf ihrem Posten getödtet würden. Die leichten Reiter fielen, wie es die Gelegenheit mit sich brächte, auf die Feinde aus, und zögen sich, wenn sie ermüdet, oder in großer Gefahr wären hinter die Gerüsteten zurück, um sich zu erholen. Die Gerüsteten und Schildträger wären um das übrige Fußvolk und die Büchsenmeister dergestalt herumbestellt, daß sie gleichsam eine Festung bildeten, indem der Kreis von großen einander berührenden Schildern, die Gestalt von Schloßmauern hätte, durch welche die gemeinen Fußvölker bedeckt würden; aus welchen sie aber auch, wenn sie ihren Vortheil sähen, hervorbrächen. Noch gedenkt zwar der König auch des Geschützes; (bombardae) bemerkt aber, daß gegen stark befestigte Städte die großen Schleudern weit mehr Würkung thäten. Jenes bestand ohne Zweifel nur aus Feldstücken, welche die Mauern nicht zu Grunde schiessen konnten, und doch wegen des Schießpulvers kostbar waren; die Schleudern hingegen, deren eine, wie er sagt, so viel werth war, als drey Stücke, warfen Steine, durch welche die Besatzung getödtet wurde. — Doch die Geschichte der Feldzüge des Königs wird von den Verbesserungen seines Kriegswesens ein redendes Zeugniß ablegen.

Er dachte unterdeßen selbst in seinen spätern Jahren, über alle diese seine glückliche Bemühungen sehr bescheiden: desto bescheidener, möchte man hinzusezen, je beßer er die großen Männer des Alterthums in der Kriegskunst kannte. Denn beinahe nichts kann überhaupt die zu hohe Einbildung der Neuern in den meisten Fällen eher niederschlagen, als eine solche Vergleichung. Einst stritt man in seiner Gegenwart darüber, welches Land wohl damals an Kriegswißenschaft und

Tapfer-

Tapferkeit am meisten hervortragte? Da es an seinem Hofe viele Ausländer gab: so behauptete ein jeder derselben, Italiäner, Deutsche, und andere mehr, daß dieser Ruhm seinem Vaterlande gebühre. Die Gelehrten unter ihnen suchten ihre Meinung durch Stellen der Geschichtschreiber zu beweisen. Die Ungelehrten aber wandten dagegen ein, die Geschichte sey nicht glaubwürdig genug für den Zustand dieser Zeiten, da man das Alterthum an Kunst, kriegerischen Werkzeugen und Kriegslisten weit übertroffen, auch manche Waffen und Geräthschaften der Alten ganz weggeworfen habe. Darauf sagte Matthias mit lächelndem Munde: „Wenn unser Zeitalter nur den hundertsten Theil „der alten Kriegskunst besäße, und wir eine solche „Kriegszucht hätten, die sich mit dem Alterthum ver„gleichen ließe: so würde sich das türkische Reich nicht „so sehr weit ausgebreitet haben. Ich verstehe unter „dem Alterthum nicht dasjenige, was innerhalb des „fünf oder sechshundertsten Jahres (nach Christi „Geburt vermuthlich,) eingeschloßen ist; sondern die „Zeiten der alten Römer. Damals waren Künste „und Rüstzeuge des Kriegs in großer Menge berühmt; „wie man aus dem Frontinus, Vegetius, und „andern, sehr deutlich sehen kann. Und was soll ich „von den Feldherren jener Zeiten sagen? Niemand ist „wohl so äußerst wahnsinnig, wenn man ihn auch den „größten Krieger nennen sollte, daß er sich unterstünde, sich selbst nicht etwan dem Hannibal, Alexander, Marcellus, Scipio und Julius Cäsar „vorzuziehen; sondern nur sich mit ihnen zu vergleichen. „Schließt man aber das Alterthum in die Zeiten vom „fünf- oder sechshundertsten Jahre ein: so bin ich „eurer Meinung; denn in diesem Zeitraum gab es „wenige oder vielleicht gar keine, die man den Feld„herren unserer Zeit gleichschätzen könnte. Wir hin-

„gegen haben eben durch die Erneuerung des guten „und geübten Alterthums, das Kriegswesen weit beßer „behandelt, als jenes rohe Zeitalter.“

Von eben derselben Zeit, da Matthias den Grund zur größern Vollkommenheit des Ungrischen Kriegswesens legte, fangen sich auch seine Veranstaltungen zum Besten der Wißenschaften in seinem Reiche an. Sie gereichten ihm desto mehr zur Ehre, da er eigentlich ein junger kriegerischer Fürst war, der durch den herrschenden Hang seiner Nation nur ins Feld fortgezogen wurde; gleichwohl ihr Bedürfniß von dieser Seite so lebhaft empfand; nicht bloß aus Ehrgeiz Beförderer der Gelehrsamkeit seyn wollte; sondern auch eifriger Freund, gewißermaaßen sogar Kenner derselben heißen konnte. Das erste was er in dieser Gesinnung that, war die Errichtung einer hohen Schule. Es scheint zwar, daß es noch weit nothwendiger gewesen wäre, eine Menge niederer Schulen anzulegen, um dadurch zuvörderst Gelegenheit und Reizung zur Erwerbung nüzlicher Kenntniße für alle Stände zu verschaffen. Alle Wißenschaften und Künste durch eine Gesellschaft von Gelehrten zu einer gewißen Reife in einem Lande bearbeiten zu laßen, wo es noch an den Anfangsgründen der Wißenschaften und Künste, selbst an einem merklichen Triebe der Einwohner zu denselben, mangelt, heißt beinahe die natürliche Ordnung umkehren, und sich selbst an der Erreichung seiner Absicht hindern. Allein wenn man auch nicht die Entschuldigung brauchen wollte, daß damals bereits überhaupt der Universitäten ziemlich viele, und der Schulen für den allerersten Unterricht verhältnißmäßig nur wenige, und auch diese nur schlechte, vorhanden waren; daß die Geistlichkeit, auf die bey der Gelehrsamkeit alles ankam, diese Einrichtung vor

die

die beſte hielt, und daß in den neuern aufgeklärten Zeiten bisweilen ſehr ähnliche Fehler begangen worden ſind: ſo läßt ſich auch etwas zur würklichen Vertheidigung des Königs anführen. Es gab noch der geſchickten Lehrer beides für hohe und niedrige Schulen ſo wenige in Ungarn, daß eine Univerſität, mit gelehrten Ausländern beſezt, ihrer vielleicht bald eine hinlängliche Anzahl hervorzubringen, im Stande ſeyn konnte.

Ungarn hatte ſchon vor den Zeiten des Königs Matthias mehr als eine hohe Schule bekommen, ohne von denſelben ausnehmende Früchte zu ziehen. Die erſte hatte der König Ludwig der Große im Jahr 1360. zu Fünfkirchen gegründet; ſie dauerte noch fort; aber, ſo viel man urtheilen kann, diente ſie nur dazu, um von Zeit zu Zeit einen Schwarm junger Geiſtlichen in die Welt fliegen zu laßen. Nachher war auch im Jahr 1388. von dem Könige Siegmund eine Univerſität zu Buda geſtiftet worden. Allein dieſe ſcheint ſich in den unruhigen Zeiten, die auf ſeinen Todt folgten, nicht lange erhalten zu haben. Daher wollte eben Matthias dieſen ſeinen Hauptſiz auch zu einem neuen allgemeinen Sitze der Wißenſchaften und Künſte erheben. Er mußte ſich unterdeßen, wie alle andere Europäiſche Fürſten dieſer Zeit, die Erlaubniß dazu erſt von dem Papſte ausbitten: nicht allein, weil von dieſen geiſtlichen Oberherren der Abendländer die Univerſitäten als kirchliche Geſellſchaften und gottſeelige Stiftungen zum Beſten der Religion angeſehen wurden; ſondern vornemlich deswegen, weil ihnen ſehr viel daran gelegen war, durch oberſte Aufſicht, anbefohlne Einrichtung und gebieteriſchen Einfluß zu verhüten, daß von dieſen gelehrten Geſellſchaften nichts anderes und freyeres gelehrt würde, als was ſie

rund herum führen, worinne die Studierenden die Vorlesungen dergestalt anhören sollten, daß dieselben in sieben Abtheilungen getrennt wären, deren jede eine Säule in ihrer Mitte hätte, an welcher der Lehrer der Sprachkunst, der Vernunftlehre, der Redekunst, und so weiter der übrigen freyen Künste, ihren Vortrag hielten. In dem kleinern Haupttheil sollten außer Vorrathshäusern und wirthschaftlichen Gebäuden aller Art, auch Krankenstuben und ähnlichen Einrichtungen, wiederum Wohnstuben für eine Menge zur Universität gehöriger Personen seyn. Eben daselbst sollten in besondern Gebäuden die nöthigen Waaren zum Verkauf ausgelegt werden; überhaupt sollte man nach der Absicht des Königs, das ganze Jahr hindurch nicht nöthig haben, wegen irgend eines Bedürfnißes aus dieser Stadt der Gelehrten nach Buda zu gehen. Hingegen sollte auch in eben derselben eine so strenge Zucht beobachtet werden, daß bey so vielen Tausenden kein einziger Dolch gefunden würde. Die Einkünfte der Universität sollten nach dieser hohen Anlage überaus ansehnlich werden, und sie selbst vor allen andern hervorragen. Allein eben das äußerst weit Umfaßende und Kostbare in diesem Entwurfe, hinderte die Ausführung deßelben; wenn gleich die Universität an sich, nur unter der gewöhnlichen Einschränkung, während der Regierung des Königs, glücklich genug ihren Fortgang hatte. Auch der Erzbischof Witz errichtete im Jahr 1467. eine hohe Schule zu Preßburg, welches man damals, selbst in einer königlichen Urkunde, wegen seiner Lage an der Donau, Istropolis genannt findet. Hier mögen ebenfals Ausländer zuerst großentheils gelehrt haben; man kennt davon zween Deutsche: Nicolaus von Hittendorf, einen Theologen, und den berühmten Mathematiker, Johannes Regiomontanus, welcher das Quadrivium, das

heißt,

heißt, Rechenkunst, Tonkunst, Meßkunst und Sternkunde erklärte.

Eine andere Anstalt des Königs zum Besten der Wißenschaften in seinem Reiche, hat vielleicht noch reichlichere Früchte getragen, als die von ihm gestiftete hohe Schule. Diese konnte gar wohl auf dem einmal gebahnten Wege, der großentheils vorgeschrieben war, eine geraume Zeitlang fortgehen, ohne daß die Gelehrsamkeit, und der menschliche Verstand selbst, etwas Beträchtliches dabey gewannen. Aber die vortrefflichsten Schriften des gelehrten Alterthums in eine öffentliche gemeinnüzliche Sammlung zu bringen, wurde leicht zum wichtigsten Verdienste für die Nation. Diese Schriften waren noch in den meisten Europäischen Ländern so selten; die Handschriften, worinne sie sich befanden, wurden so theuer bezahlt, und die kaum entdeckte Buchdruckerkunst fieng eben damals erst so langsam an, sich außerhalb Deutschland zu verbreiten, daß die lehrbegierigsten Köpfe in Ungarn, und sogar die Lehrer selbst ostmals in den Fall gerathen konnten, von den schönsten Quellen, aus welchen sie schöpfen wollten, weit entfernt zu seyn. Im ganzen Reiche gab es noch keine Buchdruckerey: und die Bücherſammlungen der Klöster oder der Bischöfe, dienten nicht allein zu keinem allgemeinen Gebrauche; sondern enthielten auch eine Menge von Handschriften, die zum Wachsthum der Gelehrsamkeit wenig beitragen konnten. Der König Matthias beschloß, eine Sammlung von ganz anderm Werthe und Umfange, in seinem Schloße zu Ofen anzulegen. Vermuthlich war er bald nach dem Entwurfe, den er seit den Jahr 1464. zur Aufrichtung einer Universität in jener Hauptstadt machte, darauf bedacht, ihr auch ein so unentbehrliches Hülfsmittel zu verschaffen. Die Zerstörungen und

Wanderungen im Reiche der Gelehrsamkeit, die sich vor kurzem ereignet hatten, forderten ihn gleichsam auf, aus den kostbaren und zerstreueten Trümmern, die auch schon ihren Untergang drohten, ein neues herrliches Gebäude aufzuführen. Nachdem die Türken Herren von den asiatischen und europäischen Ländern des griechischen Kaiserthums, und endlich von Constantinopel selbst, geworden waren, wurden die Ueberbleibsale so vieler griechischen Bibliotheken von den flüchtigen Gelehrten nach Italien und in andere Gegenden von Europa gerettet. Matthias kaufte viele solcher griechischer Handschriften, welche theils Werke der alten Griechen, theils Schriften der griechischen Kirchenlehrer enthielten. Da aber Italien, vorzüglich Rom und Florenz, Sammelplätze derselben geworden waren: so hielt er in der leztern dieser Städte mit großen Kosten vier Schreiber, welche alle gute griechische und römische Schriftsteller für ihn abschreiben mußten. Er besoldete aber auch noch viele andere Abschreiber und Mahler, zum Dienste seiner Bibliothek. Felix von Ragusa aus Dalmatien, ein im Griechischen und Lateinischen, selbst im Hebräischen und Arabischen, auch in der Mahlerey geübter Mann, hatte die Aufsicht über sie, und sorgte dafür, daß keine fehlerhafte Abschriften gemacht wurden. Der König ließ aber auch hebräische Handschriften, ingleichen die besten der bereits in andern Ländern gedruckten Bücher, kaufen. Einer alten Nachricht zu Folge verwandte er jährlich, (oder wenigstens in manchem Jahre) drey und dreyßig tausend Dukaten auf den Anwachs dieser Sammlung. Sie war daher bey seinem Tode (wenn anders die Anzahl nicht vergrößert worden ist,) über funfzig tausend Stücke hinaufgestiegen, und hatte damals an Menge und Seltenheit der Bücher schwerlich eine ihres gleichen; aber auch nicht an äußerlicher Pracht und Schönheit.

helt. Sie ſtand in zwey ſehr groſſen und hohen gewölbten Sälen; die Schränke waren vergoldet, und mit ſeidenen Vorhängen, welche durch Farben und Gold ausgeſchmückt waren, verdeckt. Die meiſten Bücher waren in Pergament gebunden; aber mit Seide oder rothem Sammt umzogen, mit ſilbernen und vergoldeten Heſteln verwahrt, alle mit dem königlichen Reichs- und Familienwapen, und inwendig mit ſehr ſchönen Gemählden des Königs und der berühmteſten Gelehrten geziert. Dreyhundert alte Bildſäulen, welche in beiden Sälen vertheilt waren, und andere alte Denkmäler, auch neuere Kunſtwerke für die Wiſſenſchaften, wie eine Himmelskugel, gaben einen noch würdigern Schmuck für dieſe Bibliothek ab. Außerdem fanden ſich noch andere kleinere Bücherſammlungen in dem königlichen Schloße.

Dieſe herrliche und mit Recht bewunderte Bibliothek von Buda, die freylich erſt in den ſpätern Jahren der Regierung des Königs zu einem ſolchen Glanze gelangte, war nicht bloß eine Frucht von königlicher Pracht und Freygebigkeit, (wiewohl dieſe zur Erhaltung der Werke des Geiſtes angewandt, ſich immer ſchon geadelt haben würden;) ſondern ſie diente auch dem Könige, inländiſchen und fremden Gelehrten zum Gebrauche. Zu ihren erſten Aufſehern, ſo viel man weiß, beſtellte der König Ausländer: denn zween Italiäner, Martius Galeotti, und Thaddäus Ugoletti, ingleichen der bereits genannte Felix von Raguſa, haben dieſe Stelle gewiß bekleidet. Nächſtdem ließ er auch auf dem platten Dache ſeines Schloßes die erſte Sternwarte errichten, die man bisher in Ungarn gekannt hatte. Es fehlte noch in Ungarn an einer Buchdruckerey; dieſe wurde gleichfals durch die Fürſorge des Königs im Jahr 1471. von einem

Deut-

Deutschen, Andreas Heß, der seine Kunst bisher in Italien ausgeübt hatte, zu Buda angelegt. Doch druckte er nur lateinische Schriften, indem die ungrische Sprache in Büchern und Urkunden aller Art, auch in gerichtlichen Angelegenheiten, noch keinen Platz hatte. Der vorher genannte Galeotti gab davon diese Ursache an, die Sprache der Ungarn könne nicht leicht geschrieben werden, indem die geringste Veränderung und Verschiedenheit der Accente in derselben auch die Bedeutungen der Wörter verändere. So hätten die Ungarn ein vierfaches U, und es zeige etwas ganz anders an, wenn es mit offenen Lippen, als wenn es mit zusammengezogenen ausgesprochen werde. Heß, der eigentlich durch einen Anverwandten des Königs, Ladislaus Gereb, Propst der Kirche zu Buda, nach Ungarn berufen worden war, druckte im Jahr 1473. das erste Buch für die Nation, eine lateinische Chronik derselben in Folio, welche für diese Zeiten besonders schön ausfiel, und für die jezigen eine große Seltenheit ist.

Zu allen diesen Aufmunterungen und Stützen der Gelehrsamkeit in Ungarn, welche sie dem Könige Matthias schuldig ist, kam noch die Menge fremder Gelehrten, die aus verschiedenen Europäischen Ländern in sein Reich, und größtentheils von ihm eingeladen, übergiengen. Die Ungarn fiengen an, denselben nachzueifern; es wurden mehr Schulen errichtet, die vorhandenen in eine beßere Verfaßung gesezt, und nicht allein die Anzahl, sondern auch der Eifer der einheimischen Gelehrten wurde so stark, daß sie zwo gelehrte Gesellschaften, eine Ungrische und eine Siebenbürgische, errichteten, um, nach dem Beispiele der Italiäner, die Wißenschaften und feinen Künste gemeinschaftlich zu bearbeiten. Aber

weil

weit über alles mußte das eigene Beyspiel eines Fürsten würken, der durch so viele Reden und Handlungen zu erkennen gab, daß er die Gelehrsamkeit nicht etwan bloß schäzte; sondern selbst zur Erlangung der edelsten Einsichten, Verfeinerung seines Geistes, und Vorschrift der Regierung, sogar des Kriegswesens, genüzt habe; der dadurch seine Großen und Edelleute von dem Vorurtheil entwöhnte, als wenn es unter der Würde vornehmer oder tapferer Männer wäre, für ihren Verstand eben so sehr, und noch etwas mehr wie für ihren Körper, zu sorgen. Matthias versäumte keine Gelegenheit, wo er ihnen dieses recht verständlich machen konnte. Einst wurde eine Versammlung von Großen in dem königlichen Schloße zu Buda gehalten. Indem sie zusammen kamen, und noch nicht Zutritt zum Könige hatten, erschien auch unter ihnen Nicolaus Bathor, Bischof von Waitzen, ein junger Herr, der in Italien sich mit der Gelehrsamkeit des Alterthums bekannt gemacht, und nach seiner Zurückkunft nie aufgehört hatte, eben dieselbe so fleißig zu studieren, daß er als ein sehr aufgeklärter Prälat bewundert wurde. Die andern Großen plauderten mit einander; er aber sezte sich in einen Winkel, und las in den Tusculanischen Untersuchungen des Cicero. Das kam den übrigen eben so neu als lächerlich vor, in einer Gesellschaft, wo man nur zu schwazen pflegte, Bücher zu lesen. Nunmehr kam der König dazu, und sagte, als er den Bischof mit seinem Buche erblickte, zum Galeotti: „Nicolaus ist, so viel ich weiß, „Ihr Schüler und Hausgenoße, ein großer Freund „der Wißenschaften gewesen: und das mit Recht. „Denn indem der Apostel die Bischöfe bildet, schreibt „er unter andern, ein Bischof müße ein Lehrer seyn; „lehren aber kann niemand, wer nicht gelehrt ist; und „die Gelehrsamkeit wird entweder von oben herab ein-

„gegeben;

„gegeben; oder durch Fleiß und Arbeit erworben.“ Darauf wandte er sich zu den Großen, von deren Lachen er gehört hatte, mit den Worten: „Lachen Sie „ja nicht aus Unwißenheit über Dinge, welche sie nicht „zu beurtheilen vermögen! Sie haben über den Bi„schof Nicolaus gespottet. Haben Sie denn nicht „einmal gehört, daß ein Römer, Nahmens Cato, ein „sehr weiser Mann gewesen sey, wie die Geschichte „erzählt? deßen Todt, welcher zu Utica, einer Afri„canischen Stadt, erfolgte, selbst den Julius Cäsar, „jenen unüberwindlichen Feldherrn, betrübte; ob er „gleich stets sein Feind gewesen war. Nun dieser „Cato, ein Mann von göttlicher Klugheit, bewun„dernswürdiger Wißenschaft, und außerordentlich „angesehen bey allen, sah den Müßiggang als einen „Zunder von Lastern an; er las daher stets etwas, „während daß der Römische Senat sich versammlete.“ Von einem Fürsten des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts würden solche Belehrungen nicht so wörtlich, vielleicht gar nicht angeführt werden dürfen; man sieht leicht, warum sie in dem Leben eines Königs von Ungarn, der vor dreyhundert Jahren lebte, nicht übergangen werden können.

Seine Regierung war selbst um diese Zeit, da er anfieng, sehr viel zur allgemeinen Aufnahme der Wißenschaften zu thun, nichts weniger als ruhig. Ob er gleich erfahren hatte, daß die Türken im Jahr 1465. in Asien Krieg führen würden; so schickte er doch im Anfange dieses Jahrs, um sich gegen sie in eine beßere Verfaßung zu sezen, Gesandte an den Papst, die auch der Venetianische Gesandte in Ungarn Emo, der den Zustand des Reichs sehr wohl kannte, und dem Könige nüzlichen Beistand geleistet hatte, auf sein Verlangen begleitete, um Geldhülfe und Kriegsvölker wider

die

die Türken zu erlangen. Indem er sich von dieser Seite zu stärken suchte, wurde er in eine neue Streitigkeit mit dem Kaiser verwickelt. Die Einwohner von Günz und andern diesem Fürsten noch in Ungarn gehörigen Oertern, weigerten sich, ob es gleich dem neulich geschlossenen Frieden gemäß war, zu dem allgemeinen Geldbeitrage, welcher im Reiche für den Türkenkrieg zusammengebracht war, auch den ihrigen zu geben. Der Befehlshaber von Oedenburg nöthigte sie daher mit Gewalt dazu. Sogleich beschwerte sich der Kaiser bey dem Könige darüber, und sezte hinzu, daß, wann diese Beleidigungen nicht aufgehoben, noch die weggenommenen Güter zurück gegeben würden, die kaiserlichen Unterthanen auch nicht abgehalten werden könnten, sich durch Streifereyen in Ungarn für ihren Verlust schadlos zu halten. Matthias vertheidigte in einem glimpflichen Schreiben an den Kaiser sein Recht, und das Betragen seines Befehlshabers in der Hauptsache; versicherte, daß er keine Ungerechtigkeit deßelben dulden werde; erinnerte aber auch, daß die Unterthanen des Kaisers schon längst sich feindseelig gegen ihn bewiesen hätten. Doch diese Vorstellungen hinderten es nicht, daß eine Anzahl Oesterreicher in die Gegend von Oedenburg einfielen, dieselbe verwüsteten, die Vorstadt davon verbrannten, und den Befehlshaber selbst beinahe gefangen nahmen. Friedrich, unter deßen Nachsicht dieses geschah, vergrößerte noch die Mißhelligkeiten durch einen andern Schritt. Sein vor kurzem verstorbener Bruder, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, hatte dem Ungrischen Grafen Siegmund von Pösing und St. Georg, das Schloß Berchtholsdorf für eine ansehnliche Geldsumme verpfändet. Als der Kaiser seinen Bruder beerbte, weigerte er sich, unter dem Vorwande, daß derselbe unrechtmäßiger Besizer des Schloßes

gewesen

gewesen sey, das Geld zu bezahlen, und vertrieb den Grafen, der es auf keine andere Bedingung herausgeben wollte, mit gewaffneter Hand daraus. Der König, bey welchem der Graf um Schuz gebeten hatte, begnügte sich nunmehr nicht bloß daran, dem Kaiser in schärfern Ausdrücken Vorwürfe zu machen; sondern befohl auch dem Grafen von Preßburg, Andreas Paumkircher, den Anführer der Oesterreichischen Kriegsvölker Georg Pottendorf, der selbst vorher ein Ungrischer Schuzverwandter gewesen war, mit einem kleinen Heere zurückzutreiben. Die Händel mit dem Kaiser wurden nun zwar bald durch einen Vergleich geendigt. Allein die fremden Soldaten, welche der Erzherzog Albrecht ehemals wider seinen Bruder geworben hatte, und welche jezt gegen Ungarn gebraucht wurden, meistentheils von den alten Böhmischen Räubern, die unter dem Nahmen der Brüder so bekannt waren, konnten nicht so leicht entwaffnet werden. Sie sezten sich in einem Schlosse bey Tyrnau, Kostolán, fest; aus diesem Zufluchtsorte drangen sie zur Plünderung eines grossen Theils von Oberungarn hervor. Der König mußte das Schloß selbst belagern; ihr Anführer entfloh, ward ergriffen, und mit drittehalb hundert andern aufgehenkt. Die übrigen wurden entweder von den Bauern todtgeschlagen; oder als Gefangene zu Buda nach und nach in die Donau geworfen. Solchergestalt nahm dieser seit so vielen Jahren furchtbare Räuberbund, der unter dem Nahmen der Böhmischen Brüderschaft bis zu siebentausend Mann angewachsen war, gänzlich ein Ende.

Als die neuen Zwistigkeiten des Königs mit dem Kaiser ausbrachen, schien der Sultan desto geneigter zum Frieden geworden zu seyn. Er hatte schon einige-

mal

mal den Woiwoden von der Walachey, und den Despoten von Rascien, gleichsam zu Vermittlern deßelben bey dem Könige zu gebrauchen versucht, auch den königlichen Befehlshabern in Bosnien, und manchen Ungrischen Großen ähnliche Anträge gethan. Nunmehr schickte er gerade nach Buda selbst Gesandte in dieser Absicht. Allein Matthias, der davon Nachricht bekam, ließ ihnen durch einige Hofleute, die er ihnen entgegen sandte, verbieten, Ungarn nicht zu betreten. Er glaubte, daß die Erbietungen des Sultans nicht ernstlich gemeint wären; sondern daß er nur, unter dem Vorwande derselben, Zeit gewinnen, besonders aber das ihm furchtbar gewordene Bündniß der Ungarn mit den Venetianern, durch einen einseitigen Vergleich trennen wolle. Der König meldete solches diesen seinen Bundsgenoßen; er durfte auch ohnedem nicht, wie man schon aus frühern Fällen schließen kann, sich ohne Einwilligung des Papstes, in Unterhandlungen mit den Türken einlaßen. Den Sultan erbitterte die Abweisung seiner Gesandten ungemein; er rüstete sich daher mit allen Kräften zu einem neuen Anfalle auf Ungarn. Dieses bewog den König, nicht nur die Venetianer, sondern auch den König von Frankreich, der ihm Hoffnung zum Beistande gemacht hatte, darum zu ersuchen. Von dem Papste, der damals die große und allgemeine Triebfeder wichtiger Unternehmungen war, erwartete er freylich das Beste. Seine Gesandten mußten demselben vorstellen, daß die Ungarn und ihre Könige sich zu allen Zeiten durch ihren Gehorsam gegen den Apostolischen Stuhl vor andern Nationen hervorgethan hätten; daß aber auch ihr König, nach einer so glücklichen Anstrengung in den lezten Jahren, die nachdrücklichste Unterstüzung verdiene. Paul der zweyte ließ die Gesandten der Italiänischen Staaten zu sich

kommen, und erklärte sich, um ihren Eifer anzufeuern, daß er dem Könige jährlich hundert tausend Dukaten Hülfsgelder zahlen wolle. Sie versprachen zwar auch im Nahmen ihrer Fürsten und Staaten, nicht zu verachtende Beiträge; die aber doch den Wünschen des Papstes keineswegs entsprachen. Ueberhaupt hatte sich damals ein nachtheiliges Gerücht über den König in Italien erhoben, als wenn er zu wenig gegen die Türken unternähme, und sogar das Geld, welches ihm zu dieser Absicht geschickt würde, zu anderm Gebrauche verwendete. Der Papst machte ihm darüber Vorwürfe; ob er ihn gleich, bey geändertem Betragen, neue Hülfe hoffen ließ. Allein Matthias zeigte ihm, daß er übel berichtet worden sey; daß der Krieg der Ungarn mit den Türken eigentlich noch gar nicht aufgehört habe; daß andere Unruhen ihn freylich gehindert hätten, noch mehr darinne zu versuchen; daß er aber, wenn er es wagen wollte, die Türken tief in ihr Gebiet hinein zu bekriegen, leicht in den Fall kommen könnte, wo Ihre Heiligkeit seiner jugendlichen Kühnheit ein Maaß vorschreiben müßten. In der That rechtfertigten den König nicht allein die neu ausgebrochenen Händel mit dem Kaiser, und die Räubereyen der Böhmen; sondern er hatte auch um diese Zeit gegen aufrührische Große in Kroatien zu Felde ziehen müßen.

Weit gefehlt indeßen, daß der Papst, nach seinem vorgeblichen Eifer für den Türkenkrieg, die Macht der Fürsten zur nachdrücklichen Beförderung deßelben, immer mehr vereinigen sollte, reizte er vielmehr den König Matthias, eben da er ihm Schläfrigkeit in diesem Kriege Schuld gab, im Jahr 1465. aus Gründen der Herrschsucht und des Verfolgungsgeistes, zu einem neuen gegen einen benachbarten christlichen Fürsten, der gerade der beste Freund des Königs war.

Georg

Georg Podiebrad, König von Böhmen, hatte sich schon den Zorn des Papstes Pius des zweyten zugezogen. Da er zum Könige gewählt wurde, bestätigte er die Freyheiten, welche den zahlreichen Hußiten in seinem Reiche selbst von der Kirchenversammlung zu Basel zugestanden worden waren, (wie unter andern der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderley Gestalten;) er blieb auch selbst dieser Parthey zugethan. Zwar erkannte er die Oberherrschaft des Papstes, und ließ die Römischkatholischen im Besize, die herrschende Kirche zu seyn. Allein Pius, den er um die Genehmigung jener Freyheiten ersuchte, drang schlechterdings darauf, daß sie vernichtet werden sollten. Sein Gesandter an den König sprach so kühn, daß ihn dieser ins Gefängniß werfen ließ, wo er drey Monathe lang bey Waßer und Brodt zubringen mußte. Die demüthigen Entschuldigungen, welche Podiebrad deswegen bey dem Papste anbrachte, halfen ihm nichts; er wurde im Jahr 1463. mit dem Bann belegt, und ein Kreuzzug wider ihn ausgeschrieben. An diesem sollten der Kaiser und die deutschen Reichsstände, nach dem Willen des Papstes, Antheil nehmen. Sie weigerten sich aber deßen, und antworteten ihm weislich, der König von Böhmen wäre vielmehr würdig, an die Spiße eines Kreuzheeres wider die Türken gestellt zu werden. Paul der zweyte sezte diese Maaßregeln seines Vorgängers mit einer fast noch größern Erbitterung fort. Da er jedoch merkte, daß er ohne Beihülfe des Königs Matthias, seinen Endzweck, den Schwiegervater deßelben gänzlich zu stürzen, nicht erreichen dürfte: so suchte er diesen vorzüglich zu gewinnen. Er warnte ihn sehr vor dem Könige von Böhmen, indem derselbe seinen Eid, den Römischkatholischen Glauben anzunehmen, schändlich gebrochen habe, und die Großen, die mit ihm nicht gleichgesinnt

wären, drücke; sie wären daher geneigt, ihm den Gehorsam aufzusagen; es werde jezt zu Rom diese Angelegenheit untersucht, und wenn Podiebrad innerhalb der ihm bestimmten Frist von sechs Monathen, sich nicht beßerte, so werde er seines Reichs verlustig erklärt werden. Der Papst bewarb sich nicht allein eifrig um den Beistand des Königs Matthias zu diesem Entwurfe; sondern machte ihm auch nicht undeutlich die Hoffnung, daß er bey dieser Gelegenheit das Königreich Böhmen bekommen könnte.

Lesern, denen Matthias bisher mit Recht werth geworden ist, wird ohne Zweifel an dieser Stelle das Herz für ihn bänger schlagen. Wenn der junge großmüthige Held, der Bewunderer und Nachahmer der größten Männer des Alterthums, fähig war, seinen Wohlthäter, Schwiegervater und Freund, auf Anstiften eines übermüthigen Bischofs, zu verlaßen und sogar zu bekriegen, um das Reich deßelben an sich ziehen zu können: so hat man sich, wie es scheint, von seinem edeln Geiste einen sehr unrichtigen Begriff gemacht. Genug, Matthias unterlag einer zweyfachen, nur zu starken Versuchung. Er schrieb im Jahr 1465. an den Papst zurück: „Eure Heiligkeit „befehlen mir durch Ihr Schreiben, daß ich das Apo„stolische Verfahren wider den König von Böhmen „Georg begünstigen, dabey Hülfe leisten, und es in „meinem Gebiete vollstrecken laßen soll. Ich habe „mich einmal, Seeligster Vater, der heiligen Römi„schen Kirche, und Eurer Seeligkeit, nebst meinem „Reiche ganz geweiht. Der Statthalter Gottes auf „Erden, oder vielmehr Gott selbst, kann mir nichts „so Schweres, so Gefährliches befehlen, daß ich nicht „vor fromm und heilsam halten sollte zu übernehmen, „woran ich mich nicht unerschrocken machen sollte; be-

„sonders

„sonders wenn von der Befestigung des katholischen „Glaubens, und von der zu unterdrückenden Treu„losigkeit der Gottlosen die Rede ist. Auch rühren „mich die alten Bündnisse gar nicht, die mich gewisse „Zeitumstände zu schliessen nöthigten. Ich weiß wohl, „daß diese alle leicht durch das Apostolische Ansehen „aufgehoben werden können. Eben so wenig erschröckt „mich auch die Macht von irgend jemanden. Ich „habe mich, auf die Ermahnungen Eurer Heiligkeit „und Ihrer Vorgänger, weit schwerern Feinden, als „die Böhmen sind, entgegengesezt. Es mag also wi„der die Böhmen oder wider die Türken zu fechten nö„thig seyn: hier ist Matthias und zugleich Ungarn! „So weit sich nur meine und meines Reichs Kräfte „erstrecken: so bleiben sie über alles andere dem Apo„stolischen Stuhl und Eurer Seeligkeit gewiedmet, „und werden es ewig bleiben!“

Versucht man sich völlig an die Stelle des Königs. und in sein Zeitalter zu versezen: so wird man allerdings einiges finden, das den über eine solche Erklärung aufsteigenden Unwillen mäßigen kann. Matthias war den Päpsten bey seiner Befestigung auf dem Throne, und bey der Beschüzung seines Reichs wider die Türken, so viel schuldig; er erwartete in der leztern Rücksicht, noch so viel von ihnen, daß eine dankbare Folgsamkeit gegen ihre Maaßregeln, so weit sie mit Rechtschaffenheit und Klugheit bestehen konnten, bey ihm sehr natürlich zu seyn schien. Ueberdieß hatte er mit allen Fürsten seiner Zeit die elenden unglücklichen Vorurtheile gemein, daß die Päpste allein den sichersten Ausspruch über die Rechtmäßigkeit der Regierungen thun könnten; daß man ihnen in allem, was sie im Nahmen der Religion verordneten, unbedingten Gehorsam leisten müße; und daß ein Fürst insonder-

heit durch Ketzerey und Feindschaft gegen die Kirche, (so wie es wiederum den Päpsten beliebte, diese Worte zu erklären,) des Throns auf einmal verlustig werde, jedermann gleichsam selbst wider sich die Waffen in die Hände gebe. Nach solchen Reizungen durfte nur noch der Ehrgeiz und die Eroberungssucht des jungen Kriegers hinzukommen, um das Anerbieten des Papstes bey ihm unwiderstehlich zu machen. Man muß sich auch daran begnügen, so viel zu einer kleinen Entschuldigung des Königs, in seiner Denkungsart ausfindig gemacht zu haben. Geht man aber mit einem Schriftsteller der neuesten Jahre bis zur Rechtfertigung des Königs, und behauptet, er habe gar nicht anders handeln können, weil er seinem Schwiegervater nur mit der Bedingung Bischöfe zu seiner Krönung gesandt habe, daß derselbe eidlich versprechen sollte, den katholischen Glauben nach der Vorschrift der Päpste zu schützen: so wirft man sich beinahe zum Vertheidiger von Grundsäzen auf, die zwar an einem Fürsten vor dreyhundert Jahren nicht ohne Mitleiden erblickt werden können; jezt aber und schon lange Abscheu erregen.

Im Vertrauen also auf die Unterstüzung des Königs, brachte der Papst im Jahr 1466. die vor seinen Richterstuhl gezogene Angelegenheit zur Entscheidung. Da Georg Podiebrad, den er hatte vorladen laßen, nicht erschien: so wurde er, zu Folge der schriftlich angestellten Untersuchungen, von den Cardinälen, andern Prälaten und Theologen zu Rom, vor einen Meineidigen, Kirchenräuber und Ketzer erklärt. Noch zweifelte zwar der Papst etwas daran, ob der Ausspruch, den er zu thun im Begriff war, so leicht würde vollstreckt werden können, weil der Kaiser zu unthätig war, die Könige von Ungarn und Pohlen mit einheimischen Unruhen zu thun hatten; die Stände

von

von Böhmen aber dazu nicht mächtig genug waren. Allein nachdem ihm ein Cardinal die Versicherung gegeben hatte, Gott selbst werde dieses ausführen: so betrat der Papst getrost die Kanzel vor dem Hochaltar der Peterskirche, und kündigte einer Menge von Zuhörern an, daß er den König von Böhmen seines Reichs entseze. Dieser fand an verschiedenen deutschen Reichsständen, und vielen seiner Unterthanen, Fürsprecher bey dem Papste; doch wünschte er am eifrigsten, daß Matthias seine Sache vermitteln möchte. Er stellte daher demselben schriftlich vor, daß er nichts weiter gethan habe, als die von der Basler Kirchenversammlung den Hußiten ertheilten Vergünstigungen, (welche man die Compactaten nannte,) in seinem Reiche aufrecht zu erhalten; daß er den Römischkatholischen nicht allein ihre Rechte versichert, sondern auch an Würden und Aemtern den Vorzug gegeben, in Böhmen den Frieden und Sicherheit nebst dem Kriegswesen wieder hergestellt habe, auch mit einem großen Heere wider die Ungläubigen gezogen seyn würde, wenn ihn der Papst nicht daran gehindert hätte. Von diesem zur Verantwortung nach Rom gefordert, habe er Gesandten dahin geschickt, die seine Sache führen sollten; diese wären aber auf eine höchst unbillige Art abgewiesen, und er selbst sey, da die ihm gesezte Frist noch nicht verflossen war, der königlichen Würde beraubt, und seine Unterthanen wären von dem ihm schuldigen Gehorsam losgesprochen worden. Mithin bat er den König Matthias, den Papst, bey dem er so viel gelte, dahin zu vermögen, daß er ihm eine neue Frist zur Erörterung seiner Sache ansezen möchte, indem er gewiß hoffte, denselben sich günstig zu machen, wenn er nur seine Gesandten anhören wollte.

Dagegen drang der Papst desto eifriger in den König Matthias, sein Urtheil wider den Georg Podiebrad zu vollziehen, je deutlicher er zu merken anfieng, daß die meisten übrigen Fürsten mit dieser Behandlung eines so würdigen Königs unzufrieden waren. Er munterte ihn auf, den Ruhm, welchen er sich im Kriege mit den Türken erworben hätte, durch die Demüthigung eines so hartnäckigen Ketzers zu vergrößern, von dem die Christenheit eben so viel Gefahr zu befürchten habe, als von jenen. Seinem Hause werde dadurch eine immerwährende Ehre zuwachsen; es gebe auch kein so enges Band der Verwandtschaft, das ihn von diesem heiligen Unternehmen abziehen könnte. Funfzig tausend Dukaten, welche der Papst eine Zeitlang jährlich zur Vertheidigung von Ungarn auszahlen ließ, konnten diesen Ermahnungen noch mehr Nachdruck geben. Selbst der Kaiser bot dem Könige, auf Antrieb des Papstes, Hülfsvölker zu dieser Absicht an; ob ihm gleich einige riethen, diese Gelegenheit, sich des Königreichs Böhmen zu bemächtigen, zu seinem eignen Vortheil zu benützen. Von so vielen Seiten bestürmt, entschloß sich Matthias in dieser wichtigen Angelegenheit nichts ohne den Rath seiner Großen vorzunehmen.

Er mußte aber eben da er denselben verlangen wollte, seine Aufmerksamkeit auf eine ganz andere Seite wenden. Johann, Graf von St. Georg, Statthalter von Siebenbürgen, empörte sich im Jahr 1466. und ließ sich zum Könige ausrufen. Dazu hatte ihn ein Ungrischer Großer, Benedikt Wörösch, (denn so wird das ungrische Vörös ausgesprochen,) zu bereden gewußt, der ihm vorstellte, die Siebenbürger wären über den König äußerst mißvergnügt, weil er immer willkührlicher und drückender regiere, die Rechte

und

und Freyheiten der Nation mit Füßen trete, den Türkischen Krieg nur darum unterhalte, damit er unter dem Vorwande deßelben lästige Steuern auflegen könne, durch welche sie alle zu Grunde gerichtet werden müßten; sie sähen sich daher bereits nach einem andern Könige um; ja sie hätten auf ihn, den Statthalter, vor allen andern ihre Augen gerichtet, weil er der würdigste sey, und das Land könne sich sowohl durch seine Lage als Fruchtbarkeit und Ueberfluß an allem gegen jeden Angriff schützen. Beschwerden gegen die Regierung mochten die Siebenbürger allerdings empfinden; aber Wörösch scheint sie aus besondern Ursachen zum völligen Abfall gereizt zu haben. Matthias hielt, auf diese Nachricht, im Frühling des Jahrs 1467. einen Reichstag zu Szentfalva, einem kleinen Orte bey Pesth, wo die Stände, als sie ihre Meinung über die Maaßregeln wider diesen Aufruhr sagen sollten, die geschwindeste Dämpfung deßelben, wie er selbst wünschte, beschloßen. Kurz darauf also zog der König mit einem starken Kriegsheere nach Siebenbürgen, rückte durch die engen Päße, welche dieses Land von Ungarn scheiden, eher ein, als die Aufrührer seinen Anzug erfahren hatten, und nöthigte sie dadurch alle zur Unterwerfung. Der Graf Johann erschien ebenfals, von wenigen seiner Freunde begleitet, um sich vor dem Könige zu demüthigen. Da er ein Günstling deßelben gewesen war, und sich nunmehr damit entschuldigte, daß man ihn wider seinen Willen zum Könige ernannt habe: so erhielt er leicht Begnadigung. Doch mußte er die Statthalterschaft seinem Bruder und einem andern Großen, (denn zwischen diesen wurde sie getheilt,) überlaßen. Die Stifter der Empörung wurden bloß mit Landesverweisung bestraft; den übrigen, welche daran Theil genommen hatten, ward eine Geldbuße von viermal hundert tausend Dukaten auf-

erlegt. Und obgleich die Edelleute der Grafschaft Colos die ersten im Aufruhr gewesen, auch dem Königs mit Soldaten entgegengerückt waren; so vergab er ihnen doch durch eine besondere Urkunde vollkommen, nur mit der Bedingung, daß sie ihm künftig treu verbleiben, auch auf seinen Kammergütern keine Steuern, wie sie sonst gewohnt waren, einfordern sollten.

Eine so ausnehmende Gelindigkeit hatte ihren Grund in der bereits beschloßenen neuen kriegerischen Unternehmung des Königs. Er wollte die Ruhe in Siebenbürgen geschwind und dauerhaft wieder herstellen, weil er noch im Jahr 1467. mit seinem Heere in die Moldau eindrang. Der Woiwode dieses Landes Stephan hatte nicht allein die Siebenbürgische Empörung angefeuert; sondern sich auch der Hoheit des Königs, unter die er sonst gehörte, entgegen gesezt. Gewohnt, sich wechselsweise Ungrischem, Pohlnischem und Türkischem Schutze zu ergeben, wozu ihn schon die Lage seines Landes zwischen drey so mächtigen und gegen einander feindseeligen Fürsten bringen konnte, erkannte er jezt die Oberherrschaft des Königs von Pohlen. Er erfuhr es bald, daß ihn Matthias mit einem Angriffe bedrohe, und ließ daher in den Päßen zwischen den Gebürgen und Wäldern, durch welche der König ziehen mußte, starke Verhaue machen, hinter und neben welchen er seine Moldauer und Walachen stellte, um die Ungarn von allen Seiten anzufallen. Doch Matthias ließ die Wälder anzünden, die Feinde flüchteten sich, und er kam ohne Verlust auf das freye Feld. Er rückte darauf bis an die Stadt Bania fort, damit er den Woiwoden, der ihm überall auswich, zu einem Treffen nöthigen könnte. Dieser nahm seine Zuflucht zur List, ließ durch Gesandte eifrig an einem Vergleiche mit dem Könige arbeiten, als

wenn

wenn ihm die Furcht nichts weiter übrig gelaßen hätte, zog unterdeßen Kriegsvölker zusammen, und hätte den König beinahe zugleich eingeschloßen und überfallen. Matthias wollte eben des Abends zu Bania speisen, als ihm ein Gefangener hinterbrachte, daß zwölf tausend Walachen gegen die Stadt im Anzuge wären. Sogleich versammlete er seine Großen und Befehlshaber, wies ihnen nebst den Soldaten ihre Posten an, besezte insonderheit den Zugang des Markts mit seiner Leibwache, und seine Wohnung mit zweyhundert schwer gerüsteten alten Soldaten. Bald darauf, gegen Anbruch der Nacht, erschien der Feind würklich, steckte die mit einem Zaun umgebene, und aus hölzernen Häusern bestehende Stadt in Brand, und that bey den leuchtenden Flammen desto gewißere Angriffe. Nun erhob sich eines der wütendesten Gefechte; zumal da die Ungarn, nach dem Verluste des Marktes und der königlichen Wohnung, gewiß waren, ganz überwältigt zu werden. Endlich behielten sie die Oberhand; kaum viertausend Walachen konnten sich mit der Flucht retten. Die Ungarn büßten auch zwölfhundert Mann ein; die übrigen waren größtentheils verwundet: und der König selbst, der in dieser Nacht mit ihnen die beiden Hauptposten muthig hatte vertheidigen helfen, bekam durch einen Pfeil eine Wunde nahe am Rückgrade, die wegen des im Fleische stecken gebliebenen Eisens, erst nach vier Jahren geheilt werden konnte. Indem er sich auf dem Rückzuge in Siebenbürgen befand, empfieng er ein Schreiben des Woiwoden aus Pohlen, worinne dieser seine Verwegenheit gestand, bereuete, und um Verzeihung bat. Matthias ließ ihn auch in seiner Antwort eine völlige Aussöhnung hoffen, wenn er sie durch eine treue Aufführung verdienen würde; sonst sollte der blutigste Krieg die Entscheidung geben.

So

So erzählen die Ungrischen Geschichtschreiber der damaligen und nächstfolgenden Zeit diese Begebenheit. Allein die Pohlnischen, bey welchen schon die Ansprüche des Matthias auf die Moldau ungegründet heißen, stellen sie weit anders vor. Nach denselben hatte Stephan zween Mitbewerber um dieses Land vertrieben; sie suchten Hülfe bey dem Könige von Pohlen, und fanden sie nicht. Einer derselben aber wandte sich an den König von Ungarn, welcher sich diese Gelegenheit, die Moldau zu erobern, nicht entgehen laßen wollte. Er drang auch mit vierzig tausend Mann in dieselbe ein, und verwüstete sie mit Feuer und Schwerdt. Stephan, ob er gleich von den Pohlen einigen Beistand erhalten hatte, war doch einer solchen Uebermacht nicht gewachsen, und konnte auch seinem Soldaten nicht vollkommen trauen. Hingegen überfiel er den König des Nachts zu Bania, ließ ihm und seinem Heere, zwischen den Flammen und dem Schwerdte gedrängt, keine Zeit sich zu sammeln und zu vertheidigen; sondern nöthigte sie unter beständigem Niederhauen bis Siebenbürgen hin, die Flucht zu ergreiffen. Zehntausend Ungarn sollen dabey umgekommen seyn. Der König bekam drey Wunden, und rettete sich mit den Ueberbleibsalen seines Heeres, nur unter der Leitung eines Walachen, durch ungangbare Wege auf den Gebürgen, weil Stephan die gewöhnlichen Straßen verhauen ließ und besezt hielt. Dieser schickte auch dem Könige von Pohlen Siegszeichen zu, welche er über die Ungarn gewonnen hatte. — So widersprechend diese Nachrichten sind, aus welchen auf beiden Seiten Partheylichkeit hervorleuchtet; so ist es doch nicht unmöglich, sie mit einander zu vereinigen. Matthias erlitt einen sehr beträchtlichen Verlust zu Bania; er behauptete sich nicht lange in der Moldau; aber er ließ ebenfals eine Anzahl Fahnen, die er dem

Woiwoden abgenommen hatte, in der Hauptkirche zu Buda aufhängen: und daß ihm keine so große Niederlage beigebracht worden, daß ihm auch die Moldau würklich eine Zeitlang unterwürfig gewesen sey, scheint sich durch spätere Vorfälle zu bestätigen.

Während dieser Feldzüge des Königs im Jahr 1467. hatten sich die Angelegenheiten Podiebrads schon tief in die gewaltsamsten Ausbrüche versenkt. Nachdem er von dem Papste in den Bann gethan, und seines Reichs verlustig erklärt worden war, verließen ihn die meisten Fürsten, bis auf einige deutsche Reichsstände, die ihn weit höher als den Kaiser schäzten. Seine eigenen Stände und Unterthanen in Böhmen, Mähren, Schlesien und in der Lausiz, empörten sich zum Theil wider ihn; ein Kreuzheer von Deutschen, auch eine Würkung der päpstlichen Aussprüche wider ihn, fiel ihn von einer andern Seite an; er und seine Söhne schlugen sich mit diesen Feinden oft glücklich herum; und Böhmen wurde wieder ein Schauplaß abscheulicher Verwüstungen, wie es in dem kaum vor dreyßig Jahren geendigten Hußitenkriege ausgestanden hatte. Daß der Kaiser insonderheit, dem er ehemals einen wichtigen Dienst geleistet hatte, und der sein Bundsgenoße war, daran arbeitete, einen Kreuzzug gegen ihn in Deutschland zu Stande zu bringen, verdroß ihn über alles. Um ihm seine Verachtung zu zeigen, und ihn auch dafür zu züchtigen, kündigte ihm Podiebrad in einem Fehdebriefe alle Freundschaft auf; gleich darnach ließ er seinen Sohn Victorinus mit einem Hauffen Reiterey in Oesterreich einbrechen, wo er alles ohne Schonung verheerte. In dieser Noth bewarb sich der Kaiser vergebens um Hülfe bey den deutschen Reichsständen. Desto gewißer versprach er sich dieselbe von dem Könige Matthias, indem er ihm

ihm jede Art von Unterstüzung zur Erlangung des Königreichs Böhmen anbot.

Beinahe wäre Matthias aus der Verlegenheit, in welche ihn solche Anträge sezen mußten, durch die Dazwischenkunft eines andern Fürsten gerißen worden. Der Papst, der auf seinen thätigen Beistand wider den König von Böhmen nicht gewiß rechnen mochte, hatte unter gleichem Versprechen der Böhmischen Krone, den König Casimir von Pohlen dazu aufgemuntert. Sie ward ihm auf päpstlichen Befehl, von den Böhmischen Ständen selbst angetragen, und der Papst gieng so weit, daß er auf eine gebieterisch drohende Art ihn zur Annehmung derselben zu nöthigen versuchte. Gleichwohl widerstand Casimir allen diesen Reizungen; er wünschte vielmehr, den Papst wieder zu Podiebrads Freunde zu machen. Dieses Beispiel, es mochte nun aus Klugheit oder aus Edelmuth entspringen, hätte auf niemanden stärker würken sollen, als auf den König Matthias. Auch konnte ihn die bevorstehende Fortsezung des Türkenkriegs allein, der vielleicht nur auf eine kurze Zeit durch die Feldzüge des Sultans in andern Welttheilen unterbrochen wurde, von einem Angriffe auf seinen Nachbar und Freund zurückhalten. Aber ein so feuriger Krieger glaubte beide Kriege abwechselnd mit einander verbinden zu können: und der Papst forderte ihn auch zu beiden auf. Bonfinius, der ihn sehr wohl kannte, häufft zwar alle ersinnliche Bewegungsgründe zusammen, die er zu dem Böhmischen Kriege gefunden haben sollte. Darunter steht das vielfache und langjährige Ungemach, das die Böhmischen und Mährischen Räuber Ungarn zugefügt hatten, und wobey sie in Böhmen und Mähren stets einen sichern Zufluchtsort offen hatten; die angebo[illegible]ne Ruhmbegierde des Königs, die ihm große

Gefahr-

Gefahrvolle Unternehmungen eingab; der Eifer für die wahre Religion; das Anſehen des Papſtes und des Kaiſers; endlich eine Anzahl Beſchwerden gegen Böhmiſche und Mähriſche Herren. Allein das heißt in der That, Gründe zuſammenraffen, und mit Geräuſche zählen, an Statt ſie abzuwägen. Der einzige hat einen kleinen Schein von Wichtigkeit, welcher die unter vorgeblichem Schutze des Königs von Böhmen durch ſeine Unterthanen dem Ungriſchen Reiche zugefügten Drangſale in ſich faßt. Sobald man ſich aber erinnert, wie wenig es ſelbſt die mächtigern Fürſten dieſer Zeit in ihrer Gewalt hatten, den Befehdungen ihres Adels, ſogar in ihrem eigenen Lande, ein Ziel zu ſezen, und wie aufrichtig übrigens Podiebrad ſeinem Schwiegerſohne, der jene Einfälle ſonſt nie auf deſſen Rechnung geſezt, auch ſich mit ihm darüber verglichen hatte, ergeben war: ſo wird man auch dieſen Grund unter die zu leichten werfen.

Matthias, den ſeine Neigung zu dieſem Kriege hintrieb, wollte ihn doch zu ſeiner Rechtfertigung, und um ihn nicht mit ſeinen Kräften allein führen zu müſſen, auch durch die Stände des Reichs beſtätigt wißen. Er verſammlete ſie im Jahr 1468. zu Erlau, und ſah anfänglich, daß die meiſten einer andern Meinung zugethan wären. Sie behaupteten, Ungarn habe an dem unaufhörlichen Kriege mit den Türken genug; es ſey durch denſelben ſchon zu ſehr an Mannſchaft und Gelde erſchöpft worden, als daß es noch einen übernehmen ſollte. Andere hingegen bedienten ſich jener blendenden Gründe, die man allemal in Bereitſchaft hat, wenn man ſchlechterdings zu einem Kriege entſchloßen iſt. Sie ſagten, für die Ungarn ſey die Muße ſchädlich, weil ſie während derſelben ſich durch innerliche Händel und Partheien zerfleiſchten; ihre ſtarken

Körper

Körper und ihre Fähigkeit alle Beschwerlichkeiten zu ertragen zeigten, daß sie zum Kriege gebohren wären; alle Europäische Fürsten bewunderten sie auch wegen ihrer Kriegsthaten; und unter einem so glücklichen, weisen und tapfern Anführer, als der König sey, könne alles von ihnen erwartet werden. Noch sezten sie hinzu, daß beide Kriege auf sehr heiligen und gottseeligen Ursachen beruhten; die in Böhmen und Mähren ausgebreitete Kezerey sey eine der allerschändlichsten, und drohe bereits auch Ungarn anzustecken.

Hierauf ließ der König zuerst die Schreiben des Papstes und des Kaisers vorlesen, worinne sie ihn nebst dem Anerbieten ihres Beistandes, ersuchten, die Christenheit eben sowohl von der Pest der Ketzerey, als bisher von den Türken zu befreyen. Er hielt sodann eine lange Rede, in deren Eingange er gestand, daß niemand weniger als er in einen Krieg wider den Podiebrad, dem er so viel schuldig sey, willigen sollte. Allein, fuhr er fort, derjenige der eine öffentliche Person vorstellt, muß mehr auf das öffentliche Beste, als auf sein eigenes sehen. So muß ich also auch jezt die Meinigen vergeßen, wie der Erlöser sagt. Ja dieser Krieg ist so nothwendig, daß wir ihn auch ohne Verlangen des Papstes und des Kaisers führen müßten. Die Gefahr ist bey demselben weit größer, als bey dem Kriege mit den Türken. Denn diese begehren nur Gehorsam und Steuern; sie zwingen niemanden zu ihrer Religion. Die Böhmische Kezerey aber, die schon mehrere benachbarte Länder angesteckt hat, bedroht auch uns: und wie weit überwiegt nicht der Untergang der Seele den Verlust des Körpers? der Böhme verlangt nichts anders, als immer mehrere mit seiner Ketzerey zu beflecken; er wendet alle Lockungen der Höflichkeit und selbst der Wollüste dazu an; hebt

Gerech-

Gerechtigkeit, Religion und Gottesdienst gänzlich auf: und unter den vielen Partheien, in welche sich seine Kezerey zertheilt hat, giebt es eine, welche die gröbste Unzucht mit gottesdienstlichen Handlungen verbindet. Nachdem der König diese schwarze Abschilderung der Hussiten, die aber bloß aus den Vorstellungen ihrer Feinde und Verfolger gezogen war, vollendet, und beredt gezeigt hatte, wie viel Verdienst und Ruhm es für die Ungarn seyn werde, solche Kezer zu unterdrücken: so hielt er ihnen noch einen andern, gleichsam Nationalbewegungsgrund vor. „Vielleicht, sagte er, „wünscht sich jemand Ruhe? Was vor eine Ruhe „kann aber ein Ungar haben, als eine träge, unange„nehme Muße? Ueberlegt nur, welches eure Künste „und Beschäftigungen sind. Ganz Ungarn ist in drey „Gattungen von Menschen abgetheilt. Die eine, „welche Gott geweiht ist, hat sich der Religion ergeben; „die andere dem Kriegswesen, die dritte dem Acker„bau. Ihr bekümmert euch nicht um die Bearbei„tung verschiedener Wissenschaften, um mancherley „Künste und Handelschaft; die allermeisten von euch „tragen Waffen; und wenn ihr also nicht Kriegsdien„ste thut, so könnt ihr nicht auf eine würdige Art leben. „Seyd ihr zu Hause, so verfällt ihr, unfähig den „Mangel zu ertragen, sogleich auf Gewaltthätigkeiten, „Aufruhr und Räubereyen. Glaubt es mir nur, eine „solche Muße ist für euch fürchterlich; die Natur hat „euch zum Kriegführen gebohren; ich bitte euch also, „versinkt nicht in schimpfliche Faulheit, und rettet das „mit so vielem Blute von euren Vorfahren erworbene „Reich von den Türken und Böhmen!“ Er führte diese Gedanken noch viel weiter aus; besonders erinnerte er die anwesende Prälaten, daß die Kirche, der Erlöser selbst, der Statthalter deßelben, die Cardinäle, der Kaiser, ja das Heil der Seelen, eben dieses von ihnen erwar-

ten. Ob ihn gleich, fuhr er fort, die neulich empfangene Wunde nicht schlafen laße, ihm sogar das Eßen beschwerlich mache; so habe er doch immer einen schwerern Küraß angelegt, und den Schmerz verachtet, weil ihm das Beste des Reichs mehr Vergnügen erwecke. Er vergaß weiter nicht, die Stände zur Rache wegen so vieler von den Böhmen gegen sie verübten Feindseeligkeiten anzufeuern. Zwar gab er zu, daß die Böhmen kriegerisch und greß wären, daß sie sich, den Todt verachtend, in Gefahren stürzten; allein er bemerkte auch, daß sie bey ihrer vorzüglichen körperlichen Schönheit auf Puß und alle Arten von Vergnügungen sehr viel hielten, nur im ersten Anfall viel ausführen, aber den Schweiß und Schmuß des Lagers nicht ausdauern könnten; daß sie lieber stürben, oder die Flucht nähmen, als das Schmücken ihrer Haare verabsäumten. Ohnedieß würde man nicht mit allen Böhmen, sondern nur mit den ketzerischen, zu fechten haben, wider welche die gerechte Sache Vertrauen gäbe. So viele Gebete, welche für diesen Krieg angestellt werden würden, der Beistand des Papstes und des Kaisers, versprächen den glücklichsten Fortgang. Erst vor zwey Tagen habe ihm der Papst die Apostolische Vollmach: mit dem Befehlshaberstab und Degen übersandt, wodurch er ihn, er möchte wollen oder nicht, nach dem Schluß der Cardinäle, und mit Einwilligung des Kaisers, zum Feldherrn der Christenheit wider die kezerischen Böhmen und wider die Türken ernannt habe. Die leztern wären jezt in einem andern Welttheile beschäftigt; mithin würden die Ungarn bloß mit den Ketzern zu kriegen haben, um sie zu einer heilsamen Besserung zurück zu führen. Nach andern solchen Aufmunterungen, ihm in einem so heiligen Kriege zur Erwerbung des verdienstlichsten Ruhms zu folgen, beschloß der König mit einem Gebete an den

Erlöser,

Erlöser, daß er die Waffen der Nation zur Erreichung so großer Absichten seegnen möchte.

Um die Ungrischen Stände bloß zu erhizen, und gleichsam in einen kriegerischen Taumel zu versezen, konnte keine Anrede geschickter seyn, als diese. Aber weise und ruhige Ueberlegungen beförderte sie so wenig, als Matthias sie selbst nicht angestellt haben mochte. Das Sonderbarste darinne war dieses, daß ein Fürst, der die Wißenschaften liebte und kannte; der es seinen Ständen ins Gesicht sagte, außer der Geistlichkeit würden dieselben von der übrigen Nation fast gar nicht geachtet; der auch überdies es wußte, wie viele andere Verbeßerungen bey derselben nöthig wären, ihr doch zugleich versicherte, sie wäre von der Natur zum Kriege bestimmt; oder, welches einerley ist, alle andere Gaben derselben könnten ungebraucht verwildern, wenn sie nur immer Muth und Tapferkeit in vollem Maaße zeigte. Genug, dieser Krieg wurde nunmehr von den Ständen einmüthig beschloßen. Sie wurden in dieser Gesinnung durch die Ankunft türkischer Gesandten bestärkt, welche um einen Stillstand anhielten. Man ließ diese vor den König und die Reichsstände kommen, und empfieng sie sehr wohl; aber Matthias veranstaltete es, daß allemal auch sein Gefangener, der ehemalige Fürst der Walachey, Dracula, gegenwärtig war, von dem die Türken so viel gelitten hatten, damit sie durch deßen Anblick noch geneigter zum Frieden werden möchten. Auf ihren Antrag selbst gab der König die Antwort, einen Stillstand könne er ihnen zwar nicht bewilligen, weil dieses nach den Reichsgesezen keinem Könige von Ungarn erlaubt sey, wenn er nicht die Krone dadurch verlieren wollte. Doch werde er ohne wörtliche Verabredung in der That einen Stillstand mit ihnen beobachten, vorausgesezt, daß sie

sich friedlich gegen Ungarn verhielten. Es ist glaublich, daß er ihnen durch das, was er von der Ungrischen Verfaßung meldete, nur furchtbarer zu werden versucht habe: denn man kann aus ältern Begebenheiten darthun, daß nicht Gesetze, sondern das Verbot der Päpste, einen Vergleich zwischen den Ungarn und Türken gehindert habe.

Von Erlau gieng Matthias nach Buda, fieng sogleich an, Soldaten zu werben, ließ dem Könige Podiebrad die Kriegserklärung durch einen Herold thun, zog mit den fertigen Kriegsvölkern nach Preßburg, und befohl sowohl den geistlichen als weltlichen Ständen, mit ihren Soldaten daselbst zu erscheinen. Hier ließ er auch, auf Antrieb des päpstlichen Gesandten, der sich bey ihm eingefunden hatte, die Bulle des Papstes bekannt machen, wodurch alle Böhmen, Mähren und Schlesier, die sich zu den Ketzern schlagen würden, mit dem Banne belegt wurden. Es waren bereits genug Einwohner dieser Länder von ihrem Könige abgefallen, und der päpstliche Bann trug dazu noch mehr bey; allein die häufigen Besazungen Podiebrads in Schlößern und Städten, erhielten noch sein meistes Gebiet im Gehorsam. Ueberhaupt wollte auch Matthias nicht davor angesehen seyn, daß er gerade zu nach der Böhmischen Krone strebte. Er gab sich, um bey den übrigen Fürsten nicht verhaßt zu werden, nur vor einen Beschüzer der Katholischen Religion in dem Königreiche Böhmen aus. Als er daher im Begriff war, in daßelbe einzurücken, kündigte er in einem Ausschreiben vom 8ten April des Jahrs 1468. den katholischen Böhmen an, daß er auf Befehl des allerheiligsten Herrn, und Ermahnung seines Gesandten, es übernommen habe, sie gegen die Ketzer zu schützen. Er sprach ihnen Vertrauen zu,

weil

weil ihnen selbst menschliche Hülfe zu Theil würde; verlangte aber auch, daß sie die Zeit des Heils nicht versäumen; sondern ihm, der mehr ihre, als seine Sache hierinne führte, nach ihrem ganzen Vermögen beistehen möchten. Eben diesen Religionsvorwand gebrauchte Matthias auch in einer andern Urkunde, die er zur Nachricht für die Europäischen Fürsten ausfertigen ließ. Er habe gemerkt, sagte er darinne, daß die Rechtgläubigen im Böhmischen Reiche von den einheimischen Ketzern sehr gedrückt würden; ja daß der gottlose Irrthum täglich mehr gegen Gott und seine heilige Kirche überhand nehme. Da ihn nun die gedachten Rechtgläubigen sehr oft, insonderheit durch den Bischof von Olmütz, um Hülfe gebeten hätten, auch unser allerheiligster Herr, dem ein christlicher Fürst in allem gehorchen müße, ihn dazu angetrieben habe: so habe er, ohngeachtet sehr vieler und großer Schwierigkeiten, weil sich niemand an dieses bedenkliche Unternehmen wagen wollte, sich demselben unterzogen; denn er halte es vor einen nicht minder gottseeligen Krieg, als den mit den Türken, erwarte daher auch gewiß dabey den Beistand des Höchsten. Nicht Ehrgeiz, noch einige zeitliche Vortheile reizten ihn dazu; sondern Mitleiden gegen die mit Unrecht Bedrückten, Ehrerbietung für den Apostolischen Stuhl, und Eifer für den wahren Glauben; so wie er auch in dieser Welt keinen andern Lohn dafür hoffe, als den Frieden, der immer aus den Kriegen erwachse, und die Dankbarkeit derer, welchen er diese Wohlthat erweise.

Versicherungen von einer so feyerlichen Art sollte man, wie es scheint, vollkommen trauen können. Es ist auch allerdings glaublich, daß Matthias, gleich so vielen andern seiner Zeitgenoßen, von der Rechtmäßigkeit und Heiligkeit eines Kriegs, der auf Befehl

des Papstes zur Zerstörung ketzerischer Partheien unternommen wurde, durchaus überzeugt gewesen sey; er konnte also alles dieses, was man gelesen hat, ohne eigentliche Falschheit der Welt vorsagen. Allein was so oft Menschen begegnet, deren Gottseeligkeit auf abergläubischen Stützen herumwankt, wovor sogar Christen von einer reinern Frömmigkeit nicht immer sicher sind, daß sie, indem sie bloß im Dienste Gottes zu stehen meinen, von Nebenabsichten und gefälligen weltlichen Aussichten beschlichen werden; das war auch ohne Zweifel das Schicksal des Königs Matthias. Er hatte sich zum Beschützer der wahren Religion geweiht; wollte aber doch auch diejenigen Vortheile mitnehmen, welche ihm auf diesem Wege aufstoßen würden. Solchergestalt braucht man ihm nicht vorzuwerfen, daß er bloß gesucht habe, andere durch den ehrwürdigen Nahmen der Religion zu täuschen. Allein dieser Krieg wurde dadurch um nichts gerechter; der König blieb auch nicht einmal bey dieser Hauptursache, deren Wichtigkeit er mit so vielem Gepränge zur Schau auslegte. In dem Befehdungsschreiben, welches er Podiebrads Prinzen Victorinus, als Befehlshaber von Mähren, wo er zuerst als Feind einzurücken gedachte, zuschickte, berief er sich auf ganz andere Bewegungsgründe, und gab diesen zum Theil eine schiefe Wendung: zu einem Beweise, daß er den Krieg durchaus haben und rechtfertigen wollte. Er warf demselben vor, daß er keinen Frieden mit seinen Nachbarn zu halten wiße; sondern nach der Art seines Vaters und seiner Landsleute immer neue Gelegenheit zu Feindseeligkeiten suche; daß die vieljährigen von Böhmen und Mähren aus in Ungarn verübten Räubereyen, durch ihn begünstigt worden wären, und daß er insonderheit vor kurzem die Erbländer des Kaisers mit aller Wuth verheert habe. Da nun sowohl der Prinz als

sein

ſein Vater wiſſen müßten, daß das Bündniß zwiſchen dem Könige und Kaiſer älter ſey, als dasjenige, welches er mit Podiebraden geſchloßen habe; — ein Vorgeben, das offenbar mit der Geſchichte ſtreitet, aber, wie man es in einer Kriegserklärung braucht, ſich wohl noch ſcheinbar drehen ließ; — ſo ſehe ſich Matthias genöthigt, zur Vertheidigung ſeines Freundes und Bundsgenoßen, faſt gezwungen die Waffen zu ergreiffen, wozu er ſchon längſt berechtigt geweſen wäre; jezt aber ſey ohnedem der Böhmiſche Prinz der eigentliche Angreiffer. Zulezt, nachdem alles dieſes ſehr wortreich vorgeſtellt worden iſt, wird noch kurz genug der Verbindlichkeit des Königs gedacht, als ein katholiſcher Fürſt die Böhmiſchen Rechtgläubigen wider die gottloſen Verfolgungen ihres Königs zu ſchüzen.

Victorin widerlegte in ſeinem Antwortſchreiben an den König, die von demſelben vorgebrachten Gründe, und ermahnte ihn, daß er vielmehr den alten Bündnißen und der nahen Verwandſchaft mit ſeinem Hauſe gemäß, die zwiſchen ihnen entſtandene Streitigkeiten auf eine billige Art und durch Schiedsrichter entſcheiden laßen, erſt alsdann den Krieg verziehen möchte, wenn man ſich nicht über einen Vergleich vereinigen könnte. Er benachrichtigte auch ſeinen Vater eiligſt von den feindlichen Abſichten des Königs, und Podiebrad gab ſich ebenfals durch ſeinen Geſandten Mühe, ihn umzuſtimmen. Doch Matthias war unbeweglich; er drang bey dem Kaiſer und dem Papſte auf die verſprochene Hülfe, und rückte mit ſeinem Heere in Oeſterreich, nahe an die Mähriſchen Gränzen, ein. Hier, bey dem Städtchen Laab, bekam er eine kleine Verſtärkung von kaiſerlichen Soldaten und Geſchüze; er erwartete auch die ihm von dem Papſte verſproche-

am Kreuzfluß. Von der Mähriſchen Seite kam ihm Podiebrad mit ſeinem Heere, in Gemeinſchaft ſeines Sohns, entgegen, und nur der Fluß Taya trennte die beiden Fürſten von einander. Ihre Kriegsmacht war von gleicher Stärke; nur daß die Ungarn mehr Reuter, die Böhmen hingegen mehr Fußvolk und eine ſchöne empfehlende Bewaffnung hatten. Obgleich Podiebrad den Rath eines ſeiner erfahrnen alten Kriegsleute hörte; ſo hatte ſich doch auch der junge und muthvolle Matthias [illegible] mit ſeinen Leuten [illegible]; es war noch nicht zu Stande gekommen, daß [illegible] ſchon nicht mehr kennen. Beide mehr [illegible] ſich beide Fürſten, [illegible] in die entſcheidende Lage [illegible], [illegible] Ausgang für jeden von ihnen [illegible]. Ihre Heere fanden ſich einander einen Tumor lang im Gefechte, ohne mehr als kurze Strecken zu weichen, welche augenblicklich den Ungarn günſtig waren.

Bald und nach regte ſich das Andenken der alten Freundſchaft und Verwandtſchaft in dem Herzen beider Könige lebhafter. Sie ſahen und prüften einander oft an Ehre des Tages; die Fahnen ſie wieder an, die rüſtigen Reuter und Fußvolk gegen einander zu gebrauchen: die Kriegsluſt verminderte ſich, und Neigung zur Versöhnung war an ihre Seele. Jener nannte den Ungriſchen König an die Gebote ſeines Standes, und ſich den Seinen verhaßt, der er darum geworden ſeyn, daß er ſeine Gedanken auf die Ehrfurcht. Dieſe machte einander auf ihren Gemüthern Empfindung der ſinnlichen Pflicht, und Freundſchaft gegen die wahre Religion, wurden die nächſten Bewegungsgründe. Denn Podiebrad, der nach den Ungriſchen Geſchichtſchreibern, von der ſinnlichen Seite bewundert wurde, und vorgeben auf eine Herzogsehre [illegible],

lauerte, um sich mit Vortheil aus dieser Stellung zu ziehen, wußte durch sanftes Zureden, Schmeicheln und Bitten, worunter er auch Verweise und standhafte Erklärungen mischte, das Herz seines Schwiegersohns einigermaaßen zu feßeln. Der päpstliche Gesandte verließ diesen beinahe nicht, um ihn von allem Vergleiche abzuhalten; dagegen arbeiteten die Großen auf beiden Seiten desto eifriger daran. Endlich kamen auch beide Fürsten über folgende Bedingungen eines Stillstandes überein. Die Böhmen sollten die Hussitische Parthey gänzlich aufheben, sich völlig zur alten Religion und zum Gehorsam des Papstes wenden; den Römischkatholischen sollte alles Entrißene wieder gegeben werden. Den Kaiser sollten die Böhmen nicht ohne Vorwißen des Matthias bekriegen, noch räuberische Einfälle in Oesterreich thun. Aller den Ungarn zugefügte Schaden sollte ersezt werden; auch sollte Podiebrad die Kriegskosten bezahlen. Mit diesen Vorschlägen wurde ein Gesandter nach Rom geschickt, der die päpstliche Bestätigung derselben auswürken sollte.

Es schien also der Friede zwischen dem Könige Matthias und seinem Schwiegervater gänzlich wieder hergestellt zu seyn. Allein da der lezlere die erforderlichen Geiseln nicht zeitig genug ins Ungrische Lager schickte, nahm Matthias dieses zum Vorwande, daß derselbe, unter dem Blendwerke eines Stillstandes, bloß die Absicht habe, die Städte, welche die Ungarn besezt hielten, wieder in seine Gewalt zu bekommen, und sich also die Ueberlegenheit zu verschaffen. Ueberdieß fiel man von seiner Seite nunmehr auch darauf, daß man erst das Gutachten des Kaisers, als Ungrischen Bundsgenoßen, abwarten müße, ehe man einen gültigen Stillstand eingehen könne. Kurz, man wollte

„garn aber darfſt du nicht anders trauen, als wenn er „das dritte Auge an der Stirne hat.“ Georg merkte nunmehr, wie ſehr man ihn getäuſcht habe; er ließ aus einem aufſteigenden Argwohn den Geldkaſten öffnen, und befand darinne bloß eine obere Schicht von Dukaten, in dem übrigen ganzen Raum aber nichts als Sand. Eine Entdeckung, die ihm durch heftigen Zorn eine ſtarke Krankheit zuzog.

Sieht man nur auf die Ehre des Königs Matthias: ſo möchte man wohl verſuchen, dieſe Nachrichten der Falſchheit oder wenigſtens des Uebertreibens zu beſchuldigen. Neuere Ungriſche Geſchichtſchreiber haben auch mit einiger Wahrſcheinlichkeit dagegen erinnert, daß Matthias in ſeinen Briefen, weit entfernt, eines ſolchen Unfalls und darauf erfolgten Vertrags zu gedenken, vielmehr ſeinem Schwiegervater den Vorwurf mache, er habe ſtets eine Schlacht mit ihm vermieden, und ſich zurückgezogen. Sie vermuthen daher, Matthias möchte zwar wohl, weil er die Böhmiſchen Bewegungen nicht kannte, in einer Unterredung geſagt haben: ſich jedoch aus dem Treffen, da eine Schlacht zu viel Menſchen gekoſtet haben würde, nicht durch einen herzhaften Vergleich, ſondern dadurch gezogen haben, daß er den König von Böhmen durch Friedensunterhandlungen täuſche, und in dieſem Zuſtande, zu wenig vom Feinde beobachtet, ſich mit ſeinem Heere entferne. Allein es ſcheint wahrlich, daß die Erzählung der Böhmiſchen Geſchichtſchreiber in ihren Hauptumſtänden nur zu gegründet ſey. Schon das iſt einer Widerlegung derſelben nicht günſtig, daß die Ungriſchen Geſchichtſchreiber der damaligen Zeit ſie ganz und gar verſchweigen. Der Ruhm des Königs iſt ſonſtwo hoch getrieben, und hätte ſie für ihn nicht ſchimpflich geſchienen, wenn ſeinen tapfern

Feinde

Schritt nur durch eine gegen Feinde erlaubte List verbeßert hatte. Noch weniger würde in diesem Falle Podiebrad ein Jahr darauf an die Ungrischen Groſsen haben schreiben können, daß er ihren König, der auf allen Seiten eingeschloßen gewesen sey, aus seinen Händen habe entrinnen laßen, nachdem ihm derselbe die größte Versprechungen gethan hätte; daß er aber gar nichts von diesen gehalten hätte. Endlich blickt auch durch das ganze übrige Betragen des Matthias gegen den Böhmischen König so viel Leichtsinn und Zweydeutigkeit hervor, daß man an diesem Orte desto weniger eine Veranlaßung findet, ihn zu entschuldigen.

Er mußte jezt von seinem gereizten Schwiegervater, deßen zahlreiches Heer auch durch Hülfsvölker verstärkt worden war, und der ihm nach Mähren folgte, den hizigsten Angriff erwarten. Daher bewarb er sich von neuem um den Beistand, den man ihn aus Deutschland hatte erwarten laßen. Da aber einer von den Böhmischen Großen, von dem päpstlichen Gesandten angetrieben die Ungrische Parthey, und gegen seinen König die Waffen ergriff, sah sich dieser genöthigt, wider ihn nach Böhmen zu ziehen. Dadurch erlangte Matthias Zeit, um sich beinahe ganz Mähren zu unterwerfen; nur die Stadt Hradisch und das Schloß Spielberg ausgenommen. Bey dem Angriffe auf jene Stadt wurde er sogar von dem jüngern Sohne des Böhmischen Königs, Heinrich, mit beträchtlichem Verluste zurück geschlagen; wenn anders diese Begebenheit nicht ins folgende Jahr gehört. Genug, er verlegte sein Heer schon gegen den Anfang des Herbstes im Jahr 1468. in die Winterruhe, und hielt darauf zu Preßburg einen Reichstag, auf welchem ihm eine außerordentliche Kriegssteuer bewilligt wurde. Zugleich gab er den Ständen

eine

eine schriftliche Versicherung, daß weder er noch seine Nachfolger eine solche Forderung zu einer Gesezmäßigen Gewohnheit machen wollten.

Allein er, der so billig und gefällig gegen die Vorrechte des ansehnlichern Theils seiner Nation war, verfuhr dennoch zu gleicher Zeit sehr gewaltthätig mit Männern von Würde und Rechtschaffenheit, wenn sie ihn kaum aus Uebereilung beleidigt, oder vielmehr sich vor seinen Leidenschaften in Sicherheit gesezt hatten. Damals war sein Rath, Nicolaus Bánffy, Graf oder Befehlshaber von Preßburg. Dieser hatte eine eben so schöne als tugendhafte Gemahlinn, eine gebohrne Schlesierinn. Der König verliebte sich in dieselbe: und Bánffy befand daher vor gut, als er von deßen bevorstehender Ankunft hörte, dem Benedikt Csenes házy, den er zum Unterbefehlshaber des Preßburger Schloßes bestellt hatte, aufzutragen, daß er seine Gemahlinn, welche damit wohl zufrieden war, auf seine Güter führen möchte. Cseneházy widerrieth ihm solches: der König, sagte er, würde, wenn er die Ursache merkte, darüber sehr unwillig werden; so viel Neigung er auch zum Frauenzimmer hätte, so wenig bediene er sich doch dabey gewaltsamer Mittel: und dieser treue Diener versprach selbst durch wachsame Klugheit die Gemahlinn seines Herrn zu beschüzen. Doch dieser beharrte auf seinem Vorsaze, und schickte sie heimlich weg. Nunmehr langte Matthias zu Preßburg an, wo ihn Bánffy prächtig bewirthete. Sobald er aber erfuhr, daß dieser seine Gemahlinn, aus Furcht vor ihm, weggeschaft hatte, gerieth er in den äußersten Zorn, warf ihm vor, daß er seinen König zum Nachsteller und Feinde der Keuschheit machte, und befohl dem Cseneházy, ihm Feßeln anlegen zu laßen. Der arme Befehlshaber wußte anfänglich vor Angst nicht, wozu

er

er sich entschließen sollte; als der König seinen Befehl ernstlicher widerholte, antwortete er kein Wort darauf; knieete öfters vor ihm nieder, gieng mehrmals hinaus, und kam immer wieder. Der König glaubte, Cseh veházy wolle einen Gerichtsdiener holen; dieser aber versammlete vielmehr die von ihm geworbene Besazung des Schloßes; zahlte ihr ihren Sold aus, und ließ sich von ihr eidlich versprechen, ihm zu folgen; sie möchte nur so lange warten, bis ihm der König, wie er vorgab, seine Verhaltungsbefehle ertheilt hätte. Hierauf gieng er, mit den Schlüßeln des Schloßes in der Hand, zum Könige, und redete ihn also an: „Hier, „o König! sind die Schlüßel des Schloßes, welche „mir Nicolaus unter der Bedingung anvertrauet „hat, daß ich solche, wenn er in Leibes und Lebens„gefahr käme, oder plözlich aus der Welt gienge, Dir „treulich überliefern sollte. Da er nun ein Gefange„ner ist, und ich es vor unerlaubt halte, an ihn, als „meinen Herrn, Hand anzulegen: so nimm hier die „Schlüßel hin, und lebe wohl!“ Nach diesen Worten zog Cseneházy mit der ganzen Besazung, unter den Augen des Königs, zum Schloße hinaus. Zwar lobte dieser seine Treue, und brachte es durch vieles Zureden dahin, daß er blieb; aber er scheint doch nicht den ganzen Werth seiner edlen Handlungsart empfunden zu haben. Denn er würde sonst zum Mitleiden gegen den Bánffy gerührt worden seyn, der nur aus Liebe zu seiner Gemahlinn gefehlt hatte. An Statt deßen ließ ihn der König, als er abreiste, mit einer Kette an ein Stück Geschüz, das er mitnahm, gefeßelt nachfolgen. Cseneházy, der ihn auch begleiten mußte, nahm sich die Freyheit, ihm vorzustellen, daß es von Alters her üblich gewesen sey, Verbrecher nicht zu Fuß zu ihrer Strafe fortzuschleppen; sondern auf einem Wagen führen zu laßen; ein so würdiger, um ihn wohl

ver-

verdienter Mann, den man keiner Mißethat überwiesen hätte, verdiene wenigstens eben dieses. Dadurch bewürkte er auch so viel, daß Matthias den Gefangenen auf einen Wagen sezen ließ; allein er mußte dennoch ihm überall hin mit Ketten beladen folgen. Die Treue des Cseneházy gegen seinen Herrn ließ es dabey nicht bewenden. Er eilte, da ihm der König erlaubte, sein Gefolge zu verlaßen, zu der Gemahlinn deßelben; brachte ihr nicht allein die angenehmsten Nachrichten von deßen Zustande; sondern sogar in seinem Nahmen geschriebene Briefe, welche eben dieses von Zeit zu Zeit versicherten, bis er seine Freyheit wieder erlangte. Dieses geschah erst nach zwey Jahren; Bánffy kam zu seiner Gemahlinn; sie erstaunte aber darüber, ihn mit einem langen Barte zu sehen. Ihn befremdete es nicht weniger, daß sie von dem Unglücke, welches er ihrentwegen erduldet hatte, gar nichts wußte; endlich erkannten beide, wie viel sie dem Cseneházy schuldig wären, und nahmen ihn unter ihre vertrautesten Freunde auf. Allein Bánffy hatte durch die Rache des Königs zwey seiner Schlößer verloren, die auch seinen Nachkommen nicht zurückgegeben wurden. Matthias, der bey dieser Begebenheit so hart und unedel verfuhr, bloß weil Unterthanen gegen seine entdeckte Schwäche auf ihrer Hut waren, ward durch die drey verbundenen Freunde sehr verdunkelt.

Vielleicht waren die ihm nicht fremden großmüthigen Gesinnungen durch die Denkungsart, an welcher er sich bisher in dem Kriege mit seinem Schwiegervater gewöhnt hatte, etwas verdrängt worden. Dieser Feldzug, durch welchen der Kaiser von dem Böhmischen Einfall befreyet worden war, machte ihm denselben deſto mehr zum Freunde. Niemand konnte bereitwilliger seyn, den Willen des Papstes zu vollziehen,

als Friedrich; er hatte auch mit Verdruß das übermäßige Ansehen Podiebrads bey den deutschen Reichsständen empfunden. Daher versprach er dem Könige von Ungarn, ihn, sobald er Böhmen erobert haben würde, mit diesem Reiche zu belehnen; und zugleich wies er ihm einige Abgaben in Oesterreich an, damit er den Krieg nachdrücklich fortsezen könnte. Matthias aber bedachte sich nun nicht länger, den Kaiser, wie es die Ungrischen Stände schon ehemals gethan hatten, zu seinem Thronfolger zu ernennen, im Fall daß er ohne männliche Erben sterben sollte.

Um ihrem gemeinschaftlichen Feinde alle vermuthliche Hülfe zu entziehen, ließ Matthias nach dem Wunsche des Kaisers, dem Könige von Pohlen Casimir, nicht nur ein Bündniß, sondern auch Vermählungen antragen, die zwischen den ältesten Prinzeßinnen deßelben, ihm selbst, und dem Erzherzoge Maximilian, Sohne des Kaisers, geschloßen werden sollten. Er ließ ihm zugleich die Hoffnung zeigen, dereinst auf Ungarn und Böhmen ein Recht behaupten zu können, wenn seine vorgeschlagenen Schwiegersöhne ohne Kinder aus der Welt giengen. Allein Casimir wollte von dem Vermählungsantrage gar nichts hören. Er glaubte, daß ihm ohnedieß das nächste erbliche Recht an die beiden gedachten Reiche zukomme. Ein Bündniß wollte er eben so wenig eingehen; vielmehr beschwerte er sich darüber, daß Matthias den Fürsten der Moldau, einen Pohlnischen Lehnsmann, völlig als den seinigen behandelt habe, und forderte Genugthuung wegen der Verheerungen, welche die Ungarn in den Zipser Städten, die Pohlen als ein Pfand besaß, angerichtet hätten. Matthias beantwortete beide Vorwürfe in einem Schreiben an die Pohlnischen Großen, welche auch daran Theil genommen hatten. Die Mol-

deutschen Fürsten, sagt er daraus, wären jährlich den Ungrischen Königen unterwürfig gewesen; die man aus den Handlungen der Oberpfälzischen sehen könne, welche diese in jenem Lande vorgenommen hätten. Auch der Beinahe Empörung hätte dieses abkommt; aber durch seine übermächtige Anführung abgehalten, von ihm gänzlich zu weichen. Was die Verschwörungen anbetrifft, über welche sich die Polen beklagten, so könne er eben diese Sprache in Ansehung seiner Unterthanen führen; er sey übrigens gewiß, die beleidigten Personen durch gütliche Unterhandlungen aufrieden zu setzen.

Indem dieser Befehl, einen neuen Bundesgenossen zu bekommen, mißlang, erhielt Matthias, die unangenehme Versicherung, daß er bereits sein: ein Schicksal, das unter verbundenen Fürsten, deren Absichten verschieden waren, immer sehr gemein gewesen ist. Der Kaiser war gegen das Ende des Jahres 1463. Knie eines ohnmächtigen Gemüthes, in der Gestalt eines Wallfahrers oder Pilgrims, nach Rom. Hier suchte er nicht allein den Papst zu bewegen, daß er zur Zerrüttung der Böhmischen Ketzerey mit ihm nach Deutschland kommen möchte; sondern er verlangte auch von ihm Bullen oder päpstliche Urkunden, durch welche seinem Prinzen Maximilian die Ungrische und Böhmische Krone versichert würde. Beides schlug ihm der Papst ab; Matthias aber, der von diesem Begehren Nachricht erhielt, und dem obnedies die von dem Kaiser versprochenen Hülfsgelder nicht ausgezahlt wurden, suchte sich bald an ihm zu rächen; ob er gleich selbst den Bund mit seinem Schwiegervater noch wenige beobachtet hatte. Während der Abwesenheit des Kaisers hatten einige von Oesterreichischen und Steyermärkischen Adel sich gegen ihn empört, und Matthias

eilte

thias unterstützte sie. Doch er und Friedrich wurden in kurzem wieder Freunde, weil sie einerley Feind hatten, oder haben wollten; darauf nöthigte der König selbst die unruhigen Edelleute zum Gehorsam.

Mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit zog Matthias schon im Februar des Jahrs 1469. wieder nach Mähren, wo er die Festung Spielberg, die sich gegen sieben Monathe vertheidigt hatte, zur Uebergabe zwang. Sodann wandte er sich nach Olmütz: denn dahin hatte er die Katholischen Stände von Böhmen und Mähren bestellt. Sie verlangten von ihm, daß er den königlichen Titel von Böhmen annehmen möchte, um seinem Kriege ein desto gerechteres Ansehen zu geben. Allein er trug Bedenken darein zu willigen, weil ihn dieses bey den benachbarten Fürsten verhaßt machen konnte. Er empfand auch wieder Neigung zum Frieden; zumal da er nicht hoffen durfte, daß man ihm aus dem gemeinen Schatze des Landes die Kriegskosten verschaffen dürfte. Schon im vorigen Jahre hatten er und sein Schwiegervater sich bey der Belagerung von Spielberg einander genähert. Zwar schlug Matthias den Zweykampf aus, den ihm Podiebrad damals anbot; er sey, sagte er, kein Bauer, sondern ein Fürst, für den es sich gezieme, auf freyem Felde zu fechten. Allein dafür besprachen sie sich häufig, und speisten miteinander. Bey Tische hatte jeder von ihnen eine Art von Hofnarren um sich, der ihn durch Scherzreden belustigte. Auf einmal fiel es dem gegenwärtigen Statthalter von Böhmen, der eifrig Katholisch, und dem Könige von Ungarn sehr ergeben war, ein, den Vorschlag zu thun, man möchte diese Poßenreißer sich mit einander balgen laßen; welcher von ihnen beiden die Oberhand behalten würde, deßen Glauben (denn der Böhmische war natürlicher

Weiſe ein Hußit,) ſollte der Vorzug zuerkannt werden. Die beiden Fürſten gaben ihre Einwilligung dazu; obgleich der päpſtliche Geſandte, der auch zugegen war, es gar nicht gern ſah. Da der Ungar weit kleiner war, als der Böhme: ſo ſchien ſich der Sieg auf die Seite des leztern zu neigen, bis jener ſeinen Gegner hoch in die Luft hob, um ihn zu Boden zu werfen. Ein Böhme trat dazwiſchen, um ſolches zu verhindern; dieſem gab der Statthalter eine Ohrfeige: und ſogleich griff man auf beiden Seiten zu den Waffen. Die Könige ſtillten endlich das Getümmel, und Podiebrad vergab dem Statthalter ſeine unbeſonnene Handlung, aus Achtung für ſeinen Schwiegerſohn; ohne, wie er hinzufügte, ſie jemals vergeßen zu wollen. Die Zuſammenkunft überhaupt war vergeblich; jezt aber wurde ſie mit mehrerm Glücke erneuert. Podiebrad, der, ſobald Matthias in Mähren einrückte, an die Böhmiſche Gränze gekommen war, wurde von demſelben zu einer Unterredung nach Olmütz eingeladen. Er wählte dafür Sternberg, einen Flecken in der Nachbarſchaft, mit der Bedingung, daß daſelbſt Friedenshandlungen angeſtellt werden ſollten. Dort beſprachen ſich auch beide Könige insgeheim, und ſchloſſen auf ein Jahr lang Friede mit einander. Was ſie damals ausgemacht haben, iſt nicht völlig bekannt. Denn daß Matthias, wie ein neuerer Schriftſteller berichtet, gegen die zugeſicherte Thronfolge in Böhmen, den Schuz der dortigen Hußiten übernommen haben ſollte, kann deswegen gar nicht wahrſcheinlich heißen, weil Podiebrad allein über dieſe Thronfolge nichts zu beſtimmen im Stande war; die Geſinnungen des Matthias aber gegen die Hußiten ſich ſchwerlich ſo geſchwind verändert hatten.

Wenigſtens diente es zum Zeichen einer völligen Ausſöhnung, daß Matthias die beiden königlichen

Prinzen

Prinzen von Böhmen mit sich nach Olmütz nahm. Beym Anblicke derselben, rieth ihm der päpstliche Gesandte, den Krieg dadurch auf einmal zu endigen, indem er sie gefangen zurückbehielte; ihr Vater würde gewiß in alles willigen, um ihnen nur die Freyheit wieder zu verschaffen, da besonders auf dem ältern Victorinus seine ganze Hoffnung beruhte; und der König dürfe auch desto weniger Bedenken tragen, dieses zu thun, weil die Prinzen ihn begleitet hätten, ohne sich vorher ein schriftliches Versprechen der freyen Rückkehr geben zu laßen. Auf diesen schändlichen Antrag ertheilte Matthias folgende Antwort: „Die Söhne des Königs Georg sind mit mir in diese Stadt gekommen, weil sie sich auf mein Wort verließen; denn ich habe auf dem ganzen Wege freundlich mit ihnen über allerhand Dinge geredet. Sie sollen also auch niemals von mir gefangen gehalten; sondern mit allen Ehren entlaßen werden. Denn bey mir ist es einerley, ob ich jemanden durch Gesicht, durch ein Zeichen, oder auf eine andere Art, Hoffnung zur Freundschaft und Sicherheit mache. Wer seinen Feind nur nach einer schriftlich ausgestellten Versicherung, unbeschädigt entläßt, der fürchtet sich nicht vor seiner Versicherung; sondern vor der Beschämung, weil man ihn, wenn er seine Zusage verlezte, sogleich der Verrätherey beschuldigen würde. Wer aber mit aufrichtigem Herzen die Treue beobachtet, es mag nun Schrift, oder Wort, oder ein bloßer Wink dazwischen gekommen seyn, der beträgt sich immer auf einerley Art. Hüte dich, künftig in meinem Reiche solche Ueberredungen zu gebrauchen! denn Beispiele dieser Art habe ich stets verabscheuet.“

Jedermann wird diese Gesinnungen mit Vergnügen aus dem Munde des Königs hören. Allein, wie

man Fürsten so oft zur Unzeit, sogar wegen Handlungen gelobt hat, die Tadel verdienten: so erzählt man auch aus fast gleicher Zeit ein anderes Muster der Großmuth von ihm, das nichts weniger, als diesen Nahmen, führen kann. Ein Ungenannter, den aber Galeotti, sein Zeitgenoße, sehr wohl kannte, erbot sich gegen ihn, den König von Böhmen mit dem Schwerdte umzubringen, wenn ihm Matthias fünftausend Dukaten dafür zahlen wollte. Dieser nahm es sogleich an; er versprach sogar schriftlich dem Meuchelmörder noch mehr, wenn er diesen Streich ausführen würde. Nachdem der Elende eine Zeitlang auf eine Gelegenheit dazu vergebens gelauert hatte, weil Podiebrad mit einer so treuen Leibwache umgeben war, daß es die äußerste Lebensgefahr kostete, ihn anzugreifen: so entschloß er sich, mit Gift einen Versuch gegen denselben zu machen. Er meldete dieses dem Könige Matthias; der es ihm aber schlechterdings verbot. „Wir fechten hier, sagte er, mit Schwerdtern, nicht mit Gifte. Ich müßte die Geschichte vom Fabricius ohne Nutzen gelesen haben, der an den König Pyrrhus, einen sehr heftigen Feind der Römer, schrieb, er möchte sich vor dem Gifte seiner Vertrauten hüten; denn einer von diesen hatte sich angeboten, ihn auf diese Weise umzubringen: und Fabricius sezte hinzu, die Römer pflegten mit Waffen, nicht mit Gifte zu fechten. Wozu läsen wir also Bücher, als daß wir durch vortreffliche Beispiele belehrt, die Tugend nachahmen und das Laster fliehen sollen?“ Darauf warnete Matthias den Böhmischen König, ja nichts zu eßen oder zu trinken, als was seine Getreuen gekostet hätten, weil er sonst Gefahr liefe, vergiftet zu werden. — Das nennt Galeotti, und andere nennen es nach ihm, eine sehr rühmliche That; und sie war es doch nur, wenn keine andern meuchelmörderischen

schen Absichten des Königs auf seinen Feind vorhergiengen. Man sollte wohl aus seinem Betragen schliessen, daß es einen gar mächtigen Unterschied zwischen solchen Nachstellungen gegen das Leben eines Feindes gebe, die mit dem Schwerdte in der Hand angestellt werden, und zwischen andern, die durch Gift würksam werden. Vermuthlich fühlte der Krieger, der nur offen und bewaffnet zu schaden gewohnt war, erst bey dem zweyten Antrage der Vergiftung, das Niederträchtige von beiden.

Selbst in Ansehung des Friedens aber, den er eben mit dem Könige Podiebrad geschloßen hatte, erhielt er sich nicht lange bey den schönen Grundsäzen von unverbrüchlicher Treue, die er dem Gesandten des Papstes empfol. Hier kömmt ihm freylich einige Entschuldigung zu statten. Er hatte jenen Frieden kaum in seinem Reiche bekannt gemacht, als sich die sämmtlichen Ungrischen Stände, und vor allen andern der päpstliche Gesandte, dawider erklärten. Sie behaupteten, was er allerdings voraussehen konnte, und was aus seiner eigenen Denkungsart floß, daß er ohne Genehmigung des Papstes keinen Frieden mit einem Ketzer habe eingehen können; daß derselbe also gleich wieder aufgehoben werden müße, wenn er anders vor einen Katholischen gehalten seyn wollte. Erfolgte dieses nicht: so drohte ihm der erstgedachte Gesandte, daß er, wenn gleich ungern, sich des Kirchenbannes wider ihn bedienen müße. Man stellte dem Könige noch außerdem vor, daß der Kaiser, ohne deßen Vorwißen dieser Friede getroffen worden, und den Podiebrad durch seinen neulichen Einfall in Oesterreich so sehr erbittert habe, sich desto mehr dadurch beleidigt halten werde; daß er, als Bundsgenoße deßelben, verpflichtet sey, den Krieg mit dem Bundbrüchigen

Podiebrad fortzuführen, zumal da derselbe bey den zu erwartenden Hülfsvölkern des Papstes, des Kaisers und der deutschen Fürsten, immer glücklicher laufen würde; auch würden die Böhmen und Mähren sich gänzlich zu ihm schlagen, wenn er, wie sie schon ehemals gebeten hätten, sich zum Könige von Böhmen weihen ließe.

Durch alle diese Gründe fortgerißen, hob Matthias den kaum gestifteten Frieden wieder auf, und wurde am dritten May des Jahrs 1469. von den zu Olmütz versammleten Ständen zum Könige von Böhmen gewählt. Daselbst leistete er ihnen auch das eidliche Versprechen, sie bey ihren Rechten und Freyheiten zu schützen. Kurz darauf, (so erzählen es mehrere Geschichtschreiber von jenen Zeiten an,) wurde er zu Brünn gekrönt: und da man die gewöhnliche Böhmische Königskrone nicht hatte, so nahm man einer sehr verehrten Bildsäule der Jungfrau Maria in einer dortigen Kirche, Krone und Scepter zu diesem Gebrauche ab. Allein man hat neuerlich gegen diese Nachricht so erhebliche Zweifel aufgeworfen, daß man nur von der Wahl, nicht aber von der Krönung, mit Gewißheit reden kann. Sodann gieng Matthias nach Schlesien, wo ihn zwölf Fürsten des Landes (denn nur acht blieben dem Könige Georg getreu,) empfiengen. Er nahm die Huldigung in der Hauptstadt Breslau ein, nachdem er an einem von seinem Hofsternseher bezeichneten glücklichen Tage, seinen Einzug daselbst gehalten hatte. Hierinne folgten endlich auch die Schlesischen Fürsten und Städte, ingleichen die dem Königreiche Böhmen einverleibte Lausitz nach. Hierauf waren die Gesandten des Papstes und Kaisers zugegen, in deren Nahmen sie gleichsam alles genehm hielten. Als aber der Kaiser dem Könige unter

Reise

Reiter zur Hülfe schickte, und Matthias dafür, weil es schlechte Soldaten waren, Geld begehrte, das der Kaiser entweder gar nicht, oder nur sehr sparsam, hergab: so wurde dadurch das gute Vernehmen zwischen beiden Fürsten so sehr gestört, daß es seitdem niemals völlig wieder hergestellt werden konnte.

Auch der Besiz des Böhmischen Reichs, den Matthias erlangt zu haben glaubte, war noch nichts weniger als sicher. Podiebrad, der zu oft und zu geflißentlich von ihm beleidigt worden war, als daß er ihn weiter hätte schonen sollen, hielt im Jahr 1469. mit den ihm ergebenen Ständen zu Prag einen Reichstag, und brachte es dahin, daß sie den Prinzen Wladislav, ältesten Sohn des Königs von Pohlen, zum Böhmischen Thronfolger wählten. Da sich eben Pohlnische Gesandte, welche nach Rom reisen sollten, zu Prag eingefunden hatten: so wurden die Bedingungen dieser Wahl mit ihnen verabredet. Sie konnten zwar nachmals die Bestätigung derselben von dem Papste nicht erlangen; allein die Böhmischen Abgeordneten von der Parthey des Matthias, waren darinne nicht glücklicher. Der Papst, der die Böhmische Krone beiden Königen angeboten hatte, war jezt desto unschlüßiger, für welchen er sich erklären sollte; er versprach also nur, die Wahl durch seine Abgeordnete untersuchen zu laßen. In der Folge that er auch dieses nicht; sondern bemühte sich Casimirn zu überreden, daß er sein Recht auf eine gute Art seinem Mitbewerber abträte.

Einen entscheidendern Ausschlag für den König Matthias schien der Krieg zu geben. Podiebrad hatte seinen Prinzen Victorin eiligst in Mähren einrücken laßen, wo er während daß der König sich in Schlesien befand, nicht geringe Verwüstungen anrich-

tete. Matthias zog geschwind wider ihn, schloß ihn in dem Flecken Weßale ein, und bekam ihn, da er zu entwischen suchte, gefangen. Man rühmte den König, daß er nicht nur dem Prinzen das Leben geschenkt, und ihn, die zwey Jahre seiner Gefangenschaft hindurch, nach seinem Stande behandelt; sondern ihn auch ermahnt habe, mit Verlaßung der Ketzerey, zur wahren Kirche überzugehen. Aber in diesem allem sieht man nichts als entweder gemeine Billigkeit, oder eingebildeten Religionseifer. Uebrigens hatte doch das Schicksal des Prinzen Victorin nicht völlig die Folgen, die man davon hätte erwarten sollen. Denn ob es gleich einige Bestürzung unter die Böhmen verbreitete, und Matthias, weil der Krieg dadurch etwas unterbrochen ward, desto ruhiger ein Bündniß mit den Schlesischen Fürsten schließen konnte, in welchem ausgemacht wurde, daß Oberschlesien ihm und den folgenden katholischen Königen von Böhmen unterworfen seyn sollte; so verlor er doch die Meinung von seiner Ueberlegenheit gar bald wieder. Podiebrads zweyter Prinz Heinrich drang schnell aus der Lausiz und Schlesien in Mähren ein, und eroberte Hradisch. Matthias wollte diese an Ungarn gränzende Stadt, durch welche er die Zufuhr aller Bedürfniße des Kriegs erhielt, eben so plözlich wieder erobern. Da es aber Heinrich erfuhr, fiel er das Ungrische Belagerungsheer, nach gemachtem Umwege, auf einmal an, und nöthigte den König, sich weit zurückzuziehen. Dieser rächte sich zwar gleich darauf für den erlittenen Verlust durch einen Sieg, den er über den Prinzen erfocht; konnte aber wegen des einbrechenden Winters nicht allen Vortheil daraus ziehen; noch den Prinzen hindern, in Schlesien die Oberhand zu behaupten.

Vergebens würde er auch damals die größten Kriegsthaten gegen seine Böhmischen Feinde verrichtet

haben;

haben; die Bewunderung müßte dem Bedauern und Mißvergnügen Platz machen, sobald man weiß, daß er zu gleicher Zeit seine und seines Bundsgenoßen Länder den grausamsten Verwüstungen weit älterer und furchtbarerer Feinde Preiß gegeben hat. Der türkische Sultan nüzte die weite Entfernung des Königs, um durch einen seiner Befehlshaber einen Einfall in Croatien unternehmen zu laßen. Ueberall wo er zog, blieben die abscheulichsten Spuren von Feuer und Schwerdt zurück: und Zagrab selbst, die Hauptstadt dieses Königreichs, würde von ihm überwältigt worden seyn, wenn nicht die dortigen Domherren ihre Händel mit der Stadtobrigkeit sogleich aufgehoben, und gemeinschaftliche Anstalten zur Vertheidigung mit ihnen gemacht hätten. Eben so überschwemmten darauf die Türken Steyermark und andere österreichische Länder bis an die Italiänischen Gränzen hin; endlich kehrten sie mit Beute beladen, und viele tausend Christen in die Leibeigenschaft fortschleppend, zurück. Weder der Kaiser noch die Ungarn hatten auch nur eine mäßige Anzahl Kriegsvölker in Bereitschaft; sonst würde es ihnen leicht gefallen seyn, dem Feinde, der bey einem angeschwollenen kleinen Fluße acht Tage lang verweilen mußte, Raub und Gefangene abzujagen. Alles was Matthias thun konnte, war, daß er in sein Reich zurück eilte; und dennoch wurde er noch eine Zeitlang, wie man eben gesehen hat, durch den Prinzen Heinrich in Mähren aufgehalten.

Als er in Ungarn angelangt war, rief er die Reichsstände im Jahr 1470. nach Buda zusammen, und begehrte von ihnen zur Führung des Böhmischen Kriegs, aber auch vorzüglich zur Beschüzung des Reichs gegen die Türken, eine außerordentliche Steuer. Sie wurde ihm, nach der gewöhnlichen Anlage, auf jeden Thorweg,

Mrs. Sudlow, of Ashcroft, who died on December 3, 1911, at the age of 84 years, was the widow of Mr. Thomas Sudlow, who died in 1900. Mrs. Sudlow was born in Ireland, and came to Canada with her parents when she was a child. They settled in Toronto, and there she was married to Mr. Sudlow. Shortly after their marriage they moved to Ashcroft, where they have since resided. Mrs. Sudlow was a member of the Church of England, and was highly respected by all who knew her. She is survived by one son, Mr. Thomas Sudlow, of Ashcroft, and one daughter, Mrs. Wm. Hall, of Vancouver.

Mrs. Sudlow's son, Mr. Thomas Sudlow, is well known in Ashcroft, where he has been engaged in the hardware business for many years. He is a member of the Ashcroft Board of Trade, and has taken an active interest in the affairs of the town. He is also a member of the Masonic Lodge, and has been a member of the Ashcroft Volunteer Fire Brigade for many years.

überlegenen Bundsgenoßen auf den Argwohn gebracht werden mußte, daß er von demselben hintangesezt und verachtet würde. Er beschwerte sich also bey dem Könige Casimir von Pohlen, daß Matthias, den er immer freundschaftlich behandelt, und dem Papste empfolen habe, durch den glücklichen Fortgang seines Böhmischen Kriegs stolz geworden, sich undankbar gegen ihn betragen, und während seiner Abwesenheit seine aufrührischen Unterthanen in Schuß genommen habe, damit er, wenn der Kaiser mit diesen Unruhen beschäftigt wäre, sein Gebiet desto bequemer, zum Schaden seiner Nachbarn, aber seiner unbegränzten Herrschbegierde gemäß, erweitern könnte. Zufolge deßen erklärte sich Friedrich gegen Casimirn, daß er gänzlich aufhöre, ein Freund des Ungrischen Königs zu seyn, und sich desto genauer mit ihm zu vereinigen wünsche. Es kam auch gleich darauf ein Bündniß zwischen ihnen zu Stande, das nicht allein auf ihre wechselseitige Vertheidigung, sondern auch auf die einander zu versichernde Thronfolge in den Ländern des andern Theils, auch in Ungarn und Böhmen, gerichtet war.

Nichts von allem diesem wußte Matthias, als er im Jahr 1470. den Kaiser zu Wien besuchte, um allem Ansehen nach sich mit ihm über den Böhmischen Krieg zu unterreden. Er wurde zwar sehr wohl daselbst aufgenommen, erhielt auch dort die ihm von den Florentinern aus Verehrung seiner kriegerischen Gaben geschenkten Löwen, von welchen er in seinem Dankſagungsschreiben sagte, daß sie allerdings, wie diese seine Freunde bemerkt hätten, den Königen, und also auch ihm, ähnlich wären. Allein er merkte nach und nach die Veränderung in Friedrichs Gesinnungen, und verließ daher die Stadt, ohne Abschied von ihm zu nehmen.

nehmen. Er mußte sich ohnedieß dem Prinzen Heinrich in Schlesien, und seinem Vater Podiebrad in Mähren entgegenstellen, welche beide glücklich genug dem Fortgange seiner Waffen Einhalt thaten. Matthias lagerte sich bey Hunbroda oder Hunnisch Brodt in Mähren dergestalt, daß er sich auch leicht nach Schlesien wenden konnte. Seine Stellung sezte ihn vor einem Angriffe ziemlich sicher; Podiebrad hingegen, der einige Meilen weiter bey Kremsir stand, war mit Lebensmitteln nicht hinlänglich versorgt, und hatte in Böhmen selbst mächtige Feinde hinter sich zurückgelaßen.

Diese Umstände bewogen ihn, wie es scheint, durch Gesandte, die er an den König Matthias schickte, einen neuen Friedensversuch zu machen. Da aber diese den Geleitsbrief, den ihnen Matthias auf ihr Begehren ausgefertigt hatte, unzureichend befanden: thaten sie wiederholte Vorschläge zum Frieden, und schrieben ihm endlich im Nahmen ihres Königs folgendes. Obgleich Matthias einen höchst ungerechten Krieg gegen ihn unternommen, und denselben sehr barbarisch geführt habe; so wolle er doch zur Endigung deßelben den Antrag machen, daß dieser Fürst alles der Böhmischen Krone entrißene zurück gebe: und was den Schaden betreffe, den sie einander zugefügt hätten, so möchten die deutschen Kurfürsten den Ausspruch thun, welcher von ihnen denselben, oder wie viel er vergüten müße? Sollte aber Matthias keine Neigung zum Frieden haben, so erbiete sich Podiebrad, aus Mitleiden über das abscheuliche Unglück, das viele Unschuldige in diesem Kriege litten, sein Leben zu wagen, und sich mit dem Ungrischen Könige, im Angesichte beider Heere, mit völlig gleichen Waffen, in einen Zweykampf einzulaßen. Weil er aber fett sey,

so

so sollte, damit keiner dem andern entfliehen könnte, ein anständiger enger Ort dazu bestimmt werden. Würde Gott es zugeben, daß er überwunden würde, so möchte Matthias mit ihm machen, was er wollte; so wie ihm solches im gegenseitigen Falle auch erlaubt seyn müßte: und dadurch werde alles Blutvergießen ein Ende nehmen. Gesezt endlich, daß Matthias keine von diesen Bedingungen annehmen wollte, so sey Podiebrad bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, und ihn zu diesem Ende an einem schicklichen Orte vier Tage lang zu erwarten; auch sollte alsdann ein jeder versprechen, sein Heer nicht zu verlaßen, der Ausgang möchte seyn, wie er wollte.

Ueber diese Anträge berathschlagte sich Matthias mit den vornehmsten seiner Stände, und beschloß, denselben auf alle Art auszuweichen. Schon die Lage, in der sich Podiebrad befand, konnte ihn bewegen, es auf den bisherigen Gang des Kriegs ankommen zu laßen. Aber er hielt es auch vor bedenklich, die Kurfürsten als Schiedsrichter anzuerkennen, die nicht nur ein günstiges Urtheil für den Kaiser erwarten ließen; sondern sich ehemals gar wider denselben für den König von Böhmen erklärt hatten. Er antwortete also den Böhmischen Gesandten, daß er zu einem Zweykampfe bereit sey, wenn derselbe, wie es Fürsten geziemte, auf freyem Felde, und nach Ungrischer Art zu Pferde, angestellt würde. Doch könne er sich die Bedingung nicht gefallen laßen, daß von dem Ausgange deßelben auch das Schicksal ihrer Reiche abhängen sollte: denn sie wären beide Könige, die nicht in ihrem, sondern im Nahmen der ihrigen, Krieg führten. Es werde auch keine von Podiebrads Absichten erfüllt werden, wenn sie gleich beide mit einander besonders fechten sollten, weil die Ursache des Kriegs, die lediglich in seiner

Ketzerey,

Basler Taschenbuch auf das Jahr 1854. Herausgegeben von einigen Mitgliedern der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer. Basel, Schweighauser'sche Buchhandlung. 1854. 8. 1 Bl. 264 S. 1 Bl. Mit 1 Stahlstich und 1 Holzschnitt.

Inhalt: Die Schlacht bei Dornach. Von Wilhelm Wackernagel. — Die Schlacht bei Dornach. Von Jacob Burckhardt. — Die Schlacht bei Dornach. Von Wilhelm Vischer. — Die Schlacht bei Dornach. Von Johannes Schnell. — Die Schlacht bei Dornach. Von Wilhelm Wackernagel

geworden, daß der eine den Prinzen Victorin in Freyheit sezen, und alle Eroberungen in Mähren und Schlesien zurückgeben; der andere aber seinen Verbindungen mit dem Pohlnischen Könige entsagen, dagegen nach seinem Tode das Böhmische Reich seinem Schwiegersohne zuwenden sollte. Gleichwohl blieb auch dieser Friede bloß bey seinem Entwurfe.

Matthias fand vielleicht die Verfaßung Podiebrads weit bedenklicher als die seinige, und glaubte nicht um einiger Versprechungen Willen, gegenwärtige Vortheile aus den Händen laßen zu müßen. Zwar fielen die Türken abermals in Croatien ein, und verwüsteten es, nebst andern benachbarten, auch Oesterreichischen Erbländern; sie erbaueten noch überdieß eine Festung am Saufluß, in der sie ihre weit und breit herum geraubte Beute verwahren konnten. Unterdeßen verwehrte ihnen doch der König den Einbruch in Ungarn, indem er längs dem gedachten Fluße hin, eine zulängliche Anzahl Kriegsvölker stellte; wenn gleich dadurch seinen Unterthanen der Grund zur Klage nicht entzogen wurde, daß er einen auswärtigen entbehrlichen Krieg ihrer Beschüzung vorziehe. Auf der andern Seite bemühte sich der Papst durch das außerordentliche, damals so sehr geschäzte Geschenk eines geweihten Schwerdtes und Hutes, (oder eigentlich einer Sturmhaube,) ihm neuen standhaften Muth einzuprägen. Er möchte, schrieb der Papst an ihn, im Anfange des Jahrs 1471. dieses Apostolische Geschenk, das mit himmlischem Seegen begabt sey, mit gebührender Ehrerbietung aufnehmen, und die Kriege des Herrn desto eifriger führen, je gewißer er dabey den göttlichen Beistand sehe. Der Papst schickte ihm zugleich achtzehntausend Dukaten zu den Kriegskosten: eine unbeträchtliche Summe, die er mit dem schlechten

Zustande seines Schazes entschuldigte; wofür er aber dem Könige Hoffnung machte, daß mehrere Italiänische Nationen und die Deutschen Fürsten ihm gar bald noch kräftigere Hülfe leisten würden. Matthias empfieng selbst das unbedeutende Geschenk mit der demüthigsten Danksagung; er sagte sogar darüber in seinem Antwortschreiben, daß Gott durch Christum seine Niedrigkeit angesehen habe. Uebrigens versprach er, in der Fortpflanzung des Glaubens, und Bekriegung der Ungläubigen desto unermüdeter zu seyn; auch wurde ihm die geheiligte Waffenrüstung in der Kirche mit vielen Feyerlichkeiten angelegt. Ausdrücklich war sie ihm zwar zum Türkenkriege ertheilt worden; er verstand es aber sehr wohl, daß der Feldzug wider die sogenannten kezerischen Böhmen, für den Papst fast noch wichtiger sey. Indem er über den neuen Anfang deßelben mit dem päpstlichen Gesandten und den Böhmischen Großen von seiner Parthey berathschlagte, ließ ihm der Kaiser, zur fernern Abwendung der Türkengefahr von seinen Ländern, eine Erneuerung ihres Bündnißes antragen. Der König bezeigte sich bloß zu einem Stillstande willig, und entschloß sich vielmehr, noch gegen das Ende des Winters, von Mähren und Schlesien her in Böhmen einzudringen. Denn man hatte ihm versichert, daß er dadurch alle Stimmen der Stände dieses Reichs gewinnen würde, weil Podiebrad vor kurzem, als er ihnen einen seiner Söhne zum Thronfolger vorschlug, beinahe von allen so vielen Widerspruch erfahren habe, daß sie sich zwischen dem Böhmischen Prinzen und dem Könige von Ungarn getheilt hätten.

Allein eben da Matthias sich bereitete, diesen Rath auszuführen, erhielt er die Nachricht, daß Podiebrad am 22. März des Jahrs 1471. gestorben sey.

ſey. Man erzählt, daß er den Tod dieſes vortrefflichen Fürſten beweint habe; er hatte wenigſtens mehr Urſachen dazu, als irgend ein anderer Regent ſeiner Zeiten. Und doch wären es nur Thränen des Kriegers und Eroberers geweſen, der zu ſpät beym Anblicke ſeines todten Feindes gerührt wird, nachdem er das Ende deßelben auf alle Art, wohl gar durch einen ungerechten Angriff, beſchleunigt hatte.

Es ſchien jezt ſchwer zu beurtheilen zu ſeyn, ob Matthias, im Vertrauen auf die Böhmiſchen Großen von ſeinem Anhange, und die durch ſie ehemals an ihm vollzogene Wahl zu ihrem Könige, das Recht, welches er dadurch erworben zu haben vermeinte, mit den Waffen in der Hand behaupten, oder ſich nur bemühen ſollte, bey der bevorſtehenden Wahl beide Partheien durch glimpfliche Mittel zu ſeinem Vortheile zu vereinigen. Das erſtere gefiel ſeiner feurigen Gemüthsart; es war auch die Meinung der meiſten ihm ergebenen Böhmiſchen Herren: und da ſie ihn einmal zum Könige gewählt hatten, ihr Reich ohne Oberhaupt und hinlängliche Vertheidigung, dagegen aber in Partheien getheilt war, ſo hatte er Hoffnung, deſto eher Herr in demſelben zu werden. Auch dauerte der Bewegungsgrund, deßen er ſich gleich anfänglich bedient hatte, daß er die Ketzer in Böhmen bekriegen müße, noch immer fort; und es war kaum zu erwarten, daß ihm die dortigen Huſſitiſchen Stände ihre Stimme geben würden. Dennoch rieth ihm Kollowrath, Propſt von Prag, deßen Gutachten in dieſen Angelegenheiten der König ſonſt vorzüglich ehrte, der ſogar bey Podiebrads Leben zuerſt auf den Krieg gedrungen hatte, nunmehr ganz zu friedlichen Unterhandlungen. Er kenne, ſagte er, ſeine Böhmen und beſonders die Stände von der Gegenſeite; ſie ließen ſich

Ich war Anfangs, wie es scheinet, Willens, die Reise nach Ostindien zu Lande zu thun, und hatte mir zu dem Ende einen Paß vom Großherrn ausgebeten, welcher mir auch ertheilet worden, wie ich denn auch schon einen Theil meiner Reise-Anstalten gemacht hatte, als ich in Erfahrung brachte, daß die Reise zu Lande viel zu gefährlich sey, und daß man sich nicht getrauete, mich durch Persien zu bringen.

die Wahl des Matthias empfelen sollten; allein niemand blieb lange im Zweifel über seine wahren Gesinnungen.

Die eifrigsten, aber zugleich unverständigsten Freunde des Königs von Ungarn schadeten ihm bey dieser Gelegenheit am meisten. Es waren zween Bischöfe, als päpstliche Gesandten, zugegen: und diese glaubten, daß es, um ihn auf den Thron zu sezen, genug sey, im Nahmen ihres Herrn Machtsprüche zu thun. Sie ließen in ganz Böhmen eine schriftliche Erklärung verbreiten, daß alle diejenigen Stände, welche ihre Stimme dem Matthias nicht geben würden, mit dem Kirchenbanne belegt werden sollten. Auch bestätigten sie die Wahl, die ein Theil der Böhmen ehemals zu Olmütz an ihm getroffen hatte. Einer dieser Gesandten schrieb zwar an den Papst, sie hätten dieses lezteres auf Verlangen des Königs und vieler Katholischen Stände gethan, weil ihm ein längeres Zaudern nachtheilig seyn würde; selbst Ketzer genug wären ihm zugethan. Doch gesezt auch, daß dieses Vorgeben richtig war; so verrieth doch das Betragen der Gesandten wenig Klugheit. Es erfolgte, was Sternberg bey einer ungestümen Zunöthigung vorhergesehen hatte: die meisten Reichsstände wählten am 27. May des Jahrs 1471. den Pohlnischen Prinzen Wladislav zu ihrem Könige.

Diesmal schlugen alle Maaßregeln fehl, welche der König Matthias und der Papst selbst für ihn nahm. Matthias wandte sich zwar an den Reichstag, der damals zu Regensburg gehalten wurde, um von dem Kaiser, der sich das Ansehen gab, sein Freund zu seyn, und von den deutschen Reichsständen, über sein Recht an Böhmen, als an ein deutsches Reichslehn, eine günstige Entscheidung zu erlangen. Es

Art, wie sie durch Kunst, Fleiß, Übung, Erziehung und Gewohnheit hervorgebracht werden, sind nicht so leicht zu erklären, weil sie nicht immer in einer Reihe von Individuen, die sich in gleichen Umständen befinden, gefunden werden. Wenn wir aber die Wirkungen der Kunst, Übung, Erziehung und Gewohnheit in einer Reihe von Individuen, die sich in gleichen Umständen befinden, finden, so können wir sie leicht erklären

Böhmischen Königstitels, und auf die Behauptung von Schlesien und Mähren hinaus. Wenn ihm gleich durch die päpstlichen Ausschreiben die Gewogenheit der katholischen Geistlichkeit in allen böhmischen Ländern zugewandt worden war; so fanden sich doch die weltlichen Stände in denselben, die seit den Hußitischen Bewegungen freyer über den Papst dachten, dadurch in ihren Rechten desto mehr gekränkt.

Er lief sogar unter diesem Bestreben nach Böhmen, Gefahr, Ungarn selbst zu verlieren. Denn während daß er sich gefaßt machte, mit seinem Heere in Böhmen einzurücken, hatten die beiden Vitéz, der Erzbischof von Gran und der Bischof von Fünfkirchen, nebst mehrern andern Ungrischen Großen, dieses Reich dem jüngern Prinzen des Königs von Pohlen, der, wie sein Vater, Casimir hieß, angetragen. Dieser nahm es an, nannte sich in einem Schreiben an den König Matthias, den natürlichen Herrn und Erben des Ungrischen Reichs, ihn hingegen den unrechtmäßigen Besizer deßelben, und drang mit zwanzig tausend Mann bis Erlau ein. Sein älterer Bruder Wladislav meldete dem Könige gleichfals, daß er an der Spitze eines Heeres komme, sein Recht an das Böhmische Reich auszuüben, das ihm schon nach dem Tode seines Mutterbruders Ladislaus gebührt hatte; auch wolle er den König dafür strafen, daß er christliche Länder durch die Türken verwüsten, und das Christenthum unterdrücken laße.

Warum das Mißvergnügen der Ungrischen Stände über ihren König, und darunter selbst der alten vornehmsten Freunde seines Hauses, zu einer solchen Höhe gestiegen sey, das wird durch die bereits in der vorhergehenden Erzählung angegebenen Ursachen noch nicht völlig begreiflich. Sie fühlten freylich das

Pfeife von der Form Kopenhagen, ausgeführt in Ton. Kopf, Hals u. Bauch, das letztere mit Reliefdarstellungen, Kopf mit Deckel, Hals mit Ring, Bauch mit Fuß. Deckel, Ring u. Fuß sind durch Kettchen mit einander verbunden. Die Darstellungen des Bauches sind: Vorderseite: Kopenhagen Schloß, Rückseite: Kopenhagen Rathhaus, Seite: Kopenhagen Börse. Die Pfeife ist 1 Zoll hoch, 1 Zoll breit, 1 Zoll tief. Sie ist in Kopenhagen gefertigt worden.

Vernachläßigung der Religion, und Beraubung der ihrigen, die Kirchen nicht ohne Wucher und Simonie, verunstalten. Nicht die leckerhafte Eßbegierde und Wollust, die sie vielmehr als eine prächtige Lebensart ansehen, und die man aus ihren geschickten Köchen, ausgesuchten Speisen, Huren, und andern Personen, die sich nicht mit Anstand nennen laßen, erkennen kann. Neid und Verleumdung geben sie zwar vor Hofkünste und weltliche Weisheit aus; wir wollen aber wünschen, daß sie dieselben für sich behalten mögen, weil der Neid nach dem alten Dichter die größte Marter ist. Was die Trägheit betrifft, welche die Griechen Acedia nennen: so hat diese sie dergestalt eingenommen, daß sie immer müßig und schläfrig, die Religionshandlungen verabsäumend, meistentheils bis gegen Mittag schlafen. Sich zu verstellen, und durch betrügerische Schmeicheleyen andere zu verstricken, wird bey ihnen vor Kunst und Scharfsinn gehalten. Doch, die Wahrheit zu gestehen, eines von denjenigen Dingen, die man in die Hölle sezt, verabscheuen sie hauptsächlich; vor demselben fürchten sie sich heftig; das fliehen sie Tag und Nacht mit aller möglichen Sorgfalt; weder durch Bitten, noch durch Drohungen, Ueberredungen und Beispiele, werden sie sich bewegen laßen, daßelbe zu lieben." Alle Anwesenden fragten begierig, was denn dieses Einzige wäre? „Es ist die Dürftigkeit, antwortete der König, welche die Geistlichen so sehr fliehen. Daß aber der Siz dieses Uebels in der Hölle sey, bezeugt Virgilius in seiner Aeneis, wo er vielen andern dort befindlichen Ungeheuern, auch den übel berathenden Hunger und die häßliche Dürftigkeit beifügt." — Bey solchen bittern Spöttereyen über die Habsucht der Geistlichkeit blieb es nicht. Matthias nahm den Bischöfen und Klöstern vieles von den Steuern, Zehnten und Ländereyen, welche sie

besaßen: theils, um ihnen die Nahrung für Ausschweifungen zu benehmen; theils, um sie außer Stand zu sezen, daß sie sich nicht voll Uebermuths wider ihn auflehnten; aber auch insonderheit, weil er Geld zu seinen Feldzügen brauchte. Vor allen andern büßte der Erzbischof von Gran die so einträglichen Zehnten ein, welche ihm bisher von den Ungrischen Goldbergwerken bezahlt worden waren. Es ist wahr, daß der König durch den päpstlichen Gesandten im Nahmen seines Herrn zu dieser Einziehung kirchlicher Einkünfte berechtigt wurde: eine Erlaubniß, welche ihm die Geistlichkeit, als die erste dieser Art, sehr übel nahm. Allein der König hatte doch die Rechte aller Stände seines Reichs zu erhalten geschworen; und dieser Stand würde auch in jedem andern Falle nichts wider die Vergünstigung des Papstes einzuwenden gehabt haben. Daher waren nun die beiden oben genannten Prälaten die Häupter der ganzen aufrührischen Verbindung. Besonders konnte der Erzbischof dem Könige trozen, da es ihm weder an festen Schlößern, noch an Soldaten, fehlte. So unbekümmert und getrost auch Matthias, dem Anschein nach, als er von dieser Empörung hörte, in die Worte ausbrach: „Ich will doch genau darauf Acht geben, welcher von meinen Ständen Casimirs Wirth abgeben will;“ so gewann sie doch bald eine furchtbare Gestalt. Die Ungrischen Großen eilten dem Prinzen Casimir in Menge entgegen: und von ohngefähr fünf und siebzig Grafschaften, in welche das Reich getheilt war, konnte Matthias kaum neun getreue zählen.

Seine Rettung beruhte auf der Geschwindigkeit seiner Gegenanstalten, und auf der Klugheit, mit welcher er den gefährlichen Bund zu trennen wußte. Beides leistete er zu seinem Ruhm und Vortheil.

Nach-

Nachdem er seine Kriegsvölker eilends aus Schlesien und Mähren nach Ungarn zurückgeführt hatte, rief er die Reichsstände nach Buda zusammen. Hier eröfneten sie ihm ihre Beschwerden, und er gestand ihnen alles zu, was sie forderten. Unter andern wurde ausgemacht, daß weder der König, noch die Hofgerichte, Prälaten und Baronen, einen Edelmann außer dem gerichtlichen Wege gefangen nehmen könnten; daß die königlichen und alle andere Schlößer des Reichs nur Ungrischen Edelleuten anvertrauet werden sollten; daß der König, auf eine bloße Klage, nicht befugt seyn sollte, jemandes Güter einzuziehen; daß er keine Steuern von seine Unterthanen einfordern wolle, wenn sie nicht darein gewilligt hätten; daß die Geistlichkeit weder größere noch kleinere Steuern zahlen, nur nach der alten Weise die Kosten des Feldzugs tragen sollte; daß weder ein Weltlicher, noch ein Geistlicher, gegen die Freyheit des Reichs, die seit dem heiligen Stephanus üblich war, irgend eine Klage, mit Uebergehung seiner ordentlichen Richter, am Römischen Hofe anbringen sollte; diejenigen welche Pfründen besizen, bey Verlust derselben, die übrigen bey Lebensstrafe; und, (um andere Punkte zu übergehen) daß der König alle seit seiner Krönung eingezogene Güter, innerhalb dreyßig Tagen ihrem Eigenthümer wieder verschaffen wollte. Durch eine solche Willfährigkeit, auch durch eine besondere Freygebigkeit gegen Reichsstände von ungewißer Treue, verstärkte Matthias seine Parthey in kurzem sehr ansehnlich. Er konnte daher mit einem Heere von sechszehntausend Mann auf den jungen Casimir loßgehen. Dieser wurde von vielen seiner Anhänger verlaßen, die sowohl durch das gütige Betragen des Königs, als durch die Erinnerungen an seine ehemaligen Thaten, wieder für ihn eingenommen wurden; oder aus Furcht vor der Bestrafung zum

Gehor-

Gehorsam zurückkehrten. Der Prinz, der sich bis Neitra gezogen hatte, behielt kaum die Hälfte seines Heeres übrig; zumal da er nicht Geld genug hatte, seine ausländischen Soldaten zu bezahlen. Er mußte sich also in einer dunkeln Nacht heimlich nach Pohlen flüchten. Die Besazung, welche er in dem Schlosse zu Neitra ließ, ergab sich zwar erst im Jahr 1472. an den König; weil sie aber auf dem Rückwege nach Pohlen, viele Gewaltthätigkeiten verübte, erlaubte er dem Landvolke, ihr die geraubte Beute abzujagen, und viele davon niederzuhauen.

Nach einer so glücklichen Dämpfung dieses innerlichen Kriegs, wozu dem Könige Nicolaus Uilak, den er zum Könige von Bosnien ernannt hatte, diese Maasregeln gegen die Pohlen, bey einbrechendem Winter, als die würksamsten vorgeschlagen haben soll, söhnte sich Matthias vornemlich mit dem Erzbischof von Gran wieder aus. Das geschah durch Vermittelung einiger anderer dem Könige treu gebliebenen Großen, von welchen ein Geschichtschreiber dieser Zeiten den Palatinus von Ungarn, Michael Ország, einen der weisesten Männer nennt, der immer zu sagen pflegte: „Wen du nur mit der heiligen Krone gekrönt siehst, und wäre es ein Ochse, den verehre und erkenne als geheiligten König von Ungarn!“ Es ward also noch gegen das Ende des Jahrs 1471. ein Vergleich zwischen dem Könige und dem Erzbischof aufgesezt, durch welchen das königliche Ansehen wenig gewann. Der Prälat versprach darinne, dem Könige von neuem zu huldigen; ihn stets vor den rechtmäßigen König von Ungarn anzuerkennen, und sich allen Feinden desselben zu widersezen; alle seine Schlösser und Festungen Ungrischen Befehlshabern von bewährter Rechtschaffenheit zu übergeben, die ihm, und durch ihn auch dem

dem Könige, Treue schwören sollten, mit der Bedingung, daß nach seinem Tode diese Schlösser an den König fielen; eben dieselben dem Könige, so oft er es verlangte, für seine Befehlshaber zu öfnen, damit sie aus denselben die Feinde des Reichs beßer bekriegen könnten, doch ohne die Erzbischöflichen Besazungen daraus zu verdrängen; sich alle Mühe zu geben, daß zwey von den Pohlen besezte Schlösser erledigt würden, und zwey andere schleifen zu laßen. Dagegen nahm es auch der König auf sich, dem Erzbischof alle seine bisherigen Einkünfte, und was er ihm schuldig war, ohne die geringste Verminderung zahlen, und die entrißenen Güter zurückgeben zu laßen. Es wurde hinzugesezt, daß der Erzbischof ohne alle Gefahr für seine Person, Freyheit und Leben, an den Hof kommen und denselben verlaßen könnte; daß, wenn er Beschwerden über den König, oder dieser über ihn zu führen hätte, sie solches einander sogleich anzeigen sollten; und daß der Prälat, wenn er eines Verbrechens überführt würde, niemals an seiner Person oder Leben, sondern nur an seinen Gütern, bestraft werden sollte.

Doch dieser Vergleich war von keiner langen Dauer. Entweder gab es einen Verdacht wider die Aufrichtigkeit des Erzbischofs; oder, welches wahrscheinlicher ist, der König, der ihn sicher gemacht hatte, wollte ihn nun gebührend bestrafen. Als der Erzbischof nach Buda gekommen war, ließ er ihn gefangen nehmen, und auf das Schloß Wischegrad bringen. Darauf schlugen sich wieder einige Große ins Mittel; sie konnten aber dem Prälaten seine Freyheit im Jahr 1472. nicht wieder auf so vortheilhafte Bedingungen verschaffen. Er mußte sein Schloß Gran, ob er gleich darinne mit zwey und dreyßig Mann Leibwache wohnen durfte, doch nebst andern seiner Schlöf-

ser,

ser, den Befehlen des Bischofs von Erlau so lange untergeben, bis der Krieg mit Pohlen gänzlich gestillet, oder der König ohne Erben gestorben wäre. Der Erzbischof überlebte seine Freyheit nur wenige Monathe, indem er bereits im August des Jahrs 1472. von Kummer verzehrt, aus der Welt gieng. Wie verdient er sich um die Wißenschaften und um den König selbst gemacht habe, ist eben gezeigt worden. Man hat angemerkt, daß er im Vertrauen auf die Sterndeuterey, sogar sinnbildliche Gemählde der vier nächsten Nachfolger des Königs Matthias in seinem Vorsaal aufgestellt habe; er, der gleichwohl sein eigenes Schicksal in den Sternen nicht hatte voraus lesen können.

Sein Neffe, der jüngere Johann Vitéz, Bischof von Fünfkirchen, folgte ihm im Jahr 1473. im Tode nach. Er war, wie man auch bereits gesehen hat, der erste vorzügliche Kenner des gelehrten Alterthums und lateinische Dichter in Ungarn; doch wird ihm zugleich der Hauptantheil an der eben unterdrückten Empörung zugeschrieben, in welche er auch seinen Oheim hineingerißen haben soll. Bey dem übeln Gang, welchen dieselbe nahm, begab er sich an die Gränzen des Reichs auf die Flucht, und starb daselbst. Seine Domherren zu Fünfkirchen fürchteten sich, den Leichnam eines Mannes, der bis an sein Ende die stärkste Ungnade des Königs gefühlt hatte, feyerlich begraben zu laßen; mithin lag er eine Zeitlang über der Erde. Allein Matthias verwies ihnen diese ihm beleidigende Bedenklichkeit; sein Zorn, sagte er, treffe nur Lebende. Er ließ vielmehr dem Bischof ein Ehrenvolles Begräbniß geben; erlaubte, daß die Verse, die derselbe zu seiner Grabschrift bestimmt hatte, auf sein Grabmahl gesetzt wurden, und befahl nachmals

einem

einem Erzbischof von Colocza, seine Gedichte gesammlet herauszugeben.

Jezt hatte er wieder freyere Hände, um seine Ansprüche auf das Böhmische Reich behaupten zu können. Zwar wurde er, wie so oft, in eine Mißhelligkeit mit dem Kaiser verwickelt. Dieser versagte ihm die Belehnung über Böhmen, und hatte ihm auch, um sich die Erbfolge in Ungarn zu versichern, das Versprechen ausgepreßt, daß er sich nicht von neuem vermählen wollte. Allein Matthias, mißvergnügt über beides, nahm sich der Oesterreichischen Landstände an, die auch mit dem Kaiser immerfort uneins waren, und schickte ihm eine Anzahl Kreuzsoldaten in seine Erbländer, von welchen sie grausam verwüstet wurden. Dadurch brachte er es so weit, daß ihm nicht allein die Belehnung zugesagt, sondern auch die gedachte Verbindlichkeit erlaßen wurde, wenn er nur die Räuber aus dem Oesterreichischen wieder vertreiben wollte. Ein anderes Mittel wählte er, um in Böhmen beide Religionspartheien zu gewinnen. Er gab dem gefangenen Prinzen Victorin, der bey den Hußiten so viel galt, seine Freyheit, und zog, da er sich auf die Ergebenheit deßelben verlaßen konnte, im Jahr 1472. mit ihm nach Böhmen, wo er Collin eroberte, es befestigte, und nunmehr im Innersten des Reichs selbst den Krieg fortzuführen im Stande war. Dieses machte den König Casimir für das Schicksal seines Sohns Wladislav besorgt; er that daher dem Könige Friedensvorschläge, zu deren Empfelung auch ein Gesandter des Papstes nach Pohlen kam, der noch immer wünschte, Ungarn, Böhmen und Pohlen gegen die Türken vereinigen zu können. Man erzählt, daß Matthias, mit einigem Troze auf sein neuliches Glück in Ungarn, wo er auch viel Geld von den unter-

drückten

drückten Aufrührern bekommen hatte, jene Anträge kaum angenommen, und anfänglich zu dem Gesandten gesagt habe, er werde bald kommen, und dem Kahlen, (denn das war der König Casimir, aber auch kahl im Beutel, oder von Geldmangel gedrückt,) die noch übrigen Haare ausrauffen. Doch beeiligte er endlich im Jahr 1472. einen Stillstand. Um den völligen Frieden zu schliessen, verabredete man eine Zusammenkunft böhmischer, ungrischer und polnischer Gesandten, welche im Jahr 1473. zu Neisse in Schlesien, in Gegenwart des päbstlichen Legaten, als Mittelsperson, angestellt wurde. Matthias rückte mit viertausend Reitern bis Brünn vor, damit er desto günstigere Bedingungen erpressen, und seinen Anhang in Böhmen verstärken möchte. Dadurch wurden aber die Friedensunterhandlungen nicht befördert: und auch zu Troppau, wo man sie nachher, sowohl für sich als für den König selbst zu Neisse brachte.

Die Polnischen Gesandten, welche vorzüglich Frieden wollten, (denn sie, nachdem sie lange genug in Böhmen gewesen waren, im Jahr 1473. in ihre Polnischen Städten an der Polnischen Grenze sich, aus welchen sie die umliegende Gegend verheerten. Matthias vertrieb sie bald aus denselben: und da er glaubte, daß sie auf Casimirs Befehlen in sein Reich eingefallen wären, suchte er hinwiederum im Anfange des Jahrs 1474. verstärkend Mann nach Polen, die zwölf große Contributionen einnahmen, und zum Schlusse einnahmen. Casimir, der bey seinen Unternehmungen die Vorstellungen zu langsam für seine Würde betrieben ist, bat den König von Ungarn den Frieden an, der auch im Februar des Jahrs 1474. zu Lodnitz oder Lubowna in der Grafschaft Zips auf die Bedingungen geschlossen wurde, daß die

Polen

Eroberungen von beiden Seiten zurückgegeben, und neue Zwistigkeiten von den Ständen beider Reiche entschieden werden sollten. Die Ungrischen Stände bestätigten dieses im April; man kam aber eben wegen des übrigbleibenden Saamens von Händeln, noch darinne überein, daß zwischen Matthias, Casimir und Wladislav ein dreyjähriger Stillstand in Ansehung Böhmens bestehen; der Woiwode von der Moldau und Walachey einen zweyjährigen genießen, und die Stände auf ihrer künftigen Versammlung festsezen sollten, ob diese Länder von Ungarn oder von Pohlen abhängig wären.

Unterdeßen waren im Jahr 1473. auch türkische Gesandten zu Buda angelangt, durch welche sich der Sultan, um andern mächtigen Feinden in Asia und Europa beßer gewachsen zu seyn, zum Frieden mit dem Könige geneigt erklärte. Da er aber Bosnien und Servien nur alsdann zu räumen versprach, wenn ihm der König freyen Durchzug durch sein Reich zum Angriffe auf andere christliche Fürsten zugestehen wollte: so verwarf Matthias diesen für ihn schimpflichen Antrag. Gleichwohl erhob sich in vielen Ländern das Gerücht, daß er sich mit dem Sultan wider seine christliche Nachbarn verbunden habe; und der Papst ließ deswegen ein sehr dringendes Abmahnungsschreiben an ihn ergehen.

Auf keiner Seite war es dem Könige leicht, einen dauerhaften Frieden zu schließen; aber freylich beobachtete er so wenig als seine Feinde alles, was denselben erhalten konnte. Er nahm gegen die neuliche Verabredung, die Huldigung von dem Woiwoden der Moldau und Walachey an; auch sezte man die Streiferey eines Schlesischen Fürsten nach Pohlen auf seine Rechnung. Casimir hingegen trat in ein gehei-

nes Bündniß wider ihn, mit dem Kaiser und einigen deutschen Fürsten, die zugleich seinen Sohn als König und Kurfürsten von Böhmen erkannten. In kurzem also brach der Krieg zwischen beiden wieder aus. Matthias griff im Jahr 1474. die Raubschlösser in Mähren und Schlesien an, deren Besitzer seinen Unterthanen sehr viele Drangsale zufügten. Verschiedene derselben eroberte er; alles was sich in denselben fand, wurde gehenkt, und andere ergaben sich daher freywillig. Als er aber auf diesem Zuge bis in das Fürstenthum Schweidniz gekommen war, erfuhr er, daß der König von Pohlen ein großes Heer nicht weit von den Schlesischen Gränzen zusammenziehe. Sogleich verlangte er von den nach Breslau zusammen berufenen Fürsten und Ständten Schlesiens, den nöthigen Beistand, weil die Kriegsvölker, die er mitgebracht hatte, bloß zur Bezähmung des unruhigen Adels hinreichten. Jedermann war dazu willig; doch ließ er sich von zween seiner Räthe bereden, an Statt der zu stellenden Soldaten Geld anzunehmen. Sein Heer betrug nicht mehr als sechstausend Mann, mit welchen er sich bey Breslau lagerte; die aber, bekannt unter dem Nahmen des schwarzen Heeres, oder der schwarzen Leibwache, auch viele Ausschweifungen begiengen. Ob er gleich von einigen Seiten her Verstärkungen bekam; so war doch seine Lage, in welcher er sich beinahe von Ungarn abgeschnitten sah, so mißlich, daß er vor dienlich befand, den König Casimir ersuchen zu laßen, daß er sich an die zu Neiße einstweilen verglichenen Punkte halten möchte. Allein dieser Fürst, der mit sechszig tausend Mann bey Czenstochow stand, gab seinen Gesandten die Antwort, sie sollten nur dazu helfen, daß die Pohlen den Matthias bey Breslau fänden; so gewiß glaubte er ihn daselbst in seinen Händen zu haben. Selbst Freunde

des

des Ungrischen Königs riethen ihm, das Königreich Böhmen an den Pohlnischen Prinzen abzutreten, damit er aus seiner Verlegenheit käme. Er verlor jedoch seinen Muth nicht, sezte sich in ein Lager, durch welches Breslau bedeckt wurde, befestigte es dergestalt, daß es einer beträchtlichen Stadt gleich kam, und versorgte es, so wie die Stadt selbst, überflüßig mit allen Bedürfnißen.

Nunmehr rückten die Pohlen unter Casimirs Anführung in Schlesien ein. Sie breiteten sich weit herum aus, verbrannten alle Dörfer und Mühlen, griffen einige Städte an, und schlugen einen kleinen Hauffen des Ungrischen Heeres, der sie zu hitzig angefallen hatte. Aber dieser Gebrauch ihrer Ueberlegenheit war gerade der schlechteste, den sie machen konnten. Durch ihre Verheerungen beraubten sie sich des nöthigen Unterhalts; fühlten ihren Mangel an allerley Bedürfnißen desto empfindlicher, da sich bereits der Winter näherte, und konnten sich auch keiner einzigen Stadt bemächtigen. Es schien zwar schmeichelhaft für sie zu seyn, daß Matthias, in einem verschanzten Lager unter den Mauern der Hauptstadt eingeschloßen, ihnen gewißermaaßen das ganze flache Land von Schlesien Preis geben mußte. Allein er zeigte ihnen seine furchtbare thätige Gegenwart oft genug. Er ließ sie durch abgeschickte Hauffen von vielen Seiten beunruhigen, und da sie unordentlich herumschwärmten, viele von ihnen gefangen nehmen; ihnen die Zufuhren, welche sie aus Pohlen und Böhmen erwarteten, wegnehmen; sogar die benachbarten Gegenden dieses Reichs verheeren, und das Schloß Meseritz einnehmen; die Städte, deren sie sich zu bemächtigen suchten, unterstüzen; auch alles Landvolk mit seinen Gütern in die Städte ziehen, damit die Feinde desto weniger antreffen

gaben. Nachdem die Ehrenmitglieder Herr Dr. Hermann Schaffhausen, Herr Dr. Ludwig Lindenschmit, Herr Dr. Hermann Welcker, Herr Dr. Rudolf Virchow, Herr Dr. Theodor Mommsen, Herr Dr. Wilhelm Dilthey, Herr Dr. Otto Benndorf, Herr Dr. Eduard Meyer, Herr Dr. Ernst Fabricius, Herr Dr. Alexander Conze, Herr Dr. Adolf Furtwängler, Herr Dr. Wilhelm Dörpfeld, Herr Dr. Wilhelm Reichel, Herr Dr. Wilhelm Wundt, Herr Dr. Ernst Curtius, Herr Dr. Adolf Michaelis, Herr Dr. Otto Jahn, Herr Dr. Heinrich Brunn, Herr Dr. Friedrich Wilhelm Ritschl, Herr Dr. Friedrich Gottlieb Welcker, Herr Dr. Eduard Gerhard, Herr Dr. Wilhelm Henzen, Herr Dr. Wilhelm Vischer-Bilfinger, Herr Dr. Johann Jakob Bachofen, Herr Dr. Theodor Mommsen

Endlich sahen sich Casimir und Wladislav genöthigt, Schlesien zu verlaßen, nachdem sie um das Ende des Jahrs 1474. einen Stillstand auf drittehalb Jahre mit dem Könige getroffen hatten. Man erzählte ohngefähr seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, daß Matthias nicht einmal diesen Vergleich eingegangen haben würde, wenn nicht der Kurfürst Ernst von Sachsen und der Markgraf Johann von Brandenburg mit sechstausend Reiterey nach Breslau gezogen wären, und der leztere insonderheit durch seine hinreißende Beredsamkeit die Gemüther vereinigt hätte. Allein diese Nachricht, von der kein Zeitgenoße etwas weiß, scheint wohl aus einer verfälschten Sage von der wahren Begebenheit entsprungen zu seyn, da der gedachte Kurfürst, welcher mit sechshundert Reitern nach Breslau gekommen war, daselbst von dem Könige Matthias mit dem Fürstenthum Sagan belehnt worden ist, und den König Casimir, als er im Begriff war, in Schlesien einzurücken, vergeblich zum Frieden ermahnt hat. Auch die künstlichen Reden, welche Bonfinius den Königen von Ungarn und Böhmen in den Mund legt, als sie wegen des Friedens eine Zusammenkunft hielten, können hier keinen Platz verlangen; zumal da dieser Geschichtschreiber ohnedieß den erst nach mehrern Jahren geschloßenen Frieden mit dem Stillstande dieser Zeit vermengt. Glaublicher ist die Nachricht anderer Schriftsteller, es sey ein Haupthinderniß gewesen, warum diesmal kein vollkommener Friede zu Stande gekommen wäre, daß Casimir dem Könige Matthias seine Tochter, die er zur Gemahlinn begehrte, abgeschlagen habe: und dieses sey theils den geheimen Gegenvorstellungen des Kaisers, theils dem Stolze der Königinn von Pohlen zuzuschreiben, die den Matthias wegen seiner niedrigen Herkunft verachtete. Dieser

Fürst ließ nun seine Kriegsvölker in Schlesien sich erholen; verstattete ihnen aber, welches man sonst von ihm nicht gewohnt war, ziemliche Ausschweifungen. Er traf auch in manchen Schlesischen Fürstenthümern solche Einrichtungen, die zur Befestigung seiner Macht dienlich waren.

Noch hielt er sich in diesem Lande auf, als er die Nachricht bekam, daß die Türken, bey ihrer Unternehmung auf die ihm unterworfene Moldau, durch den Woiwoden derselben, den er mit einem Heere Siebenbürger unterstüzte, im Jänner des Jahrs 1475. eine der größten Niederlagen erlitten hätten. Um diesen Vortheil zu benützen, kehrte er nach Ungarn zurück; besonders da die Türken aus der am Saustrohm angelegten Gränzfestung Szabács einen großen Theil von Slavonien verheerten. Er entriß ihnen auch diese Festung noch vor dem Ende des Winters; und man bemerkte es bey der Belagerung derselben, wo er sein Leben wagte, als etwas Außerordentliches, daß er, der sonst den leisesten Schlaf hatte, durch die heftigste Erschütterung, in welche Luft, Erde und Mauern von der Abfeuerung des Geschüzes versezt wurden, nicht gehindert ward, viele Stunden lang, wie unter gewohntem Klange, fest zu schlafen. Nicht so glücklich war er zwar bey seinem Angriffe auf die türkische Festung Szendrö, weil er sie mit seinen wenigen Kriegsvölkern nicht ganz einschließen konnte; dafür aber verwüstete er Servien ohne Widerstand. Ueberhaupt gab ihm dieser Feldzug so viel Ansehen, daß er bey seiner Zurückkunft nach Ungarn, päpstliche und venetianische Gesandten fand, die ihm zur Fortsezung dieses Kriegs drey und neunzig tausend Dukaten brachten. Es fiel auch schon im Jahr 1476. wiederum ein sehr zahlreiches Heer von Türken und Tataren über die Moldau her.

her. Der Woiwode ſchlug ſie eine Zeitlang mit vielem Verluſte zurück; endlich zog er ſich, nach der Anweiſung des Königs, mit allen Einwohnern, die zugleich ihre Güter retteten, in die tiefen Wälder und Gebürge. Die Türken konnten alſo in der Moldau und Walachey wenigſtens mit Feuer wüten; ſie machten ſich fertig, auch in Siebenbürgen einzudringen, als die Nachricht von dem Anzuge des Königs mit ſeinem Heere, ſie davon abſchröckte. Er würde gern mit Caſimirn und deßen Sohne Wladislav einen beſtändigen Frieden getroffen haben; aber der Titel eines Königs von Böhmen, den er fortführte, ſtand im Wege; er verlängerte daher nur den Stillſtand mit dieſen Fürſten, den auch der Kaiſer beſtätigte.

Eine ſolche Zeit, da alle Feinde des Reichs ruhten, ſchien die bequemſte zu ſeyn, um die zweyte Vermählung zu vollziehen, welche Matthias bereits im Jahr 1475. geſchloßen hatte. Er bewarb ſich um Ferdinands des erſten, Königs von Neapel, Tochter Beatrix. Ferdinand war ein würdiger Sohn und Nachfolger des berühmten Königs Alphonſus; er machte ſich um ſein Reich durch gute Geſeze und Einrichtungen, Beförderung der Wißenſchaften und Einführung neuer Künſte, ſehr verdient. Sein Hofſtaat war einer der prächtigſten, die man damals kannte. Matthias fand in der Verbindung mit ihm eine neue Stüze gegen die Türken, beſonders zur See. Indem ſie ohnedieß damals das Neapolitaniſche Reich bedrohten, und nach wenigen Jahren in daßelbe einbrachen, vereinigte die beiden Fürſten ihr gemeinſchaftlicher Vortheil. Die Prinzeßinn Beatrix ragte faſt vor allen Fürſtinnen dieſer Zeit, durch Schönheit, feine Einſichten und Sitten, auch eine angenehme fertige Beredtſamkeit, ungemein hervor. Matthias ließ ſie

im Jahr 1476. durch eine Gesandtschaft von Bischöfen, Schlesischen Herzogen, andern Großen und Edelleuten, die auch von achthundert wohlgerüsteten Reisigen, (oder Reitern) vielen Possenreißern und Spielleuten begleitet wurden, abholen. Die Herren hatten goldene, die Ritter sammtne, die Knechte oder gemeinen Soldaten) damastene und atlaßene Kleider; die Diener aber rothes Bermisches Gewand, und es befanden sich auch sechszehn kostbar geschmückte Türken dabey. Die königliche Braut wurde vor ihrer Abreise zu Neapel gekrönt, langte im December des Jahrs 1476. zu Stuhlweißenburg an, wo ihr die Ungrische Krone aufgesezt wurde, und kurz darauf wurde sie zu Ofen mit dem Kö ige vermählt; alles unter einer Menge Prachtvoller Feierlichkeiten und Lustbarkeiten.

Aber diese Vermählung, die nur eine von den gewöhnlichen Begebenheiten solcher Art zu seyn scheint, hatte überaus merkwürdige Folgen für den König und seine ganze Nation. Beatrix wußte eben so sehr durch ihre Geistesgaben, als durch ihre Annehmlichkeiten, den Geschmack, die Lebensart und die herrschenden Neigungen sowohl des Hofs, als der vornehmsten Ungarn zu verändern. Schriftsteller, die außerhalb Ungarn davon Nachricht ertheilten, oder doch Ausländer waren, haben zwar bisweilen diese Veränderung so übertrieben vorgestellt, als wenn die Ungarn vor derselben beinahe Barbaren gewesen wären. Bonfinius selbst, ein Augenzeuge derselben, aber, wie diese Königinn, ein Italiäner, giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß Matthias erst durch seine zweyte Gemahlinn aufgemuntert worden sey, den Wißenschaften und Gelehrten die eifrigste Unterstüzung zu verschaffen, aus Pannonien ein anderes Italien zu machen; wovon man doch bereits weit frühere Spuren häufig gesehen

sehen

sehen hat. Unterdeßen ist es an sich wahrscheinlich genug, daß Italien, welches damals an Sitten, Künsten und Gelehrsamkeit so viel Vorzügliches vor den übrigen Europäischen Ländern besaß, durch die Prinzeßinn, welche es Ungarn überließ, zur Verfeinerung der Einwohner dieses Landes nicht wenig beigetragen habe. Man bewunderte insonderheit ihren leichten und anmuthigen Ausdruck in mehrern Sprachen; nichts war unerwarteter, als daß eine Königinn, bey Gesprächen von mancherley Inhalte, sogleich treffende Stellen alter Römischer Dichter anzuwenden wußte.

Bisher hatten die Könige von Ungarn mit ihren Großen und Edelleuten sehr vertraulich gelebt. Während daß sie mit denselben an vielen Tischen speisten, stand der Zugang zu ihnen aller Welt offen; es kam daher eine Menge Bettler, denen zu eßen ausgetheilt wurde. Auch sonst ließen sie jedermann, selbst vom Pöbel, vor sich; sie lebten und speisten schlecht, nicht nur ohne Pracht und besondere Bequemlichkeit; sondern es fehlte sogar öfters an Reinlichkeit der Geräthschaften. Allein so wenig auf ihren häuslichen Anstand verwandt wurde; so ungeheure Kosten nahmen öffentliche Feierlichkeiten, Feldzüge und Ausrüstungen zu denselben weg. Ihre Pferde und Waffen glänzten von Gold, Silber und Edelgesteinen; ihre Kleidung gab alsdann diesem Anpuße nichts nach. Durch herablaßende Güte und Freigebigkeit erwarben sie sich die allgemeine Liebe der Unterthanen. So lebte auch Matthias; er war äußerst gefällig und wohlthätig; im täglichen Umgange, vornemlich mit seinen Befehlshabern und Soldaten, schien er seine Würde gänzlich zu vergeßen. Er besuchte im Lager die Kranken; gab ihnen manchmal selbst zu eßen, sprach ihnen Muth zu; ja in Schlachten verband er nicht selten die Verwunde-

ten. Er rühmte sich mehrmals, daß er bey einem Besuche, den er bey dem kranken Könige von Bosnien Nicolaus, ablegte, demselben die Zehen gefragt habe; seinen Freunden leistete er ebenfals die kleinsten Dienste, wenn ihnen übel wurde. Bei seinen Mahlzeiten überließ er sich dem Scherze und einer ungebundenen Fröhlichkeit. Er fragte nicht viel darnach, von einer Leibwache umgeben zu seyn; aber auf die Treue seiner Unterthanen, mit welchen er sorglos umging, verließ er sich desto mehr.

Alles dieses nahm eine andere Gestalt an, nachdem Beatrix an den Hof gekommen war. Sie brachte es bald dahin, daß prächtige Speisezimmer und vergoldete Wohnstuben angelegt wurden. An die Thüren ward Wache gesetzt, damit nicht jedermann nach Belieben eindringen könnte, und die Majestät des Königs mit dem Pöbel unvermischt erhalten würde. Er ließ sich nur zu gewissen Zeiten im Gerichtssaale sehen, um Recht zu sprechen. Italiänische Sitten vermischten sich jetzt mit den Ungrischen; selbst auf die Gerichte und Mahlzeiten erstreckte sich dieser Einfluß. Die Königin führte verschiedene Leute in Ungarn unbekannte Künste ein, und verschrieb mehrere Künstler aus Italien mit großen Kosten. Darunter waren Aerzte, Bildhauer, Steinschneider, Goldschmiede, Buchdrucker, selbst Seiltänzer und Zauberer; manche von ihnen bekamen einen ziemlich starken Gehalt. Auch das Cärimonial des Gottesdienstes wurde erweitert und verschönert, indem man aus Frankreich und Deutschland Sänger dazu hielt. Italien gab Künstler und Aerzte, größtentheils Juden her, welche unter andern auch nach der damaligen Weise Kälbermagen verspeisten. Da die Königin die Schönheiten sehr liebte: so wurde auch von diesen eine Anzahl herbeygezogen, mit denen sie

gleich

gleich Tonkünstler aller Art kamen. Man rief Dichter, Redner und Sprachkenner aus Italien; freylich giengen manche, ob sie gleich ansehnlich beschenkt wurden, ärmer in ihr Vaterland zurück, als sie gekommen waren: vermuthlich, weil man nicht allen Aemter und Besoldungen ertheilen konnte. Aber auch Aerzte, Rechtsgelehrte, Mathematiker und Sternkundige, begaben sich aus Italien und andern Ländern, immer häufiger nach Ungarn. Man hat insonderheit bemerkt, daß mit der Königinn Beatrix einige berühmte Italiänische Rechtslehrer angelangt wären, welche oft in Gegenwart des Königs das Gesezbuch Justinians so sehr angepriesen hätten, daß er demselben eine rechtliche Gültigkeit in seinem Reiche zugestanden habe. Auf seinen Befehl waren also einige geschickte Lehrer des Römischen Rechts aus Italien geholt worden, die es sowohl auf den hohen Schulen auslegen, als in Richterstellen zur Ausübung bringen sollten. Kaum sey dieses geschehen, so wäre alles mit gerichtlichen Händeln erfüllt worden, weil diese Römischen Rechtsgelehrten so viele Formeln, Spizfindigkeiten, Ausflüchte, und dergleichen mehr, ausgesponnen hätten, daß man mit Hülfe von diesem allem, auch über Nichts, oder doch nichtsbedeutende Dinge, große und langwierige Streitigkeiten führen konnte. Nachdem aber kluge Männer dem Könige das daraus entstehende Uebel vorgestellt hätten: so habe er diese Römischen Ränkeschmiede wieder fortgeschickt; und darauf sey nach Ungarn die glückliche Zeit zurückgekehrt, da man nur wenige Streithändel hatte; aber auch diese aus der kleinen Anzahl bekannter Geseze, nach alten Sitten und Gewohnheiten, leicht entschied. Es ist glaublich, daß die Königinn Beatrix auch an der Anlegung einer Schule zu Schemnitz, als Matthias im Jahr 1478. die Bergstädte besuchte, einigen Antheil genommen

Wrought Iron Gate Hinges.—Fig. 1 represents a Wrought Iron Gate Hinge, from which many varieties may be made. Fig. 2 represents a Wrought Iron Gate Hinge, with Scroll Work.

Thier- und Irrgärten, nebst vielen andern Denkmälern der Künste, die er hinterließ, erweckten doch bald bey den Großen Gefallen und Nacheiferung.

Nur die häufigen Kriege, welche Matthias bisher geführt hatte, waren der Aufnahme sanfter Sitten, Künste und Vergnügungen bey seiner Nation nicht günstig gewesen; und sogar die Zeit der Ankunft seiner neuen Gemahlinn, die er so glücklich gewählt zu haben glaubte, wurde durch traurige Hindernisse dieser Art bezeichnet. Alle Großen, Statthalter und andere ansehnliche Befehlshaber hatten sich, um die Königinn zu empfangen, nach Buda begeben, und die Beschützung der Gränzen einigen Edelleuten anvertrauet. Dieser ihrer Abwesenheit bediente sich der Sultan Muhamed zu einem Einfall, den er plözlich und fast ohne alle Gegenwehr, im October des Jahrs 1476. unternahm. Von Bosnien aus verwüstete er Slavonien, Croatien, Dalmatien, Krain und Steyermark auf das grausamste. Er vernichtete die Schanzen, welche der König gegen Szendrö zu hatte errichten laßen, brach in Siebenbürgen ein, und führte daraus ohngefähr vierzigtausend Menschen in die Leibeigenschaft fort. Der neuliche Ruhm von dem Siegsglücke des Königs wurde dadurch nicht wenig vermindert, daß seine Sicherheit den Feinden Gelegenheit gegeben hatte, sich ungestraft an ihm zu rächen. Seine Braut hatte mit großer Vorsichtigkeit durch Gegenden reisen müßen, wo kurz vorher Feuer und Schwerdt gewütet hatten, und wo sie noch so viele halbverwesete Leichname seiner Unterthanen zerstreuet erblickte.

Aber diese Verheerung der Türken war auch, wo nicht die vornehmste Ursache, doch eine der nächsten Veranlaßungen zu einem neuen Kriege mit dem Kaiser,

in

Schwingungszahlen, welche sich wie 1 : 2 : 3 : 4 : 5 : 6 verhalten, wenn wir den Grundton mit 1 bezeichnen. Diese Zahlen sind nämlich die Schwingungszahlen der Töne, welche die Saite gleichzeitig mit dem Grundton hervorbringt, wenn sie in ihrer ganzen Länge, in ihrer halben, dritten, vierten, fünften, sechsten Länge schwingt. Diese Töne sind nun, wie wir wissen, die Obertöne, welche mit dem Grundton zusammen den Klang der Saite bilden. Wir können also sagen, daß die Obertöne einer Saite sich verhalten wie 2 : 3 : 4 : 5 : 6, wenn wir den Grundton mit 1 bezeichnen. Wenn wir nun die Obertöne einer Glocke mit dem Grundton vergleichen, so finden wir, daß sie sich verhalten wie 2 : 2,4 : 3 : 4,5 : 5,4 : 6 : 6,8 : 8 : 9,6 : 10,2 : 12 : 13,2 : 16 : 17,4 : 18 : 19,2 : 20,4 : 21,6 : 24 : 25,2 : 26,4 : 27,6 : 28,8 : 30 : 31,2 : 32,4 : 33,6 : 34,8 : 36 : 37,2 : 38,4 : 39,6 : 40,8 : 42 : 43,2 : 44,4 : 45,6 : 46,8 :

„müdet, und konnte den Hunger sehr wohl ertragen;
„dieser liebte Muße und Ruhe; ja er war nur allzu
„nachläßig, träge und langsam. Jener, ein Nach-
„eiferer der berühmtesten Fürsten, war stets im Wett-
„streite mit dem Lobe der Alten; dieser, den man zu-
„weilen vor neidisch hielt, fieng die edeln Thaten ande-
„rer auf, pflegte im Frieden Krieg, und im Kriege
„Frieden zu wünschen; aber in keinem von beiden be-
„hielt er einen standhaften Sinn bey. Jener hatte
„einen freyen Geist, eine offene Kriegslust, gleiche
„Leichtigkeit, Frieden zu schließen und Krieg zu führen;
„diesem aber gefiel es, alles künstlich, überlegt, schlau,
„und nach seinem eigenen Urtheile zu behandeln, den
„Rath seiner Freunde aber nichts zu achten; zum
„Kriege und zum Frieden entschloß er sich mit Mühe.
„Jener lebte herrlich und in Persischer Pracht; unter
„dem Weintrinken wurde er lustig, und war sonst kein
„Feind menschlicher Vergnügungen. Dieser hingegen
„kleidete sich schlecht, war überaus enthaltsam, ein
„Feind der Trunkenheit, der sogar nichts als Waßer
„trank, ein Liebhaber der Einsamkeit und der Betrach-
„tungen. Jener ergözte sich sehr an witzigen Einfäl-
„len, Scherzen, und am Umgange seiner Freunde;
„dieser an einem abgesonderten, ernsten, traurigen
„Leben, ohne Umgang mit den Seinigen. Endlich
„erließ der König, aus Güte des Herzens, leicht alles;
„nahm zwar auch alles an, um seinem Reiche keinen
„Nachtheil zu verursachen; liebte aber die Ehre mehr
„als das Geld, war überdies frölich, aufgeräumt und
„lustig, auch zu allem bereit. Allein der Kaiser er-
„duldete alles in die Länge, und achtete einen Verlust
„geringe; er suchte den Gegner durch Hartnäckigkeit
„zu ermüden; verlor lieber alles, als daß er einen
„Pfennig aus dem Kasten geholt hätte; schonte eher
„des Geldes, als seiner Bundsgenoßen; hoffte durch

„Zaubern

„Zaudern alles wieder herzustellen; und wich von sei„ner Strenge und Einsamkeit nicht ab. Beide hatten „einerley Ergebenheit gegen die Religion, einerley „abergläubische Neigung zu den Eitelkeiten der Stern„deuter, wie sie selbst nicht leugneten; der Kaiser aber „wehnte dem Gottesdienste weit fleißiger bey, und „überließ sich mehr geistlichen Betrachtungen.“ Es könnte wohl seyn, daß diese Vergleichung für den König etwas schmeichelnd, auch nicht vollständig genug ausgefallen wäre; unterdessen bestätigt doch die Geschichte beider Fürsten ihre Hauptzüge in derselben.

Friedrich also verband sich mit Polen und Böhmen wider Ungarn; ertheilte die Lehn über das Böhmische Reich an Wladislav; vertrieb einige Oesterreichische Herren, die dem Matthias zugethan waren, aus ihren Gütern, und aus dem Lande selbst, ob ihnen gleich dieser König in dem letzten Stillstande alle Sicherheit ausgemacht hatte; lies auch seine Unterthanen nach Ungarn streifen. Nachdem sich Matthias persönlich vergebens bemühet hatte, sandte er dem Kaiser im Junius des Jahres 1477. einen Fehde- und Absage-Brief zu. Zugleich rüstete er Schreiben zu seiner Rechtfertigung an die Oesterreichischen Landstände und an die deutschen Reichsstände, die leztern bat er insbesondere, dem Kaiser bey seinem ungerechten Angriffe, gar keine Hülfe zu beweilligen. Der Kaiser hingegen begehrte eben dieses von den Ungarischen Ständen, an welche er ausführlich von den seinen Beleidigungen schrieb, die ihm der König zugefügt hätte. Er war deswegen weiter nicht darauf bedacht, daß er die Böhmische Krone endlich angenommen, und wieder die Ungarn zu Felde gezogen; die zum Vertheidigen angeworbenen Völker wider ihn und andere christliche Fürsten angewandt, ihm zuerst den Krieg ange-

angekündigt habe, und dergleichen mehr. „Er sezt „zwar auch hinzu, sagt der Kaiser, wir hätten von „uns selbst die Meinung, daß wir zur Regierung nicht „geschickt wären; allein man sieht daraus nur, daß er „anderer Handlungen leichter tadle, als die seinigen.“ Im Grunde hatte sich wohl jeder dieser Fürsten über den andern zu beklagen; allein die Klugheit hätte dem Kaiser rathen sollen, es wenigstens nicht zum Kriege kommen zu laßen. Freylich verließ er sich auf die Unterstüzung des Königs Wladislav. Auch hatte in Schlesien die öffentliche Unsicherheit so sehr überhand genommen, daß Matthias in den ersten Monathen des Jahrs 1477. zweytausend Soldaten dahin schicken mußte, um den Räubereyen der Schloßherren Einhalt zu thun. Diese Ungarn plünderten jedoch selbst das Land aus; es rückte ein Böhmisches Heer in daßelbe ein, und die Schlesier schloßen, unter Erlaubniß des Königs, mit den Böhmen einen Frieden, um ungestört leben zu können; der aber von den leztern wenig gehalten wurde.

Matthias fand nicht alle seine Ungrischen Groſsen zum Kriege mit dem Kaiser geneigt. Darf man den Reden trauen, welche Bonfinius wiederum bey dieser Gelegenheit halten läßt: so stellte einer der ansehnlichsten von ihnen vor, daß ein solcher Krieg wegen der Hülfsquellen, die dem Kaiser offen stünden, niemals ein Ende nehmen würde; daß, gesezt auch, der König werde Herr von Oesterreich, Ungarn darunter leiden müßte, weil er alsdann in jenem eroberten Lande sich aufhalten, es auf Kosten seines Reichs bereichern würde; und daß überhaupt der Krieg mit den Türken den Vorzug verdiene. Allein der König erreichte seine Absicht dennoch, daß ein Heer zusammengezogen wurde. Er breitete sich bald mit siebzehn tau-

send Ungarn, Böhmen und Raizen im Sommer des Jahrs 1477. in Oesterreich aus. Die leztern brannten und mordeten alles was ihnen vorkam, gleich den Türken. Er selbst bemächtigte sich in kurzem fast aller Städte, bis auf Wien, (eine der schönsten Städte der Barbaren, sagt Bonfinius, so wie die Italiäner noch im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, alle Ausländer Barbaren nannten,) Crems und Linz, wohin sich der Kaiser geflüchtet hatte. Dieser Fürst hatte seine Kriegsvölker in Besazungen vertheilt, um den König desto länger durch Belagerungen aufzuhalten; allein diese Erwartung schlug fehl; schon war Wien aus Mangel an Lebensmitteln der Uebergabe nahe, und Wladislav konnte nicht schnell genug dem Kaiser zu Hülfe ziehen. Für den König war es auch keine geringe Aufmunterung, daß der Papst dem Kaiser über die Belehnung, welche Wladislav von ihm empfangen hatte, sein Mißfallen bezeigte, und sowohl ihm, als den Böhmen und Mähren die Erklärung that, Matthias allein werde von ihm stets vor den rechtmäßigen König von Böhmen gehalten werden. Dafür bot nun Friedrich dem Könige den Frieden an, und der Papst selbst den Venetianern suchten ihn ebenfalls zu vermitteln. Es wurde halt ein Stillstand getroffen; aber die Königin Beatrix lag sowohl ihrem Gemahle, als dem Kaiser, ihrem Verwandten, so ängstig an, einen vollkommenen Frieden einzugehen, daß dieser noch gegen das Ende des Jahrs 1477. auf billige Bedingungen zu Stande kam. Dadurch der König den kaiserlichen Beistandsbrief über das Königreich Böhmen und die damit verbundene Kurwürde, gerade in der Zeit, wo in ihm ohnedis Wladislav erwählet bekommen wurde: so mußte er dadurch um ihre Dienste sich weniger sorgen; dagegen auch der Kaiser Beistand

ſtand leiſten, wenn er von dem Könige von Pohlen, oder von deßen älteſten Sohne wegen der gedachten Belehnung angegriffen werden ſollte. Der Kaiſer und die Oeſterreichiſchen Stände mit ihm ſollten dem Könige eine ſchriftliche Verſicherung über hundert tauſend an ihn für Kriegskoſten zu zahlende Gulden, ausſtellen; wenn ihm dieſelbe eingehändigt worden wäre, ſo wollte er ſogleich alle eroberte Plätze dem Kaiſer übergeben laßen. Endlich ſollte dieſer Fürſt die Oeſterreichiſchen Anhänger des Königs wieder in den Beſiz ihrer Güter einſezen, und ihnen verzeihen. Würklich ließ auch der Kaiſer gleich darauf die genannte Belehnungsurkunde für den König ausfertigen, und verwies die Einwohner aller zum Böhmiſchen Reiche gehörigen Länder, an ihn, als ihren einzigen wahren König. Der päpſtliche Geſandte, der ſich im Anfange des Jahrs 1478. zu Breslau eingefunden hatte, wollte auch dabey das Anſehen ſeines Herrn behaupten, ließ alſo jeden Sonntag daſelbſt von allen Predigern den Bann wider den König von Pohlen, und alle Unterthanen deßelben, auch wider Wladislav und ſeine Anhänger, bekannt machen; ſogar den Pohlen und Böhmen in dieſer Stadt allen Gottesdienſt in ihren Kirchen unterſagen. Allein er ſezte dadurch nur die Breslauer der Rache dieſer beiden Nationen auf ihren Reiſen aus.

Eben dieſe Veränderungen aber, da ſich Wladislav von dem Kaiſer verlaßen, und von dem Papſte feindlich behandelt ſah, beförderten den völligen Frieden zwiſchen ihm und dem Könige Matthias; zumal da dieſer ſich ſtark genug fühlte, um von Schleſien aus, dem deutſchen Orden und dem Biſchof von Wermeland in Preußen, gegen den König von Pohlen gewaffnete Hülfe zu ſchicken. Zwar wollte Matthias

den zu Brünn um Oſtern des Jahrs 1478. geſchloſſenen Frieden nicht genehmigen, weil ſeine Bevollmächtigten bey demſelben weiter gegangen wären, als er ihnen erlaubt hätte. Sie hatten inſonderheit zugegeben, daß er dem Wladislav, aber dieſer nicht ihm, den Nahmen eines Königs von Böhmen beilegen ſollte Doch im September eben dieſes Jahrs, kam man zu Olmüz über folgende Friedensbedingungen überein. Sowohl Matthias als Wladislav ſollten ſich beide Könige von Böhmen nennen und ſchreiben. Der erſtere ſollte Mähren, Schleſien, die Lauſiz und die Sechsſtädte; der leztere aber Böhmen, als wahre Könige und Erbherren, beſizen. Würde Matthias ſterben, und Wladislav oder ſeine Nachfolger wollten Mähren nebſt den übrigen Ländern, wieder mit dem Böhmiſchen Reiche vereinigen: ſo ſollten dem neuen Ungriſchen Könige dafür viermal hundert tauſend Dukaten bezahlt werden. Wenn hingegen Wladislav früher ſterben, und Matthias zu ſeinem Nachfolger gewählt werden ſollte: ſo ſollten jene Länder deſto mehr an Böhmen zurückfallen. Nach dieſem Vergleiche, fand Matthias auch weniger Schwierigkeiten, im folgenden Jahr 1479. auf dem Reichstage zu Sirad in Pohlen, ſeine Händel mit dieſem Reiche und deſſen Könige größtentheils beizulegen. Er nahm ſich dabey auch der Vortheile des deutſchen Ordens an, und verſprach, die pohlniſche Handlung mit Ungarn mehr zu begünſtigen.

In dieſes Reich hatten ihn nun dringendere Angelegenheiten zurückgerufen. Er brauchte einen neuen Geldbeitrag zur Fortſezung des Türkenkriegs; zumal da ihm die Venetianer ihren bisherigen, in der Beſorgniß, er möchte ihn zum Kriege mit dem Kaiſer anwenden, entzogen hatten. Matthias verſammlete

also die Ungrischen Stände zu Buda, und sie waren sehr bereitwillig, ihm eine neue Kriegssteuer, fünf Jahre hindurch, dergestalt zu zahlen, daß jeder Thorweg einen Goldgulden tragen sollte. Zugleich schlugen sie vor, daß sie und ihre Mitbürger nicht wider alle Feinde des Königs ohne Unterscheid, sondern nur alsdann zu fechten verbunden seyn sollten, wenn der Römische oder Türkische Kaiser, ingleichen die Könige von Pohlen und Böhmen, oder der Baßa von Romanien, persönlich einen Einfall in das Reich vornehmen würden. Allein, sezten sie hinzu, da das Reich, außer andern Beschwerden, durch die zum Kriege ziehenden Soldaten so sehr verwüstet worden wäre, daß die armen Einwohner kaum die nöthigsten Lebensbedürfniße haben könnten: so bäten sie den König, zur Erholung für das Reich, darauf bedacht zu seyn, daß die Kriegsvölker künftig die Unterthanen nicht so hart bedrückten; daß der Bau mancher Schlößer ihnen nicht zu lästig würde; daß auch nur in solchen Grafschaften, wo Straßenraub, Diebstahl, Menschenverkauf, Verstümmelungen, Mordthaten und andere Verbrechen im Schwange giengen, allgemeine Gerichte ohne Geldkosten gehalten werden möchten. Sie verlangten weiter, daß gegen Besizer von Gütern bloß rechtlich, nicht gewaltthätig, verfahren werden sollte; daß der König, auf eine bloße Klage, keine Güter eines Edelmanns in Besiz nehmen, keinen derselben willkührlich gefangen halten, auch insonderheit nicht ohne Rath und Urtheil der Stände und Edelleute, einen von ihnen bestrafen möchte. Alle diese Bitten der Reichsstände bestätigte der König, weil sie dem Reiche vortheilhaft wären.

Er hatte desto mehr Ursache, sich so gefällig zu bezeigen, da es gar bald mehr als Gefahr wurde, was

von Seiten der Türken dem Reiche drohte. Sie fielen im Jahr 1479. hundert tausend Mann stark, in Siebenbürgen ein, verwüsteten es weit und breit, waren auch bereits auf dem Rückzuge begriffen, als sie ein kleines Heer des Woiwoden von diesem Lande angriffen; aber, nachdem ein Ungrischer Großer demselben zu Hülfe gekommen war, eine Hauptniederlage litten. Matthias, der geschwind, aber doch zu spät, Rüstungen wider die Türken angestellt hatte, konnte es ihnen nicht verwehren, daß sie bald darauf auch in Slavonien, Steyermark und in Ungarn bis nach Raab und Günz, einen verheerenden Einfall wagten. Freylich durfte er sich damals von keinem seiner Nachbarn wider diese Feinde einigen Beistand versprechen. Die Venetianer hatten sogar einen Vergleich mit den Türken geschloßen, durch welchen diese mehr Muth gewannen, die Ungarn anzugreiffen. An die deutschen Reichsfürsten schickte der König zwar Gesandte, die um Hülfe anhielten; aber ohne etwas auszurichten. Auch beschwerte er sich gegen den Papst, daß derselbe keinen Eifer für diese seine wichtigen Bedürfniße blicken ließe. Als ihm die Cardinäle hierauf antworteten, ein solcher Argwohn gegen den Papst, der immer thätig wider die Türken sey, könne dem Könige nur auf Anstiften eines bösen Geistes beigebracht worden seyn: schrieb dieser nicht allein zurück, er habe von jenen gerühmten [illegible]

des Reichstags (Gesetz vom 24. Februar 1869, Reichsgesetzbl. S. 101) und des Zollparlaments (Gesetz vom 8. Juli 1869, Reichsgesetzbl. S. 317) sowie der Landtage (Gesetz vom 31. Mai 1870, Reichsgesetzbl. S. 355) und der Bürgerschaft in Hamburg (Gesetz vom 21. Juni 1870, Reichsgesetzbl. S. 177) und Lübeck (Gesetz vom 4. Juli 1870, Reichsgesetzbl. S. 355) und der Bürgerschaft in Bremen (Gesetz vom 21. Juni 1870, Reichsgesetzbl. S. 177) und Lübeck (Gesetz vom 4. Juli

Spectacula, quae ludi, circenses, theatra, varia, diversa, quae ludi, circenses, theatra, varia, diversa, quae ludi, circenses, theatra, varia, diversa

dieſes leztere durch Liſt. Nachdem er von den Oeſterreichiſchen Ständen die hunderttauſend Gulden vergebens gefordert hatte, die ſie nicht weniger als der Kaiſer, zu zahlen ſchuldig waren, begehrte er von dieſem den freyen Durchzug durch ſeine Erbländer gegen die Venetianer, welche ihm die Inſel Veglia entrißen hatten. Sobald aber ſein Feldherr gegen das Ende des Jahrs 1479. in die gedachten Länder mit Kriegsvölker eingerückt war, bemächtigte er ſich aller feſten Städte der beiden Prälaten daſelbſt, wie Rakersburg, Pettau, und anderer mehr.

Keiner von beiden Fürſten wollte das Anſehen haben, der Urheber eines neuen Kriegs zu ſeyn, den auch einige Reichsfürſten bey dem Kaiſer zu verhüten ſuchten. Matthias inſonderheit gab den Schritt, den er im Oeſterreichiſchen gethan hatte, bloß vor eine Folge ſeiner Verbindungen mit den beiden Biſchöfen aus, und wandte, ganz unbekümmert darüber, im Jahr 1480. vielmehr ſeine Aufmerkſamkeit auf den Einfall, den die Türken damals in Kärnthen und Steyermark wagten. Um ſie zu hindern, daß ſie nicht auch einen Theil ſeines Reichs ausplünderten, beſchloß er, ſie auf dem Rückzuge anzugreifen; fand aber, als er mit ſeinem Heere an den Sauſtrohm gekommen war, daß ſie bereits über denſelben gegangen wären. Er ſezte ihnen alſo nach, und verwüſtete ihr eigenes Land. Allein plözlich rief ihn die Nachricht zurück, daß der Kaiſer fünfhundert Reiter nach Ungarn geſchickt habe, welche es in der Gegend zwiſchen der Leita und Raab grauſam verheerten. Schon war er Willens, dieſes durch einen Einfall in das Oeſterreichiſche zu vergelten; doch auf dem Wege dahin, empfieng er ein ſehr rührendes Abmahnungsſchreiben des Papſtes, das ihn zu einem andern Entſchluße brachte. Unter-

deßen antwortete er dem Papſte, ſo geneigt er ſey, ſich wider gegen die Türken zu wenden, und ihm die Entſcheidung ſeiner Zwiſtigkeit mit dem Kaiſer zu überlaßen; ſo nöthig wäre es auch, daß der Papſt zu dieſer Abſicht einen ſolchen Geſandten bevollmächtigte, der ſtrenger ſey, als der ihm bekannte Biſchof, weil der Kaiſer ſich gar zu gern zurückziehe und entwiſche, wenn man von ihm, was recht iſt, fordere; mithin der päpſtliche Geſandte nicht allein alles genau unterſuchen und beſtimmen, ſondern auch denjenigen, der billige Bedingungen nicht annehmen wollte, durch Strafen dazu zwingen müßte.

Beinahe ſcheint es, daß Matthias, ob er gleich dem Kaiſer nichts weniger als gewogen war, doch ſeine Gemüthsart ziemlich wohl getroffen habe. Denn Friedrich kehrte ſich nicht an den Vergleich, den der päpſtliche Abgeordnete geſtiftet hatte; und wollte doch auch den Krieg vermeiden. Er zahlte die ausbedungene Summe nicht; und hatte gleichwohl durch eine drückende Steuer in Oeſterreich, viel Geld, ſelbſt von den Klöſtern, erpreßt; er wollte auch die von dem Graner Erzbiſchof mitgebrachten Schätze nicht zurückgeben, noch ihn zur Ablegung ſeines ehemaligen Titels nöthigen. Daher kündigte ihm Matthias noch im Jahr 1480. den Krieg an, indem er ihm nicht allein viele

Mythen, Sagen und Märchen. Ihre Entstehung und Bedeutung. Leipzig 1856. Ferner: Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1875. Derselbe, Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Überlieferung. Berlin 1877. Derselbe, Mythologische Forschungen. Straßburg 1884. Derselbe, Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875. Derselbe, Roggenwolf und Roggenhund. Danzig 1865. Derselbe, Die Korndämonen. Berlin 1868. Derselbe, Die Lettischen Sonnenmythen. Berlin 1875. Derselbe, Die Götterwelt der alten Preußen. Berlin 1863. Derselbe, Die Gottheiten der Preußen. Berlin 1871. Derselbe, Die Gottheiten der Preußen. Berlin 1871. Derselbe, Die Gottheiten der Preußen. Berlin 1871

Amsdorf, Melanchthon, Jonas, Cruciger, Bugenhagen, Aurogallus, Agricola, Major, Myconius, Spalatin, Link, Schurf, Dolzig, Brück, Pfeffinger, Hausmann, Rörer, Forstemius, Weller, Creutziger, Cordatus, Besold, Vogler, Crotus, Eberus, Lauterbach, Matthesius, Mörlin, Aepinus, Flacius, Wigand, Gallus, Coelius, Cellarius

ſtüzen. Entſchloßen zu demſelben, rief Matthias ſeine Reichsſtände im Jahr 1481. nach Buda, um die nöthige Bewilligung von Geld und Soldaten zu erhalten. Im Einverſtändniße mit ihnen, gab er auch daſelbſt neue Geſeze; hauptſächlich in Abſicht auf die Zehnten, die der Geiſtlichkeit vom Weln, von Landesfrüchten, Lämmern und Bienen entrichtet wurden. Er beſtimmte vieles hierüber genauer und billiger; befreyete auch die Raſcier oder Raizen von der Zahlung dieſer Zehnten auf einige Jahre, bis dieſe der griechiſchen Kirche zugethane Flüchtlinge aus dem türkiſchen Reiche, noch mehrere nach ſich gezogen, und ſich ſelbſt recht feſtgeſezt haben würden. Unter andern wurde noch ausgemacht, daß die Prälaten und ihre Verweſer keine bloß allgemein abgefaßten, ſondern nahmentlich bezeichnete Vorforderungen ergehen laßen, und weltliche Perſonen nicht wegen Kleinigkeiten, noch weniger wegen Dinge, die nicht für die geiſtlichen Gerichte gehörten, vor dieſelben ziehen ſollten.

Kaum aber war Matthias mit ſeinem Heere bis in die Nähe der Sau gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß der Kaiſer einen Strich von Ungarn gegen Oedenburg zu, durch einen abgeſchickten Haufen habe ausplündern laßen. Dieſer Fürſt, der alles hervorſuchte, um nur das verſprochene Geld nicht bezahlen zu dürfen, glaubte, daß der König davon abſtehen würde, damit er bey ſeinem türkiſchen Kriege, den Rücken frey behielte. Dazu kam, daß der vormalige Erzbiſchof von Gran, deßen in dem lezten Vergleiche gar nicht gedacht worden war, den Kaiſer deſto mehr angereizt hatte, denſelben zu brechen. Nichts übertraf alſo den aufwallenden Zorn, womit jezt Matthias ſein wider die Türken beſtimmtes Heer zurück gegen den Kaiſer führte. Er ließ es noch im Jahr

1481.

Art. 10. Die Bestimmungen des Artikels 9 finden auf Kriegsschiffe Anwendung, die sich in einem Hafen befinden, wenn ihre Ausfahrt durch Eis verhindert ist. Solche Schiffe dürfen nur während der Zeit, die zu ihrer Ausfahrt unbedingt erforderlich ist, und unter Beachtung der Bestimmungen des Artikels 9 Absatz 2 in Tätigkeit treten.

Die Hafenbehörde soll unter Mitwirkung der Vertreter der Kriegsschiffe dafür sorgen, daß die Ausfahrt der Kriegsschiffe, die durch Eis verhindert sind, so bald wie möglich stattfinden kann. Sie soll zu diesem Zweck die Reihenfolge der Ausfahrt festsetzen und, wenn nötig, die Hilfe der Eisbrecher in Anspruch nehmen. Die Kriegsschiffe müssen sich dieser Reihenfolge fügen.

Art. 11. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Lotsen an Bord nehmen.

Art. 12. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Kohlen, Munition oder Kriegsmaterial an Bord nehmen.

Art. 13. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Mannschaften an Bord nehmen.

Art. 14. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Kranken- oder Verwundetentransporte vornehmen.

Art. 15. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Briefe oder Depeschen an Bord nehmen oder ausschiffen.

Art. 16. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Vermessungen oder Aufnahmen vornehmen.

Art. 17. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Boote aussetzen.

Art. 18. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Flaggen- oder Salutsignale geben.

Art. 19. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Signale geben oder Funkentelegramme absenden.

Art. 20. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Arbeiten vornehmen.

Art. 21. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Landungen vornehmen.

Art. 22. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Übungen vornehmen.

Art. 23. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Schießübungen vornehmen.

Art. 24. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Minen legen oder aufnehmen.

Art. 25. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Torpedos ausschießen.

Art. 26. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Torpedos aufnehmen.

Art. 27. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Torpedos aufnehmen.

Art. 28. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Torpedos aufnehmen.

Art. 29. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Torpedos aufnehmen.

Art. 30. Kriegsschiffe, die sich in einem Hafen befinden, dürfen nur mit Erlaubnis der Hafenbehörde Torpedos aufnehmen.

lage aufgehoben. Bald aber fieng sie der König von neuem an; trieb zehntausend Reiter, durch welche der Kaiser die Stadt zu entsezen suchte, zurück; und nöthigte sie nicht allein zur Uebergabe; sondern brachte auch den Befehlshaber des daneben liegenden sehr festen Schloßes durch Geld dahin, es ihm einzuräumen.

Mittlerweile hatte Matthias auch die Türken nicht aus den Augen gelaßen. Sein Feldherr, Paul Kinysi, den er wider dieselben mit dreyßig tausend Mann abschickte, war im Jahr 1482. in Servien eingedrungen, hatte die Feinde mehrmals geschlagen, das Land verheert, eine große Menge dortiger Einwohner zum Anbau von Ungarn fortgeführt, auch zur Sicherheit der Gränzen des Reichs jenseits der Sau einige kleine Festungen angelegt, und mit Soldaten besezt hinterlaßen. Es schien auch, daß auf dieser Seite etwas Entscheidendes ausgerichtet werden könne, weil der Sultan Bajazet sich damals genöthigt sah, seine Waffen gegen einen aufrührischen Großen in Aegypten zu kehren. Der König wünschte daher den weniger nöthigen Krieg mit dem Kaiser zu endigen, und schrieb im Jahr 1483. an die deutschen Reichsfürsten, sie möchten zu einer so bequemen Zeit, als die jezige wäre, da die Türken ihre Macht aus Europa großentheils weggezogen hätten, die ihrige mit ihm gegen sie vereinigen; aber auch den Kaiser zu einem billigen Vergleiche bringen. Dieser Fürst sandte selbst an den König einen Bischof, um des Friedens wegen mit ihm zu handeln; und dennoch blieb auch diese scheinbare Annäherung gegen einander fruchtlos. Vermuthlich waren beide Herren mit einem zu starken Mißtrauen eingenommen; oder, welches noch glaublicher ist, die Vorschläge des Kaisers gaben keinen sichern und hinlänglichen Grund ab. Im Frühlinge also des

Jahrs

Jahrs 1483. eroberte Matthias auch Bruck an der Leita; die Gränzen von Ungarn gegen Oesterreich wurden dadurch desto mehr gedeckt, und da er alle kleine Plätze um Wien herum ebenfals besezte, schnitt er dieser Hauptstadt die Verbindung mit dem Lande gänzlich ab. Der Kaiser hatte sich unter diesen Umständen bereits nach Grätz in Steyermark flüchten müßen. Hier bemühte sich der päpstliche Gesandte auf mancherley Art, ihm friedlichere Gesinnungen einzuflößen; fand jedoch, daß Friedrich alle Schuld des Kriegs auf den König warf, von ihm die ersten Anerbietungen erwartete; überdieß auch die falsche Meinung sich tief eingeprägt hatte, daß derselbe, durch Geldmangel gezwungen, den Frieden von selbst werde eingehen müßen. Darauf begab sich der Gesandte nach Buda, wo er nicht nur ein Schreiben seines Hofs überreichte, das auf eben denselben Endzweck zielte; sondern auch die Großen, und vorzüglich die Königinn selbst, zur Unterstüzung des Friedensgeschäftes, auf seine Seite brachte. Sie zeigte ihm, wie er seine Absicht bey ihrem Gemahl am ersten erreichen könnte. Allein ob er gleich in der Versammlung der Reichsstände vorschlug, der König möchte die eroberten Plätze dem Papste einräumen; dieser sollte dafür sorgen, daß der Kaiser ihm seine Kriegskosten erstatte, worauf derselbe erst jene Plätze wieder erhalten sollte; so wollte doch der König dieses nur mit der Bedingung annehmen, wenn der Kaiser und das deutsche Reich ihm drey Jahre hindurch zehntausend Reiter zur Hülfe wider die Türken stellen würden. Dem Gesandten gefiel dieses nicht, weil es bey dem Kaiser schwerlich Eingang finden durfte; dagegen kam er mit dem Könige überein, daß der Papst, selbst ohne Vorwißen des Kaisers, der sonst, wie Matthias sagte, solches hindern würde, eine deutsche Reichsversammlung zur

Beför-

Beförderung des Friedens anstellen sollte. In seinem Berichte an den Papst, bewunderte der Gesandte den König auf allen Seiten ungemein, rühmte besonders seine majestätische Beredsamkeit, Klugheit, List und Kühnheit; seinen Palast, der von keinem in Italien übertroffen würde; den Reichthum seiner Kostbarkeiten und seiner Pracht, die an Salomons Hofe nicht grösser gewesen seyn könnte; auch die Menge seines furchtbaren Geschützes, von welchem ein Stück durch achtzehn Pferde fortgezogen würde. Schlau genug wandte dieser Gesandte alle Künste an, um den König zu gewinnen; er sagte sogar zu ihm, es sey ihm unrühmlich, daß er, als ein Löwe, mit einer Maus Krieg führte. Der König zischelte aber auch einmal dem Gesandten ins Ohr: „Wenn ich nicht wäre, und diesen Krieg „nicht mit diesem unbilligem Manne geführt hätte: „so würdet ihr Geistlichen, die er haßt, es schon „empfinden.“

Ganz unerwartet verglich sich Matthias mit dem türkischen Sultan eher und leichter, als mit seinem christlichen Nachbarn. Es hatten ihm zwar sogar einige Feldherren des Bajazet den wichtigen Antrag gethan, er möchte sich den Bruder dieses Kaisers, Dschem, der sich zu den Christen auf der Insel Rhodus gerettet hatte, von denselben ausliefern laßen; sie wollten ihm alsdann mit Geld und Kriegsvölkern wider den Bajazet beistehen. Matthias verlangte auch diese Auslieferung mehrmals und nachdrücklich von dem Großmeister des Johanniter Ordens zu Rhodus; er wurde bey so günstigen Aussichten auf die Eroberung von Servien und Bosnien, auch geneigter zum Frieden mit dem Kaiser. Allein er konnte jenen Prinzen nicht in seine Hände bekommen; und da er aus Böhmen Nachricht erhielt, daß die Hußiten nicht allein

Herren von Prag geworden wären, sondern auch den König Wladislav ziemlich in die Enge getrieben hätten: so sagte er sogleich zu dem päpstlichen Gesandten, die Friedenshandlungen mit dem Kaiser müßten bey dieser Verwirrung langsam betrieben werden. Plözlich kamen türkische Gesandten im Jahr 1483. zu Buda an, und brachten ein Schreiben des Bajazet, worinne er dem Könige einen fünfjährigen Stillstand antrug: nicht, sagte er, als wenn er sich vor ihm fürchtete; sondern, weil sie beide mit andern Feinden genug beschäftigt wären; sie könnten auch endlich einen immerwährenden Frieden mit einander schließen. Die meisten Großen und Räthe des Königs, insonderheit der Erzbischof von Colocza, der damals seines Vertrauens hauptsächlich genoß, wollten nichts von diesem Stillstande wißen. Sie glaubten, daß der König sich der angebotenen Gelegenheit, die Türken mit ihrer eigenen Hülfe zu bekriegen, bedienen müße; zumal da der Gesandte des Papstes Friedensvorschläge von dem Kaiser eröfnet hatte. Dennoch nahm Matthias den Stillstand an; wobey er ausmachte, daß die Türken sein Gebiet nicht betreten, sondern nur der Handelschaft wegen sich deßen Gränzen nähern sollten. Sein Entschluß wird daraus begreiflich, weil Dshem nunmehr nach Frankreich abgeschickt werden sollte, und auf den Frieden mit dem Kaiser sich wenig bauen ließ.

Plätze, weil er sie sonst bald erobern würde. Darauf antwortete Bajazet, er habe den Stillstand nicht übertreten, und würde eher den Todt wählen, als treulos handeln; es sey aber auch die Moldau und Walachey im Stillstande nicht mit begriffen worden, und er übersende dem Könige die darüber ausgefertigte Urkunde, damit er sich selbst durch den Augenschein davon überzeugen könne; er werde zwar künftig gar keinen Angriff auf die Länder des Königs thun laßen; aber die beiden eroberten Festungen könne er nicht zurückgeben, weil sie ihm zu viel Volk gekostet hätten; es müßte sich denn eine dringendere Veranlaßung dazu finden.

Als Matthias die Urkunde gelesen hatte, sah er, daß die Entschuldigung des Sultans nicht ungegründet sey. Sein Zorn aber kehrte sich nun gegen den Erzbischof von Colocza, der sie abgefaßt hatte; er züchtigte ihn sogar dafür mit dem Stocke, und ließ ihn gefangen sezen; welches er ohngefähr sechs Jahre auf königlichen Schlößern, unter ziemlich leidlichen Umständen, blieb. Alle Ungrische Großen erstaunten über diese Bestrafung eines so ansehnlichen Prälaten, nicht ohne merklichen Unwillen. Er war damals der vornehmste Staatsbediente des Königs, der allein mit ihm frey über alles reden durfte, und besonders die ungewöhnlichen Steuern tadelte, die der König wohl dreymal bis viermal des Jahrs wegen seiner vielen und langwierigen Kriege auflegte; wiewohl seine Freymüthigkeit auch andere Großen traf. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der König überhaupt die Kühnheit des Erzbischofs habe niederschlagen, und andern Ungrischen Herren ein warnendes Beispiel an ihm geben wollen. Sonst war es freylich kaum der Mühe werth, von den Türken genaue Erläuterungen über ihr Betragen an den Gränzen der Moldau zu fordern, da der Woiwode

dieſes Landes, indem er den König in den Krieg mit dem Kaiſer verwickelt ſah, ſich in den Schuz von Pohlen begeben hatte, um gegen jene Feinde wenigſtens von einer Seite bedeckt zu werden. Auch fielen die Türken, ohngeachtet des Stillſtandes, noch im Jahr 1484. durch das Ungriſche Gebiet in Krain und Kärnthen ein, aus welchen Ländern ſie, weil ſie von dem Kaiſer, um des Ungriſchen Kriegs Willen, den Soldaten entblößt worden waren, über zehntauſend Gefangene fortſchleppten. Auf der Rückkehr verwüſteten ſie Croatien; wurden aber von dem dortigen Ban oder Befehlshaber alle niedergehauen.

Daß der Stillſtand, den Matthias mit den Türken eingegangen hatte, ihn bey andern Fürſten verhaßt gemacht habe, zumal da ſie dadurch noch mehr den Streifereyen dieſer Nation ausgeſezt wurden, iſt gewiß. Unterdeßen wußte der Papſt noch nichts von demſelben, als er am Ende des Jahrs 1483. den König ſehr dringend ermahnte, daß er, der immer ein Hammer der Ungläubigen und Ketzer geweſen ſey, der auch Böhmen, als ſein Reich, beſchüzen müße, den Katholiſchen in demſelben gegen die Wuth der Ketzer ſogleich zu Hülfe kommen möchte. Diesmal aber befand der König nicht vor nöthig, ſich in dieſe Angelegenheiten zu mengen; ob er es gleich unter eben demſelben Vorwande, wie ehemals, thun konnte. Die Eroberungen in Oeſterreich zu behaupten, und zu erweitern, ſcheint jezt ſein vornehmſtes Augenmerk geweſen zu ſeyn. So eifrig auch der päpſtliche Geſandte die Friedensunterhandlungen bey ihm und dem Kaiſer fortſezte; ſo entfernten ſie ſich doch beinahe noch weiter von einander. Der Geſandte ſchrieb an ſeinen Herrn, wenn gleich Salomo ſelbſt tauſend Vorſchläge von einem Theil zum andern tragen ſollte, ſo würde doch

ein

ein jeder anders verſtanden werden, als von demjenigen, der ihn entworfen hätte. In der That mögen beide Fürſten, argwöhniſch gegen einander, immer neue Schwierigkeiten erregt, und ſich zurückgezogen haben, wenn man ſie in dem Augenblicke der Vereinigung zu ſehen glaubte. Matthias geſtand es dem Geſandten beinahe ſelbſt; dieſer rieth zu einer Zuſammenkunft mit dem Kaiſer; die Königinn verſicherte ſogleich, dieſes wäre der einzige Weg zum Frieden; ihr Gemahl machte Hoffnung dazu, und ſagte überdies, er habe bereits die Königinn zu dem Kaiſer ſchicken wollen, die er aber anzuhören ſich geweigert habe. Eben ſo fruchtlos ſuchte der Papſt durch den Bruder der Königinn, den Cardinal Johann von Aragonien, dem der König das Erzbißthum Gran ertheilt hatte, dieſen Fürſten zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu bewegen. Der Krieg nahm im Jahr 1484. mit der Belagerung von Korneuburg, einer Stadt einige Meilen von Wien, ſeinen Fortgang. Der Ungriſche Feldherr Házy, dem ſie Matthias aufgetragen hatte, ſchlug den Entſaz zurück, den der Kaiſer abgeſchickt hatte; dennoch vertheidigten die Bürger ihre Stadt ſo muthig, daß ſie erſt im ſiebenten Monathe durch die äußerſte Hungersnoth gezwungen werden konnten, dieſelbe zu übergeben.

Ein neuer Papſt, der jezt zur Regierung gekommen war, Innocentius der achte, eilte noch im Jahr 1484. in den König zu dringen, daß er die Gefahr des katholiſchen Glaubens höher achten möchte, als alle Bedingungen, welche der ärgſte Feind deßelben vorſchlüge, der ihn ohnedieß nur auf eine treuloſe Art einzuſchläfern bedacht wäre. Allein die Eroberungen des Königs waren ſchon zu anſehnlich, und boten ihm noch größere an, durch welche der Kaiſer

zum Frieden genöthigt werden konnte, als daß er sie hätte fahren laßen sollen, um den türkischen Stillstand, der ihm doch in der Hauptsache dabey vortheilhaft war, ganz aufzuheben. Er gieng also vielmehr im Anfange des Jahrs 1485. auf Wien selbst loß; nicht ohne vorher vermeinte günstige Anzeichen der Sterndeuterey ausgeforscht zu haben. Noch war die Donau mit Eis bedekt, als er im Jänner dieses Jahrs die Wienerische Besazung von der Brücke vertrieb, und der Stadt alle Zufuhr abschnitt. Bald darauf belagerte er sie mit einem dreyfachen Heere, schloß sie mit kleinen hölzernen Festungen und Thürmen ein, bemächtigte sich auch ihrer Vorstädte. Da indeßen die Einwohner sich auf eine sehr standhafte Gegenwehr gefaßt machten; die Stadt selbst nach den Kräften der damaligen Kriegskunst schwer zu bezwingen war, und Matthias außerdem seine Soldaten schonen wollte: so sah er sich auf das Mittel eingeschränkt, Wien durch Hunger in seine Gewalt zu bringen. Doch ließ er seine Kriegsvölker nicht in einer schädlichen Unthätigkeit um diese Stadt herumliegen; er gebrauchte sie zum Theil die benachbarten kleinen Oerter sich zu unterwerfen: denn zu dieser Zeit thaten auch die Bewohner von Städtchen und Flecken regelmäßigen Soldaten einen Widerstand. Er selbst griff einen solchen unbedeutenden, aber zur Herbeyschaffung von Lebensmitteln bequemen Platz, **Ebersdorf**, mit seiner Leibwache förmlich an. Als er in dem Lager vor demselben, in einer kleinen Hütte mit einigen vertrauten Befehlshabern zu Tische saß, fehlte wenig daran, daß er nicht durch eine aus der Stadt abgeschoßene Kugel getödtet worden wäre. Er allein blieb dabey gelaßen; alle Anwesende hingegen wurden bestürzt, und geriethen auf den Argwohn, daß dieses eine verrätherische Nachstellung gewesen sey. Ebersdorf mußte sich bald darauf an den König ergeben.

Nach

Nach einigen Monathen der Einsperrung, riß in Wien der höchste Mangel an Lebensbedürfnißen ein. Eine große Menge Menschen hatte sich, aus Furcht vor dem Feinde, in diese Stadt gerettet: und nun mußten die Einwohner, die schon damals wegen ihres leckern Wohllebens bekannt waren, Pferde, Katzen und Mäuse eßen. Sie wankten gleichwohl noch nicht in ihrem Muthe; bekamen aber von dem Kaiser, der sich nach Linz begeben hatte, als sie ihn um Hülfe baten, die spöttische Antwort, sie möchten nun auch den Hunger dulden, den sie ihn, ihren Landesherren, ehemals in seiner Burg, oder im Schloße zu Wien, hatten ausstehen laßen. Endlich wurden sie also genöthigt, gegen den Anfang des Junius im Jahr 1485. dem Könige ihre Thore zu öffnen. Diese Stadt war schon eine der schönsten und reichsten von Deutschland; Matthias nahm die Huldigung von ihr an, und ertheilte ihr einige Freyheiten. Hier war es aber auch, wo der zu Ebersdorf entstandene Verdacht weit mehr Stärke gewann. Ein Geheimschreiber des Königs, Hieroslaus, (wie ihn Bonfinius nennt, vielleicht eigentlich Jeroslav,) den er großer Vertraulichkeit würdigte, war beschuldigt worden, daß er jenen Schuß auf den König im Lager bey Ebersdorf veranlaßt habe. Jezt ließ ihn der König gefangen nehmen, und auf die Folter werfen. Anfänglich gestand er während der Marter, daß er den Befehlshaber des gedachten Städtchens zu einem Versuche auf das Leben des Königs gereizt, ihm den Ort, wo sich derselbe aufhielt, sehr merklich bezeichnet, auch den Wienern heimlich Lebensmittel zugeschickt habe. Aber gleich darauf widerrief er dieses alles; es sey ihm, sagte er, durch die erlittene Peinigung ausgepreßt worden; er wäre ganz unschuldig, und wollte doch lieber sterben, als die Folter ausstehen. Matthias, der vom Gegentheil

Königs zu bes großen, ober bie, bes Wortes Gottes Verkündiger, ober bie, bes Wortes Gottes Verkündiger, ober bie, bes Wortes Gottes Verkündiger

durch die Huldigung, welche er sich von den Oesterreichischen Landständen leisten ließ, und durch welche er dieses Land von dem deutschen Reiche losrieß, selbst beförderte,) so wurde doch wenig von diesem Versprechen erfüllt. Desto freyer richtete der König in dem nun größtentheils eroberten Oesterreich die Abgaben ein. Doch hob er auf Bitten der Stände die von dem Kaiser eingeführten außerordentlichen und lästigen Steuern auf; belegte nur die ausgehenden Waaren mit Auflagen, und ließ der Handelschaft im Lande selbst einen ungestörten Lauf. Umsonst gab sich übrigens in diesem Jahre der Herzog von Baiern Georg viele Mühe, den Kaiser mit dem Könige auszusöhnen. Der leztere schickte dagegen nach Frankreich einen Bischof als Gesandten, um es dahin zu bringen, daß der, wie man sagte, dort befindliche Bruder des Sultans, mit Bewilligung des Papstes, in der oben gedachten Absicht, zu ihm geschickt werden möchte. Allein der Papst ließ diesen Prinzen, welchen mehrere Fürsten zu einer solchen Unternehmung nüzen wollten, nachmals vielmehr nach Rom kommen, und wollte ihn erst alsdann einem von ihnen ausliefern, wenn sie sich alle zum Kriege gegen die Türken vereinigt haben würden. Glücklicher war der Gesandte des Königs in Italien, wo er eine Vermählung zwischen seinem Sohne und der Schwester des Herzogs von Meyland stiftete.

Nunmehr mußte aber Matthias auch an die Angelegenheiten seines Ungrischen Reichs denken. Er berief daher noch im Jahr 1485. die Stände nach Buda, um über die Wahl eines neuen Pfalzgrafen oder Palatinus zu berathschlagen. Ehe dieses geschah, wurde in dieser Versammlung einmüthig vor nöthig befunden, die Vorrechte jener Würde nach der ältern Verfaßung genau zu bestimmen, damit weder

Gesetz, das Gesetz Mosis, das Gesetz Gottes, das Gesetz der Offenbarung, das Gesetz der Religion, das Gesetz der Propheten, das Gesetz der Heiligkeit, das Gesetz der Wahrheit, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Gnade, das Gesetz des Lebens, das Gesetz der Freiheit, das Gesetz der Vollkommenheit, das Gesetz der Liebe, das Gesetz des Friedens, das Gesetz der Ewigkeit. Wenn man nun diese Benennungen, in den einzelnen Stellen, wo sie vorkommen, mit einander vergleicht, so findet man, daß sie alle einerley Bedeutung haben, und daß sie alle auf das Gesetz Mosis, als auf ihren Grund, zurückgehen. Es ist, wenigstens in dem Sinne, in welchem sie hier gebraucht werden, nicht wahr, daß das Gesetz Mosis, das Gesetz der Religion, das Gesetz der Propheten, das Gesetz der Heiligkeit, das Gesetz der Wahrheit, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Gnade, das Gesetz des Lebens, das Gesetz der Freiheit, das Gesetz der Vollkommenheit, das Gesetz der Liebe, das Gesetz des Friedens, das Gesetz der Ewigkeit, nicht das Gesetz Mosis, sondern ein anderes Gesetz sey. Es ist nicht wahr, daß das Gesetz Mosis, das Gesetz der Religion, das Gesetz der Propheten, das Gesetz der Heiligkeit, das Gesetz der Wahrheit, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Gnade, das Gesetz des Lebens, das Gesetz der Freiheit, das Gesetz der Vollkommenheit, das Gesetz der Liebe, das Gesetz des Friedens, das Gesetz der Ewigkeit, nicht das Gesetz Mosis, sondern ein anderes Gesetz sey. Es ist nicht wahr, daß das Gesetz Mosis, das Gesetz der Religion, das Gesetz der Propheten, das Gesetz der Heiligkeit, das Gesetz der Wahrheit, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Gnade, das Gesetz des Lebens, das Gesetz der Freiheit, das Gesetz der Vollkommenheit, das Gesetz der Liebe, das Gesetz des Friedens, das Gesetz der Ewigkeit, nicht das Gesetz Mosis, sondern ein anderes Gesetz sey. Es ist nicht wahr, daß das Gesetz Mosis, das Gesetz der Religion, das Gesetz der Propheten, das Gesetz der Heiligkeit, das Gesetz der Wahrheit, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Gnade, das Gesetz des Lebens, das Gesetz der Freiheit, das Gesetz der Vollkommenheit, das Gesetz der Liebe, das Gesetz des Friedens, das Gesetz der Ewigkeit, nicht das Gesetz Mosis, sondern ein anderes Gesetz sey.

festzusezen. Er soll überhaupt nach dem Könige, der oberste Richter des Reichs seyn, deßen gerichtliche Aussprüche zwar durch eine unumschränkte königliche Gewalt aufgehoben werden könnten, aber nicht sollen. Während der Abwesenheit des Königs aus dem Reiche, soll er einen beständigen Verweser deßelben abgeben, und mit einigen ihm an die Seite gesezten, aber unter ihm stehenden Großen, alles verrichten, was dem Könige zukömmt; nur die Gnadenbezeigungen, Schenkungen, und andere der königlichen Würde eigenthümlichen Vorrechte ausgenommen. Endlich wurde auch der Palatinus als Graf und Richter der Cumaner und Dalmatier, mit gewißen ihm dafür zuständigen Einkünften, bestätigt.

Doch diese Veranstaltungen waren nur erst ein kleiner Anfang zur festern Gründung der Reichsverfaßung, die so vieler Verbeßerungen bedurfte. Indem Matthias, eine geraume Zeit hindurch, an den Gränzen des Reichs, und weit über dieselben hinaus, Kriege führte, hatten darinne die gröbsten Unordnungen und Ausschweifungen überhand genommen: ein gewöhnliches Schicksal der Eroberer, daß ihr Vaterland bey ihren glänzendsten Siegen seufzen muß. Der König hielt daher im Jahr 1486. einen neuen Reichstag zu Buda, um den Klagen seiner Unterthanen endlich einmal durch kräftige Gesezze abzuhelfen. Auf demselben gab er, mit Einwilligung aller Stände, sein nachmals sogenanntes großes Gesez, (Decretum maius,) oder eine lange Reihe von Verordnungen, die großentheils erneuerte ältere waren, und hauptsächlich darauf zielten, Gesezmäßige Ordnung, Ruhe und Sicherheit auf allen Seiten wieder herzustellen. In dem Eingange dazu gestand er, daß er auch das noch übrige Oesterreich erobert haben würde, wenn ihn nicht einhei-

einheimiſche Beſchwerden zurückgerufen hätten; daß, während ſeiner langen Abweſenheit, die Anzahl der Mörder, Diebe, Straßenräuber, Freybeuter, Verfälſcher, Mordbrenner, und ähnlicher Verbrecher, im Reiche ſehr hoch geſtiegen ſey; daß ſich kein Wanderer auf den Straßen, kein Bruder vor ſeinem Bruder, kein Gaſt vor ſeinem Wirthe mehr ſicher halten könne.

Zuerſt alſo hob er das allgemeine oder das Gericht des Palatinus, das jährlich in den verſchiedenen Landſchaften des Reichs unter freyem Himmel gehalten wurde, (vermuthlich, weil es bey aller ſeiner Feyerlichkeit unzulänglich war,) gänzlich auf. Damit aber dadurch keine Strafloſigkeit für Verbrecher befördert würde, befohl er, daß, wenn in einer Grafſchaft ſich dieſelben vervielfältigten, es auf ihr Anſuchen, ihr erlaubt werden ſollte, mit Hülfe des Grafen ſolche auszuforſchen und auszurotten. Eben ſo ſchaffte er auch zwey andere außerordentliche Gerichte ab, bey welchen ſehr viele Unordnungen und Gewaltthätigkeiten vorgiengen, weil dabey der Zufluß des Adels groß war. Dagegen ordnete er andere Gerichte auf gewiße Tage des Jahrs an; alle vor dieſelben gebrachten Angelegenheiten ſollten innerhalb vier ſolcher Sitzungen (octavae) geendigt werden. Unter andern Geſezen über die Führung und Entſcheidung gerichtlicher Händel, auch über die Vollſtreckung der gefällten

Mr. Hunter, in his Treatise on the Blood, Inflammation, and Gunshot Wounds, has given a very accurate account of the manner in which the blood coagulates, and of the appearances which it exhibits after coagulation. He has shewn that the coagulum is formed of two parts, the one of which is the red globules, and the other the fibrous matter. The former, he says, are heavier than the latter, and therefore sink to the bottom of the vessel in which the blood is received, while the latter rises to the surface. Hence the upper part of the coagulum is composed of fibrous matter, and the lower part of the red globules. Hence, also, the upper part of the coagulum is of a pale colour, and the lower part of a deep red colour. Hence, also, the upper part of the coagulum is tough, and the lower part is soft. Hence, also, the upper part of the coagulum is thin, and the lower part is thick. Hence, also, the upper part of the coagulum is transparent, and the lower part is opaque. Hence, also, the upper part of the coagulum is smooth, and the lower part is rough. Hence, also, the upper part of the coagulum is dry, and the lower part is moist. Hence, also, the upper part of the coagulum is light, and the lower part is heavy. Hence, also, the upper part of the coagulum is elastic, and the lower part is inelastic. Hence, also, the upper part of the coagulum is insensible, and the lower part is sensible. Hence, also, the upper part of the coagulum is dead, and the lower part is alive. Hence, also, the upper part of the coagulum is cold, and the lower part is warm. Hence, also, the upper part of the coagulum is pale, and the lower part is red. Hence, also, the upper part of the coagulum is tough, and the lower part is soft. Hence, also, the upper part of the coagulum is thin, and the lower part is thick. Hence, also, the upper part of the coagulum is transparent, and the lower part is opaque. Hence, also, the upper part of the coagulum is smooth, and the lower part is rough. Hence, also, the upper part of the coagulum is dry, and the lower part is moist. Hence, also, the upper part of the coagulum is light, and the lower part is heavy. Hence, also, the upper part of the coagulum is elastic, and the lower part is inelastic. Hence, also, the upper part of the coagulum is insensible, and the lower part is sensible. Hence, also, the upper part of the coagulum is dead, and the lower part is alive. Hence, also, the upper part of the coagulum is cold, and the lower part is warm.

möglichſt geringer Bedrückung der Unterthanen, wurde jezt auf eine ziemlich billige Art ausgemacht, und zugleich verboten, daß niemand weder über dieſe Angelegenheit, die bloß von dem Könige perſönlich entſchieden werden könnte, noch über irgend eine andere, an dem Römiſchen Hofe klagen ſollte. Beſonders aber wurde auf dieſem Reichstage unterſagt, daß keiner von den Ständen auf Reiſen oder Feldzügen, den übrigen Unterthanen einen Schaden zufügen; noch weniger die Soldaten ſowohl die königlichen, als die von andern geſtellten, etwas mit Gewalt wegnehmen, oder beſchädigen, ſondern alles nach beſtimmten Preiſen bezahlen, auch die Huſzaren nicht, nach ihrer Gewohnheit, ſich auf fremde Güter einlegen, und daſelbſt zehren oder plündern ſollten; vielmehr ſollte der Obergeſpann jeder Grafſchaft alle die dawider handelten, gefangen nehmen laßen, und zur Beſtrafung an den König ſchicken. Wer auf einem Feldzuge die Kirchen beraubt oder ſonſt mißhandelt, der ſoll, wenn er ein Edelmann iſt, alle ſeine Güter verlieren; iſt er aber bürgerlichen Standes, verbrannt werden. Jede vorſezliche Mordthat ſoll mit dem Tode beſtraft, und kein Mißethäter beherbergt werden. Niemanden ſey es erlaubt, auf Märkte oder in Schenken bewaffnet zu gehen, weil daſelbſt die meiſten Schlägereyen entſtünden. Den Venetianern und Pohlen ſollte niemand, bey Strafe, vor einen Landesverräther angeſehen zu werden, Schlößer, Städte, oder andere liegende Gründe, ſchenken, verkaufen, verpfänden, oder ſonſt auf irgend eine Art, überlaßen, weil dieſe beiden Nationen bisher mit allen Kunſtgriffen verſucht hätten, der Ungriſchen Krone ihr Gebiet zu entreißen, und einiges davon würklich entrißen hätten. Dagegen wurde aber auch dem Könige nicht verſtattet, bloß auf eine gegen jemanden

eing-

eingegebene Klage, wenn sie gleich noch so hart seyn sollte, die Güter deßelben einzuziehen; so wie er auch niemanden, ohne die Meinung der Stände gehört zu haben, vor einen Verräther des Vaterlandes erklären sollte. Noch ist das Gesez denkwürdig, nach welchem keinem Sachwalter vergönnt wurde, mehr als vierzehn Streithändel zu übernehmen.

Obgleich durch diese beiden Reichstage der Jahre 1485. und 1486. die Macht des Königs eher vermindert, als befestigt worden war; so fuhr er doch mit immer gleichem Ansehen fort, wo nicht durchgängig in seinem Reiche, doch außerhalb deßelben zu handeln. Die Belagerung von Wienerisch Neustadt dauerte bereits über einen Winter lang, und versprach, wegen der überaus morastigen und durch Kunst hoch getriebenen Festigkeit des Orts, keinen baldigen glücklichen Ausgang, wenn der König nicht seine davor liegenden Kriegsvölker verstärken konnte. Allein es fehlte ihm an Gelde, mehr Soldaten aufzubringen oder zu unterhalten: und er durfte es damals vielleicht am wenigsten wagen, neue Steuern in Ungarn auszuschreiben. Er verpfändete also dem Despoten oder Fürsten von Rascien, das Schloß Berekzó in der Grafschaft Valko, eines seiner Kammergüter, mit allen dazu gehörigen Ländereyen, Städten, Flecken, Rechten und Nuzungen, für zwölftausend Goldgülden; gegen deren Auszahlung seine Nachfolger erst das Schloß wieder bekommen sollten.

Um gleiche Zeit aber gerieth Matthias mit dem Papste Innocenz dem achten in einen so heftigen Streit, als man von seiner großen Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl nicht hätte erwarten sollen. Dieser Papst war dem Schwiegervater des Königs,

dem

Wie Fichte bemerkt, ist Wissen eine Tatsache des Bewußtseins, und diese Tatsache enthält in sich drei Momente: 1. das Wissende, 2. das Gewußte, 3. das Wissen selbst. Das Wissende ist das Ich, das Gewußte ist das Nicht-Ich, das Wissen selbst ist die Beziehung des Ich auf das Nicht-Ich. Das Ich ist also das Subjekt, das Nicht-Ich das Objekt, das Wissen selbst ist die Beziehung des Subjekts auf das Objekt. Das Ich ist das Wissende, das Nicht-Ich das Gewußte, das Wissen selbst ist die Beziehung des Wissenden auf das Gewußte. Das Ich ist das Subjekt, das Nicht-Ich das Objekt, das Wissen selbst ist die Beziehung des Subjekts auf das Objekt. Das Ich ist das Wissende, das Nicht-Ich das Gewußte, das Wissen selbst ist die Beziehung des Wissenden auf das Gewußte.

Gnadau, 18. Oct. 1800. Auch in Gnadau hat sich die Zahl der Communicanten seit einigen Jahren sehr vermehrt. Im Jahr 1797 waren 1100 Communicanten, 1798 1200, 1799 1300, und jetzt 1400. Die Ursache davon ist, daß viele Leute, die sich bisher nicht zum Abendmahl gemeldet hatten, jetzt dazu kommen. Es ist ein Segen, daß wir in Gnadau keine Zucht haben, sondern jeder Mensch, der sich zum Abendmahl meldet, wird zugelassen, wenn er nicht ein offenbarer Sünder ist. Wir haben auch keine Beichte, sondern jeder Communicant bereitet sich selbst vor, und kommt, wenn er will, zum Abendmahl. Wir haben auch keine Communion-Bücher, sondern jeder Communicant bekommt, wenn er will, ein Billet, und wenn er kommt, so wird es ihm abgenommen. Wir haben auch keine Communion-Tage, sondern es wird alle Sonntage Abendmahl gehalten, wenn es gefordert wird. Wir haben auch keine Communion-Kleider, sondern jeder kommt, wie er will, und wie er es für gut findet.

Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft. Mit Beiträgen hervorragender Fachmänner. Herausgegeben von Wilhelm Weber. Illustrirt von ersten Künstlern. Leipzig, Verlag von Otto Spamer. Jährlich 12 Hefte à 50 Pf. Das vorliegende Heft enthält: Die Kaiserin Augusta. Von Wilhelm Weber. Mit Porträt. — Die Kaiserin Augusta. Von Ernst Ziel

Gesandten, ihm seinen Auftrag zu eröfnen. Dieser konnte kaum zitternd und stotternd denselben erklären; der König stellte sich, als wenn er ihn verstünde, und gab ihm darauf im Herumgehen seine Antwort. Allein der Gesandte, der zu bestürzt gewesen war, als daß er etwas davon behalten hätte, ließ, da er abreisen wollte, den König aufs neue um dieselbe bitten, und empfieng dafür nur Spöttereyen.

Sieben Monathe lang hatte den König Neustadt aufgehalten; aber die Eroberung von Schodwien, auch noch im Jahr 1486, einer zwar unbeträchtlichen Stadt, die aber, da sie an dem engen Paße liegt, der durch Gebürge aus Oesterreich nach Steyermark führt, wichtig für ihn wurde, war nur das Werk eines Tages; er besezte auch darauf einige Oerter in Steyermark. Auf dem Zuge zu dieser Stadt, gab er seiner Gemahlinn insonderheit das Schauspiel der Musterung und der kriegerischen Uebungen seines Heeres. Es bestand aus achttausend Mann Fußvolk, und zwanzig tausend Reitern: also in einem Verhältniße, das noch aus der ältern Kriegsverfaßung gezogen war, wo die Reiterey in jeder Betrachtung über die Fußvölker hervorragte; und zumal bey einer Nation, deren ganze Stärke auf dieselbe ankam. Matthias stellte und ordnete alles selbst an, vertheilte die Ehrenposten des Lagers unter die verdientesten Krieger, und übergab insonderheit dem vortrefflichsten unter den Alten, die Fahne des ersten Hauffens. Bonfinius, der dabey Zuschauer war, bemerkte mit Verwunderung, daß dieser Fähndrich keine Sporen hatte; er vermuthete, deswegen, damit er nicht mitten im Treffen, sein Pferd zur Flucht anspornen, und dadurch die andern Soldaten in Bestürzung sezen möchte. Man brachte zwölf Schwerdter, eben so viele Beile und Keulen

Kopfe, welche den in den Händen zu gewissen Zeiten des Jahres gebräuchlichen Palmzweigen ähnlich sind. Die Blüthen sind in einer Rispe gestellt, welche gewöhnlich ausgebreitet ist. Einige Arten dieser Gattung sind in Ungarn sehr gemein, und wachsen auf Wiesen, Triften, Hügeln, Bergen, Feldern, Wäldern, Gebüschen, Zäunen, Hecken, Ufern, Sümpfen, Morästen, Gräben, Wegen und Straßen. Sie blühen vom Monate Mai bis in den Monat August. Ihre Blüthen sind Zwitter, und werden durch den Wind befruchtet. Ihre Samen sind sehr verschieden, und werden theils durch den Wind, theils durch Thiere, theils durch Menschen ausgestreut. Sie sind sehr nahrhaft, und werden von Menschen und Thieren gerne gefressen. Einige Arten dieser Gattung sind in Ungarn sehr gemein, und wachsen auf Wiesen, Triften, Hügeln, Bergen, Feldern, Wäldern, Gebüschen, Zäunen, Hecken, Ufern, Sümpfen, Morästen, Gräben, Wegen und Straßen. Sie blühen vom Monate Mai bis in den Monat August. Ihre Blüthen sind Zwitter, und werden durch den Wind befruchtet. Ihre Samen sind sehr verschieden, und werden theils durch den Wind, theils durch Thiere, theils durch Menschen ausgestreut. Sie sind sehr nahrhaft, und werden von Menschen und Thieren gerne gefressen.

wird, ist dadurch auf immer beschimpft. Sie sind überhaupt von einer mehr als Spartanischen Tapferkeit und Duldungskraft. Im Winter bleiben sie eben so leicht in ihrem Lager, als im Sommer. Ich habe es oft selbst gesehen, daß sie, um eine angefangene Belagerung nicht zu unterbrechen, unter Schnee und Erde den Winter geduldig zubringen; so kommen sie, gleich den Mäusen, ans Licht hervor. Auf dem angewiesenen Posten bleiben die Reiter ganze Nächte hindurch stehen, und beklagen sich nicht über den heftigen Frost: sollten auch den meisten von ihnen dadurch die Glieder erstarren; so ertragen sie doch alles mit unüberwindlichem Muthe. Sie erziehen auch ihre Kinder in den Lägern, und bilden sie daselbst zu kriegerischen Uebungen."

Mitten unter diesem glücklichen Fortgange, den die Waffen des Königs in Oesterreich hatten, breitete sich das Gerücht aus, das seine vorhergedachte Zwistigkeit mit dem Papste, und die Gesinnungen mancher benachbarten Fürsten gegen ihn befördern konnten, er sey von dem Papste in den Bann gethan worden. Nicht allein die Oesterreicher, sondern die Ungarn selbst, fiengen bereits an, sich darüber gewißenhafte Bedenklichkeiten zu machen. Daher ließ Matthias durch seinen Gesandten zu Rom, dem Papste darüber sehr lebhafte Vorstellungen thun, und zugleich erklären, daß er bereit sey, zur Vertheidigung seines Schwiegervaters selbst sein Leben zu wagen. Auch verlangte er, daß der Papst gegen die Pohlnischen Gesandten sich seines Rechts an die Moldau, über welche sich der König von Pohlen wider alle Verträge und Rechte von Ungarn zum Lehnsherrn aufgeworfen hätte, nachdrücklich annehmen möchte; weil Matthias, wenn dieser Beschwerde nicht abgeholfen würde, nicht länger

Freundschaft mit Pohlen unterhalten könne. Der Papst versicherte ihm in seinem Antwortschreiben, er habe niemals an dasjenige gedacht, was den König so sehr zum Zorne erhitze. Daß aber solche ihm unangenehme Gerüchte entstanden wären, besonders auch seine Unterthanen beunruhigt hätten, daran sey er selbst Schuld, indem er das Schreiben, welches der Papst an ihn, wie an andere Bundsgenoßen Ferdinands, abgelaßen habe, um ihnen zu zeigen, wie gerecht sein Verfahren gegen diesen König, und wie billig es sey, daß sie ihm keine Hülfe leisteten, ganz wider die Absicht des Papstes, nicht allein in seinem Reiche, sondern auch in den benachbarten Ländern, bekannt gemacht hätte; an Statt daß er den gedachten König, als einen unmittelbaren Unterthanen und Lehnsmann des Papstes, zum Gehorsam und zur Genugthuung gegen denselben hätte bewegen, nicht durch versprochene Hülfe in seiner Hartnäckigkeit bestärken sollen. Der Papst ermahnte daher auch den König, nichts was von einem unanständigen Betragen des Apostolischen Stuhls erzählt werde, ohne scharfe Prüfung zu glauben, weil derselbe in allem mit der reifsten Ueberlegung zu handeln gewohnt sey. Er drohte zwar, wider den König von Neapel, der seine Gelindigkeit immer mehr reize, noch strengere Maaßregeln zu gebrauchen; man hat aber bereits gesehen, daß der Papst sich gleichwohl bald darauf genöthigt gesehen habe, mit diesem Fürsten einen Frieden einzugehen. Die Moldauische Angelegenheit, welche ihm der König empfolen hatte, versprach er auch zur Ehre deßelben zu besorgen.

Auf dieser Seite also ziemlich beruhigt, unterwarf sich Matthias die noch übrigen Plätze in Niederösterreich, bis auf Crems, eine ansehnliche Stadt an der Donau, die er, vielleicht weil sie ihm zu entfernt

Stirbt, alsdann die Frau Gemahlin Hochgedachten Herrn Bruders wieder, und [illegible] [illegible] [illegible]

Ist ein Körper homogen, und durch einen Schnitt, der durch seinen Schwerpunkt geht, in zwei Theile getheilt, so ist das Moment des einen Theiles in Beziehung auf den Schwerpunkt des ganzen Körpers gleich dem Moment des andern Theiles in Beziehung auf denselben Punkt. Denn da die Theile gleich sind, so sind auch ihre Massen gleich, und da ihre Schwerpunkte gleich weit vom Schwerpunkte des ganzen Körpers entfernt sind, so sind auch die Momente gleich.

Ist ein Körper homogen, und durch einen Schnitt, der durch seinen Schwerpunkt geht, in zwei Theile getheilt, so ist das Moment des einen Theiles in Beziehung auf den Schwerpunkt des ganzen Körpers gleich dem Moment des andern Theiles in Beziehung auf denselben Punkt. Denn da die Theile gleich sind, so sind auch ihre Massen gleich, und da ihre Schwerpunkte gleich weit vom Schwerpunkte des ganzen Körpers entfernt sind, so sind auch die Momente gleich.

unter ihnen bestellten Steuereinnehmer beklagt; er reiste deswegen im Jahr 1487. nach Wien, ließ die Stände des Landes auf dem freyen Felde vor der Stadt zusammenkommen; und nach ihren Berathschlagungen wurde folgendes festgesezt. Alle bisherigen kaiserlichen Abgaben sollten aufhören; nur eine einzige sollte bezahlt werden: nemlich von jedem Faß Wein, das aus dem Lande geführt wird, vier Ungrische Gulden; von jedem Salzfaß drey Pfennige, (oder vielleicht Groschen;) von vier Ochsen, ein Gulden; von hundert Schaafböcken eben so viel, und von jeder andern Waare, die aus dem Lande oder in daßelbe gebracht wird, der zwanzigste Gulden. Es sollte auch dieses nur die Ausländer angehen; nicht die Einheimischen, als welche frey blieben.

Man glaubt, daß Matthias darum so gefällig gegen die Oesterreicher gewesen sey, damit sie desto geneigter werden möchten, seinen außer der Ehe erzeugten Sohn als ihren Oberherrn zu erkennen. Er befestigte sich auch um diese Zeit noch mehr im Besize ihres Landes. Zwar hatte der Kaiser von den deutschen Reichsfürsten einige Hülfsvölker erhalten, und Albrecht der beherzte, Herzog von Sachsen, der auch die seinigen dazu beitrug, war mit denselben in Oesterreich eingerückt, um dem Fortgange des Königs Einhalt zu thun. Matthias schäzte die kriegerischen Gaben dieses Fürsten so hoch, daß er ihn den einzigen in Deutschland nannte, der wider ihn ein Heer anführen, und ihn vom Eindringen in die Mitte des Reichs abhalten könnte. Nachdem aber Albrecht sich bey Crems gesezt, und die Unmöglichkeit empfunden hatte, den König aus seinen Vortheilen zu vertreiben, oder gar seine Stellung gegen ihn lange zu behaupten: schloß er vielmehr um das Ende des Jahrs 1487. einen

Stillstand mit ihm. Der Kaiser, den sein in den Niederlanden zurückgehaltener Sohn Maximilian nicht unterstützen konnte, kam nunmehr selbst nach Oesterreich, und genehmigte endlich auch den Stillstand, der bis in den May des Jahres 1488. dauern sollte. Matthias blieb demselben zu Folge in seinen Eroberungen unberuhigt; überhaupt wurde keinem von beiden Theilen verstattet, die Waffen wider den andern zu ergreiffen.

Für den König kam dieser Stillstand auch noch auf einer andern Seite gelegen, indem er im Jahr 1488. einen kleinen Krieg in Schlesien führen mußte. Er hatte in diesem Lande, seitdem es ihm feyerlich abgetreten worden war, mancherley Geschäfte, die seine Rechte und Einkünfte betrafen, nicht immer ohne stärkere Bewegungen abgethan. So hatte er die Steuer auf einen mäßigen Fuß gesezt, die Handelschaft der Stadt Breslau, die schon sehr blühend war, noch mehr begünstigt und geschüzt, auch dem Domkapitel eben dieser Stadt seine willkührlichen Schritte bey der Wahl eines neuen Bischofs, verwiesen; wobey er freylich auf den Beistand des Papstes rechnen konnte. Allein die beschwerlichsten und langwierigsten Händel in Schlesien, hatte ihm Johann, Herzog von Sagan, erregt. Ohngeachtet derselbe, nach dem Aussterben der Herzoge von Glogau, von dem Könige, dem er im Pohlnischen Kriege einige Dienste geleistet hatte, mit ihrem Herzogthum belehnt werden war; so bezeigte er sich doch dafür nicht so dankbar, als es Matthias erwartete. Schon im Jahr 1480. hatte der Herzog mit den Waffen in der Hand nach einer gewißen Unabhängigkeit gestrebt. Im folgenden Jahre schien zwar das gute Vernehmen mit dem Könige durch einen Vergleich wieder hergestellt zu seyn, in welchem ausgemacht

Cancer of the Uterus, 104. Diseases of the Ovaries, 105. Diseases of the Breasts, 106. Diseases of the Urinary Organs, 107. Diseases of the Bladder, 108. Diseases of the Kidneys, 109. Diseases of the Skin, 110. Diseases of the Eyes, 111. Diseases of the Ears, 112. Diseases of the Nose, 113. Diseases of the Throat, 114. Diseases of the Lungs, 115. Diseases of the Heart, 116. Diseases of the Stomach, 117. Diseases of the Liver, 118. Diseases of the Bowels, 119. Diseases of the Rectum, 120. Diseases of the Blood, 121. Diseases of the Nervous System, 122. Diseases of the Muscular System, 123. Diseases of the Bones, 124. Diseases of the Joints, 125. Diseases of the Feet, 126. Diseases of the Hands, 127. Diseases of the Arms, 128. Diseases of the Legs, 129. Diseases of the Head, 130. Diseases of the Face, 131. Diseases of the Neck, 132. Diseases of the Chest, 133. Diseases of the Abdomen, 134. Diseases of the Back, 135. Diseases of the Hips, 136. Diseases of the Thighs, 137. Diseases of the Knees, 138. Diseases of the Ankles, 139. Diseases of the Toes, 140. Diseases of the Fingers, 141. Diseases of the Wrists, 142. Diseases of the Elbows, 143. Diseases of the Shoulders, 144. Diseases of the Teeth, 145. Diseases of the Gums, 146. Diseases of the Tongue, 147. Diseases of the Lips, 148. Diseases of the Mouth, 149. Diseases of the Throat, 150. Diseases of the Tonsils, 151. Diseases of the Palate, 152. Diseases of the Nose, 153. Diseases of the Ears, 154. Diseases of the Eyes, 155. Diseases of the Forehead, 156. Diseases of the Temples, 157. Diseases of the Scalp, 158. Diseases of the Face, 159. Diseases of the Neck, 160. Diseases of the Chest, 161. Diseases of the Abdomen, 162. Diseases of the Back, 163. Diseases of the Hips, 164. Diseases of the Thighs, 165. Diseases of the Knees, 166. Diseases of the Ankles, 167. Diseases of the Toes, 168. Diseases of the Fingers, 169. Diseases of the Wrists, 170. Diseases of the Elbows, 171. Diseases of the Shoulders, 172. Diseases of the Teeth, 173. Diseases of the Gums, 174. Diseases of the Tongue, 175. Diseases of the Lips, 176. Diseases of the Mouth, 177. Diseases of the Throat, 178. Diseases of the Tonsils, 179. Diseases of the Palate, 180. Diseases of the Nose, 181. Diseases of the Ears, 182. Diseases of the Eyes, 183. Diseases of the Forehead, 184. Diseases of the Temples, 185. Diseases of the Scalp, 186. Diseases of the Face, 187. Diseases of the Neck, 188. Diseases of the Chest, 189. Diseases of the Abdomen, 190. Diseases of the Back, 191. Diseases of the Hips, 192. Diseases of the Thighs, 193. Diseases of the Knees, 194. Diseases of the Ankles, 195. Diseases of the Toes, 196. Diseases of the Fingers, 197. Diseases of the Wrists, 198. Diseases of the Elbows, 199. Diseases of the Shoulders, 200. Diseases of the Teeth, 201. Diseases of the Gums, 202. Diseases of the Tongue, 203. Diseases of the Lips, 204. Diseases of the Mouth, 205. Diseases of the Throat, 206. Diseases of the Tonsils, 207. Diseases of the Palate, 208. Diseases of the Nose, 209. Diseases of the Ears, 210. Diseases of the Eyes, 211. Diseases of the Forehead, 212. Diseases of the Temples, 213. Diseases of the Scalp, 214. Diseases of the Face, 215. Diseases of the Neck, 216. Diseases of the Chest, 217. Diseases of the Abdomen, 218. Diseases of the Back, 219. Diseases of the Hips, 220. Diseases of the Thighs, 221. Diseases of the Knees, 222. Diseases of the Ankles, 223. Diseases of the Toes, 224. Diseases of the Fingers, 225. Diseases of the Wrists, 226. Diseases of the Elbows, 227. Diseases of the Shoulders, 228. Diseases of the Teeth, 229. Diseases of the Gums, 230. Diseases of the Tongue, 231. Diseases of the Lips, 232. Diseases of the Mouth, 233. Diseases of the Throat, 234. Diseases of the Tonsils, 235. Diseases of the Palate, 236. Diseases of the Nose, 237. Diseases of the Ears, 238. Diseases of the Eyes, 239. Diseases of the Forehead, 240. Diseases of the Temples, 241. Diseases of the Scalp, 242. Diseases of the Face, 243. Diseases of the Neck, 244. Diseases of the Chest, 245. Diseases of the Abdomen, 246. Diseases of the Back, 247. Diseases of the Hips, 248. Diseases of the Thighs, 249. Diseases of the Knees, 250. Diseases of the Ankles, 251. Diseases of the Toes, 252. Diseases of the Fingers, 253. Diseases of the Wrists, 254. Diseases of the Elbows, 255. Diseases of the Shoulders, 256. Diseases of the Teeth, 257. Diseases of the Gums, 258. Diseases of the Tongue, 259. Diseases of the Lips, 260. Diseases of the Mouth, 261. Diseases of the Throat, 262. Diseases of the Tonsils, 263. Diseases of the Palate, 264. Diseases of the Nose, 265. Diseases of the Ears, 266. Diseases of the Eyes, 267. Diseases of the Forehead, 268. Diseases of the Temples, 269. Diseases of the Scalp, 270. Diseases of the Face, 271. Diseases of the Neck, 272. Diseases of the Chest, 273. Diseases of the Abdomen, 274. Diseases of the Back, 275. Diseases of the Hips, 276. Diseases of the Thighs, 277. Diseases of the Knees, 278. Diseases of the Ankles, 279. Diseases of the Toes, 280. Diseases of the Fingers, 281. Diseases of the Wrists, 282. Diseases of the Elbows, 283. Diseases of the Shoulders, 284. Diseases of the Teeth, 285. Diseases of the Gums, 286. Diseases of the Tongue, 287. Diseases of the Lips, 288. Diseases of the Mouth, 289. Diseases of the Throat, 290. Diseases of the Tonsils, 291. Diseases of the Palate, 292. Diseases of the Nose, 293. Diseases of the Ears, 294. Diseases of the Eyes, 295. Diseases of the Forehead, 296. Diseases of the Temples, 297. Diseases of the Scalp, 298. Diseases of the Face, 299. Diseases of the Neck, 300. Diseases of the Chest, 301. Diseases of the Abdomen, 302. Diseases of the Back, 303. Diseases of the Hips, 304. Diseases of the Thighs, 305. Diseases of the Knees, 306. Diseases of the Ankles, 307. Diseases of the Toes, 308. Diseases of the Fingers, 309. Diseases of the Wrists, 310. Diseases of the Elbows, 311. Diseases of the Shoulders, 312. Diseases of the Teeth, 313. Diseases of the Gums, 314. Diseases of the Tongue, 315. Diseases of the Lips, 316. Diseases of the Mouth, 317. Diseases of the Throat, 318. Diseases of the Tonsils, 319. Diseases of the Palate, 320. Diseases of the Nose, 321. Diseases of the Ears, 322. Diseases of the Eyes, 323. Diseases of the Forehead, 324. Diseases of the Temples, 325. Diseases of the Scalp, 326. Diseases of the Face, 327. Diseases of the Neck, 328. Diseases of the Chest, 329. Diseases of the Abdomen, 330. Diseases of the Back, 331. Diseases of the Hips, 332. Diseases of the Thighs, 333. Diseases of the Knees, 334. Diseases of the Ankles, 335. Diseases of the Toes, 336. Diseases of the Fingers, 337. Diseases of the Wrists, 338. Diseases of the Elbows, 339. Diseases of the Shoulders, 340. Diseases of the Teeth, 341. Diseases of the Gums, 342. Diseases of the Tongue, 343. Diseases of the Lips, 344. Diseases of the Mouth, 345. Diseases of the Throat, 346. Diseases of the Tonsils, 347. Diseases of the Palate, 348. Diseases of the Nose, 349. Diseases of the Ears, 350. Diseases of the Eyes, 351. Diseases of the Forehead, 352. Diseases of the Temples, 353. Diseases of the Scalp, 354. Diseases of the Face, 355. Diseases of the Neck, 356. Diseases of the Chest, 357. Diseases of the Abdomen, 358. Diseases of the Back, 359. Diseases of the Hips, 360. Diseases of the Thighs, 361. Diseases of the Knees, 362. Diseases of the Ankles, 363. Diseases of the Toes, 364. Diseases of the Fingers, 365. Diseases of the Wrists, 366. Diseases of the Elbows, 367. Diseases of the Shoulders, 368. Diseases of the Teeth, 369. Diseases of the Gums, 370. Diseases of the Tongue, 371. Diseases of the Lips, 372. Diseases of the Mouth, 373. Diseases of the Throat, 374. Diseases of the Tonsils, 375. Diseases of the Palate, 376. Diseases of the Nose, 377. Diseases of the Ears, 378. Diseases of the Eyes, 379. Diseases of the Forehead, 380. Diseases of the Temples, 381. Diseases of the Scalp, 382. Diseases of the Face, 383. Diseases of the Neck, 384. Diseases of the Chest, 385. Diseases of the Abdomen, 386. Diseases of the Back, 387. Diseases of the Hips, 388. Diseases of the Thighs, 389. Diseases of the Knees, 390. Diseases of the Ankles, 391. Diseases of the Toes, 392. Diseases of the Fingers, 393. Diseases of the Wrists, 394. Diseases of the Elbows, 395. Diseases of the Shoulders, 396. Diseases of the Teeth, 397. Diseases of the Gums, 398. Diseases of the Tongue, 399. Diseases of the Lips, 400. Diseases of the Mouth, 401. Diseases of the Throat, 402. Diseases of the Tonsils, 403. Diseases of the Palate, 404. Diseases of the Nose, 405. Diseases of the Ears, 406. Diseases of the Eyes, 407. Diseases of the Forehead, 408. Diseases of the Temples, 409. Diseases of the Scalp, 410. Diseases of the Face, 411. Diseases of the Neck, 412. Diseases of the Chest, 413. Diseases of the Abdomen, 414. Diseases of the Back, 415. Diseases of the Hips, 416. Diseases of the Thighs, 417. Diseases of the Knees, 418. Diseases of the Ankles, 419. Diseases of the Toes, 420. Diseases of the Fingers, 421. Diseases of the Wrists, 422. Diseases of the Elbows, 423. Diseases of the Shoulders, 424. Diseases of the Teeth, 425. Diseases of the Gums, 426. Diseases of the Tongue, 427. Diseases of the Lips, 428. Diseases of the Mouth, 429. Diseases of the Throat, 430. Diseases of the Tonsils, 431. Diseases of the Palate, 432. Diseases of the Nose, 433. Diseases of the Ears, 434. Diseases of the Eyes, 435. Diseases of the Forehead, 436. Diseases of the Temples, 437. Diseases of the Scalp, 438. Diseases of the Face, 439. Diseases of the Neck, 440. Diseases of the Chest, 441. Diseases of the Abdomen, 442. Diseases of the Back, 443. Diseases of the Hips, 444. Diseases of the Thighs, 445. Diseases of the Knees, 446. Diseases of the Ankles, 447. Diseases of the Toes, 448. Diseases of the Fingers, 449. Diseases of the Wrists, 450. Diseases of the Elbows, 451. Diseases of the Shoulders, 452. Diseases of the Teeth, 453. Diseases of the Gums, 454. Diseases of the Tongue, 455. Diseases of the Lips, 456. Diseases of the Mouth, 457. Diseases of the Throat, 458. Diseases of the Tonsils, 459. Diseases of the Palate, 460. Diseases of the Nose, 461. Diseases of the Ears, 462. Diseases of the Eyes, 463. Diseases of the Forehead, 464. Diseases of the Temples, 465. Diseases of the Scalp, 466. Diseases of the Face, 467. Diseases of the Neck, 468. Diseases of the Chest, 469. Diseases of the Abdomen, 470. Diseases of the Back, 471. Diseases of the Hips, 472. Diseases of the Thighs, 473. Diseases of the Knees, 474. Diseases of the Ankles, 475. Diseases of the Toes, 476. Diseases of the Fingers, 477. Diseases of the Wrists, 478. Diseases of the Elbows, 479. Diseases of the Shoulders, 480. Diseases of the Teeth, 481. Diseases of the Gums, 482. Diseases of the Tongue, 483. Diseases of the Lips, 484. Diseases of the Mouth, 485. Diseases of the Throat, 486. Diseases of the Tonsils, 487. Diseases of the Palate, 488. Diseases of the Nose, 489. Diseases of the Ears, 490. Diseases of the Eyes, 491. Diseases of the Forehead, 492. Diseases of the Temples, 493. Diseases of the Scalp, 494. Diseases of the Face, 495. Diseases of the Neck, 496. Diseases of the Chest, 497. Diseases of the Abdomen, 498. Diseases of the Back, 499. Diseases of the Hips, 500. Diseases of the Thighs, 501. Diseases of the Knees, 502. Diseases of the Ankles, 503. Diseases of the Toes, 504. Diseases of the Fingers, 505. Diseases of the Wrists, 506. Diseases of the Elbows, 507. Diseases of the Shoulders, 508. Diseases of the Teeth, 509. Diseases of the Gums, 510. Diseases of the Tongue, 511. Diseases of the Lips, 512. Diseases of the Mouth, 513. Diseases of the Throat, 514. Diseases of the Tonsils, 515. Diseases of the Palate, 516. Diseases of the Nose, 517. Diseases of the Ears, 518. Diseases of the Eyes, 519. Diseases of the Forehead, 520. Diseases of the Temples, 521. Diseases of the Scalp, 522. Diseases of the Face, 523. Diseases of the Neck, 524. Diseases of the Chest, 525. Diseases of the Abdomen, 526. Diseases of the Back, 527. Diseases of the Hips, 528. Diseases of the Thighs, 529. Diseases of the Knees, 530. Diseases of the Ankles, 531. Diseases of the Toes, 532. Diseases of the Fingers, 533. Diseases of the Wrists, 534. Diseases of the Elbows, 535. Diseases of the Shoulders, 536. Diseases of the Teeth, 537. Diseases of the Gums, 538. Diseases of the Tongue, 539. Diseases of the Lips, 540. Diseases of the Mouth, 541. Diseases of the Throat, 542. Diseases of the Tonsils, 543. Diseases of the Palate, 544. Diseases of the Nose, 545. Diseases of the Ears, 546. Diseases of the Eyes, 547. Diseases of the Forehead, 548. Diseases of the Temples, 549. Diseases of the Scalp, 550. Diseases of the Face, 551. Diseases of the Neck, 552. Diseases of the Chest, 553. Diseases of the Abdomen, 554. Diseases of the Back, 555. Diseases of the Hips, 556. Diseases of the Thighs, 557. Diseases of the Knees, 558. Diseases of the Ankles, 559. Diseases of the Toes, 560. Diseases of the Fingers, 561. Diseases of the Wrists, 562. Diseases of the Elbows, 563. Diseases of the Shoulders, 564. Diseases of the Teeth, 565. Diseases of the Gums, 566. Diseases of the Tongue, 567. Diseases of the Lips, 568. Diseases of the Mouth, 569. Diseases of the Throat, 570. Diseases of the Tonsils, 571. Diseases of the Palate, 572. Diseases of the Nose, 573. Diseases of the Ears, 574. Diseases of the Eyes, 575. Diseases of the Forehead, 576. Diseases of the Temples, 577. Diseases of the Scalp, 578. Diseases of the Face, 579. Diseases of the Neck, 580. Diseases of the Chest, 581. Diseases of the Abdomen, 582. Diseases of the Back, 583. Diseases of the Hips, 584. Diseases of the Thighs, 585. Diseases of the Knees, 586. Diseases of the Ankles, 587. Diseases of the Toes, 588. Diseases of the Fingers, 589. Diseases of the Wrists, 590. Diseases of the Elbows, 591. Diseases of the Shoulders, 592. Diseases of the Teeth, 593. Diseases of the Gums, 594. Diseases of the Tongue, 595. Diseases of the Lips, 596. Diseases of the Mouth, 597. Diseases of the Throat, 598. Diseases of the Tonsils, 599. Diseases of the Palate, 600. Diseases of the Nose, 601. Diseases of the Ears, 602. Diseases of the Eyes, 603. Diseases of the Forehead, 604. Diseases of the Temples, 605. Diseases of the Scalp, 606. Diseases of the Face, 607. Diseases of the Neck, 608. Diseases of the Chest, 609. Diseases of the Abdomen, 610. Diseases of the Back, 611. Diseases of the Hips, 612. Diseases of the Thighs, 613. Diseases of the Knees, 614. Diseases of the Ankles, 615. Diseases of the Toes, 616. Diseases of the Fingers, 617. Diseases of the Wrists, 618. Diseases of the Elbows, 619. Diseases of the Shoulders, 620. Diseases of the Teeth, 621. Diseases of the Gums, 622. Diseases of the Tongue, 623. Diseases of the Lips, 624. Diseases of the Mouth, 625. Diseases of the Throat, 626. Diseases of the Tonsils, 627. Diseases of the Palate, 628. Diseases of the Nose, 629. Diseases of the Ears, 630. Diseases of the Eyes, 631. Diseases of the Forehead, 632. Diseases of the Temples, 633. Diseases of the Scalp, 634. Diseases of the Face, 635. Diseases of the Neck, 636. Diseases of the Chest, 637. Diseases of the Abdomen, 638. Diseases of the Back, 639. Diseases of the Hips, 640. Diseases of the Thighs, 641. Diseases of the Knees, 642. Diseases of the Ankles, 643. Diseases of the Toes, 644. Diseases of the Fingers, 645. Diseases of the Wrists, 646. Diseases of the Elbows, 647. Diseases of the Shoulders, 648. Diseases of the Teeth, 649. Diseases of the Gums, 650. Diseases of the Tongue, 651. Diseases of the Lips, 652. Diseases of the Mouth, 653. Diseases of the Throat, 654. Diseases of the Tonsils, 655. Diseases of the Palate, 656. Diseases of the Nose, 657. Diseases of the Ears, 658. Diseases of the Eyes, 659. Diseases of the Forehead, 660. Diseases of the Temples, 661. Diseases of the Scalp, 662. Diseases of the Face, 663. Diseases of the Neck, 664. Diseases of the Chest, 665. Diseases of the Abdomen, 666. Diseases of the Back, 667. Diseases of the Hips, 668. Diseases of the Thighs, 669. Diseases of the Knees, 670. Diseases of the Ankles, 671. Diseases of the Toes, 672. Diseases of the Fingers, 673. Diseases of the Wrists, 674. Diseases of the Elbows, 675. Diseases of the Shoulders, 676. Diseases of the Teeth, 677. Diseases of the Gums, 678. Diseases of the Tongue, 679. Diseases of the Lips, 680. Diseases of the Mouth, 681. Diseases of the Throat, 682. Diseases of the Tonsils, 683. Diseases of the Palate, 684. Diseases of the Nose, 685. Diseases of the Ears, 686. Diseases of the Eyes, 687. Diseases of the Forehead, 688. Diseases of the Temples, 689. Diseases of the Scalp, 690. Diseases of the Face, 691. Diseases of the Neck, 692. Diseases of the Chest, 693. Diseases of the Abdomen, 694. Diseases of the Back, 695. Diseases of the Hips, 696. Diseases of the Thighs, 697. Diseases of the Knees, 698. Diseases of the Ankles, 699. Diseases of the Toes, 700. Diseases of the Fingers, 701. Diseases of the Wrists, 702. Diseases of the Elbows, 703. Diseases of the Shoulders, 704. Diseases of the Teeth, 705. Diseases of the Gums, 706. Diseases of the Tongue, 707. Diseases of the Lips, 708. Diseases of the Mouth, 709. Diseases of the Throat, 710. Diseases of the Tonsils, 711. Diseases of the Palate, 712. Diseases of the Nose, 713. Diseases of the Ears, 714. Diseases of the Eyes, 715. Diseases of the Forehead, 716. Diseases of the Temples, 717. Diseases of the Scalp, 718. Diseases of the Face, 719. Diseases of the Neck, 720. Diseases of the Chest, 721. Diseases of the Abdomen, 722. Diseases of the Back, 723. Diseases of the Hips, 724. Diseases of the Thighs, 725. Diseases of the Knees, 726. Diseases of the Ankles, 727. Diseases of the Toes, 728. Diseases of the Fingers, 729. Diseases of the Wrists, 730. Diseases of the Elbows, 731. Diseases of the Shoulders, 732. Diseases of the Teeth, 733. Diseases of the Gums, 734. Diseases of the Tongue, 735. Diseases of the Lips, 736. Diseases of the Mouth, 737. Diseases of the Throat, 738. Diseases of the Tonsils, 739. Diseases of the Palate, 740. Diseases of the Nose, 741. Diseases of the Ears, 742. Diseases of the Eyes, 743. Diseases of the Forehead, 744. Diseases of the Temples, 745. Diseases of the Scalp, 746. Diseases of the Face, 747. Diseases of the Neck, 748. Diseases of the Chest, 749. Diseases of the Abdomen, 750. Diseases of the Back, 751. Diseases of the Hips, 752. Diseases of the Thighs, 753. Diseases of the Knees, 754. Diseases of the Ankles, 755. Diseases of the Toes, 756. Diseases of the Fingers, 757. Diseases of the Wrists, 758. Diseases of the Elbows, 759. Diseases of the Shoulders, 760. Diseases of the Teeth, 761. Diseases of the Gums, 762. Diseases of the Tongue, 763. Diseases of the Lips, 764. Diseases of the Mouth, 765. Diseases of the Throat, 766. Diseases of the Tonsils, 767. Diseases of the Palate, 768. Diseases of the Nose, 769. Diseases of the Ears, 770. Diseases of the Eyes, 771. Diseases of the Forehead, 772. Diseases of the Temples, 773. Diseases of the Scalp, 774. Diseases of the Face, 775. Diseases of the Neck, 776. Diseases of the Chest, 777. Diseases of the Abdomen, 778. Diseases of the Back, 779. Diseases of the Hips, 780. Diseases of the Thighs, 781. Diseases of the Knees, 782. Diseases of the Ankles, 783. Diseases of the Toes, 784. Diseases of the Fingers, 785. Diseases of the Wrists, 786. Diseases of the Elbows, 787. Diseases of the Shoulders, 788. Diseases of the Teeth, 789. Diseases of the Gums, 790. Diseases of the Tongue, 791. Diseases of the Lips, 792. Diseases of the Mouth, 793. Diseases of the Throat, 794. Diseases of the Tonsils, 795. Diseases of the Palate, 796. Diseases of the Nose, 797. Diseases of the Ears, 798. Diseases of the Eyes, 799. Diseases of the Forehead, 800. Diseases of the Temples, 801. Diseases of the Scalp, 802. Diseases of the Face, 803. Diseases of the Neck, 804. Diseases of the Chest, 805. Diseases of the Abdomen, 806. Diseases of the Back, 807. Diseases of the Hips, 808. Diseases of the Thighs, 809. Diseases of the Knees, 810. Diseases of the Ankles, 811. Diseases of the Toes, 812. Diseases of the Fingers, 813. Diseases of the Wrists, 814. Diseases of the Elbows, 815. Diseases of the Shoulders, 816. Diseases of the Teeth, 817. Diseases of the Gums, 818. Diseases of the Tongue, 819. Diseases of the Lips, 820. Diseases of the Mouth, 821. Diseases of the Throat, 822. Diseases of the Tonsils, 823. Diseases of the Palate, 824. Diseases of the Nose, 825. Diseases of the Ears, 826. Diseases of the Eyes, 827. Diseases of the Forehead, 828. Diseases of the Temples, 829. Diseases of the Scalp, 830. Diseases of the Face, 831. Diseases of the Neck, 832. Diseases of the Chest, 833. Diseases of the Abdomen, 834. Diseases of the Back, 835. Diseases of the Hips, 836. Diseases of the Thighs, 837. Diseases of the Knees, 838. Diseases of the Ankles, 839. Diseases of the Toes, 840. Diseases of the Fingers, 841. Diseases of the Wrists, 842. Diseases of the Elbows, 843. Diseases of the Shoulders, 844. Diseases of the Teeth, 845. Diseases of the Gums, 846. Diseases of the Tongue, 847. Diseases of the Lips, 848. Diseases of the Mouth, 849. Diseases of the Throat, 850. Diseases of the Tonsils, 851. Diseases of the Palate, 852. Diseases of the Nose, 853. Diseases of the Ears, 854. Diseases of the Eyes, 855. Diseases of the Forehead, 856. Diseases of the Temples, 857. Diseases of the Scalp, 858. Diseases of the Face, 859. Diseases of the Neck, 860. Diseases of the Chest, 861. Diseases of the Abdomen, 862. Diseases of the Back, 863. Diseases of the Hips, 864. Diseases of the Thighs, 865. Diseases of the Knees, 866. Diseases of the Ankles, 867. Diseases of the Toes, 868. Diseases of the Fingers, 869. Diseases of the Wrists, 870. Diseases of the Elbows, 871. Diseases of the Shoulders, 872. Diseases of the Teeth, 873. Diseases of the Gums, 874. Diseases of the Tongue, 875. Diseases of the Lips, 876. Diseases of the Mouth, 877. Diseases of the Throat, 878. Diseases of the Tonsils, 879. Diseases of the Palate, 880. Diseases of the Nose, 881. Diseases of the Ears, 882. Diseases of the Eyes, 883. Diseases of the Forehead, 884. Diseases of the Temples, 885. Diseases of the Scalp, 886. Diseases of the Face, 887. Diseases of the Neck, 888. Diseases of the Chest, 889. Diseases of the Abdomen, 890. Diseases of the Back, 891. Diseases of the Hips, 892. Diseases of the Thighs, 893. Diseases of the Knees, 894. Diseases of the Ankles, 895. Diseases of the Toes, 896. Diseases of the Fingers, 897. Diseases of the Wrists, 898. Diseases of the Elbows, 899. Diseases of the Shoulders, 900. Diseases of the Teeth, 901. Diseases of the Gums, 902. Diseases of the Tongue, 903. Diseases of the Lips, 904. Diseases of the Mouth, 905. Diseases of the Throat, 906. Diseases of the Tonsils, 907. Diseases of the Palate, 908. Diseases of the Nose, 909. Diseases of the Ears, 910. Diseases of the Eyes, 911. Diseases of the Forehead, 912. Diseases of the Temples, 913. Diseases of the Scalp, 914. Diseases of the Face, 915. Diseases of the Neck, 916. Diseases of the Chest, 917. Diseases of the Abdomen, 918. Diseases of the Back, 919. Diseases of the Hips, 920. Diseases of the Thighs, 921. Diseases of the Knees, 922. Diseases of the Ankles, 923. Diseases of the Toes, 924. Diseases of the Fingers, 925. Diseases of the Wrists, 926. Diseases of the Elbows, 927. Diseases of the Shoulders, 928. Diseases of the Teeth, 929. Diseases of the Gums, 930. Diseases of the Tongue, 931. Diseases of the Lips, 932. Diseases of the Mouth, 933. Diseases of the Throat, 934. Diseases of the Tonsils, 935. Diseases of the Palate, 936. Diseases of the Nose, 937. Diseases of the Ears, 938. Diseases of the Eyes, 939. Diseases of the Forehead, 940. Diseases of the Temples, 941. Diseases of the Scalp, 942. Diseases of the Face, 943. Diseases of the Neck, 944. Diseases of the Chest, 945. Diseases of the Abdomen, 946. Diseases of the Back, 947. Diseases of the Hips, 948. Diseases of the Thighs, 949. Diseases of the Knees, 950. Diseases of the Ankles, 951. Diseases of the Toes, 952. Diseases of the Fingers, 953. Diseases of the Wrists, 954. Diseases of the Elbows, 955. Diseases of the Shoulders, 956. Diseases of the Teeth, 957. Diseases of the Gums, 958. Diseases of the Tongue, 959. Diseases of the Lips, 960. Diseases of the Mouth, 961. Diseases of the Throat, 962. Diseases of the Tonsils, 963. Diseases of the Palate, 964. Diseases of the Nose, 965. Diseases of the Ears, 966. Diseases of the Eyes, 967. Diseases of the Forehead, 968. Diseases of the Temples, 969. Diseases of the Scalp, 970. Diseases of the Face, 971. Diseases of the Neck, 972. Diseases of the Chest, 973. Diseases of the Abdomen, 974. Diseases of the Back, 975. Diseases of the Hips, 976. Diseases of the Thighs, 977. Diseases of the Knees, 978. Diseases of the Ankles, 979. Diseases of the Toes, 980. Diseases of the Fingers, 981. Diseases of the Wrists, 982. Diseases of the Elbows, 983. Diseases of the Shoulders, 984. Diseases of the Teeth, 985. Diseases of the Gums, 986. Diseases of the Tongue, 987. Diseases of the Lips, 988. Diseases of the Mouth, 989. Diseases of the Throat, 990. Diseases of the Tonsils, 991. Diseases of the Palate, 992. Diseases of the Nose, 993. Diseases of the Ears, 994. Diseases of the Eyes, 995. Diseases of the Forehead, 996. Diseases of the Temples, 997. Diseases of the Scalp, 998. Diseases of the Face, 999. Diseases of the Neck, 1000. Diseases of the Chest, 1001. Diseases of the Abdomen, 1002. Diseases of the Back, 1003. Diseases of the Hips, 1004. Diseases of the Thighs, 1005. Diseases of the Knees, 1006. Diseases of the Ankles, 1007. Diseases of the Toes, 1008. Diseases of the Fingers, 1009. Diseases of the Wrists, 1010. Diseases of the Elbows, 1011. Diseases of the Shoulders, 1012. Diseases of the Teeth, 1013. Diseases of the Gums, 1014. Diseases of the Tongue, 1015. Diseases of the Lips, 1016. Diseases of the Mouth, 1017. Diseases of the Throat, 1018. Diseases of the Tonsils, 1019. Diseases of the Palate, 1020. Diseases of the Nose, 1021. Diseases of the Ears, 1022. Diseases of the Eyes, 1023. Diseases of the Forehead, 1024. Diseases of the Temples, 1025. Diseases of the Scalp, 1026. Diseases of the Face, 1027. Diseases of the Neck, 1028. Diseases of the Chest, 1029. Diseases of the Abdomen, 1030. Diseases of the Back, 1031. Diseases of the Hips, 1032. Diseases of the Thighs, 1033. Diseases of the Knees, 1034. Diseases of the Ankles, 1035. Diseases of the Toes, 1036. Diseases of the Fingers, 1037. Diseases of the Wrists, 1038. Diseases of the Elbows, 1039. Diseases of the Shoulders, 1040. Diseases of the Teeth, 1041. Diseases of the Gums, 1042. Diseases of the Tongue, 1043. Diseases of the Lips, 1044. Diseases of the Mouth, 1045. Diseases of the Throat, 1046. Diseases of the Tonsils, 1047. Diseases of the Palate, 1048. Diseases of the Nose, 1049. Diseases of the Ears, 1050. Diseases of the Eyes, 1051. Diseases of the Forehead, 1052. Diseases of the Temples, 1053. Diseases of the Scalp, 1054. Diseases of the Face, 1055. Diseases of the Neck, 1056. Diseases of the Chest, 1057. Diseases of the Abdomen, 1058. Diseases of the Back, 1059. Diseases of the Hips, 1060. Diseases of the Thighs, 1061. Diseases of the Knees, 1062. Diseases of the Ankles, 1063. Diseases of the Toes, 1064. Diseases of the Fingers, 1065. Diseases of the Wrists, 1066. Diseases of the Elbows, 1067. Diseases of the Shoulders, 1068. Diseases of the Teeth, 1069. Diseases of the Gums, 1070. Diseases of the Tongue, 1071. Diseases of the Lips, 1072. Diseases of the Mouth, 1073. Diseases of the Throat, 1074. Diseases of the Tonsils, 1075. Diseases of the Palate, 1076. Diseases of the Nose, 1077. Diseases of the Ears, 1078. Diseases of the Eyes, 1079. Diseases of the Forehead, 1080. Diseases of the Temples, 1081. Diseases of the Scalp, 1082. Diseases of the Face, 1083. Diseases of the Neck, 1084. Diseases of the Chest, 1085. Diseases of the Abdomen, 1086. Diseases of the Back, 1087. Diseases of the Hips, 1088. Diseases of the Thighs, 1089. Diseases of the Knees, 1090. Diseases of the Ankles, 1091. Diseases of the Toes, 1092. Diseases of the Fingers, 1093. Diseases of the Wrists, 1094. Diseases of the Elbows, 1095. Diseases of the Shoulders, 1096. Diseases of the Teeth, 1097. Diseases of the Gums, 1098. Diseases of the Tongue, 1099. Diseases of the Lips, 1100. Diseases of the Mouth, 1101. Diseases of the Throat, 1102. Diseases of the Tonsils, 1103. Diseases of the Palate, 1104. Diseases of the Nose, 1105. Diseases of the Ears, 1106. Diseases of the Eyes, 1107. Diseases of the Forehead, 1108. Diseases of the Temples, 1109. Diseases of the Scalp, 1110. Diseases of the Face, 1111. Diseases of the Neck, 1112. Diseases of the Chest, 1113. Diseases of the Abdomen, 1114. Diseases of the Back, 1115. Diseases of the Hips, 1116. Diseases of the Thighs, 1117. Diseases of the Knees, 1118. Diseases of the Ankles, 1119. Diseases of the Toes, 1120. Diseases of the Fingers, 1121. Diseases of the Wrists, 1122. Diseases of the Elbows, 1123. Diseases of the Shoulders, 1124. Diseases of the Teeth, 1125. Diseases of the Gums, 1126. Diseases of the Tongue, 1127. Diseases of the Lips, 1128. Diseases of the Mouth, 1129. Diseases of the Throat, 1130. Diseases of the Tonsils, 1131. Diseases of the Palate, 1132. Diseases of the Nose, 1133. Diseases of the Ears, 1134. Diseases of the Eyes, 1135. Diseases of the Forehead, 1136. Diseases of the Temples, 1137. Diseases of the Scalp, 1138. Diseases of the Face, 1139. Diseases of the Neck, 1140. Diseases of the Chest, 1141. Diseases of the Abdomen, 1142. Diseases of the Back, 1143. Diseases of the Hips, 1144. Diseases of the Thighs, 1145. Diseases of the Knees, 1146. Diseases of the Ankles, 1147. Diseases of the Toes, 1148. Diseases of the Fingers, 1149. Diseases of the Wrists, 1150. Diseases of the Elbows, 1151. Diseases of the Shoulders, 1152. Diseases of the Teeth, 1153. Diseases of the Gums, 1154. Diseases of the Tongue, 1155. Diseases of the Lips, 1156. Diseases of the Mouth, 1157. Diseases of the Throat, 1158. Diseases of the Tonsils, 1159. Diseases of the Palate, 1160. Diseases of the Nose, 1161. Diseases of the Ears, 1162. Diseases of the Eyes, 1163. Diseases of the Forehead, 1164. Diseases of the Temples, 1165. Diseases of the Scalp, 1166. Diseases of the Face, 1167. Diseases of the Neck, 1168. Diseases of the Chest, 1169. Diseases of the Abdomen, 1170. Diseases of the Back, 1171. Diseases of the Hips, 1172. Diseases of the Thighs, 1173. Diseases of the Knees, 1174. Diseases of the Ankles, 1175. Diseases of the Toes, 1176. Diseases of the Fingers, 1177. Diseases of the Wrists, 1178. Diseases of the Elbows, 1179. Diseases of the Shoulders, 1180. Diseases of the Teeth, 1181. Diseases of the Gums, 1182. Diseases of the Tongue, 1183. Diseases of the Lips, 1184. Diseases of the Mouth, 1185. Diseases of the Throat, 1186. Diseases of the Tonsils, 1187. Diseases of the Palate, 1188. Diseases of the Nose, 1189. Diseases of the Ears, 1190. Diseases of the Eyes, 1191. Diseases of the Forehead, 1192. Diseases of the Temples, 1193. Diseases of the Scalp, 1194. Diseases of the Face, 1195. Diseases of the Neck, 1196. Diseases of the Chest, 1197. Diseases of the Abdomen, 1198. Diseases of the Back, 1199. Diseases of the Hips, 1200. Diseases of the Thighs, 1201. Diseases of the Knees, 1202. Diseases of the Ankles, 1203. Diseases of the Toes, 1204. Diseases of the Fingers, 1205. Diseases of the Wrists, 1206. Diseases of the Elbows, 1207. Diseases of the Shoulders, 1208. Diseases of the Teeth, 1209. Diseases of the Gums, 1210. Diseases of the Tongue, 1211. Diseases of the Lips, 1212. Diseases of the Mouth, 1213. Diseases of the Throat, 1214. Diseases of the Tonsils, 1215. Diseases of the Palate, 1216. Diseases of the Nose, 1217. Diseases of the Ears, 1218. Diseases of the Eyes, 1219. Diseases of the Forehead, 1220. Diseases of the Temples, 1221. Diseases of the Scalp, 1222. Diseases of the Face, 1223. Diseases of the Neck, 1224. Diseases of the Chest, 1225. Diseases of the Abdomen, 1226. Diseases of the Back, 1227. Diseases of the Hips, 1228. Diseases of the Thighs, 1229. Diseases of the Knees, 1230. Diseases of the Ankles, 1231. Diseases of the Toes, 1232. Diseases of the Fingers, 1233. Diseases of the Wrists, 1234. Diseases of the Elbows, 1235. Diseases of the Shoulders, 1236. Diseases of the Teeth, 1237. Diseases of the Gums, 1238. Diseases of the Tongue, 1239. Diseases of the Lips, 1240. Diseases of the Mouth, 1241. Diseases of the Throat, 1242. Diseases of the Tonsils, 1243. Diseases of the Palate, 1244. Diseases of the Nose, 1245. Diseases of the Ears, 1246. Diseases of the Eyes, 1247. Diseases of the Forehead, 1248. Diseases of the Temples, 1249. Diseases of the Scalp, 1250. Diseases of the Face, 1251. Diseases of the Neck, 1252. Diseases of the Chest, 1253. Diseases of the Abdomen, 1254. Diseases of the Back, 1255. Diseases of the Hips, 1256. Diseases of the Thighs, 1257. Diseases of the Knees, 1258. Diseases of the Ankles, 1259. Diseases of the Toes, 1260. Diseases of the Fingers, 1261.

Es gewann auch nunmehr das Ansehen, als wenn die beiden vornehmsten Feinde des Königs immer mehr die Hände zum Frieden bieten würden. Bajazet, der im Jahr 1488. von dem Sultan Aegyptens eine Niederlage erlitten, und überdieß seine Flotte durch Sturmwinde verloren hatte, trug desto lebhafter auf eine dreyjährige Verlängerung des Stillstandes an; er schickte dem Könige auch Geschenke, unter andern den Körper eines Heiligen. Matthias bewilligte sein Verlangen desto lieber, da die Hoffnung, Bajazets Bruder in seine Gewalt zu bekommen, allmählich wegfiel. Denn der Papst nöthigte endlich, die Ritter von Rhodus, ihm denselben im Jahr 1489. auszuliefern. Es war ein bloßes Gepränge seiner Hoheit, das er damit anstellte; doch war es ihm im vorhergehenden Jahre nicht geglückt, den König von der Verlängerung des Stillstandes abzuhalten. Auf der andern Seite näherten sich auch Friedrich und Matthias einander. Jener mußte auf die Befreiung seines Sohnes Maximilian bedacht seyn, den die Flandrer im Jahr 1488. zu Brügge gefangen genommen hatten; Matthias aber fand die Rüstungen des Königs Casimir, und sein Bündniß mit dem türkischen Sultan, bedenklich. Beide Fürsten ließen also nicht allein ihren Stillstand weiter fortlaufen; sondern auch zu Steyer in Oberösterreich Gesandte zusammenkom-

Kleine Schrift, Kleinschrift, Kleinbuchstaben, Minuskeln, Minuskelschrift, Minuskelbuchstaben, Gemeine, Gemeinschrift, Gemeinbuchstaben, Gemeine Buchstaben, Gemeine Schrift, Gemeinbuchstabenschrift, Gemeine Buchstabenschrift, Gemeine Minuskeln, Gemeine Minuskelschrift, Gemeine Minuskelbuchstaben, Gemeine Minuskelbuchstabenschrift, Gemeine Kleinbuchstaben, Gemeine Kleinbuchstabenschrift, Gemeine Klein

Wasser. Hierdurch ist die Wirkung des Wassers so gesteigert, daß es nicht nöthig ist, die Wäsche mit Seife zu waschen, sondern nur mit Wasser allein. Die Wäsche wird dann in einem Kessel mit Wasser, worin Soda aufgelöst ist, gekocht, und dann in einem Bade von Chlorkalk gebleicht

Ich Ulrich von Hutten, Ritter, bekenne mit diesem Brief und thue kund allen, denen er fürkommt, daß ich mit Wissen, Willen und Rath meiner Freunde, Diener und Helfer, mit Ernst und Fleiß, mit Bedacht und Rechtem Muthe, auch aus freiem Willen, ohne Zwang, Irrung und Gefährde, mich verbunden habe und verbinde mit dem Durchlauchtigen, Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Philipp, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzog in Bayern, meinem gnädigen Herrn, also daß ich Ihrer Gnaden Diener und Rath sein soll und will, Ihrer Gnaden Nutz und Frommen fördern und Schaden wenden, wo ich kann und mag, und Ihrer Gnaden Feinde meine Feinde sein, und Ihrer Gnaden Freunde meine Freunde sein, und Ihrer Gnaden Land und Leute, Schlösser, Städte, Märkte, Dörfer, Gebiete, Gerichte, Zwing und Bann, Gülten, Zinsen, Renten, Zehenden, Lehen, Eigenschaften, Rechte, Gewohnheiten, Freiheiten, Gnaden, Gaben, Briefe, Siegel, Gerechtigkeiten, Herrlichkeiten, Obrigkeiten, Geleite, Zölle, Ungelt, Wildbahnen, Fischereien, Wasser, Weiden, Wunn und Weide, Holz und Feld, Jagden, Vogelherde, Gemeinschaften, Ehehaften, Wege, Stege, Steg und Weg, Fürwerk, Frohnden, Dienste, Leute, Hintersassen, Eigenleute, Leibeigene, Leibeigenschaften, Manschaften, Mannlehen, Mannrechte, Mannschaften, Vogteien, Vogtrechte, Vogtleute, Vogtlehen, Vogtgerichte, Vogtgerechtigkeiten, Vogtherrlichkeiten, Vogtobrigkeiten, Vogtgeleite, Vogtzölle, Vogtungelt, Vogtwildbahnen, Vogtfischereien, Vogtwasser, Vogtweiden, Vogtwunn und Vogtweide, Vogtholz und Vogtfeld, Vogtjagden, Vogtvogelherde, Vogtgemeinschaften, Vogtehehaften, Vogtwege, Vogtstege, Vogtsteg und Vogtweg, Vogtfürwerk, Vogtfrohnden, Vogtdienste, Vogtleute, Vogthintersassen, Vogteigenleute, Vogtleibeigene, Vogtleibeigenschaften, Vogtmanschaften, Vogtmannlehen, Vogtmannrechte, Vogtmannschaften, Vogtvogteien, Vogtvogtrechte, Vogtvogtleute, Vogtvogtlehen, Vogtvogtgerichte, Vogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtgeleite, Vogtvogtzölle, Vogtvogtungelt, Vogtvogtwildbahnen, Vogtvogtfischereien, Vogtvogtwasser, Vogtvogtweiden, Vogtvogtwunn und Vogtvogtweide, Vogtvogtholz und Vogtvogtfeld, Vogtvogtjagden, Vogtvogtvogelherde, Vogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtehehaften, Vogtvogtwege, Vogtvogtstege, Vogtvogtsteg und Vogtvogtweg, Vogtvogtfürwerk, Vogtvogtfrohnden, Vogtvogtdienste, Vogtvogtleute, Vogtvogthintersassen, Vogtvogteigenleute, Vogtvogtleibeigene, Vogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtmanschaften, Vogtvogtmannlehen, Vogtvogtmannrechte, Vogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteigenleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigene, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleibeigenschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmanschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtmannschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogteien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtrechte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtlehen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerichte, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgerechtigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtherrlichkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtobrigkeiten, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgeleite, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtzölle, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtungelt, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwildbahnen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfischereien, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwasser, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweiden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwunn und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweide, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtholz und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfeld, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtjagden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogelherde, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtgemeinschaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtehehaften, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtwege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtstege, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtsteg und Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtweg, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfürwerk, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtfrohnden, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtdienste, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtleute, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogtvogthintersassen, Vogtvogtvogtvogtvogtvogtvog

dem subsidium, habeat facultatem, [illegible] [illegible] [illegible]

Medici Genitus, Ein Sohn eines Medicus, Arzt. Ein Wort, das in der Lateinischen Sprache nicht gebräuchlich ist, aber doch in der Deutschen, wo man es von Personen gebraucht, die von Aerzten abstammen. Es ist

Eigentlich ist hier auch die Lebensgeschichte des Königs Matthias vollendet worden. Allein es sind einige historische Züge für sein Bild übrig, die in derselben bisher keinen bequemen Platz finden konnten; noch manche Abschilderungen, die, ohne aus lauter Thatsachen zu bestehen, doch von Augenzeugen herrühren. Diese zu sammeln, erfordern Genauigkeit und Vollständigkeit; ob er gleich selbst durch seine vorher beschriebenen Handlungen und frey dargestellten Gesinnungen, die Leser zu seinem Lobe oder Tadel sicherer vorbereitet hat, als alle Beurtheilungen, die noch hinzugesezt werden könnten. Er ist dem Schicksal, ausschweifend oder ungeschickt gelobt zu werden, eben so wenig entgangen, als eine Menge anderer der denkwürdigsten Männer; aber er bezeigte selbst schon sein Mißfallen darüber. Als er sich zu Olmüz in Begleitung vieler Deutschen, Ungrischen, Böhmischen, und andern Großen befand, waren auch viele Lustigmacher und Poßenreißer zugegen, um auf Kosten derselben zu leben. Einer darunter las dem Könige mit ziemlich anständigen Geberden deutsche Reime vor, in welchen er zuerst die Europäischen Fürsten nannte, die einen Feldzug gegen die Türken unternehmen würden; als ihren Anführer aber und allgemeinen Feldherrn den König Matthias darstellte. Darauf pries er diesen Fürsten von allen Seiten; legte ihm aber zum Theil

ich sehe deine Reime als eine Aufmunterung zur Tugend an, und werde trachten, so viel es nüzlich seyn wird, das von dir gesagte zu erfüllen. Aber von jener Riesenstärke, von der Gestalt eines Ganymedes und Absalon, rede künftig nicht! Du hast mich nunmehr gesehen; würdest du noch ferner durch Schmeicheley sündigen, so wäre es unverzeihlich. Den Lohn für deine Arbeit, Vorlesung und Schmeicheley erwarte alsdann, wenn dasjenige erfüllt seyn wird, was du geweißagt hast. Denn du hast viel gesagt, was wir bey dem bevorstehenden heftigen Türkenkriege, nur erst wünschen und hoffen." Dieser Verweis könnte eine Warnung heißen, die hier an ihrem Platze stehe; wenn es anders eine Stelle in dieser Lebensbeschreibung giebt, durch welche sie nothwendig wird.

Mehr als ein Schriftsteller, der mit ihm umgegangen war, hat seine körperliche Bildung genau abgezeichnet. Er war über das Mittelmäßige groß, von edler Gestalt, und einem Ansehen, das etwas Großmüthiges ankündigte; hatte ein rothes Gesicht, gelbes ins Röthliche fallende Haar, schwarze Augen, und eine zierliche Nase. Sein Blick war, wie eines Löwen, frey und gerade; mit den Augen blinzte er niemals. Es war ein Merkmal seiner Gunst, wenn er jemanden lang nach einander ansah, und vom Gegentheil, wenn er auf einen Seitwärts schielte. Ueberhaupt hatten seine Glieder schöne Verhältniße gegen einander; seine Haut war weiß und roth; eine kriegerische Anmuth lag über ihn ausgebreitet, und man wollte zwischen ihm und Alexandern viele Aehnlichkeit bemerkt haben. Dabey war sein Körper eben so schnell, als in Duldung aller Beschwerlichkeiten geübt. Die Arbeiten eines Soldaten verrichtete er mit ungemeiner Leichtigkeit; aber häusliche Muße fiel ihm desto lästiger.

Daß er einen erhabenen, über seine Zeitgenoßen wegsehenden, und unternehmenden Geist gehabt habe, der das Schwerste am liebsten wählte, und vielerley zugleich umspannte, lehrt seine ganze Geschichte. Auch war er fast immer sein eigner Rathgeber, führte große Geschäfte selbst aus; bediente sich aber oft eben so glücklich schlauer Kunstgriffe, als gewaltsamer Mittel. Ohnedieß hatte er keine Neigung zum Blutvergießen; er strafte die Verbrecher lieber durch Einziehung ihrer Güter und Gefangenschaft, als am Leben. Mit einer ihm eigenen Geschicklichkeit, andere zu leiten, verstellte er seine wahren Gesinnungen, und stiftete selbst unter Freunden. Uneinigkeit, damit ihm ihre Verbindung nicht schädlich werden möchte. Von Ehrgeiz wurde er mehr als von irgend einer andern Leidenschaft beherrscht. Die Begierde, es den großen Alten, die er so wohl kannte, gleich zu thun; das reizende Beispiel seines heldenmüthigen Vaters, und die häufigen Gelegenheiten, die sich ihm darboten, die Bewunderung von Europa durch kühne Thaten auf sich zu ziehen, trugen dazu nicht wenig bey. Es kam hinzu, daß verschiedene gelehrte und witzige Italiäner, die an seinem Hofe auftraten, und von ihm sehr reichlich beschenkt wurden, ihn mit den feinsten Schmeicheleyen zu unterhalten und anzufeuern wußten. Er pflegte daher öfters bey Tische zu sagen, nichts sey eines Für-

[illegible] als [illegible]

in dieser Eigenschaft, und um das Ungrische Kriegswesen hat er sich gewiß verdienter als alle seine Vorgänger gemacht. Nachahmung der Alten und seiner Nachbarn; aber auch eigene Erfindungen, halfen ihm daßelbe weit vollkommener machen. Den Bedürfnißen seines Reichs gemäß, führte er in demselben zuerst ein stehendes Kriegsheer ein. Er gründete darinne die Kriegszucht und die ordentlichen Unterhaltungsanstalten auf Feldzügen. Den Fortgang seiner kriegerischen Unternehmungen beförderte er hauptsächlich durch eine außerordentliche Schnelligkeit; nicht selten wählte er zu seinen Zügen und Treffen das schlimmste Wetter, um die Feinde desto gewißer zu überfallen. Im Lagern, in Waffen und Kriegsgeräthschaften, in verschiedenen Arten des Angriffs, hatte er viel Neues; wovon uns aber die Geschichtschreiber nur allgemeine Begriffe geben. Auf Kundschafter bey den Feinden, wandte er verschwenderische Kosten; doch zog er auch daraus den Vortheil, daß er die Entwürfe der leztern frühzeitig kennen lernte, und bisweilen rückgängig machte. Einst trieb er die Verwegenheit so weit, daß er mit einem einzigen Gefährten als ein Bauer verkleidet, sich unter diejenigen mengte, welche dem nahen türkischen Lager Lebensmittel zuführten; so verkaufte er selbst vor dem Zelte des Sultans, einen ganzen Tag lang Gerste, und begab sich beym Einbruche der Nacht unerkannt wieder in sein Lager. Am folgenden Tage meldete er es dem Kaiser in einem Schreiben, daß er gestern sein ganzes Lager ausgeforscht habe, und ihm selbst so nahe gewesen sey; zur Bekräftigung davon zeigte er ihm die Anzahl und Beschaffenheit der Gerichte an, die er ihm auftragen gesehen hatte. Der Sultan, sezt man hinzu, wurde darüber so bestürzt, daß er des Tages darauf sein Lager aufhob, gleichsam besorgt, daß ihn ein so kühner Feind unvermuthet mit-

ten in demselben anfallen dürfte. Seine Soldaten belohnte Matthias auch mit vollen Händen, wenn sie etwas Rühmliches verrichteten; besaß eine vorzügliche Gabe, sie zu lenken; konnte nach ihrem Betragen streng, oder herablaßend bis zur Vertraulichkeit seyn. Die Treue schäzte er an ihnen so hoch, daß er, da einer derselben, der ihm oft und gut gedient, aber auch dem Kaiser eidlich versprochen hatte, wenn er in Krieg verwickelt würde, in seine Dienste, in welchen er ehemals gewesen war, zurückzukehren, er möchte seyn, wo er wollte, von dem Könige seinen Abschied begehrte, ihm solchen wegen jenes unverbrüchlichen Versprechens, mit Lobsprüchen und Geschenken ertheilte. Er wünschte, als man von der Gewohnheit der Alten sprach, nach welcher selbst die Feldherren im Treffen fochten, mit Seufzen, daß dieses noch üblich seyn möchte, um die Trägheit mancher Großen aufzudecken, die von der ungeschickten Menge bewundert würden. Man sollte aber auch an seinem eigenen Beispiel sehen, daß Muth, körperliche Stärke und Behendigkeit alle Stände, den königlichen nicht ausgenommen, einander gleich machten. Ein deutscher Ritter, Holubar, der überaus groß und stark, und im Lanzenbrechen vor unüberwindlich gehalten wurde, kam nach Buda. Der König forderte ihn zum Gefechte auf; er weigerte sich aber deßen, aus Besorgniß, dem Könige einen Schaden zuzufügen. Doch dieser nöthigte ihn [illegible]

Gefecht erfolgte also vor vielen tausend Zuschauern. Holubar, an der Stirne getroffen, fiel rücklings vom Pferde, und brach einen Arm; Matthias aber, der auch einen derben Stoß an die Brust bekam, sank zur Seite vom Pferde herab. Der König ließ den Ritter heilen, und schickte ihn mit kostbaren Kleidern und vielem Gelde in sein Vaterland zurück. Ueberhaupt vergaß er im Umgange mit seinen Kriegern und Befehlshabern seine Würde gern; zog aber auch daraus bisweilen wichtige Hülfsquellen. Da es ihm einmal in dem Böhmischen Kriege an Gelde fehlte, um seinem Heere den Sold zu zahlen, spielte er eine Nacht lang mit seinen Feldherren, und gewann ihnen zehntausend Dukaten ab, mit welchen er seine Soldaten befriedigte.

Die nächste Stelle nach seinem kriegerischen Ruhme nahm derjenige ein, den er sich als Beschützer, Freund und Kenner aller Wißenschaften und Künste erwarb. Auch hierinne verdunkelte er das Wichtigste und Beste, was bis auf seine Zeiten in Ungarn zu dieser Absicht veranstaltet worden war. Nicht genug, daß er seiner bisher bloß tapfern Nation Anweisung gab, wie sie zugleich ihren Geist nüzlich bearbeiten müße; er ertheilte ihr nicht nur Gelegenheiten, Vorschriften, und Hülfsmittel, mit königlichen Kosten; sondern war selbst ihr Vorbild. Sehr oft zeigte er den Nutzen, den er aus seinen feinern Kenntnißen in der Regierung, in Kriegen und im Umgange mit den Menschen geschöpft hatte; er fuhr auch fort, besonders die alten Römischen Schriftsteller, selbst die heilige Schrift in der lateinischen Uebersezung, mit einer Begierde zu lesen, die seinem Gedächtniße im festen Beybehalten sehr zu Statten kam. Er tadelte die neuern Geschichtschreiber, daß sie die damaligen Nahmen von

Ländern und Städten mit den ältern vermischten; wobey er meist richtige geographischhistorische Einsichten an den Tag legte „Wer jezt, sagte er, von einem Könige der Gallier (Rex Gallorum) spricht, stiftet Verwirrung, weil das heutige Frankreich nicht das alte Gallien ist, das auf beiden Seiten der Alpen lag. Eben so ist es irrig, wenn man Servien mit dem Nahmen Mösien belegt, indem es ein zweyfaches Mösien gegeben hat. Ungarn begreift einen Theil vom alten Pannonien und Dacien in sich.“ Er führte noch weit mehr Beispiele hierüber an; zur Erläuterung berief er sich auf den ältern Plinius und Strabo. Sein gelehrter Streit mit dem Sicilianischen Dominikaner, Johann Gatti, bewies vornemlich, wie viel er gelesen hatte, und wie er es zu nützen wußte. Dieser Geistliche rühmte sich, daß er alle theologische Zweifel aus dem Stegreif auflösen könne; er wünschte besonders einmal mit dem Könige zu disputiren, weil er gehört hatte, daß dieser den Gelehrten schwere Fragen vorzulegen, und sie durch seine Spizfindigkeiten sehr in die Enge zu treiben pflegte. Einst kam auch der König nach Gran, wo sich Gatti aufhielt; er ließ ihn zu seiner Tafel einladen, weil man ihm denselben als einen Mann beschrieben hatte, der sich zu einem solchen Vergnügen, wozu er außer Tische kaum einige Zeit fand, gar wohl schickte. Der Mönch konnte nicht einmal das Ende der Mahlzeit erwarten

1494. Juli 10. Carl Medici, Lorenzo's jüngster Sohn, ist durch Verfügung seines Vaters Pfründner der Abtei von Passignano geworden. Er hat sich aber nicht dem geistlichen Stande gewidmet, sondern ist Soldat geworden und hat sich in den Kriegen Italiens hervorgethan. Er ist Capitän der Reiterei des Herzogs von Urbino, Francesco Maria della Rovere, und wird in dieser Eigenschaft in den Jahren 1521 und 1522 in Urkunden erwähnt. Er ist auch Gouverneur von Spoleto gewesen. Im Jahre 1523 ist er Capitän der Reiterei des Papstes Clemens VII. Er ist 1492 geboren und stirbt 1526 in Rom. Er hinterläßt einen Sohn Giovanni, der 1498 geboren ist und 1562 stirbt. Dieser Giovanni ist Vater des Cosimo, des ersten Großherzogs von Toscana, und Großvater der Katharina Medici, Königin von Frankreich.

Carl Medici, Lorenzo's jüngster Sohn, ist durch Verfügung seines Vaters Pfründner der Abtei von Passignano geworden. Er hat sich aber nicht dem geistlichen Stande gewidmet, sondern ist Soldat geworden und hat sich in den Kriegen Italiens hervorgethan. Er ist Capitän der Reiterei des Herzogs von Urbino, Francesco Maria della Rovere, und wird in dieser Eigenschaft in den Jahren 1521 und 1522 in Urkunden erwähnt. Er ist auch Gouverneur von Spoleto gewesen. Im Jahre 1523 ist er Capitän der Reiterei des Papstes Clemens VII. Er ist 1492 geboren und stirbt 1526 in Rom. Er hinterläßt einen Sohn Giovanni, der 1498 geboren ist und 1562 stirbt. Dieser Giovanni ist Vater des Cosimo, des ersten Großherzogs von Toscana, und Großvater der Katharina Medici, Königin von Frankreich.

schaft erhaschen konnte; aber die Aufklärung dieser Sache sollte sich, dächte ich, leicht finden laßen. Als ihn der Mönch unterbrach, und warnete, sich keine vergebliche Mühe zu machen, ließ Matthias die Streitschrift des Hieronymus wider Jovinianus herbey bringen, woraus die Stelle vorgelesen wurde, in welcher der Verfaßer den Grund des dem Petrus gegebenen Vorzugs darinne suchte, weil derselbe weit älter als Johannes gewesen sey, der nur den Neid der übrigen Apostel auf sich gezogen haben würde, wenn er in so jungen Jahren das Oberhaupt der Kirche geworden wäre. Doch der König ließ es bey dieser vorgeblichen Ursache eines niemals erwiesenen Vorzugs, nicht bewenden; er sezte selbst noch folgende hinzu. Petrus sey deswegen vorgezogen worden, damit er den Sündern Hoffnung zur Vergebung machen möchte. Denn da er selbst gesündigt, und auch im Ehestande die menschliche Schwäche kennen gelernt, aber von dem Erlöser Verzeihung erlangt hätte, so habe er auch Nachsicht gegen Bußfertige angenommen. Der stets eheloſe und im Glauben standhafte Johannes aber würde die Sünder mit der äußersten Strenge, und als lauter Böſewichter, behandelt haben. — So glaubte Matthias den Stolz des Dominikaners hinlänglich gedemüthigt zu haben; und die Anwesenden bewunderten zugleich, wie gewöhnlich, seinen Scharfsinn.

ihm auf seine Unterthanen gekommen wären. Aber auch andere der edelsten Fürstengaben fanden sich bey ihm vereinigt; besonders feurige Vaterlandsliebe, unermüdete Geschäftigkeit, Wohlthätigkeit durch Klugheit geleitet, und Gerechtigkeitsliebe ohne Partheilichkeit. In diesem Bewußtseyn konnte er es durchaus nicht glauben, als man ihm erzählte, daß ihn einige seiner Vertrauten zu vergiften suchten. „Keiner, sagte er, der gerecht und gesezmäßig regiert, darf sich vor Gift oder Schwerdt von seinen Unterthanen fürchten! Auch muß man nicht alles Wahrscheinliche sogleich vor gewiß ansehen.“ Ein Nationalsprüchwort der Ungarn, das gleich nach dem Tode dieses Königs anfieng, legt ein rühmlicheres Zeugniß von seiner Regierung ab, als alle Lobsprüche der Geschichtschreiber. „König Matthias ist todt! sagten sie seitdem; nun ist es aus mit der Gerechtigkeit!“ (Meg-holt Mátyás Király; oda az igazság!) Ueberhaupt scheint er von den niedern Ständen seines Reichs mehr beweint worden zu seyn, als von den höhern, weil diese es zu empfinden glaubten, daß er zum Vorschub seiner Kriege, nicht selten eigenmächtiger regiere und befehle, als es ihre Rechte vertrügen. In Uebereinstimmung mit ihnen, war er mehrmals ein nüzlicher Gesezgeber; freylich alsdann am ersten, wenn dringende Bedürfniße und sehr vernehmliche Klagen über Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, des Eigenthums, und anderer bürgerlichen Güter, ihn dazu nöthigten. Er verstattete jedermann leicht den Zutritt; bewilligte, was ihm immer möglich war, und that das allermeiste selbst, ohne die Bittenden erst bey seinen Staats- und Hofbedienten aufhalten zu laßen.

Ob er gleich dem vorgeschriebenen Lehrbegriffe seiner Kirche treu verblieb; so hatte er doch durch Lesen

und

und Nachdenken einen nicht geringen Anfang gemacht, die wesentlichen Pflichten des Christenthums von dem abergläubischen Wuste zu unterscheiden, mit welchem man sie seit so vielen Jahrhunderten überladen hatte. Noch freyer dachte er über die Geistlichkeit, spottete besonders der Ausschweifungen des mächtigern und reichern Theils derselben, hielt sie auch nicht übel im Zaum; und man hat Spuren genug, zu schließen, daß seine Ehrerbietung gegen die Päpste selbst nicht weit würde gegangen seyn, wenn er ihrer bey seinen vielen wichtigen Unternehmungen hätte entbehren können. Matthias hatte einst einem Italiänischen Franciskaner, dem P. Gabriel, der von dem Papste nach Ungarn geschickt worden war, ein Bißthum daselbst ertheilt. Darüber wurden schon viele vornehme Ungarn mißvergnügt, daß ein ausländischer Bettelmönch eine so einträgliche Stelle erhielt, die nach ihrer Meinung, ihren Söhnen gebührte. Als der König aber gar von dem Papste verlangte, daß er diesen Bischof zum Cardinal ernennen möchte, und Sixtus nebst allen Cardinälen dieses aus dem Grunde vor unschicklich erklärte, weil ein Mönch dadurch von seinem Kloster und seinen Gelübden loßgerißen würde: da riethen dem Könige alle seine Vertrauten und Hofbedienten, von diesem Begehren abzustehen. Allein er blieb so standhaft bey demselben, daß es ihm der Papst endlich bewilligen mußte. Man erkannte zugleich am Römischen Hofe, daß dieser Mönch, wegen seiner vorzüglichen Klugheit, eine Ausnahme verdient habe. Ein anderer päpstlicher Abgeordneter, der Bischof Nicolaus, machte desto weniger sein Glück bey dem Könige. Nachdem er sein Geschäfte geendigt hatte, hielt er sich, im Vertrauen auf die Güte und Freygebigkeit des Königs, noch einen ganzen Winter in Ungarn auf, suchte sich bey demselben einzuschmeicheln, und ihn nach

und

und nach gegen alle Ungrische Großen ohne Unterschied, auch diejenigen welchen er viel zu danken hatte, mit dem schlimmsten Argwohn und Haß einzunehmen. Matthias lernte ihn bald kennen; verstellte sich aber eine Zeitlang, um den boshaften Bischof noch genauer auszuforschen, bis er endlich denselben so weit brachte, daß er sich erbot, den Großen seine Beschuldigungen ins Gesicht zu sagen. Der Bischof glaubte nicht, daß ihn der König beym Worte halten, sondern an dieser Versicherung sich begnügen würde. Allein da die Großen im Schloße zu Ofen versammelt waren, führte ihn Matthias zu ihnen hinein, und forderte ihn auf, sein Erbieten zu erfüllen. Hier wurde der Verleumder bestürzt, zitterte am ganzen Leibe, und verstummte. Darauf sagte der König zu ihm: „Hielte mich nicht die Ehrerbietung gegen den Papst ab: so würde ich gewiß zeigen, daß es sich für Gesandte nicht schicke, Uneinigkeit zu stiften, und unschuldige Herren in Lebensgefahr zu stürzen. Packe dich also aus meinem Reiche fort! und wenn du es nicht innerhalb zwey Tage thust, so will ich ein solches Beispiel an dir geben, daß die ganze Welt erkennen soll, wie sehr dem Könige Matthias jederzeit solche Bosheiten mißfallen haben.“

Menschenkenntniß überhaupt besaß er in einem hohen Grade: und die treffenden Beobachtungen, mit welchen er sie unaufhörlich verstärkte, erzeugten auch sehr oft lebhafte Spöttereyen. Er blieb deswegen gleichwohl ein angenehmer und lehrreicher Gesellschafter; seine Gegenwart des Geistes, seine witzigen Einfälle und richtigen Urtheile, wurden daher auch von denen bewundert, die es nicht vor ihre Schuldigkeit hielten, jedes Wort, das aus dem Munde eines Fürsten kömmt, mit lautem Beifall zu empfangen. Zwar ist nicht alles von dieser Art, was man von ihm aufgezeich-

gezeichnet hat, des Andenkens bey der Nachwelt gleich würdig gewesen; aber es giebt doch von seinen Unterhaltungen mit andern, besonders bey der Tafel, einen Begriff, der ihn nicht verunehrt. Man erzählte ihm einst, daß der berühmte König von Aragonien und Neapel, Alphonsus, als er in der Nachbarschaft von Rom wohnte, und sein Hofverwalter in dieser Stadt eine Lamprete für dreyßig Dukaten gekauft hatte, weil nur diese einzige daselbst zu bekommen, aber auch durch das Bieten des päpstlichen Hofverwalters so sehr im Preise gesteigert worden war, denselben deswegen nicht allein gelobt, sondern auch reichlich beschenkt habe. „Pracht und Freygebigkeit, sagte Matthias darauf, hat man niemals gemißbilligt; aber hätte mein Hofverwalter in einer solchen Sache für mich freygebig seyn wollen: so würde ich ihn nur alsdann gelobt haben, wenn er den gekauften Fisch dem Papste geschenkt hätte, damit kluge Leute sehen könnten, sein Herr verachte eben sowohl das Geld, als die Näscherey.“ — Ein andersmal sah er einen in Trauer gekleideten Mann mit langgewachsenem Barte an seinem Hofe, dessen Geldbegierde ihm wohl bekannt war, und der nun seine verstorbenen Brüder geerbt hatte, mit welchen er ehemals vor dem Könige über ihre Güter in langen Händeln begriffen war. Er fragte ihn mit verstellter Unwißenheit um die Ursache seiner Trauer, und als sie ihm derselbe mit Thränen gemeldet hatte, fuhr er fort: „Bist du über den langsamen oder über den geschwinden Todt deiner Brüder so betrübt?“ (denn sie waren an einer langwierigen Krankheit gestorben.) Ueber den langsamen, antwortete der Trauernde. „Nun, das dachte ich wohl, versezte der König; denn nach deinem Willen wären sie schon längst gestorben, und du trauerst nur darum, weil du ihrer Güter so lang hast entbehren müßen.“ — Auch wurde einmal bey

seiner

Sprachlehre von Ludwig Wachler. Marburg 1826. Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 8 Gr. Der Verfasser hat sich durch seine Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, durch seine Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts, durch seine Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, durch seine Geschichte der Geschichtschreibung, durch seine Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts, durch seine Geschichte der deutschen Literatur, durch seine Geschichte der Literatur des 16. Jahrhunderts, durch seine Geschichte der Literatur des 17. Jahrhunderts, durch seine Geschichte der Literatur des 18. Jahrhunderts

Die Kosten dieser Verhandlung sind zu 1 fl. 30 kr. berechnet worden. Es ist daher dem Gemeindevorsteher Joseph Schmid von Ebersberg, welcher sich als Ersteher des Gutes gemeldet hat, aufgetragen, diesen Betrag binnen 14 Tagen bei Vermeidung der Exekution zu bezahlen.

Ebersberg, den 15. Juli 1837.

Königl. Landgericht Ebersberg.

Der Landrichter: Schmid.

Der Aktuar: Hofmann.

Nr. 2. Edict des Königl. von Bayern, die Ausschließung der Gläubiger des Bauern Joseph Schmid von Ebersberg betreffend.

Da sich bei der Versteigerung des Gutes des Bauern Joseph Schmid von Ebersberg, welche heute vorgenommen wurde, kein Gläubiger gemeldet hat, so werden alle diejenigen, welche an das Gut des Joseph Schmid von Ebersberg Forderungen zu machen haben, aufgefordert, dieselben binnen 14 Tagen bei Vermeidung der Ausschließung anzumelden.

Ebersberg, den 15. Juli 1837.

Königl. Landgericht Ebersberg.

Der Landrichter: Schmid.

Der Aktuar: Hofmann.

Die Tiere, die Hippokrates nennt, sind teils Haustiere, teils Wildtiere. Die Haustiere sind: Schaf, Ziege, Rind, Schwein, Esel, Pferd, Hund, Katze, Maus, Huhn, Taube, Gans, Ente, Biene. Die Wildtiere sind: Löwe, Leopard, Wolf, Fuchs, Bär, Affe, Hase, Igel, Eichhörnchen, Wiesel, Maulwurf, Fledermaus, Schlange, Eidechse, Frosch, Kröte, Fisch, Adler, Habicht, Falke, Eule, Rabe, Krähe, Elster, Dohle, Star, Amsel, Drossel, Lerche, Nachtigall, Schwalbe, Storch, Reiher, Kranich, Pfau, Fasan, Rebhuhn, Wachtel, Taucher, Möwe, Schwan, Pelikan, Kormoran, Specht, Kuckuck, Papagei, Wiedehopf, Eisvogel, Bienenfresser, Rotkehlchen, Zaunkönig, Meise, Goldhähnchen, Schwanzmeise, Baumläufer, Kleiber, Wendehals, Grünspecht, Buntspecht, Schwarzspecht, Dreizehenspecht, Mittelspecht, Kleinspecht, Weißrückenspecht, Blutspecht, Grauspecht, Grünspecht, Buntspecht, Schwarzspecht, Dreizehenspecht, Mittelspecht, Kleinspecht, Weißrückenspecht, Blutspecht, Grauspecht.

Die Tiere, die Hippokrates nennt, sind teils Haustiere, teils Wildtiere. Die Haustiere sind: Schaf, Ziege, Rind, Schwein, Esel, Pferd, Hund, Katze, Maus, Huhn, Taube, Gans, Ente, Biene. Die Wildtiere sind: Löwe, Leopard, Wolf, Fuchs, Bär, Affe, Hase, Igel, Eichhörnchen, Wiesel, Maulwurf, Fledermaus, Schlange, Eidechse, Frosch, Kröte, Fisch, Adler, Habicht, Falke, Eule, Rabe, Krähe, Elster, Dohle, Star, Amsel, Drossel, Lerche, Nachtigall, Schwalbe, Storch, Reiher, Kranich, Pfau, Fasan, Rebhuhn, Wachtel, Taucher, Möwe, Schwan, Pelikan, Kormoran, Specht, Kuckuck, Papagei, Wiedehopf, Eisvogel, Bienenfresser, Rotkehlchen, Zaunkönig, Meise, Goldhähnchen, Schwanzmeise, Baumläufer, Kleiber, Wendehals, Grünspecht, Buntspecht, Schwarzspecht, Dreizehenspecht, Mittelspecht, Kleinspecht, Weißrückenspecht, Blutspecht, Grauspecht.

waren zwar für seinen Geist nicht zu groß, indem er sie selbst erreichte; nur für seine Nation überhaupt wurde er mehr Muster und Lehrer, als überall durchdringender Verbeßerer. Er legte einen Grund, auf welchen man erst in ruhigern Zeiten sehr glücklich hätte bauen können.

Mit ihm sank der Ruhm und das Ansehen des Ungrischen Reichs, so weit es unabhängig von eigenen Königen beherrscht worden ist, darnieder. Sein nächster Nachfolger, Wladislav, König von Böhmen, der durch diese Vereinigung beider Reiche, auch beide Nationen zu vortheilhaften Erwartungen berechtigte, war fast in jeder Betrachtung das Widerspiel von dem Könige Matthias: unthätig und träge, verachtet von seinen Großen, in Empörungen und einen höchst unglücklichen Kreuzzug verwickelt: an Gelde so dürftig, daß er verschiedene von seinem Vorgänger errichtete Kriegshauffen eingehen laßen mußte, und gegen die herrliche Büchersammlung deßelben so gleichgültig, daß er viele Handschriften derselben verschenkte. Muthiger, aber nicht mehr geschäzt, und unter gleicher Verwirrung, regierte sein junger Sohn Ludwig, bis er Schlacht und Leben gegen die Türken verlor. Noch war Matthias nicht vierzig Jahre todt, als Buda, sein geliebter Siz, von den Türken erobert, und bis auf das Schloß verbrannt, die Büchersammlung, die ein so kostbares Vergnügen von ihm gewesen war, zu Grunde gerichtet, das Reich von einem Ende bis zum andern ausgeplündert und verheert wurde, und ein langer blutiger Streit über den Besiz deßelben anfieng, der endlich an das Haus Oesterreich kam. Von allen seinen Thaten und Verdiensten blieben kaum einige sichtbare Spuren in dem Zustande seiner Nation übrig. Es war nicht das erstemal, daß ein großer

Mann

Mann beinahe ein vergebliches Geschenk des Himmels für ein Zeitalter wurde, das ihn nicht zu nützen wußte.

* * *

Unter den Quellen, aus welchen die Geschichte des Königs Matthias geschöpft werden muß, nehmen seine Schreiben den ersten Platz ein. Sie sind in den neuesten Zeiten zu Caschau in Ungarn gesammelt worden; (Epistolae Matthiae Corvini, Cassoviae, 1744. 4.) aber diese Sammlung enthält auch Schreiben genug, die an ihn über Staats- und Kriegsgeschäfte gerichtet sind. Die erheblichern derselben hat Herr Pray in sein gleich zu nennendes Werk eingerückt.

Eine vollständige Sammlung aller Urkunden, die zur Geschichte dieses Königs gehören, oder dieselbe nur einigermaaßen erläutern können, nebst einer gleich darauf gebaueten Regierungsgeschichte deßelben, bis zum Ende des Jahrs 1461. hat Herr Stephan Katrinai, ein Jesuit, Doctor der Theologie, und Geschichtschreiber von Ungarn, in zwey Quartbänden herausgegeben. (Hungaria Diplomatica, temporibus Matthiae de Hunyad, Regis Hungariae, Pars I, et II. Wien, 1767. 1771.) Dieses Werk ist an sich sehr brauchbar, genau und vollständig; enthält auch nicht wenige zuerst ans Licht gezogene Urkunden, und nüzliche Erläuterungen über die Erdbeschreibung und Verfaßung von Ungarn. Da jedoch der Verfaßer äußerst umständlich und weitschweifig in der Untersuchung der kleinsten Nachrichten und Sagen, wie der größten Begebenheiten, auch solcher, die mit dieser Geschichte nur in einer entfernten Verbindung stehen, geworden ist: so reicht sein erster Band nur bis zur

Abschnitte der Bibliothek und der Thüren. Der gesammte Bücherbestand ist in 3 Stockwerken aufgestellt, welche durch 2 Treppen mit einander verbunden sind. Die Bibliothek ist täglich von 9 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags geöffnet.

Bücher aus der Bücher- und Autographen-Sammlung des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in München. Bei der Auktion, welche am 15. Oktober 1883 und den folgenden Tagen in München stattfinden wird, kommen 1) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in München, 2) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Berlin, 3) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Wien, 4) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Paris, 5) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in London, 6) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in New York, 7) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Boston, 8) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Philadelphia, 9) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Chicago, 10) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in San Francisco, 11) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Sydney, 12) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Melbourne, 13) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Adelaide, 14) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Perth, 15) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Hobart, 16) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Launceston, 17) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Dunedin, 18) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Christchurch, 19) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Wellington, 20) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Auckland, 21) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Napier, 22) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Gisborne, 23) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Hastings, 24) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Palmerston North, 25) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Wanganui, 26) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in New Plymouth, 27) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Nelson, 28) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Blenheim, 29) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Greymouth, 30) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Westport, 31) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Reefton, 32) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Invercargill, 33) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Oamaru, 34) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Timaru, 35) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Ashburton, 36) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Rangiora, 37) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Kaiapoi, 38) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Lyttelton, 39) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Akaroa, 40) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Temuka, 41) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Geraldine, 42) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Fairlie, 43) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Tekapo, 44) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Pukaki, 45) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Ohau, 46) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Hawea, 47) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Wanaka, 48) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Queenstown, 49) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Arrowtown, 50) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Cromwell, 51) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Alexandra, 52) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Clyde, 53) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Roxburgh, 54) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Milton, 55) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Balclutha, 56) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Gore, 57) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Mataura, 58) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Wyndham, 59) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Otautau, 60) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Riverton, 61) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Orepuki, 62) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Tuatapere, 63) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Te Anau, 64) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Manapouri, 65) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Doubtful Sound, 66) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Dusky Sound, 67) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Preservation Inlet, 68) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Chalky Inlet, 69) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Milford Sound, 70) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Bligh Sound, 71) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Caswell Sound, 72) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Nancy Sound, 73) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Chalky Sound, 74) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Preservation Inlet, 75) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Chalky Inlet, 76) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Milford Sound, 77) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Bligh Sound, 78) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Caswell Sound, 79) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Nancy Sound, 80) Bücher aus der Bibliothek des Herrn Dr. Ludwig Rosenthal in Chalky Sound.

1870, at Dublin Bishop, at Oldcastle Meath, Ellen, 1st dau. of Thomas Reilly, of Oldcastle Meath, and had by her (who died 1st Nov. 1870, at Dublin) 1 son and 2 daus. Thomas, his son and heir, b. 1st Jan. 1870, at Dublin. Ellen Mary, b. 1st Jan. 1870, at Dublin. Catherine Frances, b. 1st Jan. 1870, at Dublin.

Medici Comit. Thomas, 2nd son of Thomas Medici, of Oldcastle Meath, by Ellen, 1st dau. of Thomas Reilly, of Oldcastle Meath, b. 1st Jan. 1870, at Dublin.

Medici Comit. Ellen Mary, dau. of Thomas Medici, of Oldcastle Meath, by Ellen, 1st dau. of Thomas Reilly, of Oldcastle Meath, b. 1st Jan. 1870, at Dublin.

Medici Comit. Catherine Frances, dau. of Thomas Medici, of Oldcastle Meath, by Ellen, 1st dau. of Thomas Reilly, of Oldcastle Meath, b. 1st Jan. 1870, at Dublin.

Medici Comit. Thomas, 2nd son of Thomas Medici, of Oldcastle Meath, by Ellen, 1st dau. of Thomas Reilly, of Oldcastle Meath, b. 1st Jan. 1870, at Dublin.

Medici Comit. Ellen Mary, dau. of Thomas Medici, of Oldcastle Meath, by Ellen, 1st dau. of Thomas Reilly, of Oldcastle Meath, b. 1st Jan. 1870, at Dublin.

Medici Comit. Catherine Frances, dau. of Thomas Medici, of Oldcastle Meath, by Ellen, 1st dau. of Thomas Reilly, of Oldcastle Meath, b. 1st Jan. 1870, at Dublin.

rungssucht hervor; unter andern ahmt er die Reden, welche die Alten in ihre Geschichtbücher eingeflochten haben, öfters, aber meistentheils auf eine verunglückte Art, nach. Seine Schreibart ist ziemlich rein und zierlich, sogar bis zum Gezwungenen; aber doch nicht immer sich selbst gleich, und verfällt leicht aus dem historischen Ton in den rednerischen. Ob er gleich bisweilen unpartheiisch zu schreiben versucht; so thut man ihm doch nicht unrecht, wenn man ihn einen geschickten Schmeichler gegen den König und sein Haus nennt. Allein dieses alles, so wie manche zu seichte und dürftige oder zu überladene Stellen, hindern nicht, eine Menge der merkwürdigsten, zum Theil ihm eigenen Nachrichten, in Vergleichung mit andern, aus ihm zu ziehen. Immer kann er den zu geflißentlich schön und witzig sprechenden Geschichtschreibern zu einer Warnung dienen, wie sehr auch sie daran arbeiten, daß ihre Glaubwürdigkeit bey den Nachkommen fallen müße.

Auch Petrus Ranzanus, ein Dominikaner aus Sicilien, der als Gesandter des Königs Ferdinand von Neapel, im Jahr 1488. nach Ungarn kam, kleidete eigentlich eine ältere Geschichte von Ungarn, die ihm die Königinn Beatrix zugestellt hatte, auf ihr Verlangen in beßeres Latein ein; warf aber zugleich manches Unnüze weg, und vermehrte sie mit nüzlichen Zusäzen. Was er vom Matthias erzählt, ist ganz brauchbar, wenn gleich nicht vollständig, auch etwas partheiisch. Sambucus hat seine Nachrichten, aber nur kurz, bis an den Todt des Königs, fortgesezt. So ist diese Arbeit zulezt in der Schwandtnerischen Sammlung wieder gedruckt worden. (Tom I. p. 405. sq. Epitome Rer. Hungaric.)

Der dritte dieſer Italiäner, Martius Galeotti, wurde ebenfals, aber weit früher, durch den großen Ruf des Königs gelockt, nach Ungarn zu reiſen. Einige Zeitlang gab er der Jugend Unterricht; aber bald nach dem Jahr 1471. kam er an den königlichen Hof, wurde nicht allein Aufſeher der Ofner Bibliothek; ſondern kam auch in den vertrauten Umgang, und ſpeiſte täglich an ſeinem Tiſche. Dieſes Vorzugs, den er verdient zu haben ſcheint, bediente er ſich, um eine Anzahl der merkwürdigſten Reden und Handlungen des Königs im täglichen Leben aufzuzeichnen. (Commentarius de M. Corvini, Hung. Regis, egregie, ſapienter, iocoſe, dictis et factis, Wien 1563. und in der Schwandtneriſchen Sammlung, P. II. 1768. p. 156-208.) Manche dieſer Einfälle bewundert er freylich zu ſehr; einige hätte er ganz weglaßen können.

Mit dieſen gleichzeitigen Schriftſtellern muß man die Sammlung derjenigen Geſeze verbinden, welche Matthias gemeinſchaftlich mit ſeinen Ständen auf den Reichstägen gegeben hat. Sie ſtehen in dem großen Ungriſchen Geſezbuche des Werbötz, Corpus juris Hungarici tripartitum, wovon ich die Ausgabe zu Wien vom Jahr 1628. Fol. beſize.

Gleich nach den Zeiten dieſes Königs theilte Ludwig Tubero, ein Abt aus Dalmatien, einen wohlgerathenen Beitrag zur Geſchichte deßelben mit, in dem ſeltnern Werke: Libri XI. Commentariorum

Archive, sparsamerweise für 3 in Lieferungen, gegen Subscription herausgegeben. Der Preis jeder gelieferten Tonne soll 10 Thlr. sein, d. h. 60 Sgr. für jeden der 6 Bände. Bestellungen, welche an jede Buchhandlung gerichtet werden können, werden bis Ende Januar angenommen.

Die neuerdings Mitschriften, besonders Kollegienhefte, sind ein Gegenstand, der in den Buchhandlungen sehr häufig verlangt wird, und der nun bei Schmidt & Gleditsch, Leipzig, in einer Sammlung erscheint, die 6 Bände umfassen soll. Der erste Band enthält Vorlesungen über Geschichte, Geographie, Statistik, Literatur, Medizin, Chemie, Physik, Mathematik, Philosophie, Theologie, Philologie, Jurisprudenz, Kameralwissenschaft und Technologie, in der Hauptsache vorgetragen.

Eine Anzeige der Verlagshandlung Schmidt & Gleditsch, Leipzig, Ende Januar 1851.

liche Rückſichten eintraten, noch freyer und pragmatiſcher geſchrieben, auch ſonſt manches mehr entwickelt hätte: ſo würde ſein Werk noch ſchäzbarer ſeyn.

Von dem vorzüglichen Werthe der Ungriſchen Geſchichte des Herrn Prof. Gebhardi, (im 15ten Bande der Allgem. Weltgeſchichte, nach dem Plan Guthrie's, u. a. m. wo die zweyte Abtheilung, S. 114-207. die Regierungsgeſchichte des Königs Matthias enthält,) brauche ich nichts zu ſagen. Einige wenige Stellen glaube ich darinne bemerkt zu haben, wo Berichtigungen Ungriſcher Nahmen, Oerter und Zahlen nöthig ſeyn dürften. — Häberlins Auszug der neuen deutſchen Hiſtorie, enthält im ſechsten und ſiebenten Bande manche gute Erläuterungen eben dieſer Geſchichte. — In des Herrn von Windiſch kurzgefaßten Geſchichte der Ungarn, trifft man einen angenehmen Auszug derſelben an. — Beſonders aber ſind in einem Buche, wo man es nicht erwartet, (Von Breslau dokumentirte Geſchichte und Beſchreibung in Briefen, dritter Band, zweyter Theil, Breslau, 1783. 8.) ſehr viele gründliche und neue Aufklärungen über den Schleſiſch-Pohlniſchen und Böhmiſchen Krieg des Königs Matthias mitgetheilt worden.

Ich darf wohl noch hinzuſezen, daß in meines Großvaters geographiſch-hiſtoriſchem Werke von Ungarn, bey Gelegenheit der Beſchreibung von Buda oder Ofen, eine nicht unbeträchtliche Nachricht von

Am Sonntage vor Pfingst war dem Jacobsbrüder Gottfried Schmidt, welcher 1776 nach Grönland gegangen, Nachricht gegeben, daß seine Frau, Anna Rosina, geb. Kühnel, in Neuwied selig entschlafen sey.

Gleich darauf gab sich Bruder Hirte einige Mühe, die Sprache der Grönländer zu lernen, und fand, daß sie mit der Sprache der Labrador-Esquimo, welche er wußte, nur sehr wenig Aehnlichkeit hatte. Er fing also an, sich mit einem Grönländer, Namens Kajarnak, der sich in Kopenhagen aufhielt, zu unterreden, und ihn zu Uebersetzungen zu gebrauchen.

Leben des Kaisers Joseph des Ersten.

Zween Fürsten mit einander zu vergleichen, die zum Theil über einerley Nationen und Länder, aber in einem Abstande von zweyhundert Jahren, und in einer sehr veränderten Lage der Welt, der Sitten, der Religion, der Künste und Wißenschaften, regiert haben, beide von regem und thätigem Sinne, und auf einem großen sich ihnen eröfnenden Schauplaße, davon der eine sich durch Schwierigkeiten aller Art zu drängen hatte, der andere nicht wenige Vorbereitungen, die seine Laufbahn hin und wieder ebneten, unter seinen Schritten fand; eine solche Vergleichung kann nicht anders als auf einige der wichtigsten Wahrheiten in der Geschichte des Menschen, und besonders des Regenten, führen. In dieser Rücksicht mag hier auf Matthias Corvinus, Joseph der Erste folgen: nicht, als wenn jene Vergleichung meine Hauptabsicht wäre; sondern weil sie, auch ohne von mir angestellt zu werden, in diesen Lebensbeschreibungen alle nöthige Züge finden soll. Man wendet jezt ohnedieß in der Geschichte der Fürsten, mit Recht immer mehr seine

Auf-

Zeitschrift heraus, und von da ab war mein Name in der Literatur verzeichnet und meine Laufbahn gesichert.

Zudem hat mir an Zeiten des Leids, die mich heimsuchten, nie gefehlt, daß ich mich nicht durch Arbeit darüber hinweggetröstet hätte. Ich habe mich nie gescheut, Arbeit zu suchen, wo sie zu finden war. Es kann daher nicht wundernehmen, daß ich, als ich in Berlin ankam, mich sofort nach Arbeit umsah. Ich fand sie auch bald, und zwar in einer Weise, die mir Gelegenheit gab, meine Kenntnisse und Fähigkeiten auf einem neuen Gebiete zu verwerten.

Anzeigen und Briefe für Zeitungen

Ein Freund, der mir vorher nicht bekannt war, Herr Rudolf Mosse, der heute Inhaber des gleichnamigen Weltunternehmens ist, hatte damals eine kleine Annoncenexpedition, die sich mit der Aufnahme von Anzeigen für Zeitungen befaßte. Er hatte mich gebeten, ihm Briefe zu schreiben, die er an Zeitungsverleger richten könnte, um sie zu veranlassen, ihm Anzeigen zu übertragen. Ich machte mich an die Arbeit und schrieb ihm eine Reihe von Briefen, die ihn befriedigten. Er bat mich, ihm auch weiterhin solche Briefe zu schreiben, und ich tat es gern, denn ich hatte Freude an der Arbeit. Ich hatte mich in sie hineingedacht und sah, daß sie mir Gelegenheit bot, meine Kenntnisse zu verwerten. Ich hatte mich in sie hineingedacht und sah, daß sie mir Gelegenheit bot, meine Kenntnisse zu verwerten.

einmal wichtige Unternehmungen in Deutschland zu wagen. Die ruhmwürdigsten unter ihnen standen im sechszehnten Jahrhunderte auf. Maximilian der erste, der Sohn und Nachfolger Friedrichs des dritten, gründete die Gesezmäßige Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche, und zeigte den besten thätigen Willen für jede Beförderung der Aufnahme deßelben. An Geist und Gaben der größte Fürst, den das Haus Oesterreich noch hervorgebracht hatte, war Karl der fünfte nahe daran, unumschränkter Herr von Deutschland zu werden; versäumte aber eben über den Entwürfen seiner Staatsklugheit und Herrschbegierde, die edle, so sehr viel für Kaiser und Nation versprechende Gelegenheit und Aufforderung zu benüzen, welche ihm die Reformation darbot. Sein Bruder Ferdinand der erste suchte eine gewiße Mäßigung in Religionssachen einzuführen; aber viel weiser und liebenswürdiger als er und alle seine Vorgänger, arbeitete sein Sohn Maximilian der zweyte, an dieser erhabenen Absicht; ohne doch alle Schwierigkeiten dabey, selbst in seinen Erbländern, überwinden zu können. Von seinem Tode an, oder seit den lezten vier und zwanzig Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, verschwand diese Deutschland so erwünschte und so nöthige Denkungsart auf lange Zeit wieder bey den Oesterreichischen Kaisern. Auf der einen Seite schwach genug, um sich von ihren Beichtvätern und übrigen Geistlichen, von dem päpstlichen und spanischen Hofe regieren, und besonders zum Verfolgungsgeiste verführen zu laßen; auf der andern Seite von dem Wahn eingenommen, daß der höchste Eifer ihrer Religionsunverträglichkeit das treffendeste Mittel sey, mächtiger als jemals in Deutschland zu werden, wurden sie, indem sie dieses Ziel beinahe erreicht zu haben glaubten, gerade auf diesem Wege, überaus weit von demselben entfernt.

Ihre

Ihre Gewalt war, nur erst neun Jahre vor Leopolds Thronbesteigung, durch den Westfälischen Frieden, wieder in ihre rechtmäßigen Gränzen zurückgeführt, und die Religionsfreyheit war zugleich so fest gegründet worden, daß es weiter nicht in ihrem Vermögen stand, sie umzustoßen.

Auch Leopold war nichts weniger als einer von den vorzüglichen Geistern, die ihrem Hause einen neuen Glanz, und ihrem Zeitalter ein außerordentliches Licht ertheilen. Er hatte viel Rechtschaffenheit, Gutwilligkeit und wohlthätige Gesinnungen, die er auch häufig in Ausübung brachte. Verschiedene europäische Sprachen verstand er sehr wohl, war ziemlich mit der Gelehrsamkeit und den feinen Künsten bekannt, liebte, unterstüzte und munterte sie noch mehr in ihren Freunden auf, sobald ihm Veranlaßungen dazu entgegen kamen. Es fehlte ihm auch nicht an Kenntniß der Europäischen, Deutschen und seiner eigenen Staatsangelegenheiten. Mit der äußersten Pünktlichkeit und nach unveränderlich abgemeßenen Zeiten, beobachtete er die festgesezten Pflichten, Geschäfte und selbst willkührliche Verrichtungen. Seine Gewißenhaftigkeit in dem, was er vor seine Obliegenheit hielt, sein Eifer Gutes zu thun, und erkannte Fehler zu verbeßern, erwarben ihm Hochschäzung und Liebe. Aber zu einem Fürsten gehörte noch weit mehr: und dieses viele Uebrige fehlte ihm. Er sah nicht schnell, fern und tief genug für einen Beherrscher so vieler Länder, und für Zeiten, in welchen ihm solche Blicke unentbehrlich waren. Da es ihm also schwer wurde, weise und treffende Entschließungen selbst zu faßen: so befand er sich in einem unaufhörlichen Bedürfniße, nach fremden Einsichten zu handeln. Staatsbediente und Günstlinge, Päpste und Hofgeistliche, auswärtige Höfe sogar, wech-

Lord Jesus Christ, Thy Son, Who died for us, Who rose for our justification, Who sitteth at the right hand of Thy power, Who maketh intercession for us, Who is the Head of His Church, Who is the Saviour of His body, Who is the Bridegroom of His Spouse, Who is the Lord of all, Who is the King of kings, Who is the Judge of the quick and the dead, Who is the Alpha and Omega, Who is the Beginning and the End, Who is the Light of the world, Who is the Sun of righteousness, Who is the Day-spring from on high, Who is the Morning Star, Who is the Prince of Peace, Who is the Wonderful Counsellor, Who is the Mighty God, Who is the Everlasting Father, Who is the Prophet, Priest and King, Who is the Lamb of God, Who is the Lion of the tribe of Judah, Who is the Root of David, Who is the Rock of Ages, Who is the Corner-stone, Who is the Sure Foundation, Who is the Way, the Truth and the Life, Who is the Door, Who is the Vine, Who is the Good Shepherd, Who is the Great High Priest, Who is the Apostle of our profession, Who is the Author and Finisher of our faith, Who is the Mediator of the New Covenant, Who is the Advocate with the Father, Who is the Propitiation for our sins, Who is the Image of the invisible God, Who is the First-born of every creature, Who is the Head of the body, the Church, Who is the Beginning, the First-born from the dead, Who is the Fulness of the Godhead bodily, Who is our Peace, Who hath made peace through the blood of His cross, Who is our Life, Who is our Hope of glory, Who is the Author and Finisher of our faith, Who is the Captain of our salvation, Who is the Brightness of the Father's glory, Who is the express Image of His person, Who is the Heir of all things, Who is the Author of eternal salvation, Who is the Great Shepherd of the sheep, Who is the Shepherd and Bishop of our souls, Who is the Chief Shepherd, Who is the Lamb slain from the foundation of the world, Who is the Lamb that was slain, Who is the Lamb in the midst of the throne, Who is the Lamb that liveth and was dead, Who is the Lamb that taketh away the sin of the world, Who is the Lamb that shall reign for ever and ever, Who is the Lamb that shall be the Light of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Temple of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Bridegroom of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Husband of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Head of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Foundation of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Corner-stone of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Gate of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Way of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Truth of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Life of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Light of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Sun of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Day-spring from on high of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Morning Star of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Prince of Peace of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Wonderful Counsellor of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Mighty God of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Everlasting Father of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Prophet, Priest and King of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Lamb of God of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Lion of the tribe of Judah of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Root of David of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Rock of Ages of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Corner-stone of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Sure Foundation of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Way, the Truth and the Life of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Door of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Vine of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Good Shepherd of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Great High Priest of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Apostle of our profession of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Author and Finisher of our faith of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Mediator of the New Covenant of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Advocate with the Father of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Propitiation for our sins of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Image of the invisible God of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the First-born of every creature of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Head of the body, the Church of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Beginning, the First-born from the dead of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Fulness of the Godhead bodily of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be our Peace of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Author and Finisher of our faith of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Captain of our salvation of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Brightness of the Father's glory of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the express Image of His person of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Heir of all things of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Author of eternal salvation of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Great Shepherd of the sheep of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Shepherd and Bishop of our souls of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Chief Shepherd of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Lamb slain from the foundation of the world of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Lamb that was slain of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Lamb in the midst of the throne of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Lamb that liveth and was dead of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall be the Lamb that taketh away the sin of the world of the heavenly Jerusalem, Who is the Lamb that shall reign for ever and ever of the heavenly Jerusalem

der Mistel auf den Apfelbaum vollkommen die Rede sein kann. Denn wenn auch Mistelsamen auf Apfelbäumen keimen, so gehen die Pflänzchen doch bald zu Grunde, weil sie nicht in das Holz eindringen können. Ich habe mehrere Jahre hindurch Mistelsamen auf Apfelbäume gebracht, aber nie ist eine Pflanze daraus geworden. Ich habe auch Mistelsamen auf Apfelbäume gebracht, welche ich vorher in Kalkwasser gelegt hatte, um die Schleimhülle zu entfernen, aber auch diese Pflänzchen gingen zu Grunde. Ich habe auch Mistelsamen auf Apfelbäume gebracht, welche ich vorher in Kalkwasser gelegt hatte, um die Schleimhülle zu entfernen, aber auch diese Pflänzchen gingen zu Grunde.

Gebäude eine Wasserleitung, welche in einen Brunnen mündet, und ein Bad, das mit Wasser aus dem Brunnen gespeist wird, so ist der Brunnen ein Zubehör des Bades, weil er dem Bade dient. Ist aber der Brunnen nicht ausschließlich für das Bad bestimmt, sondern dient er auch anderen Zwecken, so ist er kein Zubehör des Bades, sondern ein selbständiges Grundstück. Ist ein Brunnen für mehrere Grundstücke bestimmt, so ist er Zubehör desjenigen Grundstücks, auf dem er sich befindet.

Ist ein Brunnen für mehrere Grundstücke bestimmt, so ist er Zubehör desjenigen Grundstücks, auf dem er sich befindet.

jenen Begriff. Dieses besondere Subject heißt, weil dem Begriffe nach das Allgemeine das Besondere in sich enthält, auch das Einzelne, und das Urtheil, welches ein solches Subject hat, ein einzelnes Urtheil. Sokrates ist weise, ist ein Satz eines einzelnen Urtheils.

Wenn dieses Subject durch ein Wort bezeichnet wird, das eine Mehrheit bedeutet, wie alle, einige, viele, wenige, oder, wenn unbestimmte Mehrheit durch Zahlwörter bezeichnet wird, wie zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, hundert, tausend, so heißt das Urtheil ein besonderes. Einige Menschen sind weise, ist ein Satz eines besonderen Urtheils. Zwei sind weise, sind die Sätze zweier besonderer Urtheile. Drei sind weise, sind die Sätze dreier besonderer Urtheile. Und so weiter.

Wenn das Subject durch ein Wort bezeichnet wird, das eine Allheit bedeutet, wie jeder, alle, so heißt das Urtheil ein allgemeines. Jeder Mensch ist weise, ist ein Satz eines allgemeinen Urtheils. Alle Menschen sind weise, ist ein Satz eines allgemeinen Urtheils.

Ordo ad Missam, qui dicitur Sancti Gregorii, cum Cantu.

Ad Introitum Missæ Sacerdos, stans ante gradum altaris, dicit: In nomine Patris, & Filii, & Spiritus Sancti. Amen. Deinde, manibus junctis, ante pectus, dicit: Introibo ad altare Dei. Ministri respondent: Ad Deum, qui lætificat juventutem meam. Sacerdos: Judica me, Deus, & discerne causam meam de gente non sancta: ab homine iniquo & doloso erue me. Ministri: Quia tu es, Deus, fortitudo mea: quare me repulisti, & quare tristis incedo, dum affligit me inimicus? Sacerdos: Emitte lucem tuam, & veritatem tuam: ipsa me deduxerunt, & adduxerunt in montem sanctum tuum, & in tabernacula tua. Ministri: Et introibo ad altare Dei: ad Deum, qui lætificat juventutem meam. Sacerdos: Confitebor tibi in cithara, Deus, Deus meus: quare tristis es, anima mea, & quare conturbas me? Ministri: Spera in Deo, quoniam adhuc confitebor illi: salutare vultus mei, & Deus meus. Sacerdos: Gloria Patri, & Filio, & Spiritui Sancto. Ministri: Sicut erat in principio, & nunc, & semper, & in sæcula sæculorum. Amen. Sacerdos: Introibo ad altare Dei. Ministri: Ad Deum, qui lætificat juventutem meam. Adjutorium nostrum in nomine Domini. Sacerdos: Qui fecit cœlum & terram. Ministri: Sit nomen Domini benedictum. Sacerdos: Ex hoc nunc, & usque in sæculum. Ministri: Amen. Sacerdos: Confiteor Deo omnipotenti, beatæ Mariæ semper Virgini, beato Michaeli Archangelo, beato Joanni Baptistæ, sanctis Apostolis Petro & Paulo, omnibus Sanctis, & vobis, fratres, quia peccavi nimis cogitatione, verbo, & opere: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Ideo precor beatam Mariam semper Virginem, beatum Michaelem Archangelum, beatum Joannem Baptistam, sanctos Apostolos Petrum & Paulum, omnes Sanctos, & vos, fratres, orare pro me ad Dominum Deum nostrum. Ministri: Misereatur tui omnipotens Deus, & dimissis peccatis tuis, perducat te ad vitam æternam. Sacerdos: Amen. Ministri: Confiteor Deo omnipotenti, beatæ Mariæ semper Virgini, beato Michaeli Archangelo, beato Joanni Baptistæ, sanctis Apostolis Petro & Paulo, omnibus Sanctis, & tibi, pater, quia peccavi nimis cogitatione, verbo, & opere: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Ideo precor beatam Mariam semper Virginem, beatum Michaelem Archangelum, beatum Joannem Baptistam, sanctos Apostolos Petrum & Paulum, omnes Sanctos, & te, pater, orare pro me ad Dominum Deum nostrum. Sacerdos: Misereatur vestri omnipotens Deus, & dimissis peccatis vestris, perducat vos ad vitam æternam. Ministri: Amen. Sacerdos: Indulgentiam, absolutionem, & remissionem peccatorum nostrorum tribuat nobis omnipotens & misericors Dominus. Ministri: Amen. Sacerdos: Deus, tu conversus vivificabis nos. Ministri: Et plebs tua lætabitur in te. Sacerdos: Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam. Ministri: Et salutare tuum da nobis. Sacerdos: Domine, exaudi orationem meam. Ministri: Et clamor meus ad te veniat. Sacerdos: Dominus vobiscum. Ministri: Et cum spiritu tuo. Sacerdos: Oremus.

Ad Missam Sacerdos, stans ante gradum altaris, dicit: In nomine Patris, & Filii, & Spiritus Sancti. Amen. Deinde, manibus junctis, ante pectus, dicit: Introibo ad altare Dei. Ministri respondent: Ad Deum, qui lætificat juventutem meam. Sacerdos: Judica me, Deus, & discerne causam meam de gente non sancta: ab homine iniquo & doloso erue me. Ministri: Quia tu es, Deus, fortitudo mea: quare me repulisti, & quare tristis incedo, dum affligit me inimicus? Sacerdos: Emitte lucem tuam, & veritatem tuam: ipsa me deduxerunt, & adduxerunt in montem sanctum tuum, & in tabernacula tua. Ministri: Et introibo ad altare Dei: ad Deum, qui lætificat juventutem meam. Sacerdos: Confitebor tibi in cithara, Deus, Deus meus: quare tristis es, anima mea, & quare conturbas me? Ministri: Spera in Deo, quoniam adhuc confitebor illi: salutare vultus mei, & Deus meus. Sacerdos: Gloria Patri, & Filio, & Spiritui Sancto. Ministri: Sicut erat in principio, & nunc, & semper, & in sæcula sæculorum. Amen. Sacerdos: Introibo ad altare Dei. Ministri: Ad Deum, qui lætificat juventutem meam. Adjutorium nostrum in nomine Domini. Sacerdos: Qui fecit cœlum & terram. Ministri: Sit nomen Domini benedictum. Sacerdos: Ex hoc nunc, & usque in sæculum. Ministri: Amen. Sacerdos: Confiteor Deo omnipotenti, beatæ Mariæ semper Virgini, beato Michaeli Archangelo, beato Joanni Baptistæ, sanctis Apostolis Petro & Paulo, omnibus Sanctis, & vobis, fratres, quia peccavi nimis cogitatione, verbo, & opere: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Ideo precor beatam Mariam semper Virginem, beatum Michaelem Archangelum, beatum Joannem Baptistam, sanctos Apostolos Petrum & Paulum, omnes Sanctos, & vos, fratres, orare pro me ad Dominum Deum nostrum. Ministri: Misereatur tui omnipotens Deus, & dimissis peccatis tuis, perducat te ad vitam æternam. Sacerdos: Amen. Ministri: Confiteor Deo omnipotenti, beatæ Mariæ semper Virgini, beato Michaeli Archangelo, beato Joanni Baptistæ, sanctis Apostolis Petro & Paulo, omnibus Sanctis, & tibi, pater, quia peccavi nimis cogitatione, verbo, & opere: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Ideo precor beatam Mariam semper Virginem, beatum Michaelem Archangelum, beatum Joannem Baptistam, sanctos Apostolos Petrum & Paulum, omnes Sanctos, & te, pater, orare pro me ad Dominum Deum nostrum. Sacerdos: Misereatur vestri omnipotens Deus, & dimissis peccatis vestris, perducat vos ad vitam æternam. Ministri: Amen. Sacerdos: Indulgentiam, absolutionem, & remissionem peccatorum nostrorum tribuat nobis omnipotens & misericors Dominus. Ministri: Amen. Sacerdos: Deus, tu conversus vivificabis nos. Ministri: Et plebs tua lætabitur in te. Sacerdos: Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam. Ministri: Et salutare tuum da nobis. Sacerdos: Domine, exaudi orationem meam. Ministri: Et clamor meus ad te veniat. Sacerdos: Dominus vobiscum. Ministri: Et cum spiritu tuo. Sacerdos: Oremus.

Werthe für φ und ψ aus $\varphi(x,y)=0$ und $\psi(x,y)=0$ eliminirt, so ist das Resultat $\chi(x,y)=0$ eine Gleichung, welche alle Punkte der Curve $\varphi(x,y)=0$ enthält, in welchen $\psi(x,y)=0$ ist, und ausserdem noch alle Punkte, in welchen $\varphi(x,y)=0$ und $\psi(x,y)=0$ sich schneiden. Ist $\varphi(x,y)=0$ eine Curve n^{ter} Ordnung, $\psi(x,y)=0$ eine Curve m^{ter} Ordnung, so ist $\chi(x,y)=0$ eine Curve nm^{ter} Ordnung, welche n mal die Curve $\psi(x,y)=0$ enthält, und ausserdem noch eine Curve $n(m-1)^{\text{ter}}$ Ordnung, welche alle Schnittpunkte der Curven $\varphi(x,y)=0$ und $\psi(x,y)=0$ enthält. Ist $\varphi(x,y)=0$ eine Curve n^{ter} Ordnung, $\psi(x,y)=0$ eine Curve m^{ter} Ordnung, $\chi(x,y)=0$ eine Curve p^{ter} Ordnung, so ist $\omega(x,y)=0$ eine Curve nmp^{ter} Ordnung, welche np mal die Curve $\psi(x,y)=0$, mp mal die Curve $\varphi(x,y)=0$, nm mal die Curve $\chi(x,y)=0$ enthält, und ausserdem noch eine Curve $(n-1)(m-1)(p-1)^{\text{ter}}$ Ordnung, welche alle Punkte enthält, in welchen $\varphi(x,y)=0$, $\psi(x,y)=0$, $\chi(x,y)=0$ sich schneiden. Ist $\varphi(x,y)=0$ eine Curve n^{ter} Ordnung, $\psi(x,y)=0$ eine Curve m^{ter} Ordnung, $\chi(x,y)=0$ eine Curve p^{ter} Ordnung, $\omega(x,y)=0$ eine Curve q^{ter} Ordnung, so ist $\theta(x,y)=0$ eine Curve $nmpq^{\text{ter}}$ Ordnung, welche npq mal die Curve $\psi(x,y)=0$, mpq mal die Curve $\varphi(x,y)=0$, nmq mal die Curve $\chi(x,y)=0$, nmp mal die Curve $\omega(x,y)=0$ enthält, und ausserdem noch eine Curve $(n-1)(m-1)(p-1)(q-1)^{\text{ter}}$ Ordnung, welche alle Punkte enthält, in welchen $\varphi(x,y)=0$, $\psi(x,y)=0$, $\chi(x,y)=0$, $\omega(x,y)=0$ sich schneiden. Und so weiter.

and the Pahlavi translation (see Pahlavi). The Avesta proper consists of the Yasna, the Vispered, the Vendidad, the Yashts, and the Khorda Avesta. The Yasna is a collection of liturgical formulas, hymns, and litanies, to be recited by the priests at the sacrificial ceremonies. The Vispered is a supplement to the Yasna, containing additional invocations. The Vendidad is a collection of religious laws, and the Yashts are hymns addressed to the principal divinities of the Mazdayasnian religion. The Khorda Avesta is a collection of prayers, to be recited by the faithful at different times of the day.

The Zend-Avesta is the work of many authors, and of different periods. The Yasna, Vispered, and Yashts are the oldest portions, and were composed in the eastern part of Iran, probably in Bactria, between the 10th and 6th centuries B.C. The Vendidad was written in the western part of Iran, probably in Media, between the 6th and 4th centuries B.C. The Khorda Avesta is the latest portion, and was written in the 3d century B.C. The Avesta was first translated into Pahlavi in the 3d century A.D., and the Pahlavi version was translated into Persian in the 9th century A.D. The Avesta was first made known to Europe by Anquetil du Perron, who published a French translation of it in 1771. Burnouf published a French translation of the Yasna in 1833, and Spiegel a German translation of the Vendidad in 1853. Haug published a German translation of the Yasna, Vispered, and Yashts in 1858–63. Westergaard published the Avesta text in 1852–54. Geldner published a German translation of the Yasna, Vispered, and Yashts in 1886–96. Darmesteter published a French translation of the Vendidad in 1892–93. Mills published an English translation of the Yasna, Vispered, Vendidad, and Yashts in 1887–95. Darmesteter published a French translation of the Khorda Avesta in 1892–93.

Allerdings kommen, so schreibt er, zuweilen Ausnahmen vor, wo Kinder, die in der Schule nicht viel leisten, im Leben Tüchtiges leisten, und er führt dafür zwei Beispiele an: Graf Moltke und Professor Virchow. Ich möchte mir erlauben, ihm noch ein drittes hinzuzufügen, das ihm vielleicht noch näher liegt, nämlich sich selbst. Er war ein Knabe, der in der Schule nicht viel leistete, und ist ein Mann, der Tüchtiges leistet. Wenn er nun aber, wie er sagt, nur zuweilen Ausnahmen vorkommen sieht, so ist das ein Irrtum, der sich leicht aufklären läßt. Er hat eben nur solche Ausnahmen gesehen, die ihm bekannt geworden sind, und das sind nur wenige. Wie viele Ausnahmen aber, die ihm nicht bekannt geworden sind, wie viele, die ihm nicht bekannt werden können, weil sie sich nicht bekannt machen, weil sie sich verbergen, weil sie sich verbergen müssen, weil sie sich verbergen müssen, weil sie sich verbergen müss

Schluß der Ordnung des Gottesdienstes. Nach dem Gebete des Priesters singt der Chor: Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Laudamus te, benedicimus te, adoramus te, glorificamus te, gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam, Domine Deus, Rex coelestis, Deus Pater omnipotens. Domine Fili unigenite, Jesu Christe, Domine Deus, Agnus Dei, Filius Patris, qui tollis peccata mundi, miserere nobis. Qui tollis peccata mundi, suscipe deprecationem nostram. Qui sedes ad dexteram Patris, miserere nobis. Quoniam tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus altissimus, Jesu Christe, cum sancto Spiritu in gloria Dei Patris. Amen. Hierauf folgt das Gebet des Priesters, und der Chor singt: Sanctus, Sanctus, Sanctus Dominus Deus Sabaoth. Pleni sunt coeli et terra gloria tua. Hosanna in excelsis. Benedictus qui venit in nomine Domini. Hosanna in excelsis. Nach dem Gebete des Priesters singt der Chor: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis. Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, miserere nobis. Agnus Dei, qui tollis peccata mundi, dona nobis pacem. Nach dem Gebete des Priesters singt der Chor: Credo in unum Deum, Patrem omnipotentem, factorem coeli et terrae, visibilium omnium et invisibilium. Et in unum Dominum Jesum Christum, Filium Dei unigenitum, et ex Patre natum ante omnia saecula. Deum de Deo, lumen de lumine, Deum verum de Deo vero, genitum non factum, consubstantialem Patri, per quem omnia facta sunt. Qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis. Et incarnatus est de Spiritu sancto ex Maria virgine, et homo factus est. Crucifixus etiam pro nobis sub Pontio Pilato, passus et sepultus est. Et resurrexit tertia die secundum scripturas. Et ascendit in coelum, sedet ad dexteram Patris. Et iterum venturus est cum gloria judicare vivos et mortuos, cujus regni non erit finis. Et in Spiritum sanctum, Dominum et vivificantem, qui ex Patre Filioque procedit. Qui cum Patre et Filio simul adoratur et conglorificatur, qui locutus est per prophetas. Et unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam. Confiteor unum baptisma in remissionem peccatorum. Et expecto resurrectionem mortuorum, et vitam venturi saeculi. Amen. Nach dem Gebete des Priesters singt der Chor: Benedicamus Domino. Deo gratias. Nach dem Gebete des Priesters singt der Chor: Requiescant in pace. Amen. Nach dem Gebete des Priesters singt der Chor: Ite, missa est. Deo gratias

denn der Graf Tökóly, der Anführer der Mißvergnügten, begab sich vielmehr völlig unter den Schuß des türkischen Sultans, der auf diese Veranlaßung nicht allein Ungarn großentheils in Besiz nahm; sondern Wien selbst im Jahr 1685. belagern ließ. Die schwachen Anstalten des Kaisers würden seine Hauptstadt, aus der er sich hatte flüchten müßen, nicht gerettet haben, wenn nicht der König von Pohlen und einige der vornehmsten deutschen Reichsfürsten ihr zu Hülfe gekommen wären. Der Entsaz von Wien, mit einer entscheidenden Niederlage der Türken begleitet, zog für sie den Verlust von fast allen Städten nach sich, die sie bisher in Ungarn inne gehabt hatten. Und nunmehr glaubten verschiedene Räthe des Kaisers, daß man dieses Reich als ein durch die Waffen erobertes Land härter behandeln, mithin Einrichtungen darinne treffen könne, die, wenn sie gleich die Verfaßung deßelben änderten, doch allen fernern Empörungen vorbeugten. Eine neue geheime Verbindung der Ungarn gab dazu auch einen scheinbaren Vorwand; schon verfuhren die in ihrem Vaterlande bestellten Blutgerichte so gesezwidrig und grausam, daß sie mit noch weit mehr, als mit dem Verluste ihrer alten Freyheiten, bedroht wurden. Allein Leopold, der, wenn er Zeit zu eigenen Entschließungen gewann, oder den wahren Zustand seiner Angelegenheiten kennen lernte, weder zu einer übertriebenen Strenge, noch weniger zur Ungerechtigkeit geneigt war, [illegible]

Hof und Stall erbaut, ist 1. Januar 1888 Eigentum des Herrn Carl Zeitz und hat 1. Januar 1888 Herr Carl Zeitz sein Geschäft an seinen Sohn Herrn Hermann Zeitz übergeben, welcher dasselbe unter der Firma Hermann Zeitz weiterführt. Am 1. Januar 1888 hat Herr Hermann Zeitz die Tochter des Herrn Gutsbesitzer Carl Hahn in Ober-Peilau, Frl. Hedwig Hahn, geheiratet. Aus dieser Ehe sind 2 Kinder, Hermann und Hedwig, hervorgegangen.

Carl Heinz Heinrich Zeitz wurde 1. Juli 1855 als Sohn des Gutsbesitzers Carl Zeitz und seiner Ehefrau Auguste, geb. Hahn, in Ober-Peilau geboren. Er besuchte die Volksschule seines Heimatdorfes und trat 1. April 1869 in die Lehre bei seinem Vater, welcher damals Gutsbesitzer in Ober-Peilau war. Nach Beendigung seiner Lehrzeit ging er auf Wanderschaft und arbeitete in verschiedenen Mühlen. Am 1. Januar 1878 trat er in die Mühle seines Vaters ein, welcher damals Mühlenbesitzer in Ober-Peilau war. Am 1. Januar 1888 übernahm Herr Carl Zeitz die Mühle seines Vaters, welcher sich auf sein Gut in Ober-Peilau zurückzog. Am 1. Januar 1888 hat Herr Carl Zeitz sein Geschäft an seinen Sohn Herrn Hermann Zeitz übergeben, welcher dasselbe unter der Firma Hermann Zeitz weiterführt. Am 1. Januar 1888 hat Herr Hermann Zeitz die Tochter des Herrn Gutsbesitzer Carl Hahn in Ober-Peilau, Frl. Hedwig Hahn, geheiratet. Aus dieser Ehe sind 2 Kinder, Hermann und Hedwig, hervorgegangen.

gleiche Zeit verbrannten Kerzen. Das Schiffgefäß, welches Schiff oder auch Schiffe heißt, ist ein Gefäß, worin das Weihrauchfaß gelegt wird, wenn es nicht gebraucht wird. Es ist gewöhnlich von Silber, und hat die Gestalt eines Schiffes, daher es auch seinen Namen hat.

Der Schiff, der, des -es, plur. die -e, ein Gefäß, welches in Gestalt eines Schiffes gebildet ist, und in einigen Fällen auch wirklich ein Schiff ist. Ein Schiff zum Weihrauch, ein Weihrauchschiff, ein Gefäß, worin der Weihrauch aufbewahret wird, wenn man ihn nicht gebraucht. Ein Schiff zu den Lichtputzen, ein Gefäß, worin die Lichtputzen aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Kerzen, ein Gefäß, worin die Kerzen aufbewahret werden, welches auch ein Kerzenschiff genannt wird. Ein Schiff zu den Oblaten, ein Gefäß, worin die Oblaten aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Hostien, ein Gefäß, worin die Hostien aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Kelchen, ein Gefäß, worin die Kelche aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Meßgewändern, ein Gefäß, worin die Meßgewänder aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Meßbüchern, ein Gefäß, worin die Meßbücher aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Leuchtern, ein Gefäß, worin die Leuchter aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Lichtern, ein Gefäß, worin die Lichter aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Kerzen, ein Gefäß, worin die Kerzen aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Oblaten, ein Gefäß, worin die Oblaten aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Hostien, ein Gefäß, worin die Hostien aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Kelchen, ein Gefäß, worin die Kelche aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Meßgewändern, ein Gefäß, worin die Meßgewänder aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Meßbüchern, ein Gefäß, worin die Meßbücher aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Leuchtern, ein Gefäß, worin die Leuchter aufbewahret werden. Ein Schiff zu den Lichtern, ein Gefäß, worin die Lichter aufbewahret werden.

Kirche, Kirchenlehre und Kirchenverfassung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

Note. Should these lines be considered worthy of [illegible] in your valuable columns, they [illegible] to the memory of one who was highly esteemed by all who knew him, and whose loss is deeply deplored by his family and friends.

Mr. Thomas Hall was born at Bedford, in the year 1777, and was the son of Mr. Thomas Hall, who was for many years a respectable tradesman in that town. He was educated at the Bedford Grammar School, under the Rev. Dr. Cox, and was afterwards articled to Mr. Wilkinson, solicitor, of Bedford, with whom he remained until he was admitted an attorney of the Court of King's Bench, in Trinity Term, 1799. He then commenced practice in Bedford, and continued to reside there until the year 1811, when he removed to Hitchin, where he resided until his death. He was a man of strict integrity, and of the most kind and benevolent disposition, and was universally respected by all who knew him. He was a liberal supporter of the Hitchin Dispensary, and was for many years a member of the committee of that charity. He was also a subscriber to the Hitchin Literary Institution, and was a member of the committee of that institution at the time of his death. He was a member of the Church of England, and was a regular attendant at the parish church of Hitchin. He died on the 10th of January, 1850, in the 73rd year of his age, and was buried in the churchyard of Hitchin, on the 17th of January, 1850.

Aanvoerder, Hoofd, Bevelhebber, Opperbevelhebber, Veldheer, Generaal, Commandant, Kommandeur, Kolonel, Majoor, Kapitein, Luitenant, Vaandrig, Adjudant, Sergeant, Korporaal, Gemeene Soldaat, Ruiter, Dragonder, Huzaar, Kurassier, Grenadier, Jager, Voetknecht, Voetvolk, Ruiterij, Dragonderij, Huzarij, Kurassierij, Grenadierij, Jagerij, Voetknechtij, Voetvolkij, Leger, Heir, Krijgsmagt, Krijgsvolk, Krijgsmagtig, Krijgsvolkig, Krijgsman, Krijgsvolkman, Krijgsvolkvrouw, Krijgsvolkkind, Krijgsvolkhuis, Krijgsvolkwoning, Krijgsvolkwijk, Krijgsvolkstad, Krijgsvolkland, Krijgsvolkwereld, Krijgsvolkgeschiedenis, Krijgsvolkkunde, Krijgsvolkwetenschap, Krijgsvolkleer, Krijgsvolkboek, Krijgsvolkschrift, Krijgsvolkschrijver, Krijgsvolkschrijfster, Krijgsvolkschrijven, Krijgsvolkschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfleer, Krijgsvolkschrijfboek, Krijgsvolkschrijfpen, Krijgsvolkschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfpapier, Krijgsvolkschrijftafel, Krijgsvolkschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfbank, Krijgsvolkschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfstad, Krijgsvolkschrijfland, Krijgsvolkschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfleer, Krijgsvolkschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpen, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfinkt, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfpapier, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijftafel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkamer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstoel, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfbank, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfhuis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwoning, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijk, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfstad, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfland, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwereld, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfgeschiedenis, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunde, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwetenschap, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfleer, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfboek, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrift, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijver, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfster, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijven, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfwijze, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfkunst, Krijgsvolkschrijfschrijfschrijfschrijfschrijfschr

gehen Gott mit ihnen, so kann sie niemand wider sie sein. Und wenn sie gleich Gott eine Zeitlang verbirgt, so ist doch gewiß, daß er sie wieder hervorziehen und ihnen Recht schaffen wird.

ein Jesuit, die Lossprechung von Sünden im Beichtstuhl versagt hätte, wenn er noch ferner mit dem luthrischen Kurfürsten umgienge. Sobald dieser eine solche Nachricht hörte, versprach er dem Könige die Entdeckung des ganzen andächtigen Possenspiels. Er verfügte sich in der dritten Nacht heimlich zu demselben, und legte sich zu ihm ins Bette. Der Erwartung gemäß kam die vorgebliche Seele aus dem Fegefeuer wieder; sie rief auch den König bey seinem Nahmen. Statt aller Antwort sprang der Kurfürst aus dem Bette, und packte den Geist an, der nun äußerst erschrocken Jesus! Maria! schrie, sich auf die Kniee niederwarf, und um sein Leben bat, indem er zugleich bekannte, daß er ein Priester sey. Allein der Kurfürst warf ihn mit den Worten zum Fenster hinaus: Fort mit dir ins Fegfeuer zurück, aus dem du gekommen bist! Er war noch glücklich genug, nur einen Fuß zu brechen; indeßen überwältigte ihn der Schmerz so sehr, daß er nach Hülfe rief; die Schildwache eilte herbey, und man erkannte ihn vor den Gehülfen des königlichen Beichtvaters. Als Joseph dieses zu wißen bekam, schwur er anfänglich in der Heftigkeit seines Zorns, daß er dereinst alle Jesuiten aus seinen Ländern vertreiben wollte. Doch er vergab ihnen bald, nachdem er erfahren hatte, auf welchen höhern Antrieb sie diese Rolle gespielt hätten; er verbot auch, davon nicht zu reden. — Freylich muß nun auch hinzugesezt werden, daß diese Erzählung nicht etwan in den Lebensgeschichten Josephs, sondern nur in den geheimen Nachrichten von Friedrich Augusts Liebeshändeln, (La Saxe galante) mithin in einem Buche befindlich sey, deßen Glaubwürdigkeit nicht eben durchgängig ausgemacht ist; daß darinne, außer den Verschönerungen des Wizes und der Beredsamkeit, ingleichen dem Mangel an Zeitbestimmung, auch

manche

manche Auftritte ersonnen zu seyn scheinen; und daß insonderheit bey dieser Begebenheit ein Umstand vorkömmt, der sie ganz verdächtig machen könnte: die Meldung der Römischen Königinn, deren Vermählung doch erst in ein späteres Jahr fällt. Demohngeachtet ist ihr auch an diesem Orte ein Plaz eingeräumt worden, weil verunglückte Erscheinungen von Geistern weniger erdichtet werden, als gelungene, und weil sich von diesem Vorfall Spuren in einer mündlichen Sage selbst zu Wien, so wie anderwärts, erhalten haben. Dadurch wird zwar die Erzählung nicht nach allen ihren Umständen außer Streit gesezt; aber Wahrscheinlichkeit hat sie doch genug, und sie verdiente es, so weit es möglich ist, noch mehr ins Licht gesezt zu werden.

Mit dem siebzehnten Jahrhunderte giengen auch nach und nach die beiden Kriege des Kaisers, der Französische und der Türkische, zu Ende. Jenen beschloß er im Jahr 1697. durch den Frieden zu Ryßwick in Holland; mit eben so wenig Ehre und Nuzen für sich oder für das deutsche Reich, als den vorhergehenden; ja sogar zu empfindlicher Verlezung der Rechte der Evangelischen Reichsstände. Nur dieses gereichte zu seinem Vortheil, daß man die Waffen zu einer Zeit niederlegte, da ihm viel daran gelegen war, friedliche Verabredungen und Vorbereitungen auf das jährlich zu erwartende Aussterben des spanisch-österreichischen Hauses zu treffen. Es wurden auch würklich nunmehr Vergleiche auf diesen Fall ausgemacht; die aber durch andere Ereigniße oder Widersprüche, ihre Gültigkeit wieder verloren. Beßere Bedingungen erlangte der Kaiser im Frieden mit den Türken, den er im Jahr 1699. zu Carlowitz eingieng.

Viele

Viele seiner Länder brauchten um diese Zeit eine längere Erholung und Schonung; Ungarn darunter nicht am wenigsten. Allein gerade dieses Reich war es seit dem Carlowitzer Frieden, das die kaiserlichen Staatsbedienten, übereinstimmend mit der mächtigern Geistlichkeit, am meisten drückten und mißhandelten. Der Anfang dazu war schon in den lezten Jahren des türkischen Kriegs gemacht worden: denn die Gegenwart zahlreicher deutscher Kriegsheere in Ungarn konnte Beschwerden oder Widerstand gegen gewaltthätige Neuerungen leicht unterdrücken. Mit dem Frieden selbst waren die Ungarn nicht zufrieden, weil ihre Rechte, und sogar die Gränzen ihres Reichs, darinne gar nicht in Betrachtung gekommen waren. Eben dieser Friedensschluß aber zeigte die Ueberlegenheit des kaiserlichen Hofs, und die Schwäche des türkischen, der nun weiter keinen entscheidenden Einfluß in den Zustand von Ungarn haben konnte, so deutlich, daß man die beiden großen mit einander verbundenen Entwürfe, die bürgerlichen Freyheiten und Vorrechte von Ungarn umzustoßen, und alle Protestanten daselbst zum Bekenntniße des Römischkatholischen Glaubens zu zwingen, ohne Scheu auszuführen anfieng. Der Kaiser, der, wie gewöhnlich, sich nur solche Begriffe von seinen Angelegenheiten machte, als ihm seine Räthe, die Jesuiten, welche seine Beichtväter waren, und mit ihnen gleichgesinnte Prälaten mitzutheilen vor gut befanden, ließ sich nicht schwer überreden, daß der Umsturz der Ungrischen Reichsverfaßung für das Ansehen und die Ruhe seiner Regierung; die Verfolgung der Protestanten aber zum Besten der wahren Religion nothwendig sey. Unter dieser Leitung that er schon im Jahr 1693. das im Grunde widersinnige Gelübde, daß er ganz Ungarn zur Römischkatholischen Religion und zum Dienste der heiligen Jungfrau Maria zurückfüh-

ren wolle. Der Cardinal Kollonitsch, Erzbischof von Gran, mithin Oberhaupt der Ungrischen Geistlichkeit, selbst ein Ungar, aber dieses Nahmens nicht werth, war so sehr vom wütendesten Religionshaß besessen, daß er frey heraussagte, er wollte sein Vaterland sogar in Gefangenschaft und Armuth stürzen, wenn er es nur dadurch katholisch machen könnte. Es häuften sich also die politischen und die Religionsbedrückungen der Ungarn im Anfange des jezigen Jahrhunderts immer mehr. Tökölÿ lebte im türkischen Reiche ohne Hoffnung, in Ungarn einige Bewegungen von Dauer und Folgen stiften zu können; und von den übrigen Großen dieses Reichs schien eben so wenig die Errichtung einer gewaffneten Gegenparthey zu befürchten zu seyn.

Hätten diese geistlichen und weltlichen Räthe oder vielmehr Regierer des Kaisers ausdrücklich die Absicht gehabt, daß sie ihn bey der großen, lange erwarteten, und nunmehr würklich erfolgten Veranlaßung, die Rechte seines Hauses in einem sehr weiten Umfange zu behaupten, außer Stand sezen wollten, dieses mit seiner ganzen Macht zu thun, und ihn überdieß des Beistandes einer der tapfersten und zahlreichsten der ihm unterworfenen Nationen zu berauben, auch seine Feinde zur Beunruhigung seiner Länder zu reizen suchten, während daß er Ansprüche auf entlegene ausführte: so würden sie kein schicklicheres Mittel zu dieser Absicht haben ergreiffen können. Allein blinder Religionseifer und damit vereinigte hizige Herrschbegierde haben immer mit der wahren Staatsklugheit im Streite gelegen. Man glaubt außerdem bemerkt zu haben, daß Leopolds Staatsbediente unter seiner ganzen Regierung sich nach einem gewißen Grundsaze betragen haben, den sie für die Größe ihres Herrn und seines

Hauses

Hauses sehr würksam fanden. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war dieses Haus gerade zu, gebieterisch und mit den gewaltthätigsten Schritten auf die Erwerbung einer unumschränkten Gewalt in Deutschland losgegangen. Da es aber auf diesem Wege sich vielmehr Schwäche und empfindliche Verminderung seines Ansehens zugezogen hatte: so nüzten die kaiserlichen Staatsbedienten eben diese Entkräftung des österreichischen Hauses, das dem deutschen Reiche nicht mehr furchtbar zu seyn schien, seitdem dazu, daß sie die deutschen Reichsstände zur Vertheidigung deßelben aufforderten und vereinigten. Sie stellten es, sagt man, weit schwächer vor, als es würklich war; vergrößerten dagegen Ludwigs des vierzehnten Macht und feindseelige Gesinnungen; es glückte ihnen solchergestalt, Deutschland zu überreden, daß sein gemeines Wohl auf die Erhaltung, Beschüzung und Verstärkung dieses Hauses vornemlich ankomme. Es ist wahr, daß die Staatsräthe Leopolds ohngefähr diese Maaßregeln genommen, und sich dabey recht wohl befunden, dem Hause Oesterreich sein verlornes Ansehen großentheils wieder verschafft haben; aber ihre Geschicklichkeit darf dabey eben so sehr nicht gerühmt werden. Sie begiengen Fehler genug, nicht immer von der verzeihlichen Art, in der That solche, die gegen ihren Hof Mißtrauen und Unwillen der Deutschen erregen mußten. Daß sie die Einkünfte und die Kriegsverfassung dieses Hauses oft so tief herab sinken ließen, war doch nicht kluge Verstellung; sondern eine selbst den Freunden und Bundsgenoßen deßelben schädliche Sorglosigkeit. Eigentlich aber half Ludwig der vierzehnte, wider alle seine Absicht, ihren Entwürfen am glücklichsten fort. Er hörte nicht auf, bald den spanischen ohnedieß sehr kraftlosen Zweig des Hauses Oesterreich, bald den deutschen oder kaiserlichen, und das deutsche Reich

selbst anzugreifen, zu überfallen, zu verwüsten, und mit beleidigendem Stolze, auch mitten im Frieden, zu behandeln. Es fehlte wenig, so hätten die Türken selbst, durch ihr Bündniß mit dem Könige von Frankreich aufgemuntert und herbeigezogen, sich eines Theils von Deutschland bemächtigt. Je mächtiger, gefährlicher und verhaßter also Ludwig den Deutschen wurde, desto mehr glaubten sie das Haus Oesterreich, schon ihrer eignen Sicherheit wegen, gegen ihn unterstützen zu müßen.

Neue Beispiele von diesem allem zeigten sich bey der Erledigung der spanischen Erbfolge. Karl der zweyte, der lezte König von Spanien aus dem Oesterreichischen Geschlechte, starb am 1sten November des Jahrs 1700. ohne Erben. Seit mehrern Jahren waren Unterhandlungen und Verträge über die große Frage: wer sein Thronfolger seyn sollte? oder vielmehr über die Theilung der weitläufigen Länder seiner Monarchie in allen Welttheilen, vorhergegangen, ohne von allen die daran Theil nehmen sollten, gebilligt zu werden. Leopold verlangte diese ganze Erbschaft für sein Haus, insonderheit für den Erzherzog Karl, Josephs jüngern Bruder. Seine nahe Verwandschaft mit dem verstorbenen spanischen Könige, die Vermählungen zwischen den beiden Zweigen ihres Hauses, und bestimmte schriftliche Erklärungen des spanischen Hofs bey mehr als einer feyerlichen Gelegenheit, schienen ihm sein Recht vollkommen zu sichern. Ludwig der vierzehnte hatte zwar sowohl eine Mutter als eine Gemahlinn aus dem königlichen spanischen Hause; aber beide hatten allen Ansprüchen auf ihre väterliche Krone deutlich und öffentlich entsagt. Es erfolgte, was so oft die zuverläßigsten Hoffnungen zernichtet, und den zweydeutigsten ein neues Leben ertheilt hat:

hat: der Kaiser war nicht wachsam und thätig genug, die seinigen möglichst zu befestigen; der König von Frankreich aber, der es sich zeitig hatte merken laßen, daß er ähnliche zu schöpfen sich berechtigt halte, gab ihnen durch das feinste und geschmeidigste Verhalten am spanischen Hofe, alle fehlende Stärke. Zaudern und Unentschloßenheit, Mangel an Gelde, zu viel Vertrauen auf seine Rechte, zu wenig Aufmerksamkeit und Kunst, die österreichische Parthey in Spanien bey ihrem guten Willen zu erhalten, oder zu vergrößern, und andere Fehler mehr, die der Kaiser mit seinen Staatsbedienten begieng, entfernten ihn vom Ziele, an welchem er schon sehr nahe gewesen war, immer weiter. Karl der zweyte, an Geist und Leib der schwächste Fürst seiner Zeiten, wurde nach langer Ungewißheit, in der ihn seine Räthe und Geistliche, der kaiserliche, französische und päpstliche Hof, auch England und Holland durch die Theilungsverträge, welche sie über seine Monarchie errichteten, herumtrieben, ohngeachtet seiner Neigung gegen das kaiserlich österreichische Haus, doch endlich dahin gebracht, daß er in seinem lezten Willen, den Enkel Ludwigs des vierzehnten, Philippen, Herzogen von Anjou, zum einzigen Erben aller seiner Länder ernannte. Ludwig bedachte sich auch nicht, ob er gleich bisher oft versichert hatte, daß er den lezten Theilungsvergleich unverbrüchlich beobachten würde, dieses Testament anzunehmen, und seinem Enkel zur Besiznehmung der Spanischen Monarchie behülflich zu seyn.

Allein Leopold beharrte auf der Forderung desselben für sein Haus; er ließ daher bereits im Jahr 1701. ein Kriegsheer nach Italien übergehen, um einen Versuch auf die Eroberung der dortigen spanischen Länder, Meyland und des Königreichs beider Sicilien,

zu machen. Sein großer Feldherr, der Prinz Eugenius von Savoyen, machte auch daselbst einen glücklichen Anfang, Land für seinen Herrn zu gewinnen; doch erst im folgenden Jahre, da der Kaiser zugleich mit England und Holland den Krieg gegen Frankreich erklärte, war er im Stande, denselben mit diesen seinen Bundsgenoßen auch in Deutschland, wo die Franzosen bereits feste Plätze eingenommen hatten, zu führen. Das deutsche Reich machte gleich darauf diesen spanischen Erbfolgekrieg zu einem Reichskriege. Zwar nahmen die beiden Brüder und Kurfürsten von Cölln und von Baiern, französische Parthey; sie hinderten dadurch einigermaaßen den Fortgang der Verbundenen. Gleichwohl belagerte der Markgraf Ludwig von Baden im Jahr 1702. die französische Festung Landau, die ehemals zu Deutschland gehört hatte, ungestört.

Joseph wurde sehr begierig, bey dieser wichtigen Kriegsunternehmung gegenwärtig zu seyn. Sein Vater willigte nur ungern darein, ihn einer solchen Gefahr auszusezen; da er es ihm aber nicht abschlagen konnte, that er wenigstens ein Gelübde, daß er dem heiligen Joseph zu Ehren eine Säule aufrichten laßen wollte, wenn sein Sohn unverlezt zurückkäme. Dieser reiste also mit seiner Gemahlinn und einer prächtigen Hofstatt von ohngefähr vierhundert Personen, ins Lager vor Landau. Seine Gemahlinn und ein großer Theil des Gefolges blieben zu Heidelberg; er aber eilte sogleich in die Laufgräben vor der belagerten Festung. Da ihn einer seiner Kammerherren bat, sich von einem Orte zu entfernen, wo er den häufig herumfliegenden Kugeln so sehr ausgesezt wäre, gab er zur Antwort: „Wer sich fürchtet, mag wieder zurück gehen!“ Melac, Befehlshaber der Festung, bewies ihm ebenfals seine höfliche Achtung. Er ließ ihm zu

seiner

seiner Ankunft im Lager Glück wünschen, und anfragen, wo der König sein Quartier hätte, damit er die schuldige Ehrfurcht für deßen Person beobachten könnte? Allein Joseph ließ ihm zurück melden, „er laße sich zwar dieses Anerbieten allergnädigst gefallen; und sein Quartier habe der an ihn abgeschickte Trompeter gesehen; sonst aber befinde er sich überall, wo es die Noth erfordere; der Commendant würde daher nicht unterlaßen, dasjenige zu thun, was seines Herrn Dienst und seine Schuldigkeit mit sich brächte.“ Joseph fuhr fort, alle Veranstaltungen dieser Belagerung und ihrer Bedeckung zu besichtigen; er fand sich an den gefährlichsten Posten ein; war leutseelig und freygebig gegen die Soldaten; ließ die Spitäler mit allen Nothwendigkeiten versehen, und theilte sowohl unter die Verwundeten, als den Wittwen und Waisen der Gebliebenen Geschenke aus. Einige Wochen nach seiner Ankunft im Lager, ergab sich Landau an ihn; er kehrte darauf nach Wien zurück. Die Unerschrockenheit, welche er bey dieser Belagerung bewiesen hatte; sein Bestreben, alles mit eigenen Augen zu sehen und zu untersuchen; die Geschicklichkeit mit welcher er den Soldaten Muth und Bereitwilligkeit, den Befehlshabern Geschwindigkeit und Wachsamkeit durch seine Gegenwart einflößte; alles dieses war vieles Ruhms würdig. Daß man aber ihm, der jezt zum erstenmal einem Feldzuge beigewohnt hatte, auf Schaumünzen und in Schriften die Eroberung von Landau beilegte, ihn dabey entscheidende Befehle ertheilen, und seine Kriegswißenschaft auf eine hervorstechende Art anwenden ließ, gehörte nur zu den gewöhnlichen Lobpreisungen von Fürsten, wenn sie etwas Ungewöhnliches verrichtet haben. Ein Vater war durchaus nicht kriegerisch; es konnte nüzlich seyn, diese bey ihm sich regende Gabe noch mehr zu stärken.

In andern Gegenden von Deutschland nahm der Krieg eine immer glücklichre Wendung für den Kaiser. Obgleich der Kurfürst von Baiern im Jahr 1703, von einem französischen Kriegsheere unterstüzt, Reichsstädte besezt hatte, in die Oesterreichischen Erbländer eingefallen war, und von der Donau bis an den Rhein die Oberhand behauptete; so verlor er doch durch die große Niederlage bey Hochstädt im Jahr 1704. nicht allein alles wieder; sondern auch sein eigenes Land, und mußte sich mit dem Ueberreste des französischen Heeres über den Rhein ziehen. Landau, welches im vorigen Jahre von den Franzosen wieder eingenommen worden war, wurde ihnen jezt durch das Reichsheer, deßen Befehl Joseph übernahm, von neuem entrißen. Sein Bruder, der Erzherzog Karl, dem er und sein Vater ihre Rechte an die spanische Monarchie überlaßen hatten, war als König von Spanien nach Lißabon gekommen, wo der König von Portugal sein Bundsgenoße geworden war, und eine Englische Flotte den Anfang machte, ihm zu Eroberungen den Weg zu bahnen. In Italien war der Herzog von Savoyen dem Bündniße mit dem Kaiser beigetreten; aber dieser wichtige Vortheil wurde von ihm viel zu wenig benüzt. Gewohnt, den Krieg hauptsächlich nur mit den Hülfsgeldern zu führen, welche ihm England und Holland zahlten, hatten Leopold und seine Staatsbedienten das kaiserliche Kriegsheer in Italien schlecht unterhalten, und dergestalt geschwächt, daß Eugenius, außer Stand gesezt, an Unternehmungen mit demselben zu denken, sich weigerte, ferner an der Spize deßelben zu stehen. Kaum konnte es sich noch in einem mäßigen Landesstriche behaupten; die Franzosen und Spanier beraubten vor den Augen deßelben den Herzog von Savoyen seiner Länder, fast bis auf seine Hauptstadt Turin.

Außer

Außer dem Geldmangel, der den Kaiser so oft drückte, und der nicht selten mehr eine Zweckwidrige Anwendung seiner Einkünfte ohne sein Wißen war; außer der Langsamkeit, mit welcher an seinem Hofe die wichtigsten Entwürfe bearbeitet wurden, und andern ihm eigenen Fehlern, war freylich der bürgerliche Krieg, der in Ungarn ausgebrochen war, ein Haupthinderniß der lebhaftern Fortsezung des spanischen Erbfolgekriegs. Aber daß die Unruhen jenes Reichs so hoch gestiegen waren, konnte doch auch mit Recht ein Werk der kaiserlichen Regierung genannt werden. So lange waren die Ungarn von derselben durch viele eigenmächtige und drückende Handlungen gereizt worden, bis der Fürst Rakoczy, einer ihrer mächtigsten Großen, und ein Stiefsohn des Tökóly, sich mit vielen andern Ungrischen Herren im Jahr 1700. verband, um ihre Rechte mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Wenigstens wurde ihm eine solche Verschwörung Schuld gegeben; er ward gefangen gesezt, fand Mittel loßzukommen, und man verurtheilte ihn im Jahr 1703. zum Tode. Allein eben dieses brachte die Empörung desto eher zur Reife, da Ungarn um diese Zeit wegen des spanischen Kriegs von kaiserlichen Kriegsvölkern entblößt war, viele tausend Ungarn in eben dieser Absicht außer ihrem Vaterlande dienen mußten, und zugleich die Anzahl der Mißvergnügten in demselben größer als jemals war. Sie riefen ihn aus Pohlen nach Ungarn zurück; er richtete eine Schaar von Soldaten auf, die nach und nach zu einem starken Heere anwuchs; bekam vornehme und tapfere Anhänger; suchte auch Frankreichs Hülfe; und ob ihm gleich dieselbe nur in einem geringen Maaße zu Theil wurde, überdieß die Schlachten für seine Parthey unglücklich abliefen; so wurde er doch dem Kaiser täglich furchtbarer. Seine Soldaten streiften bis in die Nachbar-

schaft von Wien, und mehrere Ungrische Städte fielen in seine Gewalt. Leopold war auch hier zum Nachgeben geneigt. Sein Sohn, der König Joseph, seine vornehmsten Bundsgenoßen, und der Zustand seiner auswärtigen Angelegenheiten, riethen ihm dazu. Es wurden auch mehr als einmal Unterhandlungen darüber gepflogen, ohne daß ein Vergleich zu Stande gekommen wäre, weil die Forderungen des Rakoczy und seiner Anhänger zu übermäßig schienen.

In dieser Verfaßung starb der Kaiser Leopold am fünften May des Jahrs 1705. im sieben und vierzigsten Jahre seiner Regierung über Deutschland. Sein Ansehen war damals in diesem Reiche, mehr durch gewiße zufällige Umstände, Begebenheiten und Staatsverhältniße, als durch seine Klugheit, oder ausnehmende Verdienste um daßelbe, sehr fest gegründet. Zu einem Beweise davon dient es, daß er kurz vor seinem Tode, unter wahrscheinlich gehoffter Einwilligung der Kurfürsten, damit umgehen konnte, die beyden Kurfürsten von Cölln und von Baiern in die Reichsacht zu erklären. Seinem Hause zeigten sich die blühendesten Aussichten: denn sein ältester Sohn durfte nur von dem Kaiserthum und von den Oesterreichischen Ländern Besiz nehmen; der jüngere aber schien von der spanischen Monarchie wenigstens einen beträchtlichen Theil erwarten zu können. Aus Deutschland war der Krieg beinahe ganz entfernt worden; die Franzosen wurden, wie ehemals die Türken, gerade da sie dem Kaiser am gefährlichsten waren, weit über die Gränzen zurückgeschlagen, und seine eben so zahlreichen als mächtigen Bundsgenoßen arbeiteten, indem er aus der Welt gieng, mehr und glücklicher für ihn als er selbst. Aber eben diese lezere Beobachtung zeigt schon, daß das siegreiche Glück, welches man so sehr an ihm bewun-

wunderte und pries, mehr blendend, als von vielversprechender Dauer gewesen sey. Eigentliche innere Stärke der Regierung erblickte man bey seinem Ableben nicht: keine reichlich versehene Schatzkammer; nicht zahlreiche richtig bezahlte Kriegsvölker; genau verbundene und schnell ausgeführte Maaßregeln; oder durchaus ruhige und vom Vertrauen gegen ihren Fürsten ganz belebte Unterthanen. Sobald England und Holland ihren wichtigen Beistand verminderten oder ganz zurückzogen, fielen auch die großen Hoffnungen seines Hauses weg. Wie spät die ihm bewilligte Reichshülfe erfolgte, und wie unzulänglich sie war, um nur den guten Fortgang der Waffen zu nüzen, hatte die Erfahrung bisher gelehrt. Krieg und Haß gegen Frankreich, gemeinschaftliche Sicherheit, bey manchen Reichsfürsten auch persönliche Rücksichten und Vortheile, waren zwar die Verbindungsmittel gewesen, wodurch die meisten derselben sich fest an den Kaiser angeschlossen hatten. Aber einer der vornehmsten unter ihnen, der Kurfürst von Sachsen, war als König von Pohlen, zu tief und zu unglücklich in den Nordischen Krieg verwickelt, als daß der Kaiser viel auf ihn hätte rechnen können. Auch fehlte es nicht an Mißhelligkeiten im deutschen Reiche, die durch alles Ansehen Leopolds nicht beigelegt werden konnten. Ob er gleich schon im Jahr 1692. den Herzog von Hannover mit der neuerrichteten neunten Kurwürde belehnt hatte; so war es ihm doch wegen des Widerspruchs vieler Reichsfürsten, niemals möglich gewesen, demselben Sitz und Stimme unter den Kurfürsten zu verschaffen. Sogar das Reichskammergericht zu Wezlar war wegen Uneinigkeit unter seinen Mitgliedern, im Jahr 1704. völlig aus einander gegangen.

Joseph der erste bestieg nunmehr den Thron seines Vaters, und mit einem Geiste, von dem sich

weit

weit mehr erwarten ließ. Die Zeit eines sehr ausgebreiteten und in einem zweydeutigen Lauf begriffenen Kriegs war zwar nicht die günstigste für wesentliche und baldige Verbeßerungen seiner Ländereinrichtung und Regierung. Aber seine Gaben im Großen zeitig zu entwickeln, seinen Kräften Spannung und Anstrengung zu ertheilen, dazu war sie desto geschickter; wie der Krieg überhaupt so manche Fähigkeiten und Anlagen zur Reife gebracht hat. Waren insonderheit, wie man bisher geglaubt hatte, kriegerische Einsichten und Fertigkeiten einer seiner Vorzüge, und hatte er nicht bloß, nach der Gewohnheit junger Prinzen, die noch wenige Macht in den Händen haben, einige Monathe von einem Feldzuge als Zerstreuung und Zeitvertreib gewählt: so konnte er jezt, auch ohne ein Kriegsheer selbst anzuführen, den Angelegenheiten des großen Bundes wichtige Dienste leisten. Manches unter Leopolds Regierung angefangene mußte vollendet, vieles aber auch auf einen neuen und richtigern Weg geleitet werden.

Die erste Handlung, welche Joseph als Kaiser vornahm, war die von ihm ehemals versprochene Ausstellung einer schriftlichen Versicherung oder eines Reverses an die Kurfürsten, daß er die im minderjährigen Alter beschworne Wahlcapitulation treulich halten wolle; den er aber den Kurfürsten von Cöln und Baiern nicht zufertigen ließ. Auf dem Reichstage zu Regensburg fiengen die Gesandten an zu berathschlagen, ob sie ihre Versammlung fortsezen sollten, weil dieselbe doch mit dem Tode des Kaisers, von dem sie ausgeschrieben ward, aufzuhören pflegte, und der immerwährende Reichstag, den ein solcher Fall nicht gänzlich trennen kann, eben nur in Leopolds ersten Jahren, aber noch nicht ganz bestimmt, eingeführt worden

worden war. Joseph hob diesen Zweifel, den nicht alle Reichstagsgesandten äusserten, dadurch bald auf, daß er die Versammlung bestätigte, und seinen obersten Bevollmächtigten bey derselben feyerlich wieder anstellte. Gleich darauf ließ er dem Reichstage schriftlich bekannt machen, daß er die Stadt Donauwerth, die schon beinahe hundert Jahre unter Baierischer Oberherrschaft gestanden hatte, wieder zu dem Range einer freyen Reichsstadt, den sie ehemals wegen einiger Religionsunruhen, durch die partheiischen Gesinnungen des kaiserlichen Hofs verlor, erhoben, und dem Schwäbischen Kreise von neuem einverleibt habe. Freylich war diese schon unter seinem Vater vorbereitete Verfügung nicht sowohl oder allein eine Gerechtigkeit, welche der Stadt wiederfuhr, (die auch nicht als eine Evangelische Reichsstadt, welches sie ehemals gewesen war, wiederhergestellt wurde,) als vielmehr eine Folge von der am kaiserlichen Hofe beschloßenen und noch viel weiter sich erstreckenden Ahndung, die den Kurfürsten von Baiern treffen sollte. Auch Landau bekam von dem Kaiser seine Reichsstandschaft wieder, die es gehabt hatte, ehe es unter Frankreichs Botmäßigkeit gefallen war. Verschiedene Reichsstädte und andere Reichsstände erhielten durch seine Unterstüzung bey dem Reichstage, eine Verminderung der ihnen in dem alten öffentlichen Anschlage (oder in der Reichs-Matrikel) zuerkannten Geldbeiträge zu den allgemeinen Reichsbedürfnißen. Dagegen vermehrte der Kaiser die Anzahl der deutschen Reichsfürsten durch einen großen Ausländer. Schon Leopold hatte den Herzog von Marlborough, obersten Englischen Feldherrn, nachdem er mit dem Prinzen Eugenius den Sieg bey Hochstädt erfochten, und sich dadurch um Deutschland, hauptsächlich aber um den Kaiser so verdient gemacht hatte, zum Reichsfürsten erklärt. Jezt

lud

lud ihn Joseph ein, nach Wien zu kommen; empfieng ihn überaus gnädig, und ertheilte ihm, damit er als ein Reichsfürst auch immittelbare Reichsgüter in Deutschland besizen möchte, die ehemalige Baierische Herrschaft Mindelheim in Schwaben, die er zu einem Fürstenthum erklärt hatte. Marlborough erlangte auch im folgenden Jahre Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Unterdessen waren doch diese Standeserhöhungen oder Wiederherstellungen, welche den Anfang der kaiserlichen Regierung auszeichneten, nur ein vorübergehender Glanz. Mindelheim kehrte in spätern Zeiten in seiner ersten Gestalt einer bloßen Herrschaft, unter Baierische Gewalt zurück; Donauwerth hat eben dieses Schicksal gehabt; und auch Landau hat abermals sich unter Frankreichs Gehorsam begeben müßen.

An seinem Hofe und in seiner Hauptstadt traf Joseph auch gleich anfänglich einige merkwürdige Veränderungen oder neue Anstalten, die nicht bloß als gewöhnliche Auftritte einer neuen Regierung, sondern als Zeugen seiner Gesinnungen angeführt zu werden verdienen. Das Geheime Rathscollegium bestand unter seinem Vater aus ohngefähr hundert und dreyßig Mitgliedern; er sezte es auf den sechsten Theil herab, und gab darinne dem Fürsten von Salm, seinem Oberhofmeister, die erste Stelle. Leopold hatte etliche hundert Kammerherren gehabt; Joseph begnügte sich an vier und siebzig. Die Jesuiten glaubten, daß sie sich bey seinem Regierungsantritte desto mehr durch einen kühnen Schritt in Ansehen sezen müßten, weil der Kaiser nicht ihr Zögling war. Daher brachte ihr Mitbruder, der P. Widemann, einer von den Hofgeistlichen, in drey Reden, welche er bey dem feyerlichen Leichenbegängniße Leopolds hielt,

nicht

nicht allein viele Lobsprüche seiner Gesellschaft an; sondern gab auch deutlich zu verstehen, das bisherige Glück und die Siege des kaiserlichen Hauses rührten davon her, weil es die Jesuiten geliebt, und sich ihrer Leitung ergeben hätte. Er vergaß auch nicht, obgleich bey der allerunschicklichsten Gelegenheit, wacker auf die sogenannten Ketzer zu schimpfen. Allein Joseph nahm ihm seine Stellen, verbot ihm den Hof, und untersagte den Druck seiner Lob- und Schmäh-Reden. Zugleich ließ er einen Befehl an alle Geistliche ergehen, daß sie sich in ihren Predigten beleidigender Reden gegen die Protestanten durchaus enthalten sollten.

Der ärmliche Zustand der kaiserlichen Staatseinkünfte und die gleich schlechte Verwaltung derselben, hatten Josephs Aufmerksamkeit schon bey dem Leben seines Vaters auf sich gezogen. Bisher war es der Hof-Jude Oppenheimer gewesen, den man den Vorschuß bey Zahlungen des Hofs auftrug; man gab ihm sodann Anweisungen auf die kaiserlichen Länder. Der Jude bot allen, die ihm ihr Geld liehen, zehn bis funfzehn von hundert Zinsen; damit er aber bey diesen Kosten bestehen könnte, wußte er sich an den ihm angewiesenen Ländern Schadloß zu halten; ob er gleich auch dort den Beamten ansehnliche Summen verehren mußte, wenn die Entrichtung der Gelder, die er zu fordern hatte, beschleunigt werden sollte. Um diese für den kaiserlichen Hof in mancherley Betrachtung kostbare und schädliche Zahlungsart aufzuheben, legte Joseph kurz vor seines Vaters Tode eine Bank zu Wien an, in welcher der Hof die benöthigten Gelder stets im Ueberflusse finden könnte. Zum Oberaufseher derselben ernannte er den Fürsten Adam von Lichtenstein, der in der Staatswirthschaft und in allen Geldgeschäften ungemeine Kenntniße besaß. Man hat zwar

immer

immer aus der Erfahrung bemerkt, daß Anstalten dieser Art in Freystaaten weit glücklicher fortkommen, als in monarchischen Ländern. Allein bey der Wiener Bank, welche denen, die ihre Gelder hineinlegten, fünf von hunderten bezahlte, wurde wenigstens die Vorsichtigkeit getroffen, daß nicht nur die Stadt Wien, sondern auch die Oesterreichische Landschaft die Versicherung jener Gelder über sich nahmen. Und obgleich der Fürst von Lichtenstein im Jahr 1705. die ihm anvertrauete Aufsicht zurückgab; so war doch die Bank, nachdem man sie in eine gemeine Angelegenheit der Stadt Wien zu verwandeln beschloßen hatte, im Jahr 1706. feyerlich eröfnet, und von einer Gesellschaft erfahrner Männer verwaltet. Sie erhielt sich auch während Josephs ganzer Regierung, nicht ohne ihm den gewünschten Vortheil zu verschaffen. Doch Leute, welche bey der vorhergedachten Art, das dem Staate nöthige Geld durch Hülfe des Juden aufzubringen, ihren gewißern und größern Nutzen hatten, arbeiteten der Bank selbst entgegen. Sie konnte nicht alle gehörige Festigkeit erhalten, und gieng nach dem Tode des Kaisers zu Grunde.

Zu einer andern gemeinnüzlichen Anstalt, die man eine Akademie der Künste und Wißenschaften nannte, ward auch bereits gegen das Ende von Leopolds Regierung der Grund gelegt. Aber Joseph wurde erst im Jahr 1705. der eigentliche Stifter derselben. Die Mahlerey, Bildhauerkunst, Baukunst, und andere mathematische und mechanische Künste sollten in derselben und nach ihrer Anleitung fleißig geübt werden. Einige ansehnliche Männer bekamen den Schuz und die Aufsicht darüber; an trefflichen Künstlern fehlte es zu Wien nicht; man nüzte auch immer mehr die Kunstwerke des nahen Italiens; und

und diese Akademie gelangte daher zu einem blühenden Zustande. Ihre Mitglieder haben mehrere würdige Denkmäler der Kunst daselbst hinterlaßen. Der Kaiser selbst war durch das oben gedachte Gelübde seines Vaters an den heiligen Joseph, seinen und Oesterreichs Schuzheiligen, deßen Erfüllung er ihm noch auf seinem Todtbette empfolen hatte, verbunden, demselben zu Ehren eine Bildsäule errichten zu laßen; woran Leopold durch den Tod gehindert worden war. Joseph ließ also durch den berühmten Baumeister, Fischer von Erlach, schon im Jahr 1706. das hölzerne Modell einer solchen Säule aufstellen, welche er auch mit einem andächtigen Besuche, den er nebst seinem Hofe bey derselben ablegte, eingeweiht hat. Nachmals wurde sie in Marmor und Erz ausgeführt; besteht aber eigentlich aus einem Tempel von sechs korinthischen Säulen, darinne Maria und Joseph von dem Hohenpriester mit einander vermählt werden. Die Ausführung scheint genauen Beobachtern nicht so glücklich gerathen zu seyn, als Fischers Entwurf gewesen seyn mag. Dieses Denkmal steht unter dem Nahmen der Josephs-Säule, auf dem Hohen Markte zu Wien.

Aber noch weit mehr mußte die allgemeine Aufmerksamkeit bey Josephs Gelangung auf den Thron in Ansehung des Verhaltens rege werden, das er bey dem spanischen Erbfolgekriege und allen damit verwickelten Vortheilen seines Hauses beobachten würde. Man erzählt, daß Ludwig der vierzehnte gehofft habe, er werde weniger Eifer bey der Unterstüzung der Bestrebungen seines Bruders nach der spanischen Krone bezeigen, als dieser von seinem Vater, deßen liebster Sohn er war, empfangen hatte. Es ist jedoch kaum einzusehen, worauf sich diese Erwartung gegrün-

det haben sollte. Joseph war feurig, Ehrbegierig, dem Kriege keineswegs abgeneigt; die lebhafte Fortsezung deßelben war er dem Besten seines Hauses und den großen Verbindungen deßelben schuldig. Niemals schien noch die Gelegenheit so günstig und auch so dringend gewesen zu seyn, Frankreichs Uebergewicht gegen Oesterreich, und in Europa überhaupt, zu vernichten. Zwar hatte der Krieg noch keinen entscheidenden Fortgang für den Kaiser gewonnen; aber bey mehr Thätigkeit, Einigkeit und Geschwindigkeit, die sich von dem Antriebe eines solchen Fürsten her, wie er war, unter alle Bundsgenoßen verbreiten konnten, bey solchen Kräften derselben, und bey Feldherren, wie die ihrigen waren, schien er denselben zu versprechen.

Joseph beharrte also bey allen Absichten und Maaßregeln Leopolds über diese Angelegenheit; er wollte auch gleich mehr Nachdruck in dieselbe gebracht wißen. Da der Herzog von Savoyen sehr ins Gedränge gekommen war: so befohl er dem Prinzen Eugenius, der im obern Italien kaum in das Venetianische eingedrungen war, aufs schleunigste zu deßen Rettung vorzurücken. Aber hundert tausend Gulden, welche er diesem Feldherrn mitzuschicken im Stande war, änderten so gut als nichts in der nachtheiligen Verfaßung deßelben. Eugenius that unterdeßen alles, was man von seiner unerschöpflichen Fruchtbarkeit in Hülfsmitteln erwarten konnte. Er hintergieng die französischen Feldherren durch seine Wendungen, sezte ohngeachtet ihrer Nähe über Flüße, lieferte ihnen ein unentschiedenes Treffen, und blieb weit von einer Vereinigung mit dem Herzoge von Savoyen entfernt. Sein Heer, das überhaupt zu schwach war, um mit Gewalt durch das Meiländische zu dringen, verlor durch diesen Feldzug noch mehr. An Statt achtmal hundert tausend Gulden,

den, welche er monathlich nöthig hatte, konnte ihm der Kaiser nur zweymal hundert tausend übermachen. Diese reichten nur eben zu, dem Prinzen Credit bey den Wechslern zu erhalten: und nicht selten sah er sich genöthigt, wenn es ihn gänzlich an Gelde fehlte, das Brodt für die Soldaten in seinem Nahmen auf einige Tage zu borgen. Von dreyhundert Wagen, die für das Heer bestellt waren, kam lange kein einziger; bis es endlich im Herbste deren funfzig erhielt. Es litt wohl gar drey Tage lang Hunger; und die Soldaten waren zum Aufruhr schon sehr geneigt worden. In Deutschland brachte der Feldzug des Jahrs 1705. noch weniger eine rühmliche Unternehmung hervor; so wichtig und siegreich auch der vorjährige daselbst gewesen war. Das kam zum Theil von den Mängeln her, welche dem Reichsheere fast immer eigen waren, von langsamer unvollzähliger Stellung des Antheils so vieler Reichsstände an demselben, von schlechter Kriegszucht, Unterhaltung und Einigkeit; aber auch der Befehlshaber dieses nach und nach stark gewordenen Heeres, der Markgraf Ludwig von Baden, schien vielen nicht ganz außer Schuld zu seyn. Er war ein guter und geübter, freylich aber kein großer Feldherr; alt und kränklich, daher weniger unternehmend, lebhaft und wachsam, auch nicht geschickt, in Verbindung mit einem Manne, wie Marlborough war, Entwürfe auszuführen, die Joseph mit diesem und ihm selbst verabredet hatte. Der gedachte Englische Feldherr zeigte dagegen in den Niederlanden, daß er auch mit einem schwächern Heere als das feindliche war, nicht unbedeutende Vortheile über daßelbe zu erfechten wußte. In Spanien eroberten die Engländer und Holländer für den Bruder des Kaisers, mit Barcellona beinahe ganz Catalonien.

Vergebens aber suchte der Kaiser einen Krieg, der sich über so viele entfernte Länder verbreitete, zu seines Hauses Vortheil zu beleben, so lange ein anderer gleichsam in seinem Rücken, in Ungarn, fortdauerte. Er war daher gleich darauf bedacht, demselben durch Gelindigkeit und billige Anerbietungen zu endigen. Der Palatinus von Ungarn that den Ständen darüber in seinem Nahmen eine Erklärung, welche überall gedruckt ausgetheilt wurde, und einer seiner Feldherren im Reiche bestätigte dieselbe. Der Kaiser ließ darinne den Ungarn melden, daß er, wie er bey seiner Krönung eidlich versprochen hatte, sich, so lange sein Vater lebte, in Ungrische Regierungssachen gar nicht gemischt habe; daß also, wenn ihre Landesordnungen auf einige Art geschmälert worden wären, solches bloß denjenigen zuzuschreiben sey, welche damals die Staatsgeschäfte verwaltet hätten; es sey nicht einmal alles mit Vorwißen und Willen des verstorbenen Kaisers geschehen; er könne mithin von dem schlimmen Verfahren anderer nicht Rede und Antwort geben. Jezt aber, da er die Regierung völlig übernommen hätte, gebe er ihnen die Versicherung, daß er alles dasjenige erfüllen werde, was er ehemals auf dem Reichstage zu Preßburg angelobt und beschworen hätte. Er sey auch gesonnen, baldmöglichst einen Reichstag zusammen zu berufen, welches schon die Absicht seines Vaters kurz vor deßen Tode gewesen sey, und auf demselben jenes ältere Versprechen aufs neue zu bekräftigen. Nur möchten auch die Ungarn aufrichtig gegen ihn verfahren, und ihm ihr Begehren durch einige Abgeordnete zu wißen thun laßen. — Es scheint würklich, daß sie Ursache gehabt haben, auf diese nicht in einer bloßen Hofsprache abgefaßte Versicherung zu trauen, und sich einem Vergleiche zu nähern. Um sie noch mehr von seiner sanftern Den-

kungs-

kungsart zu überzeugen, rief der Kaiser einen Feldherrn, der zwar glücklich für den Hof in Ungarn gefochten hatte, aber einer unmäßigen Strenge beschuldigt ward, durch welche die Empörung nur verstärkt würde, zurück, und sezte einen andern von gefälligerer Gemüthsart an seine Stelle. Allein die so mächtig gewordene Parthey des Rakoczy, welche mit den Waffen in der Hand über den größern Theil von Ungarn herrschte, die dortigen Bergwerke selbst in den Händen hatte, den Kaiser in einen auswärtigen Krieg verwickelt sah, und den Palatinus, der den Antrag zum Vergleiche that, besonders haßte, wollte lieber ihre Vortheile, die sie auch in Siebenbürgen bereits erworben hatte, noch höher treiben; oder wenigstens Bedingungen der Aussöhnung nicht annehmen, sondern vorschreiben. Rakoczy hatte daher, sobald er die Nachricht von Leopolds Tode erfuhr, sich mit seinen vornehmsten Anhängern eidlich verbunden, keine besondere Friedensvorschläge, die auf ihre Trennung hinausliefen, von Wien aus anzunehmen, und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die Beschwerden des Ungrischen Adels und der ganzen Nation abgeschafft, die alten Freyheiten des Reichs, insonderheit das Wahlrecht, wieder hergestellt, der kirchliche Zustand verbeßert, und einige Ordensleute vertrieben worden wären. Er brachte auch über vierzig tausend Mann Kriegsvölker zusammen; konnte es aber doch nicht verhüten, zweymal in diesem Jahre von dem weit schwächern kaiserlichen Heere eine Niederlage zu leiden. Eine Folge davon war es, daß der Kaiser völlig Herr von Siebenbürgen wurde. Doch hatte Rakoczy durch einen neuen engern Bund, den die Großen seiner Parthey auf einem von ihm in Ungarn angestellten Landtage stifteten, zu deßen Herzoge und Oberhaupte sie ihn zugleich wählten, sein Ansehen daselbst noch

gerichtlichen, Ehen-Verordnung jedoch noch die Bestimmung getroffen, daß, wenn ein Ehegatte sich in Ehebruch verfallen, der andere Theil, wenn er will, die Ehe trennen könne.

Nachdem sich nun, wie bereits gesagt ist, die Ehe-Gesetze in Deutschland nach und nach gemildert hatten, so ist es auch natürlich, daß die Ehe-Verordnungen, welche in Deutschland gegeben wurden, diese Milderung mehr oder weniger annahmen. Diese Verordnungen sind aber nicht in allen deutschen Ländern gleich, sondern in einigen mehr, in andern weniger gemildert. Es ist daher nöthig, daß wir sie in Kürze durchgehen, um zu sehen, wie sie in jedem Lande beschaffen sind. Wir fangen mit Oesterreich an.

Die Ehe-Verordnung in Oesterreich ist in dem Gesetzbuche enthalten, welches Joseph II. im Jahre 1786 gegeben hat. Sie ist in Ansehung der Ehehindernisse, der Ehescheidungen, und der Ehestrafen sehr gemildert. Die Ehehindernisse sind nur 12 an der Zahl, und sind folgende:

1) Der Mangel des Alters. Ein Mann muß 18 Jahre, ein Frauenzimmer 14 Jahre alt seyn, wenn sie sich verehelichen wollen. Ist der Mann noch nicht 24 Jahre alt, so muß er die Einwilligung seiner Eltern haben. Ist er aber über 24 Jahre alt, so kann er sich ohne Einwilligung seiner Eltern verehelichen. Ist das Frauenzimmer noch nicht 20 Jahre alt, so muß sie die Einwilligung ihrer Eltern haben. Ist sie aber über 20 Jahre alt, so kann sie sich ohne Einwilligung ihrer Eltern verehelichen.

2) Der Mangel der Religion. Ein Katholik darf keine Ehe mit einem Nichtkatholiken eingehen, es sey denn, daß dieser zuvor katholisch werde.

3) Der Mangel der Freyheit. Ein Leibeigener darf sich ohne Einwilligung seiner Herrschaft nicht verehelichen.

4) Der Mangel der Einwilligung. Ohne Einwilligung beyder Theile kann keine Ehe geschlossen werden.

5) Der Mangel der Ehelichkeit. Ein Bastard darf sich nicht mit einer ehelichen Person verehelichen.

6) Der Mangel der Ehrbarkeit. Ein Mann darf sich nicht mit einer Person verehelichen, die ein unehrbares Gewerbe treibt.

7) Der Mangel der Gesundheit. Ein Mann, der unfähig ist, Kinder zu zeugen, darf sich nicht verehelichen.

8) Der Mangel der Ehrlichkeit. Ein Mann darf sich nicht mit einer Person verehelichen, die ihm nicht ehrlich ist.

9) Der Mangel der Verwandtschaft. Ein Mann darf sich nicht mit einer Person verehelichen, die ihm zu nahe verwandt ist.

10) Der Mangel der Ehe. Ein Mann darf sich nicht mit einer Person verehelichen, die schon mit einem andern verehelicht ist.

11) Der Mangel der Ehescheidung. Ein Mann darf sich nicht mit einer Person verehelichen, die von ihrem Manne geschieden ist.

12) Der Mangel der Ehestrafe. Ein Mann darf sich nicht mit einer Person verehelichen, die wegen Ehebruch bestraft worden ist.

Die Ehescheidungen sind in Oesterreich auch sehr gemildert. Es sind nur 3 an der Zahl, und sind folgende:

1) Wenn ein Ehegatte sich in Ehebruch verfallen, so kann der andere Theil, wenn er will, die Ehe trennen.

2) Wenn ein Ehegatte sich in Unfähigkeit, Kinder zu zeugen, verfallen, so kann der andere Theil, wenn er will, die Ehe trennen.

3) Wenn ein Ehegatte sich in Unfähigkeit, die Ehe zu vollziehen, verfallen, so kann der andere Theil, wenn er will, die Ehe trennen.

Die Ehestrafen sind in Oesterreich auch sehr gemildert. Es sind nur 2 an der Zahl, und sind folgende:

1) Wenn ein Ehegatte sich in Ehebruch verfallen, so kann der andere Theil, wenn er will, die Ehe trennen.

2) Wenn ein Ehegatte sich in Unfähigkeit, Kinder zu zeugen, verfallen, so kann der andere Theil, wenn er will, die Ehe trennen.

andere, sobald die Waffen für ihn den Ausschlag gaben, über denselben rachbegierig herfiel. Allein es ist oft das Schicksal der Fürsten oder Staaten von geringen Kräften gewesen, daß man ihnen während eines Kriegs keine Partheilosigkeit (oder Neutralität) hat zugestehen wollen, die doch für sie das angemeßenste war. Unterdeßen kann doch das Betragen Clemens des eilften bey dem spanischen Erbfolge nicht völlig entschuldigt werden. Ob er gleich anfänglich seine Vermittelung zwischen Oesterreich und Frankreich anbot; so erklärte er sich doch bald für die leztere Krone. Es ist wahr, daß er den Herzog Philipp von Anjou zu einer Zeit als König von Spanien erkannte, da es schon die meisten Europäischen Fürsten gethan hatten; und da derselbe auch bereits die italiänischen Länder der Krone Spanien in Besiz hatte: so schien dem Papste eine solche Nachbarschaft auch Schuz für die ergriffenen Maaßregeln zu versprechen. Da es ihm aber zugleich bewußt war, wie wenig der kaiserliche Hof geneigt war, von seinen Forderungen abzugehen: so scheint es, daß Unterhandlungen noch eine Zeitlang seine Hauptbeschäftigung hätten seyn sollen. Ludwig der vierzehnte hatte freylich schon mehrmals gezeigt, wie hizig er den Widerstand der Päpste gegen seine Absichten zu ahnden gewohnt sey. Auch traf Clemens bisweilen eine Mittelstraße; die jedoch keine von beiden Partheien befriedigen konnte. So legte er dem Herzoge von Anjou zwar den Titel eines Königs von Spanien und Indien, aber nicht von Neapel bey; er sezte nur hinzu: der sich in unserm Königreiche Neapel aufhält. Hingegen schlug er auch dem Kaiser die Belehnung über dieses Königreich, das die Päpste immer als ihr Lehn betrachtet haben, ab. Kurz, er befand sich nicht allein in einer unglücklichen Stellung; sondern gab auch zu dem Vorwurfe des kaiserlichen Hofes, daß er

sich partheiisch für das Haus Bourbon bezeige, manche Veranlaßung. Der kaiserliche Gesandte zu Rom verließ schon im Jahr 1702. diese Hauptstadt, weil seinen Beschwerden nicht abgeholfen wurde; kehrte aber doch bald dahin zurück: und Leopold war eben nicht derjenige Fürst, der seiner Kirche das Aergerniß eines heftigen Bruchs mit dem Papste hätte geben wollen.

Joseph hingegen fand hierinne nichts Bedenkliches. Obgleich der Papst in der Versammlung der Cardinäle dem verstorbenen Kaiser unter Thränen eine Lobrede hielt; so stellte er doch die alten Klagen seines Hofs nicht ab, und dieser wollte immer neue Zeichen der Partheilichkeit deßelben für Frankreich bemerken. Bey dem schlechten Fortgang der kaiserlichen Waffen in Italien um diese Zeit, vermehrte sich ein solcher Argwohn desto leichter. Anstalten zur Sicherheit des päpstlichen Gebiets gegen den Durchzug oder Aufenthalt der nahen Kriegsvölker, wurden auch dahin gezogen; allein die Besiznehmung des päpstlichen Herzogthums Ferrara durch die Franzosen, schien vollends ein ungezweifeltes Merkmal der Partheilichkeit des Papstes zu seyn. Der kaiserliche Gesandte zu Rom, Graf von Lamberg, meldete derer immer mehrere; und da endlich ein Römischer Edelmann in dem Gefolge des Gesandten, weil er die Gerichtsbedienten aus seines Vaters Hause weggeprügelt hatte, gefangen gesezt, auch peinlich wider ihn verfahren wurde: so befohl der Kaiser seinem Gesandten, ohne Abschied aus Rom abzureisen. Er that es im Julius des Jahrs 1705; hinterließ aber einen Aufsaz, worinne sieben und zwanzig Forderungen enthalten waren, mit der Versicherung, daß, wenn sie der Papst nicht bald erfüllte, der Kaiser schon Gelegenheit finden würde, sich

zu

zu rächen. Unter andern verlangte er, daß der Befehlshaber von Rom der Cardinalswürde unfähig erklärt, und aus dem Kirchenstaate verbannt, der oberste Staatssekretär, ein Cardinal, seiner Stelle entsezt, und auch verwiesen, seinem Bruder, Befehlshaber der päpstlichen Kriegsvölker, ein gleiches Schicksal wiederfahren, und der päpstliche Statthalter von Ferrara, ein Cardinal, nach Wien kommen sollte, um daselbst die Partheilichkeit zu entschuldigen, die er so oft für die Franzosen geäußert hätte. Zugleich wurde dem päpstlichen Gesandten zu Wien der Hof verboten; er verließ auch bald diese Hauptstadt. Der Kaiser, der dem Papste die Ursachen dieses Verfahrens schriftlich meldete, machte dabey freylich den gewöhnlichen Unterschied, er sey nicht Willens, die Gemeinschaft mit dem heiligen Stuhl zu unterbrechen, gegen den er alle Ehrerbietung von seinen Vorfahren geerbt habe; sondern nur die Verbindung mit einem Hofe aufzuheben, der sich gar zu partheiisch für die Feinde des Reichs und des Kaisers bewiesen habe; man verlange von ihm nur die Unpartheilichkeit eines allgemeinen Vaters; er möchte auch selbst die traurigen Folgen dieser Trennung verantworten. Allein so wie die Streiche, welche bey dergleichen Händeln mit den Fürsten, den Römischen Hof trafen, zugleich von dem allerheiligsten Vater gefühlt wurden: so hat auch dieser, so lange man seine höchste geistliche Gewalt unangefochten ließ, sich doch immer am Ende für dasjenige Schadloß gehalten, was sein Hof leiden mußte. Diesmal verglichen sich zwar beide Höfe nicht vollkommen; traten aber doch geschwinder in ein gutes äußerliches Vernehmen zurück, als man nach so drohenden Aeußerungen des kaiserlichen hätte erwarten sollen. Einen Schritt dazu that der Papst, indem er alles gerichtliche Verfahren gegen den von dem kaiserlichen Gesandten beschüzten Edelmann

ἀπέλθῃ. Τὸν δὲ κύριον τοῦ ἀγροῦ ἀπαγγείλαντα τῷ ἐπάρχῳ τὸν ἀπελθόντα, καὶ ἐπιζητήσαντα, καὶ εὑρόντα, καὶ ἀποδόντα τὸν ἄνθρωπον, ἀπολαβεῖν τὸν ἀγρόν. Ἐὰν δὲ μὴ ἀποδῷ, ἀποτεισάτω τὸ τίμημα τοῦ ἀγροῦ. Ἐὰν δὲ ἀπελθὼν ὁ ἄνθρωπος ἐν τῷ ἀγρῷ ἀποθάνῃ, καὶ ἐπιζητήσαντα τὸν κύριον τοῦ ἀγροῦ, καὶ εὑρόντα τὸν ἄνθρωπον τεθνεῶτα, ἀπολαβεῖν τὸν ἀγρόν. Ἐὰν δὲ μὴ εὑρεθῇ ὁ ἄνθρωπος, ἀποτεισάτω τὸ τίμημα τοῦ ἀγροῦ. Ἐὰν δὲ ἀπελθὼν ὁ ἄνθρωπος ἐν τῷ ἀγρῷ ἀποθάνῃ, καὶ μὴ ἐπιζητήσαντα τὸν κύριον τοῦ ἀγροῦ, καὶ μὴ εὑρόντα τὸν ἄνθρωπον τεθνεῶτα, ἀποτεισάτω τὸ τίμημα τοῦ ἀγροῦ. Ἐὰν δὲ ἀπελθὼν ὁ ἄνθρωπος ἐν τῷ ἀγρῷ ἀποθάνῃ, καὶ μὴ ἐπιζητήσαντα τὸν κύριον τοῦ ἀγροῦ, καὶ μὴ εὑρόντα τὸν ἄνθρωπον τεθνεῶτα, ἀποτεισάτω τὸ τίμημα τοῦ ἀγροῦ. Ἐὰν δὲ ἀπελθὼν ὁ ἄνθρωπος ἐν τῷ ἀγρῷ ἀποθάνῃ, καὶ μὴ ἐπιζητήσαντα τὸν κύριον τοῦ ἀγροῦ, καὶ μὴ εὑρόντα τὸν ἄνθρωπον τεθνεῶτα, ἀποτεισάτω τὸ τίμημα τοῦ ἀγροῦ. Ἐὰν δὲ ἀπελθὼν ὁ ἄνθρωπος ἐν τῷ ἀγρῷ ἀποθάνῃ, καὶ μὴ ἐπιζητήσαντα τὸν κύριον τοῦ ἀγροῦ, καὶ μὴ εὑρόντα τὸν ἄνθρωπον τεθνεῶτα, ἀποτεισάτω τὸ τίμημα τοῦ ἀγροῦ.

wider den Vergleich mit dem Kaiser, und die Sicherheit seiner Länder, gethan zu haben. Ihre Einkünfte wurden also eingezogen; München und andere Städte ihres Rentamts bekamen kaiserliche Besazungen; man entwaffnete alle Baiern bis auf die Edelleute: und die kurfürstlichen Prinzen wurden erstlich in der gedachten Hauptstadt bewacht, sodann in das Innere von Steyermark abgeführt. Diese Strenge und die kaiserlichen Werbungen, welche unter den Baiern angestellt wurden, erbitterten sie noch mehr. Die Bauern rotteten sich zusammen; ihre Anzahl stieg bald auf tausende, und im December des Jahrs 1705. fast auf dreyßig tausend. Sie eroberten mehrere Städte, und verwarfen gütliche Unterhandlungen zu denen sich die kaiserliche Regierung erbot; nachdem aber eine Anzahl Kriegsvölker zur Verstärkung nach Baiern gezogen worden war, wurden die Bauern überall geschlagen, und aus den eingenommenen Städten vertrieben. Die Hinrichtung weniger Anführer; eine allgemeine Verzeihung, die für alle übrige bekannt gemacht ward; eine gemäßigte Wintervepflegung der Soldaten, und eine gute Zucht unter denselben, halfen gegen den Anfang des Jahrs 1706. das ganze Land beruhigen.

Nicht allein diese Empörung, sondern auch ein entdeckter neuer Versuch, den der Kurfürst von Baiern (wiewohl einige an seiner Theilnehmung gezweifelt haben,) in den ersten Monathen des Jahrs 1706. machen ließ, seine Unterthanen mit dem Versprechen, von einem französischen Heere unterstüzt zu werden, zur abermaligen Ergreiffung der Waffen zu reißen, wenn erst die kaiserlichen Kriegsvölker größtentheils ins Feld gerückt seyn würden, beschleunigte die Achtserklärung dieses Fürsten und seines Bruders, des Kurfürsten von Cöln, am kaiserlichen Hofe. Man will wißen,

„die Hand gehen, und gegen daßelbe das feindliche „Heer in den Niederlanden bis auf gegenwärtige Stunde „anführen; als die vielmehr der dem Kaiser und dem „Reiche geschwornen und besonders einem Kurfürsten „obliegenden Treue zu Folge, ihr geliebtes Vaterland „vom Untergange hätten bewahren, und zu deßen Er„haltung durch ihre Macht die Reichsländer hätten „retten sollen; sie sich hingegen — — dergestalt auf„geführt hätten, daß sie vor keine deutschen Fürsten „mehr erkannt, sondern solches feindliche Beginnen „vor nichts anders, als einen beharrlichen Friedens„bruch gehalten werden könne: so habe das Kurfürst„liche Collegium beschloßen, daß dem Kaiser die er„forderliche Kurfürstliche Einwilligung zur verdienten „Achtserklärung gegen die gedachten Kurfürsten zu „ertheilen sey, damit er sie, je eher, je beßer, andern „zum Beispiel, auf eine den Reichsgesezen gemäße „Art, vollstrecken laßen möge.“

Wie viel der Kaiser zu diesem Schluße der Kurfürsten beigetragen habe, läßt sich zwar nicht bestimmen; daß er ihn aber befördert habe, scheint nicht bezweifelt werden zu können. Auf der andern Seite weiß man, welche Gründe der Kurfürst von Baiern insonderheit für die von ihm genommene Parthey angeführt habe. Er erklärte öffentlich, daß der Fall nicht vorhanden sey, wo man auf einen Reichskrieg stimmen müße; das deutsche Reich sey von Frankreich seit dem Ryßwicker Frieden nicht angegriffen worden, und brauche also auch keine Beschüzung; eben so wenig könne die spanische Erbfolge eine Reichssache heißen; und seine Absicht gehe also würklich dahin, zu verhüten, daß Deutschland nicht in diese ihm fremde Angelegenheit verwickelt, und darüber durch einen Krieg unglücklich werde. Dem Kaiser stellte er auch noch besonders

vor,

vor, daß er durch seinen Beitritt zum Bündnisse wider Frankreich, seinen eigenen starken Anforderungen an die spanische Krone weit mehr schaden würde, als er dem Kaiser durch seinen zu stellenden Kreisantheil von Kriegsvölkern dienen könnte. Man kann noch die frühern Verbindungen des Kurfürsten mit Frankreich und andere Umstände hinzusezen. Vielleicht hätten aber doch ihn und seinen Bruder, Klugheit mit seinen Vortheilen vereinigt, Besorgnisse einer nicht geringen Gefahr und eines fast allgemeinen Hasses in Deutschland, von der französischen Parthey zurückhalten sollen.

Am 29. April des Jahrs 1706. vollzog also **Joseph die Achtserklärung gegen die zween Kurfürsten.** Auf seinem Throne sitzend, und von seinen Hofämtern umgeben, ließ er durch den Reichs-Vice-Canzler bekannt machen, daß er die bisherigen Kurfürsten von Cölln und Baiern, Joseph Clemens und Maximilian Emanuel, die sich an ihm und dem Reiche des deutschen Vaterlandes mit Untreue, Verrätherey und allerhand Frevelthaten gröblich vergriffen hätten, aus tragender kaiserlicher vollkommener Macht und Gewalt, nicht allein nach Anweisung der alten Römischen Rechte, sondern auch nach dem Inhalte der güldenen Bulle, des Landfriedens, und der übrigen allgemeinen Reichssazungen, insonderheit auch der Wahlcapitulation, in die Acht und Ober-Acht erkläre, aller ihrer Länder, landesherrlichen Rechte und Würden entseze, mithin sie aus der Zahl der getreuen Kurfürsten und Stände des Reichs ausschließe und verstoße. Weil er auch nicht wollte, daß von ihrem Gedächtnisse bey seinem Archiv etwas übrig bliebe: so überreichte ihm der Reichs-Vice-Canzler die Cölnischen und Baierischen Lehnbriefe, welche der Kaiser mitten von einander riß, und vor sich auf

die

die Erde warf. Darauf traten zween Reichs-Herolde mit bedecktem Haupte auf die Bühne, sezten sich auf die Kniee, zerrißen die aufgehobenen Stücke, giengen damit zu dem nächsten Fenster am Throne, machten noch viel kleinere Stücke, und warfen sie in den Burggraben hinab. Endlich sezte der Reichs-Vice-Canzler noch hinzu, die Acht sey nunmehr an beiden Kurfürsten vollzogen; jedoch mit dem Unterschiede, daß der erstere, als Geistlicher, seiner weltlichen von dem Kaiser und dem Reiche gehabten Lehen, Herrlichkeiten und Freyheiten beraubt; des andern unglückseeliger Leib aber zugleich jedermann frey zur Mißhandlung gelaßen würde. Nachdem dieses in der kaiserlichen Burg geschehen war, wurden die Achts-Patente auch auf einigen Plätzen von Wien, von den beiden Herolden dem versammleten Volke vorgelesen; so wie gleich darauf der Reichsversammlung, dem Reichshofrathe und der Reichsstadt Regensburg eben dieses Urtheil bekannt gemacht wurde.

Niemand unter den deutschen Reichsständen scheint daßelbe damals zu hart gefunden zu haben; wenigstens weiß man nichts von Fürbitten oder Vorstellungen, die einer derselben für die beiden Kurfürsten angewandt haben sollte. Die Verwüstungen und Bedrückungen vieler deutscher Länder, welche Folgen ihres Bündnißes mit Frankreich waren, hatten noch nicht einmal ganz aufgehört; weit gefehlt, daß man sie vergeßen hätte. Zwar beschwerten sich nicht wenige der ansehnlichsten deutschen Reichsfürsten im Anfange des Jahrs 1707. schriftlich bey dem Kaiser darüber, daß ihre Miteinwilligung zu jener Achtserklärung nicht gesucht worden seh, da doch solche nach dem Herkommen und den Gesezen des Reichs, auch wegen der daraus entstehenden Folgen, dazu erfordert werde. Sie verwahr-

wahrten also die ihnen dabey zukommenden Rechte, und baten den Kaiser, für dieselben künftig, besonders in der auszufertigenden immerwährenden Wahlcapitulation, Sorge zu tragen. Allein wider die Achtserklärung selbst hatten sie nichts zu erinnern. Daher ließ ihnen auch der Kaiser melden, daß er bisher in Achtsgeschäften nicht anders habe verfahren können; daß es ihm aber angenehm seyn würde, wenn man diese Sache zur allgemeinen Zufriedenheit genauer bestimmte. Noch im Jahr 1709. regten sich die Reichsfürsten abermals wegen verschiedener ohne ihr Zuthun vorgenommener wichtiger Veränderungen in Reichsländern, die aus der Art, wie die ofgenannte Achtserklärung bewürkt worden war, floßen, und bekamen wiederum die Antwort von dem Kaiser, daß er sich bloß nach der von ihm beschwornen Wahlcapitulation richten müße, bis neue Verfügungen getroffen worden wären. Zu den gedachten Veränderungen gehörte die Ertheilung der Oberpfalz und der Landgrafschaft Leuchtenberg, welche bisher Kurbaierische Besizungen gewesen waren, an den Kurfürsten von der Pfalz im Jahr 1708. und um gleiche Zeit die Achtserklärung des Herzogs von Mantua, als Bundsgenoßen von Frankreich.

Das Jahr 1706. brachte noch verschiedene andere merkwürdige Auftritte in Deutschland hervor, an welchen der Kaiser Antheil nahm. Er hielt es jezt vor die bequemste Zeit, die so lange streitig gebliebene Angelegenheit der neunten Kurwürde der Reichsversammlung durch ein Commißions-Dekret zu einem entscheidenden Gutachten zu empfelen. Dabey that er zugleich die Erklärung, daß, was bisher hierinne geschehen wäre, nicht zum Nachtheil des den Fürsten und andern Ständen gebührenden Rechts gemeinet sey; daß auch künftig neue und mehrere Kurwürden, ohne

des

des gesammten Reichs Einwilligung nicht eingeführt, und dieses dem nächsten Reichsabschiede einverleibt werden sollte. Hierauf erfolgte die gemeinschaftliche Einwilligung aller drey Reichscollegien in diese neue Hannöverische Kur; doch mit der Bedingung, daß, wenn aus dem Pfälzischen Hause, sowohl von der Rudolphinischen als Wilhelminischen Linie, kein katholischer Prinz mehr übrig wäre, sondern die Pfälzische Kur an einen Augsburgischen Confessionsverwandten fiele, alsdann an Statt der solchergestalt aufhörenden zwo katholischen Kuren, und bey noch fortwährender Braunschweigischer, den Katholischen eine übervollzählige Stimme (votum supernumerarium) verstattet, und diese durch den vorsitzenden katholischen Kurfürsten geführt werden sollte. Eben diese Stimme aber sollte von selbst wieder aufhören, wenn entweder die Hannöverische männliche Kurlinie ausstürbe; oder die Pfälzische Kur wieder an einen Katholischen gelangte. In dem Schlusse, worinne die Reichsstände dieses bewilligten, erwiesen sie sich dem Kaiser auch dadurch gefällig, daß sie es ihm frey stellten, den ihm als Könige und Kurfürsten von Böhmen im Kurfürstlichen Collegium zustehenden Sitz und Stimme völlig wieder einzunehmen; nur möchte er vorher als König von Böhmen dem Kurfürsten von Maynz eine schriftliche Versicherung ausstellen, daß er in jener Würde demselben weder als Erzkanzler, noch als Direktorn des Kurfürstlichen Collegium, jemals einigen Nachtheil verursachen wolle. Diesem Schlusse zu Folge ist endlich im Jahr 1708. sowohl die Kurböhmische Stimme, nach langer Ruhe, wieder in ihre Thätigkeit gesezt, als auch die Kurbraunschweigische zum erstenmal zum Besize ihres Rechts zugelaßen worden.

Noch dauerte hingegen der gänzliche Stillstand aller Handlungen des Reichskammergerichtes fort,

und hatte nunmehr für den Kaiser und für die Reichsstände unangenehme Folgen. Während deßelben ließ der kaiserliche und Reichshofrath zu Wien in Sachen, die vor dem Kammergerichte anhängig waren, Verordnungen ergehen. Allein die Reichsstände, deren Angelegenheiten es betraf, beschwerten sich darüber, als über einen Eingriff in die Rechte jenes Reichsgerichtes. Besonders ließen es die Markgrafen und Fürsten von Bayreuth und Onolzbach nicht dabey bewenden; sie verlangten von der Reichsversammlung ein schleuniges Gutachten über die Frage: „ob es während der Hemmung der Rechtspflege beym Kammergerichte, dem Reichshofrathe zukomme, in Sachen, welche bey jenem anhängig sind, unter welchem Vorwande es auch wäre, zu verfügen?“ Das Reichsgutachten kam im Julius des Jahrs 1706. zu Stande, und sprach dem Reichshofrathe ein solches Recht durchaus ab. Man bat daher den Kaiser, diesem Reichsgerichte das Nöthige darüber zu befehlen; sezte aber auch hinzu, man hoffte, daß keiner von den Ständen oder andern Partheien, so lange das Kammergericht unthätig bliebe, daraus Vortheil ziehen werde, um sich in den Besiz streitiger Rechte zu sezen. Allein der Kaiser weigerte sich, dieses Reichsgutachten zu bestätigen. Unter den Gründen, die in seinem Commißions-Dekrete angeführt wurden, waren auch diese, daß die Geschäfte, in welchen der Reichshofrath die Stelle des Kammergerichts übernommen habe, unersezlichen Schaden drohten, wenn sie nicht baldigst geendiat würden, und schon ehemals, da das Kammergericht durch den Krieg gesperrt worden war, eben dieses beobachtet worden sey. Doch die beiden Fürsten protestirten nicht nur wider die unrichtigen Angaben, die ihr Gegentheil dem Reichshofrathe vorgelegt hätte; sondern rechtfertigten auch das Reichsgutachten durch eine besondere Schrift.

Und

Und obgleich der Reichshofrath in seinem Verfahren fortfuhr, und schon die Vollstreckung seiner Befehle anordnete; so wußten doch beide Fürsten dieselbe durch ihre Vorstellungen zu verhindern. Das beste Gegenmittel war freylich die Wiederherstellung des Kammergerichts. Vorher aber mußten die groben Mängel und Mißbräuche deßelben gehoben werden: und deswegen hatte der Reichstag schon im Jahr 1704. beschloßen, daß dieselben durch Abgeordnete aus allen drey Reichscollegien, die er mit völliger Religionsgleichheit wählte, untersucht werden sollten. Dieser Schluß wurde im Jahr 1706. wiederholt; im folgenden bekräftigte ihn der Kaiser mit einigen Aenderungen.

Unerwarteter war der Streit, in welchen er gleichfals im Jahr 1706. über die Wahl eines neuen Bischofs von Münster mit dem Freystaate der vereinigten Niederlande verwickelt wurde. Er wünschte, daß der Bischof von Osnabrück und Olmüz, ein gebohrner Herzog von Lothringen, und sein naher Anverwandter, auch dieses Bißthum erhielte. Allein die Holländer suchten dem Bischof von Paderborn, Freyherrn von Metternich, dazu behülflich zu seyn. Es war ihnen, nach der Erfahrung älterer Zeiten, viel daran gelegen, daß der Bischof von Münster, welcher erster ausschreibender Fürst des Westphälischen Kreises, und ihr naher Nachbar ist, ihr guter Freund wäre, ihnen selbst seine Wahl zu verdanken hätte; einen mächtigern Herrn aber sahen sie ungern im Besize des Bißthums. Der Bischof von Paderborn hatte sich auch bereits von dem Papste eine schriftliche Erklärung, daß er Wahlfähig sey, (breve eligibilitatis) verschafft; die meisten Domherren zu Münster versprachen ihm ihre Stimmen; wie überhaupt die Domkapitel, zur Erhaltung ihrer Rechte, Freyheiten und

Hoffnungen, weit geneigter sind, Bischöfe aus adel-
chen freyherrlichen und gräflichen Häusern, als aus
fürstlichen, zu wählen. Der Kaiser aber, der freylich
weit früher seine Maaßregeln für den Bischof von Os-
nabrück genommen hatte, als sich die Holländer des
Bischofs von Paderborn annahmen, und jezt kaum
mit Ehren zurücktreten konnte, glaubte diesen und sein
Beschützer dadurch von allen fernern Bestrebungen
zurück zu halten, indem er dem Domkapitel die Erklä-
rung thun ließ, er habe gegen diesen Bischof ein ge-
gründetes Mißtrauen, und werde sich nicht allein zu
Rom der Bestätigung seiner Wahl widersezen; son-
dern auch, wenn dieselbe erfolgen sollte, ihn niemals
mit der weltlichen Regierung des Bißthums belehnen.
Doch da eine solche Ausschließung die Wahlfreyheit zu
sehr kränkte, der Bischof von Paderborn auch der
Mehrheit der Stimmen und der Unterstüzung der Hol-
länder vollkommen versichert war, überdieß der König
von Preußen, selbst die Königinn von England, für
ihn arbeiteten: so that die kaiserliche Drohung wenig
Würkungen. Es wurden bey dieser Veranlaßung
Schreiben zwischen dem Kaiser und den Holländern
(oder eigentlich den Generalstaaten, das heißt der all-
gemeinen Versammlung der vereinigten Niederländer,)
gewechselt, worinne weder Vorwürfe noch Ausdrücke
sehr schonend waren. Die leztern insonderheit beklag-
ten sich darinne, daß der Kaiser ihre Freundschaft

Befehl des Papstes mehrmals aufgeschoben werden mußte; er selbst gebot dem Domkapitel, wenn Metternich gewählt werden sollte, die Regierung des Stifts sogleich zu übernehmen. Unterdessen wurde doch eben dieser Bischof zu Paderborn mehr als einmal von den meisten Domherren gewählt. Zulezt hielt es der Kaiser vor rathsamer, sich mit Bundsgenossen, deren Hülfe ihm damals so wichtig und unentbehrlich war, und in einer Sache, die nicht äußerst erheblich war, zu vergleichen. Als daher der Bischof von Paderborn sich in einem demüthigen Schreiben an ihn wandte: erklärte sich der Kaiser, daß er dem Wahlgeschäfte seinen freyen Lauf lassen wollte. Die päpstliche Bestätigung der Wahl dieses Bischofs kam im Jahr 1707. und fand weiter keinen Widerspruch.

Aber auch mit dem Papste selbst konnte der Kaiser neue Streitigkeiten von Zeit zu Zeit nicht vermeiden. Eine solche entstand, nachdem er gleich im Jahr 1705. sein Recht der ersten Bitte ausgeübt hatte. Man versteht darunter die Befugniß der Kaiser, bey den deutschen Stiftern, einer sowohl in Rücksicht auf die Religion, als auf andere Erfordernisse tüchtigen Person, die Anwartschaft auf die erste ledig werdende geistliche Pfründe in denselben zu ertheilen. In den ältern Jahrhunderten, da die Rechte der Kaiser in Kirchensachen durch die Päpste und die Geistlichkeit überhaupt noch sehr eingeschränkt waren, nannte man dieses ihre erste Bitte, die sie während ihrer Regierung an einen Bischof oder an ein Domkapitel gelangen ließen. Nach und nach wurde seit dem dreyzehnten Jahrhunderte ein Recht daraus, (Ius primarum oder primariarum precum,) dessen sich die Kaiser so nachdrücklich bedienten, daß sie, wenn ein Stift sich weigerte, den ihm vorgeschlagenen Candidaten (oder sogenannten

nannten Preciſten) anzunehmen, daßelbe bedrohten, ſeine Güter und Einkünfte für denſelben in Beſchlag ergreiffen zu laßen. An eine päpſtliche Erlaubniß, dieſes Recht auszuüben, wurde gar nicht gedacht, bis der Kaiſer Friedrich der dritte im funfzehnten Jahrhunderte, der den Päpſten ſo viel zum Nachtheil der deutſchen Kirchenverfaßung und der kaiſerlichen Rechte vergönnte, ſich auch dieſes gefallen ließ, daß ſie ihm eine ſolche Vergünſtigung (oder einen päpſtlichen Indult) dazu ausfertigten. Der Weſtphäliſche Friede, der dieſes Recht genau beſtimmte, ſezte die Kaiſer auch vollkommen wieder in den Stand, der päpſtlichen Bewilligung dabey zu entbehren. Daher verlangten dieſe auch die beiden Kaiſer Ferdinand der dritte und Leopold nicht; obgleich die Päpſte es wieder ſo weit zu bringen ſuchten. Joſeph gebrauchte ebenfals dieſes Recht ſchon im Junius des Jahrs 1705. bey dem Domſtifte Hildesheim, und bald darauf bey dem halberſtädtiſchen, ohne nach einer päpſtlichen Erlaubniß zu fragen. Allein der päpſtliche Nuncius zu Cöln, auch kurz hernach der Papſt ſelbſt, verboten dem erſtern dieſer Stifter, den Preciſten anzunehmen, weil der Kaiſer noch keinen Indult von dem Papſte dazu erhalten hätte. Dieſes hinderte jedoch den Kaiſer ſo wenig, daß er im Jahr 1706. dem Stifte Hildesheim abermals befohl, den von ihm, nach dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren, und nach den Rechten und Gewohnheiten des Reichs, ernannten Preciſten, ohngeachtet alles Widerſpruchs, zu einer Pfründe zu befördern. Er meldete zugleich demſelben, daß er, im Fall es nicht gehorchen wollte, den Kurfürſten von Maynz und den Biſchof von Osnabrück zu Vollſtreckern ſeines Willens beſtellt habe.

Dieſer Streit beſchäftigte ſogleich mehrere Schriftſteller, darunter einige Proteſtantiſche Rechtsgelehrte

in Deutschland die Sache des Kaisers, Italiäner aber die päpstliche führten. Andere noch heftigere Händel zwischen dem Kaiser und dem Papste kamen hinzu; und im Jahr 1708. ließ der Kaiser durch seinen Gesandten zu Rom wiederum erklären, er brauche keinen Indult, und werde das alte kaiserliche Recht ferner üben. Doch im folgenden Jahre gab er schon so weit nach, daß er, ohne einen Indult zu begehren, es wenigstens geschehen laßen wollte, daß der Papst einen immerwährenden für alle seine Nachfolger im Reiche ausstellte. Es wurde endlich ausgemacht, daß der Kaiser durch seinen Gesandten den Papst seiner Ergebenheit versichern, und als gehorsamster Sohn der heiligen Römischen Kirche, allen Schuß, den er ihr schuldig sey, versprechen, überdies aber den Papst bitten laßen sollte, daß er ihm alles dasjenige freygebig ertheilen möchte, was seine Vorgänger zum Besten und Wachsthum der kaiserlichen oder österreichischen Angelegenheiten jemals bewilligt hätten. Selbst bey diesen allgemeinen Ausdrücken gewann der Papst nicht wenig, indem er sie nach seinen Ansprüchen deuten konnte; auch wurde ihm dabey zugestanden, die deutschen Domkapitel durch ein Breve zu erinnern, daß, da die Schwierigkeiten über die erste Bitte gehoben wären, sie dieselbe ohne alle Ausflüchte befolgen sollten. Joseph starb indeßen eher, als dieser Vergleich vollzogen werden konnte. Sein Bruder und Nachfolger Karl der sechste that solches: und man hätte also erwarten sollen, daß sich der päpstliche Hof an diesem für ihn vortheilhaften Auswege immer begnügt haben würde. Aber Troz den so sehr veränderten Zeiten, den Rechten der Kaiser, und dem Westphälischen Friedensschluße, wußte er schon den Kaiser Karl den siebenten, vermuthlich unter Begünstigung der bedrängten Umstände deßelben, zu

gestalten, daß dieses, wie schon Aristoteles bemerkte, nicht der Fall ist, so ist es, wenn man sich auf die Erfahrung beruft, doch nicht schwer, zu zeigen, daß es nicht der Fall ist. Denn wenn es der Fall wäre, so müßte es, wie schon Aristoteles bemerkte, auch der Fall sein, daß, wenn man sich auf die Erfahrung beruft, es nicht schwer ist, zu zeigen, daß es nicht der Fall ist.

laßen, sie mit Geld- und kirchlichen Strafen zu bedrohen. Allein nachdem sich die Fürstinn bey dem Kaiser und der Reichsversammlung über diese unerhörte Verlezung ihrer weltlichen Gerichtsbarkeit beschwert hatte: so ersuchten die sämmtlichen Reichscollegien den Kaiser, die Verordnung des Nuncius vor ungültig erklären zu laßen, und ihm sowohl die Fortsezung seines Verfahrens zu verbieten, als auch durch Vorstellungen an seinem Hofe, es zu bewürken, daß dergleichen Eingriffe nicht weiter vorgenommen wurden. Der Kaiser bestätigte auch dieses Reichsgutachten in seinem ganzen Umfange.

Schädlicher als alle diese Händel, waren für den Kaiser die Ungrischen, die auch im Jahr 1706. ihr Ende noch nicht erreichten. Außer ihm selbst, bemühten sich schon seit einiger Zeit, England und Holland, dieselben durch einen Vergleich beizulegen. Aber beide Theile hegten zu viel Mißtrauen gegen einander, und schienen oft den Ausschlag lieber von den Waffen zu erwarten. Endlich wurde doch unter Vermittelung der Seemächte, im May dieses Jahres zu Preßburg ein Waffenstillstand auf zwey Monathe geschloßen. Um auf denselben einen völligen Frieden zu errichten, ließ der Kaiser dem Fürsten Rakoczi an Statt seines Herzogthums, und für seine Ansprüche auf Siebenbürgen, die Markgrafschaft Burgau, als ein deutsches unmittelbares Reichslehn, auch die Versicherung des Besizes seiner erblichen Güter in Ungarn, anbieten. Er schickte die Gemahlinn und die Schwester deßelben an ihn, in der Hoffnung, daß diese ihn versöhnlicher machen würden. Auch gebot er, daß man in Schriften nicht mehr von Ungrischen Rebellen, sondern nur von Mißvergnügten oder Confoederirten sprechen sollte. Allein diese Annäherungen waren fruchtlos,

weil Rakoczy darauf bestand, Siebenbürgen müße stets seinen eigenen Fürsten haben. Als Eiferer für die Ungrische Freyheit, konnte er freylich kaum anders denken; die Fürsten von Siebenbürgen hatten es durch ihre Verbindungen mit dem türkischen Hofe, immer in ihrer Gewalt, die Ungarn, welche über Bedrückungen klagten, zu unterstüzen. Aber eben deswegen drang der kaiserliche Hof so sehr auf die Unterwerfung eines Landes, aus welchem die Türken Ungarn und Oesterreich stets bedrohen konnten. Am deutlichsten sah man es, wie vergeblich diese Unterhandlungen wären, als Rakoczy und seine Parthey ihre drey und zwanzig Friedensbedingungen übergaben. Denn obgleich der Kaiser manche derselben, wenigstens mit einiger Bestimmung, annahm; so waren doch die verlangte Gewährleistung des künftigen Friedens durch einige Könige und Staaten; die Unabhängigkeit von Siebenbürgen; die Entfernung aller fremden Soldaten aus Ungarn; die Vertreibung der Jesuiten aus eben diesem Reiche, weil sie die Gesezze desselben nicht beobachten wollten; die wieder aufzuhebende Erbfolge des Hauses Oesterreich in Ungarn, und andere unter diesen Punkten, Steine des Anstoßes, die sich nicht wegräumen ließen. Die mißvergnügten Ungarn waren desto muthiger in ihren Forderungen geworden, weil sie immer mehr auf Frankreichs Beistand rechneten. Zwar hofften sie vergebens, daß auch die Türken ihnen Hülfe leisten würden; allein der auswärtige Krieg des Kaisers zertheilte doch seine Macht zu ihrem Nuzen. Daher wechselte auch das Glück in dem bald wieder erneuerten Feldzuge zwischen beiden Partheien ab.

Beständiger und glänzender blieb es für den Kaiser und seine Bundsgenoßen im Jahr 1706. in andern Ländern, die der spanische Erbfolgekrieg ergriffen hatte.

hatte. Nur in Deutschland wurde nicht allein nichts ausgerichtet; sondern es giengen auch zum Theil die bereits erworbenen Vortheile verloren. Die langsame, unvollständige oder gar ausbleibende Stellung des Antheils der Reichsstände an Kriegsvölkern, war es nicht allein, die ein zu schwaches Reichsheer hervorbrachte. Der Kaiser, der schon versprochen hatte, den Oberbefehl deßelben selbst zu übernehmen, sah sich vielmehr genöthigt, einen sehr beträchtlichen Theil seiner Soldaten bey demselben, nach Italien und Ungarn zu schicken. Eine Verminderung, während daß die Reichsstände für sein Haus fochten, die nichts dazu beitragen konnte, sie eifriger und schneller zur Vermehrung zu machen. Man mußte also jezt Eroberungen, die man schon jenseits des Rheins erlangt hatte, fahren laßen; man konnte es den Franzosen nicht verwehren, die Pfalz auszuzehren.

In den Niederlanden hingegen gewann Marlborough über die Franzosen im May des Jahrs 1706. den großen Sieg bey Ramillies: und diese einzige Schlacht hatte die Folge, daß ganz Brabant, Flandern, so weit es den Spaniern zugehörte, auch ein Theil von dem französischen Flandern und von Hennegau, sich noch in diesem Jahre Karln von Oesterreich unterwarfen. Eben so bewürkte der Prinz Eugenius dadurch, daß er vier Monathe darauf das französische Heer von dem belagerten Turin wegschlug, die Räumung aller Plätze, welche die Franzosen bisher im obern Italien beseßen hatten, und bald auch des Landes selbst. In Spanien endlich schien dieses Jahr das höchste Ziel von Karls Wünschen herbeyzuführen. Seine englischen, holländischen und portugiesischen Hülfsvölker bemächtigten sich der Hauptstadt Madrid, und ließen ihm daselbst huldigen. Allein die Uneinigkeit

der

der Befehlshaber so verschiedener Nationen unter einander, und mit den Rathgebern des Königs Karl selbst, war Schuld an so vielem Zaudern, und an so schlechten Maaßregeln, daß dieser Fürst, an Statt Madrid und andere neue Eroberungen gegen seinen Mitbewerber Philipp behaupten zu können, vielmehr sich nur an Catalonien, Aragonien und Valencia begnügen mußte.

Bald hätte der Kaiser noch im Jahr 1706. einen neuen Feind bekommen, der ihm gefährlicher als die übrigen geworden wäre. Der König von Schweden, Karl der zwölfte, der bereits seit einigen Jahren den Krieg in Pohlen geführt, und als Sieger, durch die ihm ergebene Parthey in diesem Reiche, an die Stelle des Königs August den Stanislaus Leszinsky zum Könige hatte wählen laßen, wollte dem erstern alle Hülfsmittel entreißen, durch welche er sich bisher auf dem Throne behauptet hatte. Er drang also jezt mit seinem Heere in das Kurfürstenthum Sachsen ein; August sah sich genöthigt, durch einen besondern Vergleich der Pohlnischen Krone zu entsagen. Aus Besorgniß, daß dieser sogenannte Nordische Krieg sich aus Pohlen auch über Deutschland verbreiten möchte, hatten der Kaiser und die Reichsstände schon einige Zeit vorher den Schluß gefaßt, einen jeden, der während des spanischen Erbfolgekriegs, in das Reich mit Kriegsvölkern einrücken würde, als einen Reichsfeind anzusehen. Allein für Karln war dieses nichts weniger als abschröckend; er zog vielmehr ohne Anfrage durch Schlesien selbst, oder durch ein österreichisches Land, in das Innere von Deutschland hinein. Joseph empfand es, wie entscheidend gegen ihn bey seiner damaligen Verfaßung, die Nähe eines solchen Feldherrn, der mit Frankreich verbunden war, und eines

solchen

solchen Heeres werden könnte; er suchte also das feindliche Vernehmen mit ihm auf alle Art zu unterhalten. Er ließ dem Könige durch einen Gesandten, den er an ihn nach Sachsen schickte, dafür danken, daß er auf seinem Zuge durch Schlesien so gute Zucht und Ordnung hätte beobachten lassen. Zwar fehlte es gleich nicht an Beschwerden Karls gegen den Kaiser; die aber entweder nicht wichtig genug waren, um Vorwand zum feindlichen Angriffe abzugeben; oder bald gehoben wurden. So fand sich Karl dadurch beleidigt, daß ein starker Hauffen rußischer Soldaten, die sich vor ihm aus Pohlen nach Sachsen geflüchtet hatten, und die er als seine Gefangene betrachtete, in den kaiserlichen Ländern Vorschub genug fanden, um sich nach Pohlen retten zu können. Mehr hatte die Beleidigung zu sagen, die dem Könige von dem kaiserlichen Kammerherrn Grafen Zobor zu Wien zugefügt wurde. Dieser bediente sich bey einem Gastmahle sehr schimpflicher Reden von ihm. Der anwesende Schwedische Gesandte gab dem Grafen sogleich eine Ohrfeige, und würde auch den Degen wider ihn gezogen haben, wenn sich nicht die übrigen Gäste ins Mittel geschlagen hätten. Er bekam darauf von seinem Könige Befehl, den kaiserlichen Hof ohne Abschied zu verlassen. Doch der Kaiser ertheilte hierüber dem Könige eine Genugthuung, wie er sie nur verlangen konnte. Der Graf wurde gefangen gesezt, und unter einer Bedeckung von Soldaten an ihn ausgeliefert, damit er ihn nach seinem Gefallen bestrafen könnte. Karl aber gab ihm gar bald seine Freyheit wieder; so wie es ihm im vorigen Jahrhunderte ein Kaiser in Ansehung eines schwedischen Hofbedienten gemacht hatte, der ebenfals von ihm übel sprach, und von seinem Könige Karl Gustav deswegen nach Wien geschickt wurde.

Mehr Schwierigkeiten hatte eine Forderung, welche der Kaiser dem Könige von Schweden für die Evangelischen in Schlesien bewilligen sollte. Durch den Westphälischen Frieden war für die freye Religionsübung derselben hinlänglich gesorgt worden, allein wenige Jahre nach demselben wurden sie bereits darinne auf mancherley Art gestört. Man nöthigte sie an vielen Orten, Tauffe und Trauung bey den Römischkatholischen Geistlichen zu suchen; entriß ihnen eine Kirche nach der andern; nahm ihnen Kinder weg, um sie Katholisch erziehen zu laßen; stieß sie aus bürgerlichen Aemtern, und begieng überhaupt so viele Gewaltthätigkeiten wider sie, daß eine große Anzahl derselben in andere Länder auswanderte. Auch hier waren die Jesuiten ihre Hauptverfolger, die nicht nur die nachtheiligsten Befehle gegen sie am kaiserlichen Hofe auswürkten; sondern sogar bisweilen wider die Absicht deßelben, durch Beistand der Regierung in Schlesien, sie alle Bedrängniße ausstehen ließen. Die Evangelischen Stände in diesem Lande beklagten sich darüber vergebens bey dem Kaiser; sie baten endlich die evangelischen Reichsstände um ihre Fürsprache bey demselben. Karl der zwölfte aber, der bey seinem Zuge durch Schlesien, ihren bedrückten Zustand selbst gesehen hatte, verlangte mit einem ganz andern Nachdrucke, von dem Kaiser, daß er diesen seinen Unterthanen die auf so viel [illegible]

Vorschrift großentheils weg, der diese Forderung begleitete; obgleich sein Gesandter bey dem Könige und deßen Staatsbedienten, wegen so langer Verzögerungen und Ausflüchte, manche üble Begegnung zu ertragen hatte. Unterdeßen wurde doch in dem zwischen beiden Fürsten im August des Jahrs 1707. zu Alt-Ranstädt, wo Karl sein Hauptquartier hatte, errichteten Vergleiche, alles zum Besten der Evangelischen in Schlesien ausgemacht. Sie sollten Kraft deßelben diejenige Religionsfreyheit wieder erlangen, die ihnen durch den Westphälischen Frieden zugestanden worden war; die nach demselben ihnen entzogenen Kirchen und Schulen in ihrem ehemaligen Zustande zurück erhalten; in Gegenden, wo ihnen nie ein öffentlicher Gottesdienst erlaubt war, denselben doch in ihren Häusern halten dürfen; zur katholischen Religion auf keine Weise gezwungen, von Aemtern nicht ausgeschloßen werden, und auch sonst in den Besiz ihrer alten Rechte zurückkehren.

Allerdings würde sich Joseph einen ungleich höhern Ruhm erworben haben, wenn er alles dieses, das doch nur Gerechtigkeit, nicht Gnade war, aus eigenem Antriebe bewilligt hätte. Unterdeßen, wenn er gleich beym Anfange einer mit Kriegen angefüllten Regierung, nicht so viele Aufmerksamkeit auf die innern Gebrechen seiner Länder wenden konnte, als es seiner Neigung gemäß war; so überwand er doch auch hier, wo er erst von einem auswärtigen Fürsten an das erinnert werden mußte, was er seinen Unterthanen schuldig war, Hindernisse, denen sein Vater vermuthlich würde untergelegen haben. Die Vollziehung des Vergleichs kam erst im Februar des Jahrs 1709. zur völligen Richtigkeit. Der Papst hatte sich demselben mit allem Eifer entgegengesezt. Die Römischkatholische Geistlichkeit

lichkeit in Schlesien, die so viele Kirchengüter der Evangelischen an sich gerißen hatte, erregte auch nicht geringen Widerstand. Ohngeachtet der Standhaftigkeit, mit welcher der Schwedische Gevollmächtigte auf die Vollstreckung der festgesezten Bedingungen drang; fehlte ihm doch immer mehr die unwiderstehliche Ueberredung, mit welcher er damals sprach, als sein König an der Spitze von mehr als dreyßig tausend Mann das wehrlose Böhmen und Schlesien bedrohte. Es hat daher auch nicht an Schriftstellern gefehlt, die dem Kaiser deswegen auf eine unbesonnene Art gelobt haben, daß er dem mit Karln geschloßenen Vertrage großmüthig gerade zu der Zeit seine vollkommene Gültigkeit ertheilt habe, da ihm derselbe gar nicht mehr furchtbar war; gleichsam als wenn es sehr rühmlich für ihn gewesen wäre, sich durch die Verlezung eines feyerlichen Versprechens nicht selbst zu beschimpfen. Hundert und achtzehn Kirchen wurden nunmehr den Evangelischen in Schlesien wieder gegeben. Auch erlaubte ihnen der Kaiser, auf Schwedens Fürsprache, noch sechs neue Kirchen zu bauen; wiewohl die Städte, welche diese Freyheit erhielten, ihm beinahe viermal hundert tausend Gulden, theils als ein Geschenk, theils als einen Vorschuß zu seinen Kriegsunkosten, dafür bezahlten. Endlich stiftete auch der Kaiser zu Liegnitz, wo eine den Evangelischen wieder einzuräumende Kirche Schwierigkeiten verursachte, zu einiger Schadloßhaltung für sie, eine Ritterakademie, oder Erziehungsanstalt für den jungen Schlesischen Adel, worinne fünf Römischkatholische und sieben Evangelische Edelleute, drey Jahre lang, alle Arten des Unterrichts frey genießen sollten. Dennoch erhielt sich der Kaiser nicht durchaus und lang genug auf dem betretenen Wege der Billigkeit und Verträglichkeit. Schon im May des Jahrs 1709. ließ er durch sein Oberamt

in Schlesien erklären, daß er es mit dem höchsten Mißfallen vernommen habe, wie gemein seit dem Vergleiche von Alt-Ranstädt, der Abfall von der Römischkatholischen Religion zu den Protestanten sey; er befehle also, daß alle Abgefallene sich innerhalb sechs Wochen wieder zur katholischen Religion wenden, oder mit immerwährender Landesverweisung und mit dem Verluste ihres sämmtlichen Vermögens, bestraft werden sollten. Vergebens suchte der Schwedische Gevollmächtigte die Würkung dieses Befehls zu hintertreiben; er wurde an vielen auf das schärfste vollzogen, und nicht wenige mußten daher aus ihrem Vaterlande flüchten. Man sieht, wie ungemein viel daran gelegen sey, daß ein Fürst nicht bloß nach gewißen Veranlaßungen, dringenden Bewegungsgründen, vortheilhaften Absichten oder Neigungen, sondern nach wahren und festen Grundsäzen handle. Der Werth von Josephs gerechten und wohlthätigen Bewilligungen für seine Evangelischen Unterthanen, sinkt sehr tief herab, sobald man merkt, daß er von christlicher Religionsduldung einen gar mangelhaften Begriff gehabt, nicht bloß ihr zu Ehren, sondern mehr weil er nicht anders konnte, so viel nachgegeben habe. Es ist sogar unbegreiflich, wie man irgend einem Menschen gebieten könne, schlechterdings innerhalb sechs Wochen, bey angedrohten Strafen, andere Einsichten und Ueberzeugungen von Religionssachen anzunehmen; es müßte denn, seine Religion verändern, nichts mehr heißen, als, wie es Zwanggeseze, wollen, von Zeit zu Zeit andere Religionscärimonien ausüben. Bey Gelegenheit des erstgedachten Vergleichs, gaben sich der König von Preußen, auch England und Holland viele Mühe, den Reformirten in Schlesien gleichfals einige Freyheit ihres Religionsbekenntnißes zu verschaffen. Allein da man von Seiten der Schweden nicht darauf gedrun-

gen hatte, und auch sonst Einwendungen gegen das Verlangen dieser kirchlichen Gesellschaft vorgebracht wurden: so glaubte der Kaiser nicht, daß er zu diesem kleinen Zuwachse landesherrlicher Milde verbunden sey. Dem Könige von Schweden hingegen hatte er, weil sich derselbe so leicht, selbst wider Willen des Kaisers, zum Schiedsrichter zwischen ihm und Frankreich aufwerfen konnte, alles, was er in andern Angelegenheiten begehrte, zugestanden, wie unter andern die Befreyung von der Verbindlichkeit, welche derselbe als ein deutscher Reichsstand hatte, seinen Antheil von Kriegsvölkern zu dem Reichsheere zu stellen.

Dieses Heer war im Jahr 1707. eben so wenig vollzählig, früh im Felde, und in guter Verfaßung, als im vorhergehenden Jahre. Der Kaiser ermahnte zwar die Reichsstände sehr lebhaft, ihre Beiträge an Gelde und Kriegsvölkern nicht zurück zu halten. Allein er selbst konnte wegen des Bedürfnißes anderer Gegenden, in Deutschland seine Kräfte nur in einem geringen Maaße aufbieten. Die vier einem feindlichen Einbruche am meisten ausgesezten Kreise, der Schwäbische, Fränkische und die beiden Rheinischen, wurden eben dadurch immer mehr erschöpft; und die Stände der entferntern Kreise eilten am wenigsten, ihre Kriegsvölker an die Gränzen des Reichs abgehen zu laßen. Mißvergnügt über diesen Zustand, und über den Mangel an Gelde, auch unter sich nicht immer einig, mußten die Feldherren des Reichsheeres, die ohnedieß nicht nach einer geprüften Thätigkeit, sondern nach der Länge ihrer Reichsdienste, mithin mehrmals in einem höhern und schwächlichen Alter, einander im Oberbefehle folgten, sich mehr zurückziehen, als auf Unternehmungen denken. Die Franzosen drangen also wiederum mit einer überlegenen Macht über den Rhein,

und

und saugten nach Gefallen die schönsten deutschen Länder in der Nachbarschaft aus. Erst gegen das Ende des Feldzugs kam ein Reichstagsschluß zu Stande, vermöge deßen eine Kriegs-Operations-Caße, oder ein zu allen Kriegsgeschäften bereit liegender Schatz zu Regensburg angelegt werden, und zuvörderst wenigstens zweymal hundert tausend Thaler ausmachen sollte. In Ansehung der Ungrischen Händel, erlangte der Kaiser auch in diesem Jahre noch keine Erleichterung; ob er gleich in Ungarn und Siebenbürgen einen ansehnlichen Hauffen Kriegsvölker gebrauchte. Umsonst trugen auch wiederum England und Holland ihre Vermittelung bey den mißvergnügten Verbundenen an. Diese, denen Frankreich mit Gelde beistand, fanden ihren sicherern Vortheil darinne, sich Bedingungen mit den Waffen zu erzwingen, da sie ohnedieß durch ihre größere Anzahl und leichtere Reiterey, in vielen Gegenden des Reichs geschwind nach einander herumziehen, plündern, sich vereinigen, und, wenn sie gleich in Treffen den weniger zahlreichen Kaiserlichen nicht gewachsen wären, sich doch bald wieder erholen konnten. Rakoczy ließ sich nicht allein in Siebenbürgen zum Fürsten ausrufen; sondern brachte es auch in einer allgemeinen Versammlung seiner Anhänger in Ungarn dahin, daß sie dem Hause Oesterreich den Gehorsam aufsagten, ein Zwischenreich ankündigten, und sich für die Errichtung eines vollkommenen Freystaats erklärten. Unter diesen Umständen schien Siebenbürgen fast unwiederbringlich für den Kaiser verloren zu seyn. Seine meisten Räthe waren daher der Meinung, daß man ein so entferntes Land zu einer Zeit, da in allen nähern Gegenden so viel Unruhe und Verwirrung herrsche, ganz aufgeben müße. Joseph behauptete fast allein und standhaft gegen alle Widersprüche das Gegentheil. Wenn wir, sagte er, Sie-

benbürgen völlig dem Rakoczy überlaßen: so wird sein Stolz, der bereits überaus groß ist, und seine Macht noch höher steigen; er wird desto leichter von den nahen Türken insgeheim, und also für uns desto schädlicher, unterstüzt werden können. Das Vertrauen, welches der Kaiser auf seinen Feldherrn Rabütin sezte, den er in jenes Land schicken wollte, hatte freylich vielen Antheil an seiner Entschließung: und dieser erfüllte es auch glücklich, indem er Siebenbürgen dem Kaiser wieder unterwarf. Aber in den Niederlanden, zu deren Eroberung für den König Karl im vorigen Jahre ein so vielversprechender Anfang gemacht worden war, entsprach die Erwartung demselben nicht. Die Kriegsheere waren daselbst von beiden Seiten einander an Stärke gleich; es blieb also beym Beobachten; einem Treffen, das Marlborough den Franzosen anbot, wichen sie sorgfältig aus. Aus einer entgegengesezten Ursache verschlimmerten sich Karls Angelegenheiten in Spanien. Die Englischen und übrigen Feldherren in diesem Reiche, welche für ihn fochten, lieferten den zahlreichern Franzosen ohne Noth, mit ermüdeten Kriegsvölkern eine Schlacht, litten in derselben eine Hauptniederlage; und die Folge davon war der Verlust der Königreiche Aragonien und Valencia.

Nur in Italien hatten die Waffen des Kaisers und seines Bruders einen entscheidenden Fortgang. Die Franzosen machten sich in den ersten Monathen des Jahrs 1707. durch einen besondern Vertrag anheischig, alle Plätze, die sie noch im obern Italien besezt hielten, zu räumen. Karl wurde also dadurch ruhiger Besizer des Herzogthums Meiland; wiewohl von diesem ein ansehnlicher Landesstrich, nebst dem Herzogthum Montferrat, an den Herzog von Savoyen, zu Folge seinem Bündniße mit dem kaiserlichen Hofe, über-

überlaßen wurde. Einer von den Entwürfen, die man nunmehr machte, diese so vortheilhafte Veränderung zu benüzen, der zwar von dem Prinzen Eugenius nicht gebilligt wurde, aber den Engländern, die das meiste Geld zur Unterhaltung der für das Haus Oesterreich streitenden Heere zahlten, desto mehr gefiel, und also befolgt werden mußte, mißlang ihnen gänzlich. Sie wollten die wichtige Seestadt Toulon im mittäglichen Frankreich erobern, um mit Hülfe derselben, so wie sie bereits Gibraltar in Spanien zu gleicher Absicht besaßen, Herren der Schiffahrt und des Handels auf dem mittelländischen Meere, ja bis nach Asien, zu werden. Allein der rauhe und lange Weg über die Gebürge bis nach Toulon, den das Heer nehmen mußte; die Zeit welche die Franzosen gewannen, ein beträchtliches Heer bey dieser Stadt zu versammeln; ihre Festigkeit, und der Mangel an Unterhalt für Menschen und Vieh, machten, daß die Belagerung wieder aufgehoben werden mußte. Weit beßer gieng eine andere Unternehmung von Statten, die der Kaiser um gleiche Zeit, im Sommer dieses Jahres, gegen das Königreich Neapel richten ließ; in der That konnten auch die Franzosen demselben desto weniger zu Hülfe kommen, weil sie der Einfall in ihr Vaterland genugsam beschäftigte. Der Graf von Daun bemächtigte sich deßelben, mit ohngefähr zwölf tausend, nach andern Schriftstellern gar nur mit acht tausend Mann, nach einem geringen Widerstande. Außerdem daß dieses Reich von Kriegsvölkern ziemlich entblößt war, half auch die Menge von Einwohnern, die dem kaiserlichen Hause daselbst zugethan waren, es unter die Botmäßigkeit deßelben bringen.

Doch eben dieses Glück, das dem Bruder des Kaisers in einem ansehnlichen Theile von Italien jezt

umgiengen. Um nicht, sezte er hinzu, bey Gott und Menschen die Schuld auf sich zu laden, daß er die kirchliche Freyheit schändlich verrathen habe, so sey er entschloßen, gar bald diejenigen Mittel zu gebrauchen, welche der ihm von Gott verliehenen Macht gemäß wären. Zugleich aber ermahnte er den Kaiser, im Nahmen des Erlösers, deßen Statthalter er sey, daß er den Kirchenstaat, das Eigenthum des Apostels Petrus, unverlezt laßen, und die Rechte der heiligen Römische Kirche, die keine Magd, sondern frey sey, nicht durch seine Soldaten übertreten laßen möchte; indem er davon nichts als Schande, Aergerniß der ganzen Kirche Gottes, Schaden seines Reichs, und Verderben seiner Seele zu erwarten habe. Kurz darauf beklagte er sich abermals schriftlich nicht nur bey dem Kaiser, sondern auch bey der Gemahlinn deßelben, bey dem kaiserlichen Beichtvater, einem Jesuiten, und bey dem Prinzen Eugenius darüber, daß die ketzerischen Soldaten, deren es eine große Anzahl unter den kaiserlichen Kriegsvölkern in Italien gebe, sich unterstünden, die Geheimniße der katholischen Kirche verächtlich zu behandeln, der päpstlichen Würde zu spotten, Versammlungen zu halten, und ihre verdammten Cätimonien zu üben; er begehrte also, daß diesem Einhalt geschehen möchte, weil viele Katholiken dadurch geärgert, oder gar verführt werden könnten. Gewohnt, sich auch in die wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Reichs zu mengen, gerade als wenn er in einem der ältern Jahrhunderte lebte, da die Päpste alle Europäische Fürsten und ihre Staaten nach Gefallen regierten, machte er nicht lange hernach dem Kurfürsten von Maynz deswegen die bittersten Vorwürfe, weil er den schädlichen Reichstagsschluß, durch welchen dem irrgläubigen (eterodoxo) Herzoge von Hannover die kurfürstliche Würde zugestanden worden

sey,

ſey, nicht abgewandt, ſondern vielmehr zu ſeiner Beſchimpfung befördert habe. Clemens ſtellte ihm vor, daß der päpſtliche Stuhl hierinne gewaltige Rechte beſize, und daß ſchon ſein Vorgänger den Kaiſer Leopold von dieſem unbedachtſamen Entwurfe abzuziehen geſucht habe; der Kurfürſt möchte, wenn es noch Zeit ſey, ſich dem gedachten Schluße widerſezen; wäre aber derſelbe ſchon ausgemacht, ſo erkläre er hiemit denſelben vor nichtig und ungültig.

Auf alle dieſe Beſchwerden und Anmaaßungen des Papſtes ſcheint der Kaiſer wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit gewandt zu haben. Unterdeſſen erfolgte der Feldzug der kaiſerlichen Kriegsvölker in das Königreich Neapel. Ihr Durchzug durch den Kirchenſtaat im Junius des Jahrs 1707. verurſachte dem Papſte nur vorübergehende Beſorgniße. Allein um gleiche Zeit ließ der Kaiſer Unterſuchungen über ſeine Lehensleute in Italien anſtellen, und ſie zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit anhalten; ein Schickſal, welches auch verſchiedene Herren im päpſtlichen Gebiete erwarteten. Mit dem Papſte war er deſtomehr unzufrieden, da derſelbe ſich noch immer weigerte, ſeinen Bruder als König von Spanien zu erkennen; wegen der Beſezung geiſtlicher Stellen in dem von ihm eroberten Bezirke von Spanien Schwierigkeiten machte; auch ſeiner Braut, der Prinzeßinn von Wolfenbüttel, die über Italien zu ihm reiſete, nicht, wie es gewöhnlich war, die Höflichkeitsbezeigungen durch einen entgegen geſchickten Geſandten vom erſten Range machen ließ. Auf der andern Seite beklagte ſich auch der Papſt im May des Jahrs 1708. bey dem Kaiſer von neuem darüber, daß in ſeinem Nahmen eine Verordnung durch das Herzogthum Meiland in Kirchenſachen ergangen wäre, welche dem päpſtlichen Anſehen und

Bibo Rabbi, der Sohn des Rabbi Mose, ist ein Enkel des Rabbi Jakob Tam. Er ist ein Zeitgenosse des Rabbi Elieser ben Nathan, des Verfassers des Buches Raben, und des Rabbi Isaak ben Mose, des Verfassers des Buches Or Sarua.

Rabbi Isaak, der Sohn des Rabbi Abraham, des Verfassers des Buches Or Sarua, ist ein Enkel des Rabbi Mose, des Sohnes des Rabbi Jakob Tam. Er ist ein Zeitgenosse des Rabbi Elieser ben Nathan, des Verfassers des Buches Raben, und des Rabbi Isaak ben Mose, des Verfassers des Buches Or Sarua.

Rabbi Jakob, der Sohn des Rabbi Mose, ist ein Enkel des Rabbi Jakob Tam. Er ist ein Zeitgenosse des Rabbi Elieser ben Nathan, des Verfassers des Buches Raben, und des Rabbi Isaak ben Mose, des Verfassers des Buches Or Sarua.

Rabbi Mose, der Sohn des Rabbi Jakob Tam, ist ein Enkel des Rabbi Jakob Tam. Er ist ein Zeitgenosse des Rabbi Elieser ben Nathan, des Verfassers des Buches Raben, und des Rabbi Isaak ben Mose, des Verfassers des Buches Or Sarua.

Rabbi Nathan, der Sohn des Rabbi Jakob Tam, ist ein Enkel des Rabbi Jakob Tam. Er ist ein Zeitgenosse des Rabbi Elieser ben Nathan, des Verfassers des Buches Raben, und des Rabbi Isaak ben Mose, des Verfassers des Buches Or Sarua.

Rabbi Samuel, der Sohn des Rabbi Jakob Tam, ist ein Enkel des Rabbi Jakob Tam. Er ist ein Zeitgenosse des Rabbi Elieser ben Nathan, des Verfassers des Buches Raben, und des Rabbi Isaak ben Mose, des Verfassers des Buches Or Sarua.

selben streite, auf den sich seine Vorgänger so viel eingebildet hätten. Er würde auch wohl wißen, was vor scharfe Strafen die Geseze der Kirchenversammlungen und Päpste wider diejenigen verordnet hätten, die Gewalt an der Kirche begiengen. Er möchte also überlegen, wie weit ihn, wenn er anders darum gewußt habe, die bösen Rathschläge anderer zur Reizung des göttlichen Zorns verführt hätten; und sogleich von einem Verfahren abstehen, das seiner Seele Verderben, und seinem Nahmen einen immerwährenden Schandfleck zuziehen würde. Zugleich versicherte er, daß er, im Vertrauen auf die göttliche Hülfe, diese Angelegenheit mit aller Standhaftigkeit, die sein Amt erfordere, durch Gebrauch geistlicher und weltlicher Mittel, betreiben werde; sollte er auch Güter und das Leben selbst darüber verlieren. Am Ende warnete er noch den Kaiser, die Erstlinge seines feurigen Alters ja nicht durch ein Aergerniß für die ganze Christenheit zu beflecken; noch den Anfang seiner Regierung durch eine Beleidigung der Braut Christi und seiner Apostel, zu machen.

In einem ganz andern, und für dieses Jahrhundert sehr befremdlichen Tone, war das zweyte Schreiben abgefaßt; es verdient daher, hier größtentheils eingerückt zu werden. „Bisher, schrieb der „Papst, haben Wir ein großes Beispiel der Gelindig„keit und Geduld gegeben, da Wir von Dir, Kaiser, „oft gereizt, und durch Deine Waffen auch verwun„det, nicht allein Uns zu keiner Rachbegierde haben „hinreißen laßen, sondern Uns auch gestellt haben, „als wenn Wir nichts von dieser Verschuldung wüßten, „um nicht zu einer harten Strafe schreiten zu dür„fen. Wir sind stets mit Dir und den übrigen Für„sten, wie ein guter Vater mit seinen Söhnen umge„gangen.

„gangen. — — Du kannst es nicht vergessen, wie
„viel Gewogenheit Wir, als Du die Regierung des
„Reichs antratest, Dir und den übrigen Reichsständen
„erwiesen haben. Es schmerzte Uns, daß gleich bey
„diesem Antritte, der Krieg zwischen Dir und dem
„Könige von Frankreich, im heftigsten Brande stand.
„— — Allein ob Wir gleich den Frieden nicht wie-
„der herstellen konnten; so haben wir doch die Frie-
„densbemühungen niemals versäumt. Wir haben im-
„mer eine gewiße väterliche Gleichgültigkeit beobachtet,
„damit Wir zur Friedensstiftung desto geschickter wä-
„ren; Wir haben auch die uns angebotene Verbindung
„der Waffen, damit Italien von fremden Kriegs-
„völkern befreyet werden möchte, standhaft ausgeschla-
„gen. Um keinem Verdachte Platz zu geben, haben
„Wir Deine Soldaten aufgenommen, und den Scha-
„den, welchen der größere Theil unsers Gebiets durch
„sie gelitten hat, fast aus der Acht gelaßen, und unsere
„Klagen nicht vor Dich gebracht. Die Unternehmung
„auf Neapel hat ihren Anfang und ihre Verstärkung
„von uns genommen; Wir haben dasjenige freywillig
„verstattet, was Du weder durch Gewalt noch mit
„den Waffen hättest erhalten können; damit man sehen
„möchte, daß Wir Deine Vortheile mehr als Unsere
„eigene Wohlfahrt begünstigten. Da aber so viele
„Gelindigkeit und Geduld nicht allein den der Kirche
„schuldigen Gehorsam nicht befestigt, sondern vielmehr
„den Anschlag hervorgebracht zu haben scheint, ihr
„nichts als Schaden zuzufügen: so wollen auch Wir,
„an Statt Unsrer Gelindigkeit und Geduld, Unser
„Amt aufs strengste verwalten. Wir glauben,
„Dein Gewißen werde es Dir selbst ankündigen, wie
„sehr Du Dich dadurch verstrickt habest, daß Du einen
„nicht geringen Theil des Kirchengebiets feindlich ge-
„plündert, auch die Jahrgelder und geistlichen Stellen,

„welche

„welche den Dienern der Kirche ertheilt wurden, durch „gewaltsame Mittel Dir angemaaßt hast. Dazu „kommt noch dieses, daß Du die Sache Christi, „unsers Herrn, und seines Statthalters auf Erden, „selbst richten willst. Höre auf, Sohn! und „wende Dein gläubiges Gemüth wieder zur „Ehrfurcht gegen die Kirche! Alsdann wollen „auch Wir das erlittene Unrecht vergeßen, und Dich „als Unsern erstgebohrnen Sohn lieben. Solltest „Du aber auf so unbescheidenen Gesinnungen „beharren: so wollen auch Wir die Gnade „eines Vaters wegwerfen, und Dich, als ei„nen aufrührischen Sohn, mit dem „Kirchenbanne, ja selbst mit den „Waffen, wenn es nöthig seyn sollte, be„strafen. Dabey werden wir Uns nicht fürchten, „es mag gehen, wie es will. Wir vertheidigen die „Sache des Herrn Christus und seiner Kirche. „Christus selbst wird Kräfte geben, daß Wir über„winden: und wenn Du Dich nicht schämst, die „Kirche und Gott selbst zu bestreiten, und von „der alten Oesterreichischen Frömmigkeit, besonders „Deines Vaters Leopold, der dem heiligen Stuhle „so sehr ergeben war, abzuweichen: so wird eben „derselbe Gott, der Reiche ertheilt, auch Reiche „zu Grunde richten."

Achtzig Jahre später erstaunen zwar die meisten Leser dieser Schreiben noch mehr über dieselben, als viele bey ihrer Erscheinung; allein für die damalige Zeit, unter den Umständen derselben, und von einem solchen Papste, kamen sie doch nicht ganz unerwartet. Die Päpste waren seit mehr als hundert Jahren einer so treuen Anhänglichkeit und unbedingten Folgsamkeit, (oder, wie sie es nannten, Frömmigkeit,) der Fürsten

des Hauſes Oeſterreich gegen alle ihre Abſichten
Vorſchriften gewohnt, daß nichts leichter zu ſeyn ſc
als denjenigen, der von dieſem Wege abzuweichen
ſuchte, durch drohende Schärfe auf denſelben zu
zu nöthigen. Die ehrwürdigen Nahmen der Ki
des Statthalters Chriſti, und andere damit verwo
te, waren noch ſehr blendend, und entſchuldigten
rechtfertigten gar bey Römiſchkatholiſchen vieles,
von ſie ſelbſt ſeitdem richtigere Begriffe erlangt ha
Zudem befand ſich der Kaiſer damals durch mehr
einen Krieg in einer gewißen Verlegenheit, die
nicht wünſchen laßen durfte, in einen neuen, ſogar
ſeinem anerkannten geiſtlichen Oberhaupte, zu gerat
Ueberhaupt aber hat Clemens der eilfte den Ru
nes hitzigen, oft unbedachtſam und zum Nachtheil
nes Stuhls handelnden Papſtes hinterlaßen.

Joſeph hatte unterdeßen eine kräftige Wid
legung der oben angezeigten päpſtlichen Bannbu
vom Jahr 1707. aufſezen laßen; und ſie trat, un
ſeinem Nahmen, auch noch im Junius des Jah
1708. ans Licht. Darinnen bezeigte der Kaiſer zu
ſeinen Unwillen über die Anmaaßung des Römiſch
Hofs, ſich das Recht der Kaiſer an die Herzogthüm
Parma und Placenz, mit welchen ſie ſtets die rec
mäßigen Beſizer des Herzogthums Meiland beleh
hätten, anzueignen. Er ſezte hinzu, die Reichsrec

gehenden Sache Recht sprechen, und vermöge dergleichen Bullen das Recht eines andern an sich bringen. Die Geistlichkeit im Herzogthum Parma habe sich desto unbilliger geweigert, etwas zur Soldatenverpflegung beizutragen, da ihre Güter beinahe mehr als den vierten Theil des Landes ausmachten. Der Kaiser habe gegen den allgemeinen Vater der Christenheit und den Römischen Stuhl ohne alle Partheilichkeit gehandelt, indem er sowohl die an sich überflüßige päpstliche Einwilligung gesucht; als auch die unzeitige Ausübung des geistlichen Ansehens vorgestellt habe. Daher erklärte nun der Kaiser die gedachte Bulle (oder Nullitäts-Deklaration, wie sie hieß,) sammt dem darinne angekündigten Banne, vor nichtig und ungültig; als welche schon darum nicht bestehen könne, weil ihr alle nöthige Erfordernisse fehlten, um welcher Willen eine solche Strafe verhängt würde, und sie auch nicht in der Absicht ertheilt worden sey, das Erbe des Herrn zu vertheidigen, sondern die vermeinten päpstliche Rechte auf des ofgenannten Herzogthum zu behaupten. Und weil, nach der Meinung der heiligen Väter und Kirchenversammlungen, sich diejenigen vor den geistlichen Strafen nicht zu fürchten hätten, denen sie unrechtmäßig auferlegt würden; sondern diejenigen, welche sie widerrechtlich ergehen ließen, so könne auch hier der Bann nicht Statt finden. Hierauf erklärte der Kaiser besonders, daß er dem Römischen Hofe auf jene Herzogthümer ganz und gar kein Recht zugestehe; hob auch alle unrechtmäßige Besitzungen und Ansprüche deßelben auf, und zernichtete dieselben; bloß diejenigen ausgenommen, die allein von kaiserlicher Freygebigkeit und Großmuth herrührten. Er widersprach weiter am feyerlichsten der von dem Römischen Hofe über eines dritten Rechte und Güter gesuchten Gewalt; sprach ihm auch insonderheit die

Macht

Macht ab, daß er sich unterstehen dürfte, dasjenige wieder aufzuheben, was der Kaiser vermöge seines Amts und Ansehens befohlen habe. Alles was in jener Schrift wider die Rechte des Kaisers und des Reichs, auch wider seine Staatsbedienten, Commissarien und Soldaten verfügt worden wäre, vernichtete er gänzlich, und verbot allen seinen und des Reichs geistlichen und weltlichen Lehnsleuten, Bedienten und Unterthanen im Kirchengebiete und in den beiden Herzogthümern, sich nicht darnach zu richten. Endlich vermahnte er auch den Herzog von Parma, keinen andern Oberherrn als ihn, und seinen Bruder, den König von Spanien, zu erkennen.

Diese Erklärung des Kaisers gab zu einem Schreiben der Cardinäle Gelegenheit, welches sie im August des Jahrs 1708. an ihn abließen. Es enthielt aber so wenig, das zur Beilegung dieses Streits dienen konnte, daß vielmehr die Rechte des Papstes auf Parma und Placenz darinne von neuem behauptet; die Schuld von dem Widerspruche gegen dieselben, auf übelgesinnte Rathgeber des Kaisers unter seinen Theologen und Canonisten geworfen; er selbst aber aufgefordert wurde, den päpstlichen Stuhl vielmehr zu beschützen, als angreifen zu laßen. Ueberhaupt kam es nunmehr zu einem ziemlich heftigen und weitläuftigen Streit in Schriften, die von Gelehrten auf beiden Seiten herausgegeben wurden. Es blieb nicht bey der Frage über die beiden Herzogthümer und über Comacchio; die Rechte des Papstes auf seine eigentlichen gesammten Besitzungen wurden auch in die Untersuchung gezogen. Und hier war es nicht schwer zu zeigen, daß dem Kaiser und dem deutschen Reiche ihre alten gegründeten Rechte, zugehörigen Städte und Länder im mittlern Italien, von den Päpsten zwar ent-

entrissen, Rom selbst insonderheit seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts, durch sie der kaiserlichen Oberherrschaft ganz entzogen worden sey; daß ihnen aber der Kaiser und das Reich diese ihre Rechte und Ansprüche niemals feyerlich und bestimmt abgetreten haben. Muratori bewies dieses vorzüglich wohl in seinem berühmten Buche von den Rechten des deutschen Reichs auf den Kirchenstaate; und Fontanini, der den Papst vertheidigte, empfol sich mehr durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Unterdeßen gewannen diese Händel nur in Schriften eine so weit aussehende Gestalt. Auch wenn es die Absicht des Kaisers gewesen wäre, seine und des Reichs Rechte auf Rom und den Kirchenstaat von neuem in ihrem ganzen Umfange zu behaupten, würde er dabey, ohngeachtet seiner damaligen Macht in Italien, große Schwierigkeiten gefunden haben.

Allein man merkte wohl, daß diese erneuerten Ansprüche an den Papst, von dem Einrücken kaiserlicher Kriegsvölker in sein Gebiet begleitet, mehr eine Züchtigung wegen seiner Partheilichkeit für Frankreich seyn, und ihn nöthigen sollten, Karln als König von Spanien zu erkennen. Der Kaiser ließ seinen Bundsgenoßen im Haag die Versicherung geben, daß er nichts weniger gesonnen sey, als einen neuen Krieg in Italien anzufangen; daß es nur auf Comacchio ankomme, welches stets ein Reichslehn gewesen sey, mit dem die Kaiser die Fürsten des Hauses Este, und er also auch den Herzog von Modena belehnt habe; könnte der Papst ein näheres Recht an diese Stadt erweisen, so möchte er es thun; ein kaiserlicher Gesandter reise deswegen nach Rom, um die Gesinnungen deßelben zu erfahren. In der That drangen auch die Generalstaaten bey dem Kaiser sehr darauf, sich mit dem

Pack, Sir William, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219,

Neapolitanischen, in den Kirchenstaat ein. Sie besezten Bologna, Ravenna, und überhaupt den größern Theil dieses Gebiets; Rom näherten sie sich bis auf wenige Meilen, und überall wurde das Land durch die härtesten Erpreßungen erschöpft. Die päpstlichen Soldaten, die man wegen ihrer schlechten Beschaffenheit nur Spottweise Papagalli (oder Papageyen) nannte, mußten ihnen überall weichen; ihr Feldherr, der Graf von Marsigli, war gewißermaaßen in Ancona eingeschlossen. Alles dieses, und, wie man glaubte, auch die Eroberung der Insel Sardinien durch die Engländer, im August dieses Jahrs, machte den Papst, ohngeachtet der Vorstellungen des französischen Hofs, immer geneigter, über die Friedensvorschläge mit dem kaiserlichen Gesandten, Marquis von Prié, zu handeln.

Diese Unterhandlungen aber verzögerten sich durch allerley Bedenklichkeiten und Ausflüchte so lange, daß endlich der Gesandte des Kaisers im Anfange des Jahrs 1709. dem Papste eine Frist sezte, nach deren Verlauf er seine Bemühungen nicht weiter fortsezen könnte; so wie auch der Graf von Daun erklärte, daß er befehligt sey, nach dieser Zeit auch den noch unangegriffenen Theil des Kirchenstaats und Rom selbst zu verheeren. Dadurch wurde die Schließung des Vergleichs am 15ten Jänner beschleunigt. Der Papst versprach durch denselben, daß er seine Kriegsvölker, die er bis über zwanzig tausend Mann vermehrt hatte, auf den alten Fuß von fünf tausend Mann herabsezen wollte. Hingegen gab man ihm die Versicherung, daß, so wie er die übrigen Soldaten abdanken würde, auch die kaiserlichen aus seinen Ländern herausgezogen werden sollten. Außerdem wurde ausgemacht, daß der kaiserliche Gesandte und einige Cardinäle sich gemeinschaft-

lich bemühen sollten, die bisherigen Streitigkeiten über Parma, Piacenza und Comacchio beizulegen; und bis dahin sollte die leztere Stadt nebst den dazu gehörigen Thälern, mit einer kaiserlichen Besazung versehen bleiben; ja wenn der Kaiser sogar nicht geneigt seyn sollte, diese Stadt und ihre Thäler an den Papst zurück zu geben, so wollte der Papst dennoch alle Bedingungen des Vergleichs erfüllen. Die Ansprüche des Herzogs von Modena sollten auch durch eine Versammlung von Cardinälen untersucht, und ihm alle Gerechtigkeit erwiesen werden. Unter den übrigen Punkten, welche auch den freyen Durchzug für die kaiserlichen Kriegsvölker durch den Kirchenstaat, in sich fassten, befand sich zwar die päpstliche Anerkennung Karls, als Königs von Spanien, nicht. Aber diese Hauptsache mußte noch erst durch besondere Unterhandlungen geführt werden. Der Papst, der sich vor dem Unwillen des Königs von Frankreich, und seines Enkels Philipp fürchtete, den doch der größte Theil von Spanien als König erkannte, so wie er selbst ihn schon lange davor erkannt hatte, suchte sich durch den Ausweg zu helfen, daß er den Bruder des Kaisers bloß überhaupt König mit einem zweydeutigen Zusaze nennen wollte. Er ließ ein Breve oder Schreiben an denselben aufsezen, mit der Ueberschrift: Karln, Könige in Spanien, (Regi in Hispania.) Allein man gab ihm daßelbe zurück, und es sollte an Karln, katholischen König von Spanien (Regi Hispaniarum Catholico) gerichtet werden.

Hier sah man auch wiederum, wie sehr man selbst alsdann gegen den Römischen Hof auf seiner Hut seyn müsse, wenn er in allem nachzugeben scheint. Kaum waren die meisten kaiserlichen Kriegsvölker aus dem Kirchenstaate abgezogen, als der Papst von dem Kaiser der-

verlangte, ihm Comacchio mit allem was dazu gehörte, zurück zu geben; ihn um die Loßsprechung von den Kirchenstrafen zu ersuchen, die er sich zugezogen hätte; endlich auch sich eine Bulle auszubitten, um das Recht der ersten Bitte ausüben zu können. Der Kaiser ließ darauf kurz und bündig antworten, Reichslehne könne er nicht ohne Einwilligung des Reichs an jemanden abtreten; ob aber Comacchio darunter gehöre, müße erst sorgfältiger untersucht werden, ehe man vom Zurückgeben deßelben reden könnte; Kirchenstrafen habe er sich nicht schuldig gemacht, mithin brauche er auch keine Loßsprechung von denselben; und das gedachte Recht könne er ohne alle Erlaubniß seiner Heiligkeit ausüben. Unterdeßen mußte doch der Kaiser an diesen Forderungen merken, wie wenig er im Grunde den Papst gedemüthigt habe. Sein Gesandter drang also desto mehr darauf, daß der Papst schlechterdings um die Mitte des Aprils vom Jahr 1709. Karln als König von Spanien erkennen sollte; sonst würde er Rom verlaßen. Es geschah jedoch gleichwohl erst im October dieses Jahrs; und damals wurde auch das erforderliche päpstliche Schreiben an Karln ausgefertigt. Der Zusaz aber, den der Papst im Consistorium, oder in der Versammlung der Cardinäle, gebrauchte, indem er einen Bischof in Catalonien bestätigte, den Karl ernannt hatte, es geschehe dieses ohne Nachtheil des andern auch im Beßize stehenden Philipps des fünften, gleichfals katholischen Königs von Spanien, konnte eben nicht eine für den Kaiser und seinen Bruder befriedigende Zurückhaltung heißen.

Wie viel überhaupt der Kaiser durch diese Endigung seiner Streitigkeiten mit dem Papste gewonnen habe, läßt sich so leicht nicht bestimmen. Daß der

Papst nicht eigentlich genöthigt worden sey, seine Grundsäze und Absichten zu ändern; sondern nur eine vorübergehende und scheinbare Genugthuung zu geben, liegt am Tage. Freylich wurde ihm etwas mehr Achtung gegen den Kaiser eingeprägt, als er gegen die Vorgänger deßelben bezeigt hatte. Er bekam eine sehr nachdrückliche Warnung, daß der Kaiser, so bald und oft als er wollte, seine und des Reichs Ansprüche auf das päpstliche Gebiet ausführen könne; daß sein Bann gegen Fürsten, auch nur gegen ihre Feldherren und Soldaten, alle Kraft verloren habe, und sogar lächerlich geworden sey, und daß es nur auf den Willen eines Kaisers ankomme, um ihn zu zwingen, daß er demselben nichts abschlage. Uebrigens blieb aber doch alles in der alten Verfaßung. Bey einem andern Kaiser, auf den die Freunde des Papstes mehr Einfluß hatten, als auf diesen, konnte der Papst alles dasjenige wieder wagen, was jezt an ihm geahndet worden war. Der Kaiser Joseph behielt zwar während der kurzen Zeit die er noch lebte, das unbedeutende Comacchio; allein sein Nachfolger gab es dem Papste zurück. Der König Karl versprach, sobald er das Schreiben des Papstes erhalten haben würde, den gewöhnlichen Gesandten (Legatus obedientiae) an denselben zu schicken, ihm seine Ergebenheit und seinen Dank zu bezeigen. Weit gefehlt, daß man festgesezt hätte, der Papst sollte sich niemals wieder die unanständige Freyheit herausnehmen, den Kaiser einen Aufrührer gegen sich zu nennen, ihn mit dem Kirchenbanne zu bedrohen, seine Befehlshaber und Kriegsvölker würklich damit zu belegen, versprach er weiter nichts, als diejenigen loßzusprechen, welche in seinen Bann gefallen waren. Er war es also gewißermaaßen, der gewann: denn die Anerkennung der königlichen Würde Karls half diesem und dem Kaiser nichts, wenn sie nicht durch

die

die Waffen und durch Friedensschlüße entschieden wurde.

Weil es unterdeßen beinahe einem Wunder ähnlich war, daß ein Kaiser aus dem Oesterreichischen Hause den Papst für grobe Beleidigungen züchtigte; so wurde die in der That rühmliche Standhaftigkeit Josephs als eine der außerordentlichsten Handlungen, besonders von den Protestanten, gepriesen. Man hätte vielmehr abwarten oder nachforschen sollen, ob er nach immer gleichen Gesinnungen jede Anmaaßung der Päpste, die für den Kaiser, das deutsche Reich, deßen Stände, seine und ihre Unterthanen schädlich befunden ward, eingeschränkt oder gar aufgehoben habe. Denn daß ein Fürst in Fällen, wo seine und seines Hauses Ehre, Ansehen, Rechte, oder Einkünfte leiden, sich den Päpsten muthig widersezt; daß er es insonderheit thut, wenn sich ihm diese in dem hizigen Lauf eines Kriegs in den Weg stellen; das verdient so gar viele Bewunderung nicht. Auch Ludwig der vierzehnte ließ zuweilen die Päpste, wenn er von ihnen beleidigt zu seyn glaubte, seine Rachbegierde auf eine sehr empfindliche Art fühlen; er mißhandelte sie gewißermaaßen in ihrer Hauptstadt selbst; aber zu andern Zeiten, wenn nicht sein Wille und sein Ehrgeiz ins Spiel kamen, sondern von den weit wichtigern Rechten seiner Unterthanen in Religionssachen, in Angelegenheiten des Verstandes und Gewißens, die Frage war, da konnten die Päpste auf ihn und seine Dienste, wie auf eines ihrer sichersten Werkzeuge, rechnen. Ob es gleich zu verwegen wäre, durch Vermuthungen bestimmen zu wollen, wie sich Joseph, wenn er länger gelebt hätte, gegen bedenkliche Schritte des päpstlichen Hofes in Deutschland betragen haben würde; so macht es doch ein Beispiel aus eben dieser Zeit

consuetudo, quia si consuetudo fuerit contra legem, non valebit, sicut in capitulo de consuetudine dicitur. Et ideo dicit, quod consuetudo non valebit, quia contra legem est. Et ideo dicit, quod consuetudo non valebit, quia contra legem est. Et ideo dicit, quod consuetudo non valebit, quia contra legem est

katholischen Religion nachtheilig wäre; sondern auch darinne mehrmals der Protestanten als einer verdammten Sekte, und einer kezerischen Seuche gedachte. Dieser Uebermuth des Gesandten von einem ausländischen geistlichen Fürsten, der die Verfaßung und die Geseze des deutschen Reichs wie die Einrichtungen eines Mönchsklosters behandelte, wurde dennoch von seinem Herrn gebilligt. Der König von Preußen beschwerte sich daher nachdrücklich darüber bey der Reichsversammlung zu Regensburg, und ließ besonders die Evangelischen Reichsstände ersuchen, in einem gemeinschaftlichen Schreiben den Kaiser zu bitten, „er möchte sich dieser in Deutschland wieder, wie in alten Zeiten, anwachsenden fremden Herrschaft widersezen, und sein höchstes kaiserliches Amt hierinne dergestalt geltend machen, daß entweder dieser Nuncius gar aus dem Reiche geschafft, oder wenigstens dahin angewiesen werde, seine liederliche ärgerliche Schrift zurück zu nehmen, sich künftig in seinen Schranken zu halten, und sich dergleichen ungereimte, der Verfaßung des Reichs zuwiderlaufende Dinge nicht zu unterstehen.“ Allein der Kaiser that nichts, wie er freywillig hätte thun sollen, für einen Vergleich, der von ihm selbst veranlaßt worden war, und für Religionsrechte, deren Beschüzung er eidlich angelobt hatte. Man versichert sogar, daß er der Reichsstadt Cöln verboten habe, Abgeordnete an den König zu schicken.

Mittlerweile war der spanische Erbfolgekrieg mit solchem Fortgange für das Haus Oesterreich geführt worden, daß der Kaiser hoffen konnte, seinen Bruder Karl, den der Papst nach so vielem Zaudern und so zweydeutig als König von Spanien erkannt hatte, auch bald von Frankreich, ja von Philippen von Anjou selbst, in dieser Würde anerkannt zu sehen. An

Deutschlands Gränzen, oder gegen den Rhein zu, wurde zwar auch in diesen Jahren keine große That wider die Franzosen vollbracht. Außer der alten gewöhnlichen Ursache, welche in der Stellung und Beschaffenheit des Reichsheeres lag, kam im Jahr 1708. noch diese hinzu, daß die ansehnliche Kriegsmacht, welche der Prinz Eugenius an der Mosel befehligte, sich mit ihm in die Niederlande wandte, um daselbst mit mehrerm Nachdrucke die Feinde angreifen zu können. Obgleich der Kurfürst von Hannover, oberster Feldherr des Reichsheeres, im Jahr 1709. den wichtigen Entwurf machte, durch den Elsaß in Frankreich selbst einzubrechen; so konnte er ihn doch nicht ausführen, weil der von ihm voraus über den Rhein abgeschickte Befehlshaber von den Franzosen geschlagen wurde. Eben so wenig ward im folgenden Jahre in diesen Gegenden ausgerichtet. In den Niederlanden hingegen brachten die kriegerischen Gaben des Eugenius und Marlborough jeden Feldzug näher zu einem entscheidenden Ausschlage. Im Jahr 1708. erlitten die Franzosen bey Oudenarde eine starke Niederlage; und die Folge davon war der Verlust ihrer Hauptfestung in den Niederlanden, Lille oder Ryßel, imgleichen der Städte Gent, Brügge, und anderer mehr. Einen weit blutigern Sieg erfochten beide Feldherren über sie im Jahr 1709. bey Malplaquet in der Nähe von Mons, welche Festung sie bald darauf eroberten. Douay, Bethune und andere französische Plätze mußten sich im Jahr 1710. ebenfals an die Bundsgenoßen ergeben. Diese standen nun an den Gränzen von Frankreich; der Eingang in dieses Reich wurde ihnen immer mehr geöffnet. Denn obgleich den Franzosen weder gute Feldherren noch Soldaten mangelten, auch einige ihrer festen Schuzwehren noch übrig waren; so fühlte es doch ihr König selbst,

wie

wie sehr der Staat auf allen Seiten erschöpft, und wie wenig er im Stande sey, noch längern Widerstand zu thun. Es half ihm nicht viel, daß in eben diesen drey Jahren das Glück der Waffen in Spanien abwechselnd war, und sich zulezt weit mehr für Philippen erklärte. Selbst die äußerste Anstrengung, die Ludwig und sein Enkel gebrauchen mußten, um nur den größten Theil vom eigentlichen Spanien zu behaupten, während daß sie fast alle andere Länder der spanischen Monarchie in Europa verloren hatten, überzeugte sie, wie nöthig ihnen ein geschwinder Friede sey.

Ludwig ließ daher denselben um diese Zeit dem Kaiser und seinen Bundsgenoßen mehr als einmal antragen. Besonders schickte er in den Jahren 1709. und 1710. seine vornehmsten Staatsbedienten in die Vereinigten Niederlande zu dieser Absicht; und es schien, daß die von ihm vorgeschlagenen Bedingungen, über welche im leztern Jahre zu Gertruydenberg gehandelt wurde, so vortheilhaft wären, als man sie nur verlangen konnte. Er versprach, sobald der Friede unterzeichnet seyn würde, den Erzherzog Karl als König von Spanien und allen dazu gehörigen Ländern zu erkennen; seinem Enkel nicht den geringsten Beistand mehr zu seiner Behauptung auf diesem Throne zu leisten; den bisherigen zurück zu nehmen; zur Versicherung, daß er dieses gewiß erfüllen werde, den Generalstaaten vier seiner Flandrischen Festungen als Unterpfänder einstweilen auszuliefern; und allen seinen Unterthanen aufs schärfste zu verbieten, daß sie bey Philippen keine Kriegsdienste nehmen sollten; niemals sollte die spanische Monarchie, oder ein Theil derselben, mit der französischen vereinigt werden; auch sollte kein französisches Schiff in das spanische America gehen. Dem Kaiser und dem deutschen Reiche erbot

sich

sich Ludwig die Stadt Straßburg, die Festung Kehl und die Stadt Breisach zurückzugeben, damit die erstere insonderheit alle Rechte einer freyen Reichsstadt wieder genießen möchte. Er wollte weiter auch Landau dem deutschen Reiche einräumen, deßen Festungswerke es schleifen laßen könnte; so wie er alle diejenigen niederreißen laßen wollte, die er längs dem Rhein angelegt hatte. Rheinfels sollte dem Landgrafen von Heßen-Caßel übergeben werden. Der vierte Artikel des Ryßwiker Friedens, über deßen einschränkenden Zusaz sich die Protestanten immer so sehr beschwert hatten, sollte genau untersucht werden. Der König versprach endlich den Kurfürsten von Brandenburg als König von Preußen zu erkennen, ihn auch in dem Besize von Neufchatel und Valengin nicht stören, und gegen die neunte oder Hannöverische Kurwürde nichts einwenden. Außer diesen für den Kaiser, seinen Bruder und das deutsche Reich angetragenen Bedingungen des Friedens, that Ludwig auch Vorschläge für England, Holland und Savoyen, großentheils wie diese Mächte sie bereits im vorhergehenden Jahre vorläufig festgeseßt hatten. Er verlangte jedoch, daß die Kurfürsten von Cöln und Baiern die ihnen genommenen Würden und Länder wieder erhalten sollten; an Statt daß die Bundsgenoßen behaupteten, die Anforderungen dieser Fürsten müßten bis zu den allgemeinen Friedenshandlungen ausgeseßt bleiben.

So sehr diese Anträge Hoffnung machten, daß die Hauptabsicht, warum bisher der Kaiser und sein Bruder Frankreich bekriegt hatten, erreicht werden, das deutsche Reich für so viele Kosten und Verwüstungen einige Schadloßhaltung erhalten, und die Mitverbundenen befriedigt werden könnten; so waren doch der

Kaiser,

Kaiser, die Königinn von England und die Vereinigten Niederländer einer andern Meinung. Sie fanden darinne keine hinlängliche Sicherheit für die Erfüllung der Versprechungen, welche Ludwig that. Da er seinen Enkel in den Besiz der spanischen Monarchie gesezt hatte: so verlangten sie auch von ihm, daß er denselben gemeinschaftlich mit ihnen durch die Waffen nöthigen sollte, derselben zu entsagen. Sie glaubten überhaupt einen Mangel an Aufrichtigkeit, eine Begierde, Uneinigkeit zwischen den Bundsgenossen, sonderlich England und Holland, zu stiften, und auf diese Art einen einseitigen Frieden zu Stande zu bringen, kurz Widersprüche und Ränke von mancherley Art an seinen Erbietungen und an dem Verhalten seiner Bevollmächtigten zu bemerken. Daß er zu seiner Erholung Zeit habe gewinnen wollen; und daß ohne den Beitritt seines Enkels Philipp, der Krieg immer noch von streitigem Ausgange, oder doch von ungewisser Dauer blieb, kann wohl nicht geleugnet werden. Seine Feinde aber, die bey ähnlichen Gelegenheiten schon mehrmals von ihm waren überlistet worden, scheinen auch ihren Argwohn, wenigstens die Härte ihrer Forderungen gegen einen Fürsten etwas übertrieben zu haben, den sie jezt, wie sie glaubten, nach ihrem Gefallen demüthigen konnten, nachdem er sie und ganz Europa vorher so lange beunruhigt hatte. In der bereits erfolgten Zerstückelung der Baierischen Länder, wovon der Kaiser das meiste benachbarten Reichsfürsten, Bischöfen und Reichsstädten, auch seinen Staatsbedienten geschenkt hatte; sich aber den zwischen den Bißthümern Salzburg und Paßau, diesseits der Inn, an das Erzherzogthum Oesterreich ob der Ens anstoßenden Landesstrich, getheilt mit dem Bischof in Paßau, vorbehielt, lag ebenfals ein Grund, warum ihm jene Vorschläge nicht gefallen konnten.

Die

Die Gesellschaft hatte zwanzig in Glasmasse für 10 Thaler 20 Sgr. verkauft.

Ferner wurden in Glasmasse verkauft: 1 Kelch mit Deckel, 1 Kelch ohne Deckel, 1 Kelch mit Deckel, 1 Kelch ohne Deckel, 1 Kelch mit Deckel, 1 Kelch ohne Deckel,

verlangte, ihm Comacchio mit allem was dazu gehörte, zurück zu geben; ihn um die Loßsprechung von den Kirchenstrafen zu ersuchen, die er sich zugezogen hätte; endlich auch sich eine Bulle auszubitten, um das Recht der ersten Bitte ausüben zu können. Der Kaiser ließ darauf kurz und bündig antworten, Reichslehne könne er nicht ohne Einwilligung des Reichs an jemanden abtreten; ob aber Comacchio darunter gehöre, müße erst sorgfältiger untersucht werden, ehe man vom Zurückgeben deßelben reden könnte; Kirchenstrafen habe er sich nicht schuldig gemacht, mithin brauche er auch keine Loßsprechung von denselben; und das gedachte Recht könne er ohne alle Erlaubniß seiner Heiligkeit ausüben. Unterdeßen mußte doch der Kaiser an diesen Forderungen merken, wie weniger im Grunde den Papst gedemüthigt habe. Sein Gesandter drang also deßto mehr darauf, daß der Papst schlechterdings um die Mitte des Aprils vom Jahr 1709. Karln als König von Spanien erkennen sollte; sonst würde er Rom verlaßen. Es geschah jedoch gleichwohl erst im October dieses Jahrs; und damals wurde auch das erforderliche päpstliche Schreiben an Karln ausgefertigt. Der Zusaz aber, den der Papst im Consistorium, oder in der Versammlung der Cardinäle, gebrauchte, indem er einen Bischof in Catalonien bestätigte, den Karl ernannt hatte, es geschehe dieses ohne Nachtheil des andern auch im Besize stehenden Philipps des fünften, gleichfals katholischen Königs von Spanien, konnte eben nicht eine für den Kaiser und seinen Bruder befriedigende Zurückhaltung heißen.

Wie viel überhaupt der Kaiser durch diese Endigung seiner Streitigkeiten mit dem Papste gewonnen habe, läßt sich so leicht nicht bestimmen. Daß der

hohen Adel, oder den Magnaten, dem Adel der Gespanschaften oder Grafschaften, und den königlichen freyen Städten,) gewählt worden wären.

Beschwerden und Forderungen oder Bitten, wie die eben angeführten, zeigten augenscheinlich, daß die Befriedigung der getreuen Stände nicht viel geringere Schwierigkeiten hätte, als der wider den Kaiser bewaffneten. Auch gab er ihnen in diesem Jahre keine Antwort auf dieselben. Der Krieg mit dem Rakoczy wurde dagegen mit fast unveränderlichem Glücke fortgesezt. Heister, einer der besten Feldherren des Kaisers, erfocht einen Hauptsieg über diese Parthey bey Trentschin; sie ward durch den Abfall eines ihrer ansehnlichsten Befehlshaber mit seinem Regimente, durch den Verlust der so wichtigen Bergstädte, und anderer Plätze mehr, empfindlich geschwächt. Ob sie gleich von dem Französischen Hofe noch einige Unterstüzung genoß, so war doch diese nur gering; viele ihrer Anhänger neigten sich zur Unterwerfung; und es lag bloß an den Oberhäuptern, daß der Friede nicht geschloßen werden konnte. Da also die kaiserlichen Waffen auch im Jahr 1709. in Ungarn und Siebenbürgen ihren guten Fortgang behaupteten: so ließ der Kaiser gegen das Ende dieses Jahrs folgende geschärfte Erklärung bekannt machen. Weil alle angewandte Güte, auch selbst der lezte Reichstag, zur Stillung der Unruhen in Ungarn nichts habe helfen wollen, und die beiden vornehmsten Stifter derselben, Rakoczy und Berczeny, sich durch die treulose Waffenführung, so wie auch ihre Anhänger, die nicht innerhalb vier Wochen von ihnen abgetreten wären, sich des Lasters der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätten: so sollten sie als Feinde des Vaterlandes vor verbannt geachtet werden, und ihre sämmtlichen Güter der königlichen

Kammer

Kammer verfallen seyn. Um dieser Erklärung noch mehr Eindruck zu verschaffen, begleitete sie der Cardinal von Sachsen-Zeiz, der als Erzbischof von Gran, das Haupt der Ungrischen Geistlichkeit, und zugleich Primas Regni, oder der erste und durch viele Rechte hervorragende Reichsstand war, mit einem an ihn abgelaßenen Schreiben des Papstes, worinne allen Geistlichen in Ungarn, die an der Empörung Antheil genommen hatten, unter angedrohtem Verluste ihrer Aemter und Einkünfte, befohlen wurde, derselben sogleich zu entsagen. Der Cardinal, dem die Vollstreckung dieses Befehls aufgetragen worden war, sezte zugleich die lebhaftesten Abmahnungen hinzu.

Nunmehr gab auch der Kaiser im Jahr 1709. den zu Preßburg versammelten Ständen die längst erwartete Antwort auf ihre Forderungen. Einige derselben bewilligte er, wie das unter den bestimmten Umständen zu erneurende Wahlrecht der Nation; die Regierung des Reichs nach seinen Gesezen; die Errichtung eines aus gebohrnen Ungarn zusammengesezten Regierungsrathes, auf deßen Einrichtung die Stände selbst bedacht seyn möchten; die Zusammenberufung eines Reichstags nach jedesmaligem Verlauf von drey Jahren; und was die Uebung der drey in Ungarn angenommenen Religionen betreffe, so versprach der Kaiser alles dasjenige zu bestätigen, was auf den lezten Reichstägen darüber beschloßen worden war. Hingegen fand er es nicht mit den Gesezen streitend, daß ein Uebelthäter ohne vorhergegangene Vorladung, als welche ihm nur Gelegenheit geben würde, sich mit der Flucht zu retten, gefangen gesezt werde; doch sollte kein Herr oder Edelmann, ohne eine solche Vorladung, er müßte denn des Hochverraths beschuldigt worden seyn, in Verhaft genommen werden. Auch erklärte

er es vor billig, daß die Güter solcher Kinder, deren Eltern des eben gedachten Verbrechens überführt worden wären, eingezogen würden. Die Ungrische Schatzkammer müßte, wie er weiter den Ständen zu erkennen gab, von der Wienerischen abhängen, damit der Kaiser Nachricht hätte, wie mit den Reichseinkünften hausgehalten würde; sie könnte eben so wenig als die Ungrische Kanzley, ihre Befehle von dem Reichstage erhalten, weil dieses den Vorrechten des Königs zuwider sey. Fremde, und besonders deutsche Kriegsbedienten müßten in Ungarn gebraucht und befördert werden; denn man möchte sonst die Ungrische Nation der größten Undankbarkeit beschuldigen, wenn sie die Deutschen nicht dulden wollte, durch deren Gut und Blut sie gleichwohl von der türkischen Sklaverey befreyet worden wäre. Ueber die geistlichen Stifter und Güter, sollte der Kaiser das freye Besezungsrecht haben; doch wollte er dabey hauptsächlich auf gebohrne Ungarn sehen. Noch trug der Kaiser unter andern darauf an, daß die Mißbräuche, welche etwan in der Regierung vorgefallen seyn dürften, auf dem künftigen allgemeinen Reichstage untersucht werden sollten.

Durch diese Entschließungen des Kaisers geschah jedoch den versammleten Ständen kein Genüge. Der Reichstag nahm ein Ende, und die meisten Punkte mußten auf den folgenden verschoben werden. Die Mißvergnügten waren eben so wenig mit der kaiserlichen Erklärung zufrieden. Insonderheit beklagten sich die Römischkatholischen, vorzüglich die Geistlichen unter denselben, daß darinne den Protestanten mehr als eine bloße Duldung zugestanden worden sey; die Protestanten aber behaupteten, daß für ihre Sicherheit nicht genugsam gesorgt werde. Daher that auch die Frist von sechs Monathen, welche ihnen der Kaiser

gesezt

geſezt hatte, eine ſehr geringe Würkung. Rakoczy gab wider jene Erklärung eine Schrift heraus, worinne er die auf dem Reichstage entworfene Artikel neue Banden nannte, wodurch die Nation noch ſtrenger als vorher gefeßelt werden ſollte; er verſicherte, daß er diejenigen niemals verlaßen würde, die ihm in der rühmlichen Vertheidigung der Freyheit beigeſtanden hätten; wenn er aber auch von allen verlaßen werden ſollte, ſo wollte er das Unglück ſeines Vaterlandes in irgend einem Ruheplaße beweinen; doch ſich in den Schranken der Ehrerbietung gegen den Kaiſer halten, weil man dieſem das Uebel eben nicht zuſchreiben dürfe. Allein ſein Muth war jezt weit größer als ſeine Stärke. Befehlshaber, Edelleute und Gemeine giengen im Jahr 1710. von ihm ſehr häuffig zu den Kaiſerlichen über; zumal da er nicht allein im Felde geſchlagen wurde, ſondern auch die wichtigſten Städte verlor. Der allergrößte Theil von Ungarn war nun in den Händen des Kaiſers, und im Anfange des Jahrs 1711. mußte Rakoczy ſeine Zuflucht in Pohlen ſuchen. Man bot alſo den Ueberbleibſalen ſeiner Parthey, die nach einiger Zeit leicht hätten bezwungen werden können, einen Vergleich an, der auch am 29. April des Jahrs 1711. zu Zathmar von dem Grafen Karolyi und den andern Abgeordneten dieſer Parthey, unterſchrieben und beſchworen ward. Rakoczy ſelbſt ſollte Kraft deßelben eine völlige Verzeihung und einen freyen Beſiz ſeiner Güter erhalten, wenn er innerhalb drey Wochen dem Kaiſer den Eid der Treue leiſtete, auch demſelben alle Feſtungen, die er noch beſezt hielte, überlieferte. Unter dieſen Bedingungen könnte er auch in Pohlen bleiben, und ſeine Kinder ſollten loßgelaßen werden. Eine allgemeine Begnadigung derer von jedem Stande, die an dieſem Kriege Antheil genommen hatten; die Wiedergabe ihrer Güter, ſelbſt

die Wahlen und Berufungen der Geistlichen 208. Die Verwaltung des Kirchenvermögens 209. Die Kirchenzucht 210. Die Kirchenbücher 211. Die Kirchenbücher 212. Die Kirchenbücher 213. Die Kirchenbücher 214. Die Kirchenbücher 215. Die Kirchenbücher 216. Die Kirchenbücher 217. Die Kirchenbücher 218. Die Kirchenbücher 219. Die Kirchenbücher 220. Die Kirchenbücher 221. Die Kirchenbücher 222. Die Kirchenbücher

Sachsen vier neue Stimmen, als Markgraf von Meißen, Burggraf von Meißen, Landgraf von Thüringen, und Burggraf von Magdeburg; der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel wegen des Fürstenthums Blankenburg, und andere mehr, neue Stimmen. Allein eben die Menge derer, welche ein solches Ansuchen vorbrachten, hinderte es am meisten, daß keiner von ihnen seine Absicht erreichte. Ueberhaupt hat Joseph sieben neue Reichsfürsten ernannt, darunter zween seiner Staatsbedienten, die Grafen von Lamberg und von Trautson, auch ein Anverwandter und Gesandter des Papstes, Don Annibal Albani, waren. Der Fürst von Lamberg, als Landgraf von Leuchtenberg, und der Herzog von Marlborough, als Fürst von Mindelheim, waren die einzigen von denselben, die auch Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe erhielten.

Eine streitige Wahl im Stifte Quedlinburg, brachte auch um diese Zeit nicht geringe Bewegungen hervor. Sie waren schon unter Leopolds Regierung, nach dem im Jahr 1704. erfolgten Tode der dortigen Aebtißinn, angegangen, da die Dekanißinn und Canonißinn, zwo Schwestern aus dem gräflichen Hause Schwarzburg, (welche nebst der Pröpstinn, das ganze Domkapitel ausmachten,) eine Prinzeßinn von Sachsen-Weißenfels zur Aebtißinn gewählt hatten. Denn weil diese Wahl ohne Vorwißen des Königs von Preußen, der Schuzherr des Stiftes ist, vollzogen worden war: so verhinderte er die Bestätigung derselben bey dem Kaiser. Allein im Jahr 1708. vermählte sich die neugewählte Aebtißinn mit dem Herzoge von Sachsen-Eisenach, und entsagte daher ihrem erhaltenen Rechte. Darauf ließ der Kaiser durch den Grafen von Schwarzburg den beiden Schwestern,

welche die Mehrheit der Stimmen gegen die Pabststimm ausmachten, eröfnen, daß sie am besten thun würden, eine Prinzessinn von Sachsen-Meinungen zu wählen, weil diese nicht allein am ersten Schutz zu erwarten hätte; sondern auch dem Könige von Preußen nicht zuwider wäre. Sie vertheidigten jedoch ihr Recht einer freyen Wahl, und übten es in der Person einer Prinzessinn von Holstein-Gottorp aus; ob ihnen gleich der Kaiser eine neue Wahl ausdrücklich untersagt hatte. Man stritt über die Befugnisse und Gründe dieses Verhaltens auf beiden Seiten auch in Schriften; die Würde einer Aebtissinn aber blieb unbesezt, bis der Kaiser im Jahr 1710. dem Kapitel anbefohl, eine neue Wahl vorzunehmen. Diese fiel abermals auf die Prinzessinn von Holstein-Gottorp, und ward von dem Kaiser bestätigt.

In eben diesem Jahre wurden auch den vornehmsten Stiftern der Hamburgischen Unruhen von der in dieser Reichsstadt eröfneten kaiserlichen Commission ihre gebührenden Strafen zuerkannt. Es waren alte Mißhelligkeiten zwischen dem dortigen Rathe und der Bürgerschaft, die im Jahr 1708. vorzüglich durch einen Prediger, D. Krumbholz, von neuem angefeuert wurden. Seine aufrührischen Predigten machten nur zu vielen Eindruck; die Bürgerschaft entsezte verschiedene Rathsherren ihrer Würden, zog die Regierung an sich, und brachte alles in die gröste Verwirrung. Um dieser abzuhelfen, trug es der Kaiser den ausschreibenden Fürsten des Niedersächsischen Kreises, ingleichen dem Könige von Preußen und dem Kurfürsten von Hannover auf, einen Theil ihrer Macht dazu herzugeben. Es versammelte sich also ein Heer von ohngefähr zwölf tausend Schwedischen, Preußischen, Hannöverischen und Wolfenbüttelischen Kriegsvölkern

völkern in der Nähe von Hamburg. Zweytausend dreyhundert derselben mußten, nebst der kaiserlichen Commißion, oder dem kaiserlichen und den Gesandten der vier verbundenen Fürsten, in die Stadt gelaßen werden. Nach langen Untersuchungen, verurtheilte sie Krumbholzen zur immerwährenden Gefangenschaft, so wie seine Gehülfen zu andern Strafen; stellte die Gesezmäßige Ordnung wieder in Hamburg her, und stiftete einen Hauptvertrag zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft.

Auch die Religionsbeschwerden der Evangelischen gegen die Römischkatholischen im deutschen Reiche, gaben zu Josephs Zeiten Gelegenheit zu sehr lebhaften Schritten; aber mehr wie Begebenheiten, die sich unter seiner Regierung zutrugen; als daß er, so viel man wenigstens weiß, mit der edelmüthigen Unpartheilichkeit eines Oberhaupts der Deutschen, seine Glaubensgenoßen endlich einmal zur Verträglichkeit, oder vielmehr zur Gerechtigkeit, welche die Geseze forderten, angewiesen hätte. Nirgends waren jene Beschwerden häufiger und drückender, als in den Kurpfälzischen Ländern. Vergebens hatte man über so viele Störungen der Evangelischen Religionsrechte bey den Kurfürsten von der Pfalz, und am kaiserlichen Hofe Leopolds geklagt. Bey diesem hatten selbst die Englischen und Holländischen Gesandten Vorstellungen deswegen gethan; die aber durch bloße Versprechungen erwiedert wurden. Man mußte also das lezte übrige Hülfsmittel dagegen ergreiffen, das zwar unangenehm war, sogar einige Härte an sich hatte; welche aber die Römischkatholischen Geistlichen zu verantworten hatten, die ihre Fürsten unaufhörlich zur Verfolgung der Protestanten reizten. Der König von Preußen drohte, seine zahlreichen Römischkatholi-

Die Kartoffelernte. Nachdem die Kartoffeln Mitte bis Ende Oktober, oft aber bis weit in den November hinein, geerntet sind, werden sie in Kellern, Mieten oder Gruben aufbewahrt. Die Kartoffeln sind ein Nahrungsmittel, das sich nicht lange hält. Sie müssen vor Frost, Nässe und Wärme geschützt werden. Bei Frost werden sie süß, bei Nässe faulig, bei Wärme keimen sie. Die Kartoffeln sind ein Nahrungsmittel, das sich nicht lange hält. Sie müssen vor Frost, Nässe und Wärme geschützt werden. Bei Frost werden sie süß, bei Nässe faulig, bei Wärme keimen sie.

Diese Sache im Jahr 1709. abermals von der Reichsversammlung vorgenommen wurde, beschloß zwar das kurfürstliche Collegium, daß dieselbe, wegen neu gefundener Urkunden, auch von neuem, wiewohl sehr kurz, gerichtlich behandelt und ausgemacht werden sollte. Das fürstliche und das reichsstädtische Collegium aber hielten vielmehr davor, daß es bey dem Urtheil des Kammergerichtes bleiben müße; und der Kaiser genehmigte diesen Schluß. Ob nun gleich die Erbmämtischen Familien seitdem vor rechte adeliche und ritterbürtige erkannt werden mußten; so ließen doch der Bischof von Münster, sein Domkapitel und die Ritterschaft, die ihnen dieses streitig gemacht hatten, ihren Widerspruch in Schriften noch nicht ruhen. Das kurfürstliche Collegium und manche Mitglieder des reichsfürstlichen, waren ebenfals mit dem kaiserlichen Ausspruche nicht zufrieden. Es wurde sogar die Frage aufgeworfen: wie weit der Kaiser in Reichsgeschäften, wo die Stimmen der Reichscollegien von einander abgehen, durch seinen Beifall der Sache den Ausschlag geben könne?

Unterdeßen hatte zwar in eben diesem Jahr 1709. der Nordische Krieg durch die große Niederlage, welche Karl der zwölfte bey Pultawa erlitt, eine solche Wendung genommen, daß es schien, der Kaiser und das deutsche Reich hätten nichts mehr von diesem Fürsten zu besorgen. Allein da seine Feldherren nicht nur den Krieg mit Dänemark fortsezten; sondern auch durch die in Pommern stehenden Kriegsvölker, einen Theil von Deutschland darein verwickeln konnten: so war der Kaiser noch in dem genannten Jahre darauf bedacht, diese Gefahr vom Reiche abzuwenden. Der König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen August, der dabey das meiste zu besorgen hatte, gab die erste

Veranlaßung dazu; doch war auch dem Kaiser und den Ständen nicht wenig daran gelegen, daß sie in dem noch fortwährenden Kriege mit Frankreich durch keine Unruhen in ihrem Rücken unterbrochen wurden. Sie kamen daher im Jahr 1710. mit einander überein, man müße sowohl die Schwedischen als die Kriegsvölker anderer an dem Nordischen Krieg theilnehmenden Fürsten, auf alle Art davon abhalten, daß sie in Deutschland gar keine Feindseeligkeiten gegen einander begiengen. Diese Verabredung erlangte dadurch erst ihre rechte Stärke, daß England und Holland im März des Jahrs 1710. das sogenannte Haager Concert darüber mit dem Kaiser schloßen. Das deutsche Reich nahm daßelbe sogleich an; die andern gedachten Fürsten thaten es ebenfals; nur Karl der zwölfte widersprach demselben von Bender aus dem türkischen Reiche her; verlor aber in dem dadurch entstehenden Kriege, alle seine deutsche Besizungen.

Nicht minder wichtig für das deutsche Reich war die Wiederherstellung der Thätigkeit des Reichskammergerichtes, die der Kaiser endlich gemeinschaftlich mit den Reichsständen bewürkte. Seit dem Jahr 1704. hatte es wegen einer heftigen Mißhelligkeit zwischen seinen beiden Präsidenten und Aßeßoren, seine Sizungen endigen müßen. Schon damals beschloßen die Reichsstände eine Visitation dieses Reichsgerichtes; aber erst unter Josephs Regierung kam dieselbe zur Würksamkeit. Die Abgeordneten der Reichsstände trafen im October des Jahrs 1707. zu Wezlar ein, wo sie auch die Untersuchung und Abstellung der bey dem Kammergerichte eingerißenen Unordnungen und Mängel anfiengen. Einer der Aßeßoren deßelben, der durch schmähsüchtige Schriften und ungegründete Beschuldigungen gegen einen Theil deßelben, viel zur

Sper-

Sperrung des Kammergerichts beigetragen hatte, wurde vermöge eines frühern Reichstagsschlußes abgesezt, und eine seiner schlimmsten Schriften ihm zerrissen vor die Füße geworfen. Allein eben denselben ernannte der Kaiser bald darauf zu seinem Appellationsrathe, mit dem Zusaze, daß er dieses durch seine treuen und nüzlichen Dienste bey dem Reichskammergerichte verdient habe. Man sieht überhaupt, daß keine von beiden Partheien, in welche sich dieses Gericht seit mehrern Jahren getrennt hatte, ganz frey von treffenden Vorwürfen gewesen sey. Die Visitation, die überaus viel zu thun fand, auch mit immer neuen Hindernißen zu kämpfen hatte, gieng ihren Weg desto langsamer fort. Reichsstände und Privatpersonen beschwerten sich daher über diese Verzögerung ihrer Angelegenheiten; sie verlangten, das Kammrgericht sollte noch eher eröffnet werden, als man alles bis auf das Kleinste bey denselben berichtigt hätte. Der Kaiser empfol dieses selbst der Reichsversammlung; begehrte im Jahr 1709. ihr Gutachten darüber, und bestätigte daßelbe, als es im folgenden Jahre seiner Absicht gemäß ausgefallen war. Gleichwohl hat es noch bis in den Jänner des Jahrs 1711. gewährt, ehe das Kammergericht sein altes Leben wieder erlangen konnte.

Vielleicht war dieses das Hauptverdienst, das sich Joseph um das deutsche Reich erworben hat; wenn gleich die Reichstände ihren ebenfals großen Antheil daran hatten, und noch genug übrig blieb, was zur Festigkeit und Brauchbarkeit des Reichskammergerichts hätte veranstaltet werden können. Für seine Erbländer hatte er besonders einen Entwurf gemacht, der zu den nothwendigsten und edelsten Verbeßerungen führen konnte, der so natürlich ist, daß beinahe jeder

Fürst,

Fürst, in dem Einsicht, Gefühl seiner hohen Bestimmung und Lebhaftigkeit in der Ausführung vereinigt waren, denselben vollzogen hat. Er wollte, sobald der damalige Krieg sein Ende erreicht hatte, eine Reise durch alle seine Länder anstellen, sich eine Zeitlang in der Hauptstadt eines jeden aufhalten, und mit eigenen Augen die ihm zum Theil schon bekannten Mängel, welche sich in der Verfaßung eingeschlichen hatten, ausforschen, um sie desto gewißer aufheben zu können. Mit vieler Sehnsucht sprach er öfters von dieser seiner Reise. Er hatte sich auch bereits ein kleines Gefolge ausersehen, mit welchem er sie nach bald erwartetem Friedensschluß anzutreten gedachte.

Allein Joseph wurde diesen und andern Hoffnungen, die er reichlich erregt hatte, durch einen frühen Todt entzogen. Am zwölften April des Jahrs 1711. überfiel ihn eine Krankheit, an der man bald die Kinderblattern oder Pocken erkannte. Er ließ daher den Prinzen Eugenius, der einige Tage darauf in die Niederlande abreisete, nicht zum Abschiedsgehöre, weil derselbe die Pocken noch nicht gehabt hatte. Und obgleich dieser große Feldherr ihm vorstellen ließ, daß er, nachdem er so oft für den Kaiser das Leben gewagt hätte, daßelbe auch jezt einer kleinen Gefahr aussezen könnte; so dachte er doch zu großmüthig, als daß er ihm solches bewilligt hätte. Sein Zustand verschlimmerte sich in kurzem; die Aerzte, welche uneins waren, brachten beinahe eine Nacht mit Berathschlagungen über die Arzneymittel zu, die ihm gegeben werden müßten; doch sein Ende nahte heran, und er bereitete sich standhaft zu demselben. Er starb am siebzehnten April in seinem drey und dreyßigsten Jahre. Die Sage, daß er vergiftet worden sey, hat man zwar in einer der neuesten Schriften gelesen; wenn sie aber

nicht

nicht aus den gewöhnlichen Vermuthungen über den unvermutheten Todt solcher Fürsten, von denen man sich ungemein viel versprach, entsprungen ist: so sollte sie wenigstens von denen, die es in ihrer Gewalt haben, genauer erörtert werden. Dieser Kaiser hinterließ nur zwo Prinzessinnen. Die ältere, Maria Josepha, ward an den Kurprinzen von Sachsen, nachmaligen König von Pohlen und Kurfürsten August den zweyten, vermählt. Die jüngere hingegen, Maria Amalia Josepha, wurde die Gemahlinn des Kurfürsten von Baiern, Karl Albrecht, der unter dem Nahmen Karls des siebenten, den kaiserlichen Thron bestiegen hat.

Joseph verließ die Welt zu einer Zeit, da es schien, daß sich seine Gaben erst recht glücklich zum Besten seiner Länder, und vielleicht des deutschen Reichs selbst, würden entwickeln können. Er fieng eben an, aus einer hitzigen Jugend in ein reiferes und bedachtsameres Alter überzugehen. Den Vergleich, den er mit den mißvergnügten Ungarn gestiftet hatte, obgleich derselbe erst zwölf Tage nach seinem Tode unterzeichnet ward, sezte ihn in den Stand, sowohl dieser Nation viel Gutes und Vortheilhaftes, deßen sie bedurfte, zu erweisen, als auch den fortdauernden Krieg gegen Frankreich mit weit größerm Nachdruck fortzuführen. Näherte sich auch dieser, wie man wahrscheinlich glaubte, seinem Ende: so berechtigten die frohen Zeiten des Friedens, die er noch nie gekannt hatte, zu desto herrlichern Erwartungen. Alle diese schönen Aussichten wurden jezt mit Finsterniß bedeckt. Ein Fürst von Josephs Geiste regierte kaum sieben völlig kriegerische Jahre; sein Bruder Karl hingegen, bekannt unter dem Nahmen des Kaisers Karls des sechsten, der zwar einige ruhmwürdige Eigenschaften besaß, aber

mit

mit ihm nicht zu vergleichen war, saß neun und zwanzig Jahre auf dem Throne. Es ist nicht schwer, solche und noch mehr ähnliche Vergleichungen oder Betrachtungen bey Josephs frühzeitigem Tode anzubringen. Allein man darf auch nicht vergeßen, daß oft sehr hoch gespannte Hoffnungen am wenigsten erfüllt worden sind. Schon hatte sich auch im Jahr 1710. eine wichtige Staatsveränderung in England entsponnen, die den ununterbrochenen Glanz von Josephs Regierung merklich zu verdunkeln drohte. Es bekam eine Parthey am dortigen Hofe die Oberhand, welche mit den bisherigen Maaßregeln des Kriegs unzufrieden, und dem Herzoge von Marlborough, der denselben, die Königinn selbst, und die Unternehmungen der Nation so lange nach seinem Gefallen gelenkt hatte, entgegengesezt war. Die Folge davon mußte bald diese seyn, daß der Kaiser von England weniger unterstüzt, oder gar durch einen einseitigen Friedensschluß verlaßen wurde. Sein Tod beschleunigte diesen Umsturz eines Gebäudes noch mehr, das ein so festes Ansehen hatte. Da sein Bruder Karl nunmehr der einzige Fürst war, auf welchem das Oesterreichische Haus beruhte: so hielt es der englische Hof vor gefährlich, in ihm das Kaiserthum, die österreichischen Erbländer und die spanische Monarchie vereinigt zu sehen, mithin sein Haus ohngefähr eben so mächtig werden zu laßen, als man Bourbons Stamm bisher zu werden mit den Waffen in der Hand verhindert hatte. Unter diesem Vorwande, aber nicht ohne einige Uebereilung und Ungerechtigkeit gegen ihre Bundsgenoßen, entschied die Königinn Anna mit Ludwig dem vierzehnten das Schicksal derselben, in einem abgesonderten Frieden: und Karl, der kurz vor seines Bruders Tode, der ganzen spanischen Monarchie ziemlich versichert war, mußte sich nun an den in Italien für ihn eroberten Ländern, und an den spani-

schen

schen Niederlanden begnügen. Zu wenig hatte sich sein Vater auf den Fall gefaßt gemacht, daß eine Zeit kommen könnte, wo Mitverbundene, auf die er alles baute, es nicht mehr vor rathsam halten würden, seinem Hause die wichtigste Erbschaft von Europa ganz zu überlaßen; sein unverzeihlicher Fehler, neben dem spanischen Kriege auch noch den ungrischen sich entzünden zu laßen, konnte zu spät verbeßert werden. Man hat also freylich mit Recht gesagt, daß Josephs Todt Frankreich gerettet, und Europa den Frieden wieder gegeben habe. Dabey kann man sich aber des Gedankens nicht entwehren, daß beides schwerlich auf Kosten der Rechte seines Hauses geschehen seyn würde, wenn ihn bey seinem ununterbrochenen sieghaften Glücke, auch diejenige Mäßigung in Forderungen begleitet hätte, die wenigstens aus Rücksicht auf die besorgliche Eifersucht oder Erkältung seiner Freunde, hätte entstehen sollen.

Er war von mehr als mittlerer Größe, hatte blaue hervorstehende feurige Augen, mit denen er stets herumblickte, und in seinen Bewegungen eine gewiße Anmuth, mit Ansehen verbunden. In seiner ersten Jugend übertraf er, wie man sagt, fast die Schönheit des Frauenzimmers. Nachdem er aber in Feldzügen und auf der Jagd sich an jede Veränderung des Wetters gewöhnt hatte, gieng diese feine Gestalt in die männliche über; und sein langes gelbliches Haar machte einer Perrücke von gleicher Farbe Platz, ohne daß sich die Lebhaftigkeit seines länglichten rothen und weißen Gesichtes verloren hätte. Eben so wenig hörte jemals bey ihm der Hang zum Vergnügen auf, herrschend zu seyn. Er war immer frölich, belustigte sich auch unter den ernsthaftesten Geschäften, und liebte daher vorzüglich den Umgang derjenigen, die sinnreiche Scherze

vorbrachten: eine von den Ursachen, warum ihm der Graf und nachmalige Fürst von Lamberg, mit dem er auch auferzogen worden war, so sehr gefiel, und der liebste seiner Staatsbedienten wurde. Unter allen Ergözlichkeiten war er der Jagd am eifrigsten ergeben. Lamberg ward daher auch zeitig sein Oberstjägermeister, damit er ihn desto mehr um sich haben könnte: und als er dem Grafen von Stahrenberg, einem seiner geschicktesten Feldherren, den Oberbefehl gegen die mißvergnügten Ungarn auftrug, empfol er ihm noch zulezt, ja auf alle Weise dafür zu sorgen, daß ihm diese Räuber seine Jagden nicht verderben möchten. Diese Neigung, sich so oft und lang als möglich zu vergnügen, hatte mehrmals für die Geschäfte nicht die vortheilhaftesten Folgen. Oft wurde die geheime Rathsversammlung des Abends ganz spät gehalten, wenn der Kaiser von der Jagd ermüdet zurückgekommen war. Man rühmt ihn zwar, daß er auch alsdann, da man ihn schläfrig oder zerstreuet hätte erwarten sollen, die verschiedenen Meinungen der Anwesenden und ihre Gründe genau behalten und beantwortet habe. Allein außerdem, daß er solchergestalt die Arbeit den Lustbarkeiten weit nachsezte, ist es vergeblich, jemanden überreden zu wollen, daß er alle würdige Munterkeit und Ueberlegung in solche Berathschlagungen habe bringen können.

An Prachtliebe übertraf er seinen Vater und dessen Hofstatt weit; gleichwohl erwartete man noch einen ungleich größern Schimmer, wenn er erst den Frieden geschloßen haben würde. Das Lustschloß Schönbrunn erbauete er schon als Römischer König. In ruhigern Zeiten war er Willens, ein neues kaiserliches Schloß an Wien anzubauen, das an Größe, Schönheit, und an Herrlichkeit der Gärten alles in dieser Art über-

übersteigen sollte. Seine Kleider, die überaus kostbaren Edelgesteine, welche er trug, seine Hofleute, die von ihm angestellten Ergözlichkeiten, alles sprach von dieser Neigung. Er scherzte einst, da er noch König war, mit seinem Lamberg darüber, daß dieser allzu oft in einerley Kleide bey Hofe erschien. „Ich glaube, sagte er, Du und Dein Kleid haben einander zur Ehe genommen.“ „Wenn Ew. Majestät, gab Lamberg zur Antwort, die Vielweiberey von unsern Kleidern verlangen: so werden Sie Sich viele schuldige Diener machen.“ Vielleicht werden diese Gesinnungen durch seinen hohen Stand gerechtfertigt, gegen welchen der große Haufen desto mehr Ehrerbietung äußert, je prächtiger er sich öffentlich darstellt. Denn Geld unter denselben durch diesen Aufwand fließen zu laßen, konnte seine vornehmste Absicht nicht seyn, da die Fortsezung des Kriegs so oft durch die Erschöpfung seiner Kammer litt. Allein daß er ein sehr strenges Cärimoniel beobachten ließ, war wenigstens kein Merkmal einer erhabenen Seele. Freylich hatte man ein solches an dem kaiserlichen Hofe längst eingeführt; allein er, der Herr darüber war, trieb es noch höher, auch da er erst Römischer König war. Als er zum erstenmal in das Lager vor Landau reiste, zog er keinen von den vielen Prinzen, die sich im Lager befanden, oder durch deren Gebiet er gieng, an seine Tafel. Leopold selbst ließ alle Abgesandten in das lezte Vorzimmer; Joseph hingegen verstattete nur den Grafen, und denen die gleiches Standes mit ihnen waren, dahin den Zutritt; die Gesandten der Fürsten mußten in der zweyten Anticamera stehen bleiben. Man muthete es sogar einmal dem Kursächsischen Gesandten, dem geheimen Rathe von Ahlemann, zu, der zur Lehnsempfängniß an den Kaiser Leopold geschickt worden war, sich in dem zweyten Vorzimmer aufzuhalten;

allein dieser drang gerade zu in das dritte hinein: und der König billigte es.

Will man diese Anhänglichkeit Josephs' an zwangsvolle und lästige Hofsitten, von einem kleinen Stolze, den ihm die Erziehung oder Gewohnheit eingeprägt hatte, herleiten: so sagt man zwar nichts Unwahrscheinliches. Doch belebte er übrigens durch ungezwungenes gefälliges Betragen seinen Hof ungleich mehr als sein Vater. Er war sehr herablaßend gütig gegen seine Hofbedienten; zeigte den angehenden selbst, wie sie ihre Dienste verrichten müßten, und wurde von allen, wie von seinen Unterthanen überhaupt, ausnehmend geliebt. Auch konnte er die Lobsprüche von denen, die bey ihm Gehör hatten, nicht vertragen. Er wollte sie eben so wenig gedruckt lesen, und befohl daher denen, welche auf seinen Geburts- oder Nahmenstag Gedichte verfertigten und musikalisch einrichteten, nur wenige Worte dieses Inhalts, weil es einmal gebräuchlich wäre, einfließen zu laßen; „denn ich komme nicht, sagte er, eure Lobsprüche und „Schmeicheleien, sondern eure Musik zu hören." Ob er gleich ungeduldig war, seine Befehle vollzogen zu sehen, und daher auch öfters Jähzorn äußerte; so ließ er sich doch leicht besänftigen. Einst da einer seiner Bedienten auf der Jagd einen Fehler begieng, fuhr der Kaiser mit einem Schimpfworte heraus, das jenen befürchten ließ, völlig in die Ungnade deßelben gefallen zu seyn. Der Fürst von Lamberg, der es gehört hatte, sagte sogleich zu dem Kaiser: „Ew. Majestät „geruhen gnädigst zu verbieten, daß man dieses Wort „in der Stadt und beym Volke nicht gebrauche; wir „wollen es bey Hofe allein für uns behalten." Diesen scherzhaften Verweis nahm der Kaiser sehr wohl auf, und sein Unwille gegen den Jagdbedienten war vorbey.

Ueber

Ueberhaupt hatte er ungemeine Liebe und Hülfsbegierde gegen seine Unterthanen, sah ihre Freude als die seinige an, und begegnete jedermann, der sich ihm nahte, sehr leutseelig. Er hatte die Nachricht von dem Siege bey Saragoßa zwar durch Briefe erhalten; aber der aus Spanien selbst abgeschickte Bote blieb lange aus: und das Volk wurde darüber ziemlich unruhig. Der Kaiser gieng daher öfters an das Fenster, um sich nach demselben umzusehen, und da ihm einer seiner Staatsbedienten vorstellte, daß er doch bereits Gewißheit genug von dem Siege hätte, so gab er ihm zur Antwort: „ich wünsche es nicht meinet„wegen, daß er bald kommen möge; sondern wegen „meines armen Volks, das in Furcht und Hoffnung „auf die Bestätigung dieser guten Zeitung wartet.“ Als zu einer andern Zeit eine ähnliche angenehme Nachricht aus Spanien kam, da sich der Kaiser eben in der Oper befand, und das Volk, aus Begierde etwas davon zu vernehmen, so stark an seinen Sitz drang, daß er ganz in die Enge gebracht ward: verstattete er es seinen Hofleuten und Trabanten nicht, dasselbe zurück zu treiben; sondern sagte: „Nicht! nicht! verstört „die Freude des Volks nicht!“ befohl auch, den erfochtenen Sieg laut bekannt zu machen. — Eine Officiersfrau fand keine andere Gelegenheit, ihm ihre Noth vorzutragen, als da er im Begriff war, auf die Jagd zu fahren. Sie nahm sich daher die Freyheit, unter vielen Thränen seine Füße zu umfaßen, und wollte ihn nicht eher einsteigen laßen, bis er sie angehört hätte. Die umstehenden Hofleute näherten sich schon, um sie zurückzustoßen; der Kaiser aber hinderte sie daran durch die Worte: „Laßt sie! sie ist ein armes betrübtes Weib; „ich will hören, was sie will; wer weiß, wenn Du in „solchen Nöthen wärst, und keine andere Gelegenheit „mit mir zu reden hättest, ob Du mich nicht etwan

„gar beym Kopfe nähmst?“ Er hörte sie darauf an, und erfüllte ihre Bitte. — Vorzüglich belohnte er die Verdienste seiner Staatsbedienten mit einem zuvorkommenden Eifer, und schlug ihnen auch niemals eine Bitte ab. Dem Fürsten von Lamberg schickte er noch auf seinem Todtbette hundert und funfzig tausend Gulden, um davon freyen Gebrauch zu machen, weil er, wie er hinzusezte, nicht mehr seine Dienste vergelten könnte; sondern ihm nur seine Gnade zeigen wollte.

Seine Freygebigkeit gieng in der That nicht selten, für den Zustand seiner Schatzkammer, etwas weit; doch wußte er sie auch gegen Unwürdige, die ihn oft bestürmten, zu mäßigen, oder gar zurück zu halten. Von dieser Art waren viele der in Wien sogenannten Audienzbrüder, die ihm durch ihr häufig erflehtes Gehör und unverschämtes Betteln beschwerlich fielen. Es fanden sich insonderheit an seinem Hofe Spanier und Neapolitaner in Menge ein, die, weil sie seines Bruders Karl Parthey ergriffen, darüber das ihrige verloren hatten, und dafür von dem Kaiser Unterstüzung erwarteten. Aber es gesellten sich auch zu denselben manche Müßiggänger, Landstreicher und verlaufene Pfaffen, die sich eines gleichen Vorwandes bedienten. Zween solche Geistliche hatten seine Güte schon sehr gemißbraucht; er ließ sie einmal ledig fortgehen, und zugleich erinnern, daß sie künftig arbeiten möchten. Diese unterstanden sich, bald darauf im Vorbeygehen dem Kaiser zuzurufen: „Sollen wir denn in diesem „Lande verhungern? Wenigstens helfen Ew. Majestät, „daß wir wieder nach Italien kommen können.“ Es soll geschehen, sagte der Kaiser. Des andern Tags stellten sie sich im Vorzimmer ein, in der Hoffnung, ein ansehnliches Geschenk zu erlangen; der Kaiser kam heraus, gab jedem zwölf Dukaten, und sagte, sie

möchten

möchten damit ihre Reise nach Italien antreten; aber niemals wieder kommen. So hatte sich auch oftmals ein Neapolitanischer Dominikaner, Gaudioso, als einen Märtyrer für das Haus Oesterreich, bey ihm gemeldet, und mehrere Päckchen Dukaten bekommen. Zulezt aber wollte man ihn, weil er so häufig wieder kam, nicht mehr zum Gehöre des Kaisers laßen. Er schriee daher denselben öffentlich an: „Ihro Majestät! „der arme Pater Gaudioso! wenigstens etwas! „wenigstens ein kleines Almosen!“ Auf Befragen, wie viel er wohl nöthig hätte, antwortete er: „Ein hundert, „Ihro Majestät, wenn es irgend möglich wäre!“ und verstand darunter Dukaten. Der Kaiser versezte: „Ja, morgen, alle von meinem Gepräge!“ Am folgenden Tage ließ sich der Kaiser hundert neue Groschen von Einem Schlage bringen, und wie eine Rolle Dukaten einwickeln. Diese stellte er dem Dominikaner mit den Worten zu: „Lernet, Pater, daß hundert „Dukaten für einen Mann, der nicht arbeiten will, „kein geringes Almosen sind. Dieses ist für euren „Müßiggang genug. Geht, und kommt nicht wieder!“ Gaudioso erschrack darüber, und reiste gleich nach Venedig, wo man, nach seinem bald darauf erfolgten Tode, fünfhundert Species Thaler gesammleter Almosen bey ihm fand.

Eine vorzügliche Aufmerksamkeit schienen Josephs Religionsgesinnungen während seiner ganzen Regierung zu verdienen. Seine vom Einflusse der Jesuiten freye Erziehung; die Merkmale von Religionsverträglichkeit, die er blicken ließ; die den Evangelischen in Schlesien ertheilten Freyheiten, und der beharrliche Ernst, mit welchem er seine und seines Hauses Rechte gegen den Papst behauptete, könnten vielleicht einen Begriff von freyen und geprüften Ein-

sichten in Religions- und Kirchensachen, wohl gar von einer Neigung, die Fesseln des Aberglaubens und der geistlichen Herrschaft zum Theil zu zerbrechen, bey ihm erregen. Allein wenn er gleich über manches, was dahin gehört, richtiger und ungebundener als sein Vater gedacht und gehandelt hat; so hat man doch auch in dem Lauf seiner Geschichte gesehen, wie viel gewisse Begebenheiten oder dringende Bewegungsgründe in besondern Fällen, Absichten der Staatsklugheit, persönliche Ehre, und dergleichen mehr, dazu beigetragen haben. Nach durchgedachten, über das Ganze sich erstreckenden Grundsäzen in Religionsangelegenheiten zu verfahren, ist ein Vorzug der wenigsten Christen, und vielleicht unter ihnen wiederum der Fürsten am wenigsten. Aber nichts ist freylich gewöhnlicher, als diejenigen vor sehr aufgeklärte Christen zu halten, die sich auf gewissen Seiten, und nach eigenen Entwürfen, hauptsächlich um mancher Vortheile Willen, von der allgemeinen Bahn der übrigen entfernen. Man kann eben so wenig daraus, weil Joseph die geheiligten Gebräuche seiner Kirche überaus sorgfältig abgewartet hat, mit einem Geschichtschreiber seiner Regierung beweisen, daß er seiner Religion sehr eifrig zugethan gewesen sey. Auch hier steht die Beobachtung entgegen, daß unzählige Christen von jedem Stande alles leichter als den Wohlstand, und besonders den kirchlichen, zu übertreten wagen. Beym Antritte seiner Regierung vermutheten einige, ein so lebhafter und frölicher Geist, wie der seinige, werde nicht, wie sein Vater, so oft und lange bey gottesdienstlichen Feierlichkeiten ausdauern können; nicht, wie sie an sich wohl bemerkten, eine Zeit dabey verschwenden, die zu Regierungsgeschäften besser angewandt würde. Sie irrten sich aber darinne; er war nicht weniger fleißig als Leopold, in den verschiedenen Kirchen, an den Festtagen der Heiligen, mit

seiner

seiner ganzen Hofstatt zu sehen; zog in öffentlichen Proceßionen mit der Menge von allen Ständen herum; versäumte, selbst im Lager und auf der Jagd, das Anhören der Meße keinen Tag; begleitete nach der Gewohnheit seiner Vorfahren, als ihm einst auf der Jagd ein Geistlicher mit der geweihten Hostie begegnete, dieselbe zu dem Kranken hin, und von demselben, nachdem er ihn reichlich beschenkt hatte, in die Kirche zurück, und verehrte besonders die Jungfrau Maria, als diejenige Schuzheilige, von der er Glück im Kriege und in der Regierung zu erwarten schien. So hatte man noch wahrscheinlicher geglaubt, daß die Jesuiten, weil sie seine Lehrer nicht gewesen waren, seinem Oberhofmeister nicht gefielen, und sich ihm auch, da er zur Regierung kam, nicht empfolen, unter derselben viel verlieren würden. Allein auch dieses erfolgte nicht: er behielt den Beichtvater aus diesem Orden bey, den ihm sein Vater gegeben hatte, und wählte sogar, welches unerhört war, nach deßen Tode, den Beichtvater seiner Gemahlinn, der ebenfals ein Jesuit war, auch zu dem seinigen. Mehr und zu seinem Vortheile unterschied er sich darinne von seinem Vater, daß er sich von der Geistlichkeit nicht regieren ließ.

Große Thaten hat also Joseph weder vollbracht, noch unternommen; aber die Anlage dazu besaß er: den durchdringenden überall hin gerichteten Blick, die Menschenkenntniß, Fähigkeit sich selbst zu leiten, festen Muth und thätige Leichtigkeit in Geschäften. Ohne Zweifel würde ein längeres Leben, friedliche Jahre und günstige Gelegenheiten, ihn noch mehr zu seinem Ruhme gezeigt haben. Verwundern könnte man sich zwar darüber, daß er, der den Krieg liebte, und seinen Bruder Karl beneidete, daß er sich in demselben her-

vorthun konnte, sich nicht als Kaiser an die Spitze des deutschen Heeres gestellt habe. Aber wenn man sich aus dem Zustande dieses Heeres erinnert, wie wenig er solches mit Hoffnung eines glänzenden Erfolgs hätte thun können: so darf man diesem Gedanken nicht weiter nachhängen. Unterdeßen führte doch sein offener und würksamer Sinn, seine sanfte und wohlthätige Regierung, der es auch nicht an Stärke fehlte, ein neues Leben in seinen Staaten ein. Wien insonderheit war vorher noch nicht so blühend und vergnügt gewesen. Die Einwohner dieser Hauptstadt erinnerten sich noch lange nachher Josephs Zeiten als ihrer goldenen Zeit mit Dankbarkeit. Beinahe kann man sagen, daß er seinem Hause und Deutschland nur gezeigt worden sey, um gewiße seltnere Gaben und Fähigkeiten des Regenten, die ihren Oberhäuptern bisher fehlten, an einem vorübergehenden Beispiele ans Licht zu stellen. Welcher Kaiser unter seinen Nachkommen oder Nachfolgern, mit gleichem oder mit noch erhabnerm Geiste, noch begieriger, oder glücklicher, alles mit eigenen Augen zu sehen, alle Bedürfniße seiner Reiche zu kennen und zu heben, mit Weisheit unternehmend, mit bedächtlicher Eilfertigkeit ausführend, übereinstimmend nicht bloß in einem großen Entwurfe, sondern auch in allen edeln und herrlichen Grundsäzen, Josephs Verlust mehr als ersezt habe; — das wird einst die Nachwelt sagen.

* * * *

Gleich nach Josephs Tode, ergriffen drey deutsche Schriftsteller, nach der Gewohnheit ihrer Nation, verstorbene Fürsten mit Lebensbeschreibungen fast in ihr Grab zu begleiten, die Feder, um die Denkwürdigkeiten

ten seines Lebens und seiner Regierung aufzuzeichnen. Freylich viel zu früh; auch hatte keiner von ihnen die Gaben eines Geschichtschreibers, selbst die würdige Schreibart deßelben nicht in seiner Gewalt. Doch waren sie Männer von vielen Kenntnißen, Zeitgenoßen des Kaisers, und sammleten daher für die Nachwelt mit nicht geringer Glaubwürdigkeit. Demjenigen der nur schön und mit Geschmack aufgesezte Geschichtbücher lesen will, werden sie zwar unausstehlich vorkommen; aber ihr grober und derber Stoff ist für Dauer und Brauchbarkeit: ich habe sie daher vor andern genüzt.

Der erste und auch der vorzüglichste darunter war Johann Jacob Schmauß, der nachher als Kenner des deutschen Staatrechtes berühmt wurde. In dem Curieusen Bücher-Cabinet, welches er seit dem Jahr 1711. zu Halle unter dem Nahmen Anton. Paullini herausgab, rückte er vom vierten Eingange an, bis in den zehnten, das Leben und Thaten des glorwürdigsten Kaisers Josephi ein. Er entwirft gleich anfänglich seine Methode, nach welcher es zugleich eine ziemlich ausführliche deutsche Reichsgeschichte unter diesem Kaiser werden mußte, (zusammen auf beinahe tausend Seiten,) nennt gute gedruckte Quellen, aus denen er geschöpft habe; führt dieselben fleißig an; erzählt zwar in einer bunten Schreibart, mehr sammelnd, als mit Wahl; erläutert aber vieles gründlich, und fällt manche treffende Urtheile. Er hat sogar einen nicht ganz verunglückten Versuch gemacht, etwas unpartheiisch zu schreiben.

Kurz darauf erschien: Leben und Thaten Josephi I. Römischen Kaisers, sammt der unter Sr. Majestät glorwürdigsten Regierung vorgefallenen Reichshistorie. Leipzig. 1712. 8.

Rhe-ric, Rhe-ri-cal, Rhe-ri-cal-ly, Rhe-ri-cate, Rhe-ri-ca-tion, Rhe-ri-ca-tor, Rhe-ri-ca-tress, Rhe-ri-cian, Rhe-ri-cism, Rhe-ri-cize, Rhe-ri-co-ma-ni-a, Rhe-ri-co-poet-ic, Rhe-ri-co-poet-ic-al, Rhe-ri-co-poet-ic-al-ly, Rhe-ri-co-poet-ry, Rhe-ri-co-pol-i-tic, Rhe-ri-co-pol-i-tic-al, Rhe-ri-co-pol-i-tic-al-ly, Rhe-ri-co-pol-i-ti-cian, Rhe-ri-co-pol-i-tics, Rhe-ri-co-ro-man-tic, Rhe-ri-co-ro-man-tic-al, Rhe-ri-co-ro-man-tic-al-ly, Rhe-ri-co-ro-man-ti-cism, Rhe-ri-co-ro-man-ti-cist, Rhe-ri-co-ro-man-ti-cize

Mehr näherte sich das dritte dieser Bücher einer eigentlichen Lebensbeschreibung, unter der Aufschrift: Josephs des Sieghaften, Römischen Kaisers, Leben und Thaten, in zwey Theile abgefaßt, und mit Bildnißen geziert. Cöln (oder Leipzig) 1712. auf mehr als eilfhundert Seiten in 8. Doch brachte der Verfaßer deßelben, Eucharius Gottlieb Rinck, Professor der Rechte zu Altorf, auch sehr viel von der deutschen Staats- und Kriegsgeschichte, alle Begebenheiten des spanischen Erbfolgekriegs zu diesen Zeiten, umständlich beschrieben, hinein. Man kann die meisten seiner Nachrichten recht wohl gebrauchen; nur wird der lobrednerische Ton, den er sehr oft anstimmt, unangenehm und beinahe ekelhaft. So schreibt er, Joseph sey aus dem Hause Oesterreich gewesen, aus welchem nur tugendhafte Prinzen in die Welt kommen. Er beweiset auf eine höchst gezwungene Art, daß dieser Kaiser freywillig den Evangelischen in Schlesien große Religionsfreyheiten ertheilt haben würde, wenn auch Karl XII. niemals nach Deutschland gekommen wäre. Und ob er gleich auch von Fehlern deßelben spricht; so findet er doch, daß man ihn wegen derselben füglich mit dem David und Salomon vergleichen könne. Das sind großentheils die Folgen, und fast möchte man sagen, die natürlichen Strafen für Schriftsteller, die nicht wenigstens dreyßig bis vierzig Jahre nach dem Tode des Fürsten warten, deßen Leben sie beschreiben wollen.

In einer viel würdigern, selbst den Alten nahe kommenden Schreibart ist das Werk des Jesuiten, P. Franz Wagner, aufgesezt: Historia *Iosephi I.* Caesaris, Augusti, Felicis; cum appendice usque ad Pacem Badensem. Viennae, 1745. fol. auf sechstehalb hundert Seiten. Man muß auch gestehen, daß viele Staats-

Ausdruck für die Gesammtheit der Elemente, welche
in einem Gebiete vorhanden sind, ohne Rücksicht auf
die Anordnung, in welcher sie auftreten. Wenn
wir z. B. von der Menge der Punkte einer Linie
sprechen, so ist damit nicht gesagt, dass wir die
Punkte in einer bestimmten Reihenfolge denken
sollen, sondern nur, dass wir sie alle zusammen
denken sollen. Ebenso ist die Menge der Punkte
einer Ebene oder eines Raumes zu verstehen. Wenn
wir von der Menge der Punkte einer Linie, einer
Ebene oder eines Raumes sprechen, so ist damit
nicht gesagt, dass wir die Punkte in einer bestimmten
Reihenfolge denken sollen, sondern nur, dass wir sie
alle zusammen denken sollen. Ebenso ist die Menge
der Punkte einer Ebene oder eines Raumes zu
verstehen. Wenn wir von der Menge der Punkte
einer Linie, einer Ebene oder eines Raumes sprechen,
so ist damit nicht gesagt, dass wir die Punkte in
einer bestimmten Reihenfolge denken sollen, sondern
nur, dass wir sie alle zusammen denken sollen.
Ebenso ist die Menge der Punkte einer Ebene oder
eines Raumes zu verstehen. Wenn wir von der
Menge der Punkte einer Linie, einer Ebene oder
eines Raumes sprechen, so ist damit nicht gesagt,
dass wir die Punkte in einer bestimmten Reihenfolge
denken

hätte. Auch hat er nicht vergeßen, die Worte des Kaisers anzuführen, daß er die Jesuiten liebe.

Vor diesem Schriftsteller, und allen vorhergenannten, hat ohne Zweifel Herr Johann Christian Herchenhahn, in seiner Geschichte der Regierung Kaiser Josephs des Ersten, mit einem Gemählde von dem verschiedenen Interesse der vornehmsten Europäischen Staaten, bey dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, Erster Band, Leipzig. 1786. 888. S. in 8. nicht geringe Vorzüge. Schon durch den Reichthum der besten Quellen und Hülfsmittel unterscheidet er sich von ihnen: und er hat sie überall sorgfältig angegeben. Er erzählt gut und angenehm; nur selten wird die Schreibart gekünstelt oder deklamatorisch. Mehr als die Hälfte dieses Bandes faßt noch Leopolds Geschichte in sich; von Josephs Regierung werden bloß die beiden ersten Jahre beschrieben: alles mit einer Ausführlichkeit, die denjenigen gefallen muß, welche eine vollständige Geschichte des spanischen Erbfolgekriegs, und der Staatsbegebenheiten Deutschlands zu dieser Zeit, mit einander verbunden zu lesen wünschen. Es scheint jedoch, daß der Verfaßer auch durch eine starke Abkürzung mancher Beschreibungen, seinen Endzweck hätte erreichen können. Vielleicht hätten noch einige Begebenheiten verhältnißmäßig mehr entwickelt, oder vortheilhafter in ihrem Zusammenhange dargestellt werden sollen. Die Urtheile sind gemäßigt und unpartheiisch; sie gründen sich auf richtig gezeichnete Thatsachen, diejenige Abschilderung etwan ausgenommen, die man in der Vorrede liest. Das Buch verdient also bald vollendet zu werden.

Neben allen diesen Nachrichten, und nicht selten mehr als sie, habe ich die Urkunden und Staatsschriften

für

At Tuesday Morning Today, At Last Affordable A
Tuesday Morning Today, At Last Affordable A
Tuesday Morning Today, At Last Affordable A

Leben
Philipp Jacob Speners,

Königl. Preuß. Consist. Raths und Propstes zu Berlin.

Deutschland hatte zu Josephs Zeiten mehr als einen vortrefflichen Mann, der auf seine Nation wohlthätig, stark und bleibend gewürkt hat. Es ist in jedem Zeitraum überaus lehrreich, solche Männer kennen zu lernen, die, bisweilen von Fürsten unterstützt, weit öfters ohne dieselben, und verdienstvoller als sie, zur Aufklärung und Veredlung ihrer Zeitgenoßen, ja der Nachwelt selbst, ungemein viel beigetragen haben; deren Einfluß auf Geist und Herz wichtiger und heilsamer war, als der, welchen die Größten und Mächtigsten der Welt behaupteten. Allein der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ist in dieser Rücksicht einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth, weil mit demselben auch die neuere und reifere Ausbildung der Deutschen angegangen ist. Man hat das Andenken eines Leibniz und Thomasius, die vorzüglich in jene Claße ehrwürdiger Männer gehören, in den neuesten Zeiten mehrmals dankbar erneuert. Es ist eben so billig und gewißermaaßen nothwendig, daß die Geschichtbeschreibung endlich einmal einen ähnlichen

dem Herzog von Clarence, später, als er König wurde, Heinrich V. geb. 1387, † 1422. Er wurde 1413 König von England und starb 1422. Er war ein tapferer Krieger und ein guter Regent. Er eroberte 1415 die Normandie und 1420 Frankreich. Er war es, der die Lollarden verfolgte. Er ist es, der in Shakespeare's Heinrich V. als Ideal eines Königs dargestellt wird.

Sonthoms güldenes Kleinod der Kinder Gottes, und Baillys Uebung der Gottseeligkeit; aus welchem leztern Buche er auch einiges in deutsche Verse überseszte. Wie ängstlich seine Gewißenhaftigkeit schon in diesen Jahren gewesen sey, davon brachte er selbst in seinem spätern Leben ein Beispiel an. Man fragte ihn, ob er, der so schwer das Böse glauben wollte, das Menschen zu thun im Sinne hätten, in seiner Jugend böse gewesen wäre? Allerdings, gab er zur Antwort; denn er erinnerte sich noch wohl, daß er in seinem zwölften Jahre, da er einige Leute tanzen sah, und von andern überredet wurde, mitzutanzen, gleich anfänglich von einer solchen Angst überfallen worden sey, daß er mitten aus dem Tanze weggelauffen wäre, und seitdem niemals wieder daran hätte Antheil nehmen wollen.

Unterdeßen folgte er auch seinem Triebe zu den Wißenschaften, den er eben so zeitig empfand. Den ersten Grund in denselben legte er hauptsächlich unter der Aufsicht und Anführung Joachim Strollens, Hofpredigers des Grafen von Rappolstein, seines nachmaligen Schwagers. Er machte sich mit verschiedenen alten Schriftstellern, mit den meisten Theilen der Philosophie, auch mit der Geschichte und Erdbeschreibung bekannt; nächstdem übte er sich in der lateinischen und deutschen Dichtkunst. Von eben demselben wurde er noch mehr in dem ausübenden Christenthum gestärkt; lernte von ihm die nüzliche Lehrart des Catechisirens, und fand auch an seiner Art zu predigen so vielen Geschmack, daß er in der Folge sie zur Nachahmung für die seinige beibehielt. Im Jahr 1650. schickte man ihn auf das Gymnasium nach Colmar, wo ihm Joachim Klein, oberster Lehrer deßelben und Prediger, noch mehr Anweisung im Griechischen

nur verständlich, wenn Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung der Welt, wenn Leben und Tod, wenn Gut und Böse, wenn Lust und Leid, wenn Freude und Schmerz, wenn Wohl und Wehe, wenn Glück und Unglück, wenn Gnade und Ungnade, wenn Belohnung und Strafe, wenn Himmel und Hölle, wenn Seligkeit und Verdammnis, wenn Erlösung und Verdammung, wenn Gott und Teufel, wenn Christus und Antichrist, wenn Heiland und Satan, wenn Engel und Dämonen, wenn Wunder und Zauberei, wenn Hexen und Hexenmeister, wenn Geister und Gespenster, wenn Ahnen und Nachkommen, wenn Vorsehung und Prädestination, wenn Gebet und Fluch, wenn Segen und Verwünschung, wenn Opfer und Sühne, wenn Sünde und Tugend, wenn Laster und Verbrechen, wenn Gesetz und Recht, wenn Gericht und Urteil, wenn Richter und Henker, wenn Gefängnis und Folter, wenn Tod und Auferstehung, wenn Ewigkeit und Zeit, wenn Anfang und Ende, wenn Alpha und Omega, wenn Gott und Mensch, wenn Gott und Welt, wenn Gott und Natur, wenn Gott und Geist, wenn Gott und Materie, wenn Gott und Kraft, wenn Gott und Stoff, wenn Gott und Bewegung, wenn Gott und Ruhe, wenn Gott und Ursache, wenn Gott und Wirkung, wenn Gott und Grund, wenn Gott und Folge, wenn Gott und Zweck, wenn Gott und Mittel, wenn Gott und Gesetz, wenn Gott und Regel, wenn Gott und Ordnung, wenn Gott und Zufall, wenn Gott und Notwendigkeit, wenn Gott und Freiheit, wenn Gott und Unfreiheit, wenn Gott und Willkür, wenn Gott und Vernunft, wenn Gott und Unvernunft, wenn Gott und Verstand, wenn Gott und Unverstand, wenn Gott und Wahrheit, wenn Gott und Irrtum, wenn Gott und Lüge, wenn Gott und Betrug, wenn Gott und Täuschung, wenn Gott und Schein, wenn Gott und Sein, wenn Gott und Nichtsein, wenn Gott und Nichts, wenn Gott und Etwas, wenn Gott und Alles, wenn Gott und Einheit, wenn Gott und Vielheit, wenn Gott und Mannigfaltigkeit, wenn Gott und Einfachheit, wenn Gott und Zusammensetzung, wenn Gott und Teilung, wenn Gott und Unteilbarkeit, wenn Gott und Ausdehnung, wenn Gott und Unausgedehntheit, wenn Gott und Raum, wenn Gott und Zeit, wenn Gott und Ewigkeit, wenn Gott und Unendlichkeit, wenn Gott und Endlichkeit, wenn Gott und Begrenzung, wenn Gott und Unbegrenztheit, wenn Gott und Bewegung, wenn Gott und Ruhe, wenn Gott und Veränderung, wenn Gott und Unveränderlichkeit, wenn Gott und Werden, wenn Gott und Vergehen, wenn Gott und Entstehen, wenn Gott und Zerstören, wenn Gott und Schaffen, wenn Gott und Vernichten, wenn Gott und Erhalten, wenn Gott und Regieren, wenn Gott und Leiten, wenn Gott und Führen, wenn Gott und Lenken, wenn Gott und Bestimmen, wenn Gott und Vorherbestimmen, wenn Gott und Vorsehen, wenn Gott und Vorhersehen, wenn Gott und Wissen, wenn Gott und Unwissenheit, wenn Gott und Allwissenheit, wenn Gott und Allmacht, wenn Gott und Ohnmacht, wenn Gott und Allgegenwart, wenn Gott und Ungegenwart, wenn Gott und Allgüte, wenn Gott und Ungüte, wenn Gott und Allgerechtigkeit, wenn Gott und Ungerechtigkeit, wenn Gott und Allbarmherzigkeit, wenn Gott und Unbarmherzigkeit, wenn Gott und Allweisheit, wenn Gott und Unweisheit, wenn Gott und Allvollkommenheit, wenn Gott und Unvollkommenheit, wenn Gott und Allheiligkeit, wenn Gott und Unheiligkeit, wenn Gott und Allseligkeit, wenn Gott und Unseligkeit, wenn Gott und Allgnade, wenn Gott und Ungnade, wenn Gott und Allbarmherzigkeit, wenn Gott und Unbarmherzigkeit, wenn Gott und Allgerechtigkeit, wenn Gott und Ungerechtigkeit, wenn Gott und Allgüte, wenn Gott und Ungüte, wenn Gott und Allmacht, wenn Gott und Ohnmacht, wenn Gott und Allgegenwart, wenn Gott und Ungegenwart, wenn Gott und Allwissenheit, wenn Gott und Unwissen

Jahr 1656. nach Frankreich reisen; allein seine Lehrer widerriethen es ihm, weil er dadurch von dem Lauf seines theologischen Fleißes zu sehr würde zurückgehalten werden. Er hatte ohnedieß in jener Stelle, nach der Fürstlichen Vorschrift, die Geschichte und ihre Hülfswißenschaften, sonderlich die Geschlechtskunde, am meisten treiben müßen. Dieses that er auch desto williger, weil er, bey dem Unvermögen seiner Eltern, ihn gehörig zu unterhalten, solche Kenntniße für die brauchbarsten hielt, um sich die nothwendigsten Einkünfte zu verschaffen. Daher hielt er bald und vor zahlreichen Zuhörern, Vorlesungen, sowohl über die Vernunftlehre und Grundwißenschaft, als über die Erdbeschreibung, Geschlechtswißenschaft und Geschichte. Schon gab auch der Rath von Straßburg zu erkennen, daß er geneigt sey, ihm vereinst die Lehrstelle der Geschichtkunde anzuvertrauen. Spener unterließ nicht, vom Jahr 1659. bis zum Jahr 1662. hin, zur Erweiterung und Uebung seiner Gelehrsamkeit, manche Reisen auf nähere Universitäten und in andere berühmte Städte vorzunehmen. Er hielt sich eine Zeitlang zu Basel auf, wo er auch Vorlesungen hielt, zwo geographische und eine historische Disputationen vertheidigte. Er kam auch nach Tübingen, Freyburg und Genf. Zu Lyon lernte er den Jesuiten Claudius Franz Menestrier kennen, der damals den Ruhm zu erlangen anfieng, welchen er als Kenner und Schriftsteller der Wapenkunde noch immer besizt; wiederum eine Reizung für Spenern, auch dieses historische Hülfsmittel sorgfältiger zu nüzen.

Gleichwohl blieb die Religionswißenschaft seine Hauptangelegenheit. Er verband mit der Erlernung derselben, seit dem Jahr 1655. Versuche im predigen. Dabey beobachtete er, nach Stollens Rathe, am

Sonntag den [illegible] Sonne gegen [illegible]
nicht genug, daß er sich aller Ergötzlichkeiten [illegible]
haben entschlug; er legte sogar alles, was zur [illegible]
sichen Lebensart gehörte, ab, [illegible]
Seite, und außer dem öffentlichen Gottesdienste, [illegible]
er blos Schriften geistlichen Inhalts, ganz mit [illegible]
Gemüthe einig von der wahren göttlichen Lehre; [illegible]
fältige Betrachtungen von ähnlichem Inhalte [illegible]
Kein Wunder mag es also auch, daß dieser junge [illegible]
der das Wohlgefallen seiner eigenen Frömmigkeit [illegible]
frig zu befördern suchte, sich ein solches strenges [illegible]
schaffte, in welchem er die weit schwereren und [illegible]
vielen Bemühungen für den Gemüthszustand eines [illegible]
oder sogenannte Seelsorge, nicht zu übernehmen [illegible]
Als ihm daher im Jahr 1662. eine solche Stelle [illegible]
Straßburg angetragen wurde, mit welcher viele [illegible]
beschwerliche Sorgen von der gedachten Art verbunden [illegible]
waren, bezeigte er nur deswegen einige Neigung, [illegible]
anzunehmen, weil ein Mann, dessen Urtheil er hoch [illegible]
schätzte, einen göttlichen Wink darinne zu sehen glaubte. [illegible]
Aber im folgenden Jahre wurde ihm in eben dieser [illegible]
Stadt die zweyte Frey-Predigerstelle, also gerade ein [illegible]
Amt nach seinem Wunsche, ertheilt. Er konnte [illegible]
demselben sein Studieren und seine Vorlesungen [illegible]
sezen; die Obrigkeit dieser Reichsstadt hatte ihn [illegible]
noch für die dortige Universität bestimmt. Er [illegible]
deswegen auch im Jahr 1664. aufgemuntert von [illegible]
nen Freunden und Lehrern, die theologische Doktor-[illegible]
würde an. Eben so geschah es, mehr nach dem [illegible]
genden Anhalten seiner Anverwandten und Freunde, [illegible]
als nach seinem Triebe, daß er sich an einem [illegible]
zum Doktor ernennen und trauen ließ. In der [illegible]
sorgniß, daß der ihm natürliche Ernst ihn [illegible]
möchte, seiner Frau so liebreich zu begegnen, [illegible]
erwarten konnte, hatte er sich bereits entschlossen, [illegible]
jung

junge Person, sondern eine Wittwe zu heirathen, die einen stöhrischen Mann gehabt hätte, und sich also desto leichter an ihn gewöhnen könnte. Allein ob er gleich diesen Entwurf nicht ausführte; war er doch mit seiner Ehe in aller Betrachtung wohl zufrieden.

Spener hatte sein Lehramt zu Straßburg noch nicht völlig zwey Jahre verwaltet, als man ihn im Jahr 1666. ob er gleich erst ein und dreyßig Jahre alt war, zum Senior der Evangelischen Geistlichkeit und Prediger zu Frankfurt am Mayn berief. Da er ungewiß war, ob er diesen Ruf annehmen sollte, überließ er es den beiden Reichsstädten selbst, sich über ihn zu vergleichen: und der Rath von Straßburg hielt es, nach dem Gutachten der dortigen theologischen Lehrer, vor billig, ihn nach Frankfurt abgehen zu lassen. Hier, wo sein früherer Entwurf in eine ganz andere Bestimmung übergieng, machte er einen neuen; der aber nicht bloß auf der Willkühr einer gewissen Neigung beruhte, sondern der würdigste für jeden Evangelischen Lehrer war. Er entschloß sich, der Obrigkeit alle schuldige Ehrerbietung zu beweisen; unter seinen zum Theil bejahrten Mitgenoßen im Amte sich kein annehmendes Ansehen zu geben; im Predigen die gemeinnüzlichste Einfalt zu beobachten; Religionsstreitigkeiten darinne sparsamer abzuhandeln; sich aber desto mehr dem herrschenden unglücklichen Wahne entgegen zu sezen, als wenn auf die äußerliche Uebungen des Christenthums die ganze Frömmigkeit ankäme.

Allerdings würde unter diesen Vorschriften, die er sich selbst gab, die vierte noch vollkommener ausgefallen seyn, wenn er es sich zum Geseze gemacht hätte, in seinen Predigten gar keine nahmentliche und persönliche Religionsstreitigkeiten zu berühren; wenn er gleich

berechtigt war, so zu lehren, wie es zur Beurtheilung der wichtigsten Fragen des Christenthums, über welche die Christen selbst uneins sind, dienlich seyn konnte. Allein zur damaligen Zeit war schon die Mäßigung in der Kanzelpolemik, die sich Spener vornahm, eine nicht geringe Anstrengung; sie ganz wegzulaßen, wäre etwas sehr Außerordentliches und nichts weniger als tadelfrey gewesen. So vielen Beifall unterdeßen seine Predigten fanden; so stiftete doch eine im Jahr 1667 gehaltene eine unangenehme Bewegung. Er hatte darinne die nothwendige Vorsehung vor den falschen Propheten, bey Gelegenheit der Warnung des Erlösers vor denselben, empfolen; aber darunter ausdrücklich die Reformirten gerechnet, ihnen vorgeworfen, daß sie sich oft des Schaafpelzes bedienten, oder ihre Lehrsäze mit hinterlistiger Verstellung ausbreiteten; und zu jenem Vorsehen auch einen würklichen Abscheu und Haß aus göttlichem Eifer gerechnet. Die Reformirten zu Frankfurt, die zahlreich und von ansehnlichem Vermögen waren, beschwerten sich heftig über diese Predigt; sie nannten dieselbe Friedestörend. Sie müsse ihren Unmuth desto mehr erregen, da sie so oft vergeblich um eine öffentliche Religionsübung in dieser Stadt angehalten hatten; und es schien, als wenn durch einen solchen Vortrag die Abneigung gegen sie bestärkt werden sollte. Darauf ließ Spener seine Predigt im Jahr 1668. drucken; wobey er weitläufige Anmerkungen zu ihrer Vertheidigung hinzusezte. Zur Geschichte der Reformirten in Frankfurt sind zwar diese Anmerkungen brauchbar; aber den Angriff des Verfaßers auf dieselben, können sie wenigstens in unsern Zeiten nicht mehr rechtfertigen. Auch würde er bey schärferer Untersuchung gefunden haben, daß die falschen Propheten, von denen der Erlöser sprach, nicht sowohl irrgläubige Lehrer, als vielmehr heuchlerisch

lasterhafte Bekenner der wahren Religion gewesen sind.

Doch diesen vorübergehenden Ausbruch des so nothwendig gewordenen Streitgeistes, konnte man bey einem Manne bald vergeßen, der so oft als Lehrer der reinsten Gottseeligkeit auftrat, und am liebsten wider die Hinderniße derselben unter seinen eigenen Glaubensgenoßen eiferte. Eine viel würdigere Bewegung brachte daher eine andere Predigt hervor, die er im Jahr 1689. von der falschen und ungenügsamen Gerechtigkeit der Pharisäer hielt. In derselben entwickelte er die unrichtigen Begriffe sehr vieler Christen von Tugend und Heiligkeit, als wenn sie bloß in der Vermeidung in die Augen fallender Laster bestünde, so nachdrücklich, daß beinahe alle seine Zuhörer gerührt wurden. Zwar ein Theil derselben, die er dadurch in ihrer Sicherheit störte, erklärte sich, daß sie niemals wieder in seine Predigten kommen wollten. Andere hingegen wurden in eine heilsame Bestürzung versezt, indem sie gegen ihr bisheriges Selbstvertrauen überzeugt wurden, wie wenig ein bloßer unfruchtbarer Glaube, ohne Besserung des Herzens, den wahren Christen ausmache.

Bald zeigten sich auch die Früchte von diesem Eindrucke, in ungewöhnlich häufigen und ernsten Bestrebungen sowohl nach reinern Einsichten von Religionssachen, als hauptsächlich nach ihrer thätigsten Anwendung. Spener stellte im Jahr 1670. auf Verlangen einiger Mitglieder seiner Gemeine, nicht ohne vorher etliche seiner Amtsgenoßen darüber zu Rathe gezogen zu haben, in seinem Hause eine Art frommer oder andächtiger Versammlungen, sogenannte Collegia pietatis, an. Was diejenigen, welche dieses gewünscht

Kern, Schlüssel, Bart oder Schlüssel, Kern, Bart oder Kern, Bart, Schlüssel oder Bart, Kern, Schlüssel oder Schlüssel, Bart, Kern oder Bart, Schlüssel, Kern. Wenn nun Kern, Schlüssel, Bart gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese drei Dinge gestellt werden können, 6. Wenn aber Kern, Schlüssel, Bart, Ring gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese vier Dinge gestellt werden können, 24. Wenn aber Kern, Schlüssel, Bart, Ring, Stab gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese fünf Dinge gestellt werden können, 120. Wenn aber Kern, Schlüssel, Bart, Ring, Stab, Hut gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese sechs Dinge gestellt werden können, 720. Wenn aber Kern, Schlüssel, Bart, Ring, Stab, Hut, Schuh gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese sieben Dinge gestellt werden können, 5040. Wenn aber Kern, Schlüssel, Bart, Ring, Stab, Hut, Schuh, Strumpf gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese acht Dinge gestellt werden können, 40320. Wenn aber Kern, Schlüssel, Bart, Ring, Stab, Hut, Schuh, Strumpf, Hemd gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese neun Dinge gestellt werden können, 362880. Wenn aber Kern, Schlüssel, Bart, Ring, Stab, Hut, Schuh, Strumpf, Hemd, Rock gegeben ist, so ist die Anzahl der Möglichkeiten, wie diese zehn Dinge gestellt werden können, 3628800.

ficht eines Lehrers gehalten; es giengen auch darinne manche Unordnungen durch die Mischung von Leuten, welche sie besuchten, vor; daher erschienen landesherrliche Befehle zu ihrer Unterdrückung. Spener, der an diesen Mißbräuchen unschuldig war, vertheidigte die seinigen in einer besondern Schrift.

Er erwarb sich zu gleicher Zeit noch ein anderes Verdienst um den öffentlichen Religionsunterricht. Ueberzeugt, wie nothwendig es sey, denselben nicht bloß für Kinder, sondern auch für die des Nachdenkens ungewohnte Menge in Fragen und Antworten über die Hauptlehren des Christenthums abzufaßen, wandte er auf die Catechismuslehren und Prüfungen einen vorzüglichen Fleiß. Er stellte sie selbst an; ob er gleich nicht dazu verbunden war. Um das Vorurtheil eines verächtlichen Begriffs vom Catechismus noch mehr zu vertilgen, handelte er dasjenige, was an jedem Sonntage Nachmittags aus demselben vorgenommen wurde, im Eingange seiner Frühpredigten ab; und die Erwachsenen nahmen seitdem an den catechetischen Unterweisungen weit mehr Antheil. Die einfältige Erklärung der christlichen Lehre nach der Ordnung des kleinen Catechismus, die er im Jahr 1677. ans Licht stellte, die man nachher mehrmals neu gedruckt, und unter allgemeinen Lobsprüchen gebraucht hat, ist ein Denkmal seiner geschickten Lehrart; besonders auch der faßlichen Vorschriften, die er gab, alles was Glauben heißt, in die sicherste Anwendung des Lebens zu verwandeln. Auch darinne dachte er sehr richtig, daß er, wie er in der Vorrede zu diesem Buche schrieb, es keinem Menschen zumuthen wollte, die darinne befindlichen Fragen und Antworten auswendig zu lernen; vor welcher und andern Martern des Gedächtnißes er vielmehr warnete. Aber zum Behuf des

Weekend traffic is the average amount for
Saturday, Sunday and Monday, and is given
for the purpose of showing the amount of
business done on the Sabbath day. The
Sunday business is not large, but it is
sufficient to show that the Sabbath is not
observed as a day of rest by the people
who live along the line of the road. The
Sunday business is largely in excess of
the average business of the week days.
The Sunday business is largely in excess
of the average business of the week days.
The Sunday business is largely in excess
of the average business of the week days.
The Sunday business is largely in excess
of

Southoms güldenes Kleinod der Kinder Gottes, und Bailys Uebung der Gottseeligkeit; aus welchem leztern Buche er auch einiges in deutsche Verse übersezte. Wie ängstlich seine Gewißenhaftigkeit schon in diesen Jahren gewesen sey, davon brachte er selbst in seinem spätern Leben ein Beispiel an. Man fragte ihn, ob er, der so schwer das Böse glauben wollte, das Menschen zu thun im Sinne hätten, in seiner Jugend böse gewesen wäre? Allerdings, gab er zur Antwort; denn er erinnerte sich noch wohl, daß er in seinem zwölften Jahre, da er einige Leute tanzen sah, und von andern überredet wurde, mitzutanzen, gleich anfänglich von einer solchen Angst überfallen worden sey, daß er mitten aus dem Tanze weggelauffen wäre, und seitdem niemals wieder daran hätte Antheil nehmen wollen.

Unterdeßen folgte er auch seinem Triebe zu den Wißenschaften, den er eben so zeitig empfand. Den ersten Grund in denselben legte er hauptsächlich unter der Aufsicht und Anführung Joachim Stollens, Hofpredigers des Grafen von Rappolstein, seines nachmaligen Schwagers. Er machte sich mit verschiedenen alten Schriftstellern, mit den meisten Theilen der Philosophie, auch mit der Geschichte und Erdbeschreibung bekannt; nächstdem übte er sich in der lateinischen und deutschen Dichtkunst. Von eben demselben wurde er noch mehr in dem ausübenden Christenthum gestärkt; lernte von ihm die nüzliche Lehrart des Catechisirens, und fand auch an seiner Art zu predigen so vielen Geschmack, daß er in der Folge sie zur Nachahmung für die seinige beibehielt. Im Jahr 1650. schickte man ihn auf das Gymnasium nach Colmar, wo ihm Joachim Klein, oberster Lehrer deßelben und Prediger, noch mehr Anweisung im Griechischen

Vielen von diesen fehlte der wahre lebendige Glaube völlig, indem sie zwar aus der heiligen Schrift, aber nur aus ihrem Buchstaben, ohne Würkung des heiligen Geistes, wie man in menschlichen Wißenschaften etwas erlerne, die rechte Lehre gefaßt hätten; hingegen von dem himmlischen Lichte ganz entfernt wären. Daher wären sie nicht allein zu einem erhörlichen Gebete untüchtig; sondern könnten auch ihr Amt überhaupt nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke und Seegen führen. Die ernste innere Gottseeligkeit sey vielen Predigern so fremd, daß derjenige, der sie mit Eifer treibe, kaum den Verdacht eines heimlichen Papisten, Quäckers und Schwärmers vermeiden könne. Viele Lehrer stünden in der Meinung, daß die Kirche sich im glückseeligsten Zustande befinde, wenn sie nur vor ihren äußerlichen Feinden Ruhe genöße. Daher sezten nicht wenige fast alles allein auf die Führung der Religionsstreitigkeiten mit Römischkatholischen, Reformirten und andern Parteyen; mit den Früchten des Glaubens möchte es gehn, wie es wolle. In die Theologie sey viel Fremdes, Unnüzes, eine Menge Spizfindigkeiten eingeführt worden, wo wir nicht über die heilige Schrift weise seyn sollten. Daraus entstehe die Folge, daß manche Theologen, die zu einem Amte gelangten, von einem grosen Theile des Erlernten nichts nüzen könnten; und hingegen fast aufs neue anfangen müßten, das ihnen Nothwendige zu studiren. Eine solche unbrauchbare Wißenschaft erregte nicht allein Stolz bey ihren Besizern; sondern sie trügen auch dieselbe zur Unzeit zu Markte, wo ihre Zuhörer vielmehr Erbauung erwarteten. In dem Hausstande endlich fand Spener nicht allein herrschende Laster; sondern auch Sünden, die gar nicht davor gehalten würden, wovon er die Trunkenheit, mancherley Rechtshändel

und

und den Mangel an thätigem liebreichen Beistande gegen Nothleidende, als Beispiele nennt; vornemlich aber ein schädliches Vertrauen auf den unfruchtbaren Glauben und äußerlichen Gottesdienst. Hierauf bedauert er das Aergerniß, welches Juden und Römisch-katholische an diesem Verfall der Evangelischen Kirche nähmen, wodurch auch viele abgehalten würden, zu derselben zu treten; widerspricht zwar denen, die behaupteten, sie könne vor keine wahre Kirche gehalten werden; zeigt aber auch, daß es weder möglich noch nüzlich sey, ihre Schande zuzudecken. Als eine Aufmunterung, diese Gebrechen der Kirche zu verbeßern, gedenkt er der Verheißungen der heiligen Schrift, daß sie noch auf der Erde in einen beßern Zustand versezt werden sollte, der insonderheit aus der zu erwartenden Bekehrung der Juden, und einem noch tiefern Falle des päpstlichen Roms, erfolgen würde. Könnte man es gleich nicht bis zur Vollkommenheit bringen; so müße man doch einen gewißen Grad derselben zu erreichen suchen, wie derselbe in der ersten christlichen Kirche vorhanden gewesen sey.

Nunmehr kommen Speners Vorschläge zur Aufhebung dieser Mängel; die aber nur eine Veranlaßung für Scharfsinnigere seyn sollten, noch tauglichere anzugeben. Erstlich müße die heilige Schrift viel fleißiger unter den Evangelischen getrieben werden, indem selbst die häufigen Predigten über dieselbe nicht hinreichend wären. Es sey nöthig, daß sie, und vornemlich das Neue Testament, in den Häusern weit stärker gelesen würde. Zur Beförderung dieses Eifers sollten in den Kirchen selbst nach und nach alle biblische Bücher, mit einer kurzen Anzeige ihres Inhalts, vorgelesen werden. Vielleicht würde es auch nicht undienlich seyn, wenn wir wiederum die alte

werden müßten, als es bisher geschehen ist. Auf einem würdigern Beispiele ihrer Lehrer, das sie vor den Augen hätten, müßte es ihnen unauslöschlich eingeprägt werden, daß am gottseligen Leben mehr gelegen sey, als an ihrem Fleiß und Studieren, da dieses ohne jenes nichts werth sey; daß sonst nur die Philosophie von göttlichen Dingen, nicht die Theologie, die im Lichte des heiligen Geistes erkannt werde, ersiehe. Daher müßten auch die Lehrer dieser Studierenden, in ihrer Achtung und ganzem Betragen gegen sie, nach der Verschiedenheit ihrer Gaben, einen Hauptunterschied machen, und die frömmsten den gelehrtesten, die aber von roher Lebensart sind, vorziehen. Auch sollten diese nicht bloß Zeugniße ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit, sondern eben sowohl ihrer christlichen Aufführung, von Universitäten mit bringen. Nächstdem müßten die Professoren selbst beurtheilen, welche theologische Wissenschaften für einen jeden nach seinen Gaben, seinem Vaterlande, dem zu ihm zu hoffenden Amte, und andern Umständen, möglich und nöthig sind. Alsdann könnten mit einigen die Streitigkeiten recht ausführlich getrieben werden; bey andern aber würde es genug seyn, wenn sie geschickt würden, bey vorkommender Veranlaßung die Gegner zu widerlegen, und ihre Gemeine vor Irrthümern zu verwahren. Diejenigen, in deren Vaterlande Juden wohnten, sollten in den Streitigkeiten mit denselben fleißiger geübt werden. Die Disputationen auf Universitäten müßten auch in deutscher Sprache gehalten werden, damit es dereinst dem Prediger nicht schwer falle, seiner Gemeine etwas in dieser Sprache von streitigen Fragen vorzutragen. Ueberhaupt aber sollten die Lehrer auf hohen Schulen in der Abhandlung der Religionsstreitigkeiten ein gewißes Maaß halten, und die ganze Theologie auf die Apostolische Einfalt zurück

führen;

führen; daher Taulers, Kempis, und ähnliche Schriften in die Hände der Lernenden zu bringen wären. Eben darum aber, weil die Theologie nicht eine bloße Wißenschaft, sondern eine praktische Fertigkeit ist, sollten für diejenigen, die sich ihr ergeben, allerhand Uebungen angestellt werden, durch welche sie zu gottseeligen Betrachtungen, zur Prüfung ihrer selbst, und zum Fortgange in der Beßerung geleitet; aber auch im öffentlichen Unterrichte, in der Tröstung der Krankheiten, und andern Pflichten ihres künftigen Amtes vorbereitet würden. Der sechste Vorschlag Speners zur nöthigen Kirchenverbeßerung, betrifft die nüzlichere Einrichtung der Predigten. In vielen derselben, sagt er, stellen sich ihre Verfaßer als gelehrte Leute dar, und bringen mehrere fremde Sprachen bey; obgleich in der Kirche kaum einer etwas davon versteht. Manche tragen mehr Sorge dafür, daß der Eingang ihrer Predigten sich recht schicke, und die Zusammenfügung derselben artig, ihr Entwurf kunstreich und verborgen genug angelegt sey; daß alle Theile der Predigt recht nach der Redekunst abgemeßen und ausgeschmückt seyen, als daß sie solche Materien wählten, von denen der Zuhörer im Leben und Tode Nutzen haben könnte. Allein die Kanzel ist nicht derjenige Ort, da man seine Kunst mit Pracht sehen laßen, sondern das Wort Gottes einfältig, aber gewaltig, predigen soll. Mit verschiedenen Anmerkungen über die Hauptabsicht einer Predigt, den Grund des Christenthums im Herzen zu lehren, beschließt endlich Spener diese Vorschläge.

Bey dem ersten flüchtigen Ueberblicke seiner Schrift, könnte man vielleicht auf die Gedanken fallen, daß seine Klagen übertrieben, zu sehr ins Allgemeine ausgedähnt, manchmal auch nur gutgemeinte fromme

Seufzer gewesen wären. Wenn man aber sieht, daß sie durchgehends in der Evangelischen Kirche so wohl aufgenommen worden sind; daß zwar manche, deren Blößen darinne aufgedeckt wurden, ihre Unzufriedenheit darüber mündlich bewiesen haben; allein kaum nach vier Jahren ein öffentlicher Angriff auf eine Behauptung dieser Schrift, die nicht einmal die eigentlichen Klagen betraf, erfolgt ist: so muß man dieses wohl als ein Geständniß der Wahrheit gelten laßen. Hierzu kam, daß lange nicht alles, was Spener tadelte, erst von ihm als verwerflich vorgestellt wurde. Andere Lehrer kurz vor ihm, oder noch zu seiner Zeit, hatten das meiste eben so angesehen; er führte ihre Stellen an, und konnte bey der neuen Ausgabe seiner Schrift zwey Bedenken damaliger Theologen hinzufügen, welche das seinige völlig bestätigten. Daß vieles was er vorbrachte, neu zu seyn schien, rührte hauptsächlich davon her, weil er der erste war, der alles in einem solchen Umfange und Zusammenhange, so frey und nachdrücklich sagte. Einzelne Vorstellungsarten, angegebene Ursachen, oder erregte Hoffnungen, könnten zwar darunter ungewöhnlich heißen, oder bezweifelt werden; dem Ganzen aber seiner Bemerkungen fehlte es so wenig an Richtigkeit, daß vielmehr der damalige Zustand der Evangelischen Kirche, besonders der theologischen Gelehrsamkeit in derselben, die Schriften und Predigten, die wir aus jenem Zeitalter übrig haben, für dieselbe sprechen. Das Hauptverdienst eines Evangelischen Theologen, wurde bis auf Speners Zeiten in der eifrigsten Fertigkeit, seinen Lehrbegriff zu vertheidigen, und andere Religionsgesellschaften zu bestreiten, oder kurz in der Polemik, gesezt. Davon waren dieses die natürlichsten Folgen, daß die Religionsstreitigkeiten nicht allein kein Ende nahmen; sondern auch ohne Noth mit neuen vermehrt,

und

und mit der äußersten Hitze getrieben wurden; daß die scharfsichtige und ruhige Untersuchung der Religionswißenschaft, der man ohnedem alle Festigkeit und Vollkommenheit zutrauete, weder Zeit noch Platz gewinnen konnte; daß also bey vieler Gelehrsamkeit und dem besten Willen, doch in dieser Wißenschaft ein Stillestehen, und sogar ein Zurückweichen erfolgte; und daß ihre edle sicherste Grundlage, die Auslegung der heiligen Schrift, oder auch Hauptheile derselben, wie die theologische Sittenlehre, nichts weniger als nach Würden bearbeitet wurden. Der ganze akademische Unterricht in der Theologie war auch darauf gestimmt, daß glückliche Streiter für die Kirche täglich in Menge hervortreten mußten. Man hatte die Aristorelisch-Scholastische Philosophie mit allen ihren Spizfindigkeiten tief in die Erklärung und den Vortrag des theologischen Lehrgebäudes verwebt. Das Latein, in welchem alle Vorlesungen gehalten wurden, war mit Kunstwörtern beladen; und mehrere Jahre einer dogmatisch-polemischen Unterweisung vollendeten diese Anlage. Es konnte nicht fehlen, daß auch der kirchliche Lehrer, der auf diese Weise gebildet worden war, vieles auf die Kanzel brachte, was für diesen Ort gar nicht gehörte. Da erschien hebräische, griechische und römische Sprachwißenschaft, und andere Gelehrsamkeit oder Belesenheit; die Hauptsäze der Predigten und ihre Abtheilungen wurden lateinisch abgefaßt; oft bestanden sie aus sinnreich witzigen, aber übel gewählten Bildern, und die Widerlegung alter und neuer Ketzer nahm auch ihre geräumige Stelle ein. Es gab Ausnahmen von diesem allem; auch läßt sich vieles durch den damaligen herrschenden Mangel an feinerm Geschmack in der deutschen Sprache und Beredsamkeit, in Witz und Methode, entschuldigen. Aber schon der streitsüchtige theologische Geist hatte einen übeln Einfluß auf die

Sitten; wie er jederzeit selbst sehr gutmeinende Menschen verwandelt und verkehrt hat. Ueberdieß hat man die richtige Anmerkung gemacht, daß der in Speners frühesten Jahren geendigte dreyßigjährige Krieg unter andern Folgen, auch Spuren einer gewißen Verwilderung bey der Nation zurückgelaßen habe, die erst spät weggewischt werden konnten.

Spener hatte also vollkommen Recht, indem er große und sehr mannichfaltige Fehler und Mißbräuche in der Evangelischen Kirche anzeigte. Allein die Gegenmittel, die er dawider vorschlug, waren nicht weniger treffend ausgesucht; wenn sich gleich in ihrer Anwendung kleine Schwierigkeiten hervorthun konnten; oder einiges noch bestimmter und vollständiger zu entwickeln war. Im Grunde kehrte er dadurch zu der Lehrart und Theologie der Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts zurück, von der man sich mit dem Anfange des siebzehnten, immer mehr entfernet hatte. Diese hatten dem gelehrten Forschen in der heiligen Schrift den ersten Rang unter den theologischen Beschäftigungen angewiesen; der Philosophie kaum einen entfernten Einfluß auf die Religionswißenschaft zugestanden, und einen kunstlosen Vortrag des Christenthums in der versammleten Gemeine, vor den besten gehalten. So viele Redlichkeit und so sichtbare gottseelige Gesinnungen, auch die Bescheidenheit, mit welcher Spener seine Vorschläge nur fromme Wünsche nannte, konnten ihnen desto mehr Eingang verschaffen. Ob er sich gleich stark und ernstlich ausdrückte; so vermied er doch alles Beleidigende, Bittere und persönlich Satyrische. Es waren mehr wehmüthige Klagen im Nahmen der Religion, der Tugend und des Evangelischen Lehramtes, die völlig wieder in ihre alten Rechte eingesezt zu werden wünschten.

Hier

Hier sieht man würklich den Anfang einer überaus beträchtlichen und nothwendigen, geschickt entworfenen und standhaft fortgesezten Reformation. Denn nach der Grundlage, die in dieser Schrift enthalten ist, arbeitete Spener durch mündliche Lehren, Schriften und sittliches Beispiel, in den folgenden dreyßig Jahren immer fort. Es ist der Saame, den er stets fruchtbarer zu machen versucht hat: und seine zahlreichen Freunde, Schüler oder Nachahmer beeiferten sich ebenfals in vielen Gegenden, nicht minder glücklich als er, aus so reichhaltigen Grundsäzen auch allen möglichen Gewinn zu ziehen. Gleichwohl schrieb er sechs Jahre darauf, nachdem er diese Vorrede herausgegeben hatte, an einen Freund: „Vor einen Reformatorem der Kirche mich anzugeben, laße ich „mir die Thorheit nicht aufsteigen; sondern weiß „mich meiner Schwachheit zu entsinnen, daß dazu „weder Weisheit noch Kraft empfangen habe. Laße „mir also genügen, daß ich mit unter die Stimmen „gehören möge, welche diejenigen zu der Reformation helfen aufmuntern, die der Herr dazu ausgerüstet haben mag. In solcher Sache also bedarf ich „keines Anhangs; oder andere an mich zu ziehen. Es „nöthigt mich aber auch nichts, daß ich mit denjenigen „Theologis, von denen ich entweder selbst gute Gedanken und Hoffnung habe; oder die sich doch dem Guten aufs wenigste nicht öffentlich widersezen, brechen „müßte. Vielmehr trachte ich sie bey gutem Willen, „auf Art und Weise, so dem Gewißen nicht entgegen „ist, zu erhalten; oder entweder ihre Miteinstimmung, „damit mir mein Werk beßer von Statten gehen möchte; „oder daß sie dadurch zu ihres eigenen Amtes fleißiger „Verrichtung aufgemuntert würden; oder daß sie sich „anderer christlichem Vorhaben nicht frevelnd entgegen „zu sezen sich verleiten laßen. Welche Zwecke alle der

„göttlichen Ehre gemäß sind. Hingegen sehe ichs nicht „verantwortlich an, wo ich muthwillig solche Leute in „Harnisch jagen sollte.“ Eben so erklärte er sich gegen einen andern Freund, im Jahr 1684. daß er zwar zu der Kirchenverbeßerung gern das seinige beitragen wolle; „aber zu einem solchen sonderbaren Werke bey sich „durchaus die nöthigen Stücke nicht finde. Ich will „nicht sagen, fährt er fort, von dem Mangel der Ge„lehrsamkeit, und dergleichen natürlichen Verstandes„gaben; sondern vornemlich mangelts mir an der nö„thigen Klugheit und Weisheit, welche Gebrechen ich „auch sogar in den absonderlichen Amtsverrichtungen „bey mir finde, daß ich oft mich selbst meiner schäme, „wie sogar keinen Rath nicht finden kann. Was sollte „es denn seyn, wo ich mich eines höhern annaßen „sollte? Sonderlich mangelt mirs an der Kraft des „Geistes von oben, die leider sehr schwach ist, und die „natürliche Furcht auch im Geringen schwer übervin„det, nimmermehr aber genugsam ist, sich deßen zu „unterfangen, welches einen rechten Heldenmuth er„forderte. Daher mangelts mir eben aus diesen Zeug„nißen an dem göttlichen Berufe.“

Versicherungen dieser Art sind unterdeßen nur die Sprache eines Mannes, der es wußte und fühlte, wie angemein viel zu einem Reformator von Religions- und kirchlichen Mißbräuchen gehöre, die sich ins Große und Ganze erstrecken; eines mit sich sehr wohl bekannten, sehr demüthigen und gottesfürchtigen Mannes, der sich lieber zu wenig als zu viel zutrauen wollte. Man merkt seine edle Absicht, Gutes auf die sanfteste unanstößigste Art, ohne diejenigen aufzubringen, die es bisher nicht genug gekannt hatten, oder noch hindern konnten, zu würken; sein Besorgniß, in den Verdacht zu gerathen, als wenn er der Stifter einer Parthey

werden

werden wollte; und seine gegründete Ueberzeugung, wie weit mehr Nuzen derjenige meistentheils schaffe, der nicht geradezu stürmt und niederreißt; sondern durch weise Rathschläge und stille Thätigkeit Reformator ist, ohne sich öffentlich dazu aufzuwerfen. In diesen Gesinnungen schrieb Spener im Jahr 1678. an einen seiner Freunde: „Ich weiß wohl, nicht nur, „daß das Reformationswerk nicht Eines Mannes „Arbeit sey; sondern daß an demjenigen, was der Herr „an seiner Kirche vorhaben mag, ich weder der vor„nehmste, noch einer von den vornehmsten seyn soll, „als wozu mir die Gaben nicht gegeben. Mir ists „schon mehr Ehre, als ich verdiene, daß mein Gott „meine pia desideria so weit gesegnet, daß sie als eine „ziemlich laut schallende Stimme unterschiedliche er„weckt und aufgemuntert haben, nicht etwan von mir „zu lernen; sondern der Sache weiter nachzudenken, „nach den Gaben, die sie von Gott haben, und er „ihnen, wo sie anfangen, ihm treu zu seyn, ferner „geben wird. Ueber diese Aufmunterung sehe ich „nicht, daß Gott mehr durch mich zu thun vorhaben „sollte, ohne daß ich an meiner Particulargemeine nach „Vermögen zu arbeiten, und was sowohl mit Schrei„ben zwischen guten Freunden zu allerseits Erbauung „ausgerichtet werden mag, als etwan an einem und „andern Einfältigen von mir geschehen zu können, er„die Gelegenheit geben wird, mich derselben zu ge„brauchen haben mag.“ Um gleiche Zeit gab er seinen Freunden zu erkennen, daß, wenn von einer völligen und feyerlichen Reformation die Rede sey, in Absicht auf dieselbe nichts Großes ohne Zuziehung oder vielmehr ohne das Ansehen der Obrigkeit, ausgerichtet werden könne; daß die Reformation von dem geistlichen Stande angefangen werden müße; daß aber gerade dieser sich am wenigsten werde refor-

1 Edw. II. [1307-8.]

Rex concessit eidem Johanni quod ipse et heredes sui de corpore suo exeuntes habeant et teneant predictum manerium de Wodeford cum pertinenciis de predicto Johanne et heredibus suis de corpore suo exeuntibus imperpetuum, ita quod si predictus Johannes obierit sine heredibus de corpore suo exeuntibus, predictum manerium cum pertinenciis integre remaneat predictis Johanni et Johanne et heredibus de corpore predicti Johannis exeuntibus, et si predictus Johannes et Johanna sine heredibus de corpore predicti Johannis exeuntibus obierint, predictum manerium cum pertinenciis integre remaneat heredibus predicti Johannis de corpore suo exeuntibus imperpetuum, et

jenigen aber, der es entzieht, außer Stand seze, das Gute, auf welches er sich so viel einbildet, in einem größern Kreise würken zu laßen.

Zwanzig Jahre floßen unter solchen Bemühungen, in Speners Lehramte zu Frankfurt am Mayn vorbey. Er predigte daselbst fleißig nach demjenigen Entwurfe, den er schriftlich empfolen hatte, nemlich nichts auf die Kanzel zu bringen, was nicht Schriftmäßige Erkenntniß von Religionswahrheiten, und heilsame Anwendung derselben auf Herz und Leben befördern könnte. Eine Anzahl dieser Predigten, und besonders eine merkwürdige Sammlung eines ganzen Jahrgangs ließ er unter der Aufschrift: des thätigen Christenthums Nothwendigkeit und Möglichkeit, durch den Druck bekannt machen. Seine gottseelige Versammlungen giengen, zwar nicht ohne allen Tadel, doch mit bleibendem Nuzen, viele Jahre nacheinander fort. Er gerieth auch in einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel, indem eine Menge Evangelischer Lehrer, die ihn hochschäzten und liebten, in Verbindung mit ihm zu treten suchten, sich Belehrungen über ihr Verhalten bey gewißen Fällen von ihm ausbaten, ihm Bedenklichkeiten vortrugen, und ihm überhaupt vielfache Gelegenheit gaben, seine Wißenschaft, Klugheit und Frömmigkeit zu zeigen.

In eben diesem Zeitraum stellte er zwo Schriften ans Licht, die mit seinen oben genannten Verbeßerungsvorschlägen genau zusammenhiengen. Die eine: Das geistliche Priesterthum, führte einen vollständigen Beweis, daß alle Christen das Recht hätten, außer sich, auch andere durch die heilige Schrift und Religionslehren zu erbauen; so wie sie für sich und andere zu beten schuldig wären. An der Richtigkeit

der Sache, die überdies mit einem bibliſchen Ausdrucke bezeichnet ward, konnte nicht gezweifelt werden. Dem Verfaßer aber wurde die Herausgabe dieſer Schrift dadurch abgenöthigt, daß man fälſchlich ausgeſtreuet hatte, in den von ihm geſtifteten andächtigen Zuſammenkünften predigten Mägde, und alles laufe darinne auf Herabſezung der Würde und der Rechte des eigentlichen Lehramtes hinaus. Gleichwohl machte das Ungewöhnliche dieſer Anſtalten, und der leichte Uebergang von ihrer rühmlichen Geſtalt zu Mißbräuchen, daß es wenig fehlte, die zweyte Ausgabe des Buchs wäre von dem Rathe zu Frankfurt verhindert worden; obgleich alle Prediger daſelbſt hierinne mit Spenern einig waren, ja ſogar einigen Antheil an der Ausfertigung deßelben genommen hatten. Vielleicht trug auch der geheime Vorwurf etwas dazu bey, den manche in dieſen Verſammlungen gegen ihren kaltſcheinenden Eifer für die Gottſeeligkeit zu ſehen glaubten. Dieſe ganze Angelegenheit der Privatverſammlungen zu gottesdienſtlichen Uebungen, die nach und nach ſo viele Streitigkeiten, Beſchuldigungen, und endlich landesherrliche Verbote derſelben, hervorgebracht hat, iſt kaum in den neuern Zeiten recht unpartheiiſch beurtheilt worden. Man hat den Fall, der nicht ſelten geweſen ſeyn mag, daß Evangeliſche Theologen und Prediger ſich den gedachten Verſammlungen aus Furcht, ihr Anſehen, ihr Einfluß und ihre Einkünfte möchten dadurch einen ſtarken Stoß leiden, als den einzigen angenommen; als wenn ſie nicht eben ſo oft, und nicht immer ohne Grund, Beſorgniße wegen der Religion ſelbſt, die durch unbeſonnen ausgeſchüttete Einfälle eines vermiſchten Haufens leiden konnte, geäußert hätten. Genug, daß Speners ſämmtliche Amtsgenoßen zu Frankfurt überzeugt geweſen ſind, die von ihm getroffenen Einrichtungen ſeyen eine wahre Erweiterung

der

der Nuzbarkeit ihres Amtes; und eben diese Ueberzeugung hätte man auch allen andern Evangelischen Lehrern wünschen mögen.

Die andere dieser Schriften: Allgemeine Gottesgelehrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen, die im Jahr 1680. zum Vorschein kam, hatte Spener ebenfals zu seiner Vertheidigung aufsezen müßen. Er war deswegen öffentlich angegriffen worden, weil er in seinen Frommen Wünschen behauptet hatte, nur ein bekehrter Religionslehrer habe eine wahre Theologie; einem andern könne man bloß eine Philosophie von göttlichen Dingen zuschreiben. Andere Evangelische Lehrer von großem Ruf hatten ohngefähr eben dieses schon vor ihm gesagt und geschrieben; er aber nahm diesen Satz desto eifriger an, weil er die frühe Verbindung der Gottseeligkeit mit der Gelehrsamkeit als eines der vornehmsten Verbeßerungsmittel für den geistlichen Stand empfol. Bey dieser Frage, die in der Folge so hizig und in so vielen Schriften getrieben worden ist, lag ohne Zweifel ein Wortstreit zum Grunde. Da die Theologie eben sowohl eine menschliche Wißenschaft ist, und durch gewiße Hülfsmittel, Untersuchungen und Uebungen erlernt werden muß, wie andere Theile der Gelehrsamkeit; so sieht man nicht, warum sie bey dem unbekehrten Lehrer, der den gedachten Weg fleißig und anhaltend geht, nicht auch eine wahre Wißenschaft werden könnte, das heißt, die richtig, gründlich und auf mancherley Seiten brauchbar wäre. Wenn hingegen unter der Theologie eine auf geistliche Erfahrung und eigene Beßerung gegründete Religionserkenntniß und Fertigkeit, dieselbe auch zu anderer Beßerung anzuwenden, verstanden wird: so kann freylich nicht

gelen-

geleugnet werden, daß der bekehrte Lehrer dieselbe mit kräftiger und eindrücklicher vortragen könne, als ein anderer. Allein indem man diese leztere Erklärung gebraucht, verwechselt man die Begriffe willkührlich, und macht aus einer Wißenschaft eine praktische Fertigkeit; man vermischt Wahrheit und lebendige Kraft in der Anwendung mit einander. Speners an sich wohlgerathene Schrift kann dieses selbst bestätigen. Die große Menge von Zeugnißen, welche er darinne aus alten und neuen Zeiten für seine Meinung anführt, beweiset würklich so viel, daß man stets und mit Rechte, nur von einem gottseeligen Lehrer eine recht fruchtbare und gesegnete Führung seines Amtes zur Beßerung der Menschen erwartet; daß man aber auch Religion und Frömmigkeit nicht genau von der Theologie unterschieden, und daher die leztere wohl gar eine von Gott geschenkte Fertigkeit genannt habe. So gerieth auch Spener im Eifer für die gute Sache darauf, daß er, um eine wahre und wichtige Bemerkung möglichst stark zu sagen, etwas über die genaue Bestimmtheit der Ausdrücke hinausgieng.

Er fand jedoch zu Frankfurt auch noch Zeit zu Beschäftigungen von einer ganz andern Art. Man hat gesehen, wie viel Aufmunterung und sogar Verbindlichkeit er in seinen jüngern Jahren gehabt habe, um sich den historischen Hülfswißenschaften zu ergeben. Nicht damit zufrieden, dieselben sorgfältig erlernt zu haben, stellte er Sammlungen und Nachforschungen darüber an, die auch einer öffentlichen Bekanntmachung würdig waren; zumal da er sie immer fortsezte und vermehrte. Er ließ also im Jahr 1668. einen Schauplaz des Europäischen Adels (Theatrum Nobilitatis Europaeae, Tabulis progonologicis praecipuorum in cultiori Christiano orbe Magnatum et Illustrium Pro-

Progenitores 128, 64, aut 32. iusto ordine repraesentantibus exornatum, Francof. fol.) in zwey Theilen drucken, zu welchen er im Jahr 1673. noch eine Ergänzung (Auctarium) hinzufügte. Es war nicht seine Absicht, vollständige Stammtafeln der in großer Anzahl aufgeführten Häuser, von den höchsten regierenden an, bis auf die ansehnlichern adelichen, mitzutheilen. Allein die Ahnen eines jeden Hauses stellt er nicht allein so weit, sondern zum Theil noch weiter dar, als es zu der gewöhnlichen Probe nöthig ist. Und obgleich dieses Werk manche Lücken und andere Unvollkommenheiten hat; so war es doch ein nüzlicher Beitrag zur Geschlechtskunde.

Um die Wapenkunde aber machte sich Spener noch weit mehr verdient. Menestrier, deßen bereits oben gedacht worden ist, hatte ihn ermuntert, dieser Kunst eben dieselben Dienste in Deutschland zu leisten, die sie von ihm in Frankreich empfieng. Er hielt auch zu Straßburg und zu Basel heraldische Vorlesungen; worauf schon im Jahr 1668. seine Erläuterung des Kursächsischen Wapens, (Commentarius historicus in Insignia Seren. Domus Sax.) ans Licht trat. Auf dieses vielversprechende Beispiel ließ er im Jahr 1680. den besondern Theil des Hauptwerks, unter der Aufschrift: Historia Insignium illustrium, seu Operis Heraldici Pars Specialis, Francof. fol. folgen, und sezte jene Erläuterung demselben vor. Endlich gab er auch den allgemeinen Theil oder die Einleitung: Insignium Theoria, seu Operis Heraldici Pars Generalis, Francof. ad Moen. 1690. fol. heraus, worinne er die Grundsäze der Heroldskunst erklärte. Durch dieses vortreffliche, mit vielen Kupfern versehene Werk, hat Spener allerdings die Wapenkunde zuerst für Deutschland gegründet: denn

die

and Hamilton, with a considerable body of men, are to be in the Mohawk country before the middle of August, to destroy the Indian towns and settlements. Colonel Willett, with a detachment of the New-York troops, is to proceed to Oswego, and from thence to the Seneca country. The whole force is to rendezvous at Tioga, on the 1st of August, and to be under the command of General Sullivan. The Indians, it is said, will be attacked in their strongest holds, and with all the force that can be collected.

Extract of a letter from Albany, dated July 20.

"Yesterday arrived here a number of Indians and Tories, from the back settlements, with a flag, and a letter from Colonel Butler, requesting a cessation of hostilities for a few days, in order to bury the dead, and to collect the wounded, who were left in the woods, after the late engagement with General Sullivan's army. The request was refused, and the flag returned immediately. Colonel Butler's letter was dated at Catharine's Town, on the 18th inst. and he says, that he has only 400 Indians and Tories with him, and that he is retreating to Niagara, as fast as he can, with the wounded. He says, that the Indians have lost 200 men, and the Tories 100, in the late engagement. He also says, that he has destroyed all the provisions, and burnt all the houses, in the country, through which he has passed."

richtungen unter wenigen erhabnen Personen nöthig sey. Doch da der Antrag wiederholt wurde: stellte er, gewohnt seine Unschlüßigkeit bey sehr erheblichen Angelegenheiten durch das Urtheil anderer heben zu laßen, dem Rathe zu Frankfurt in einem weitläuftigen Schreiben, welches als ein Muster ehrlicher Gewißenhaftigkeit und Freymüthigkeit, gelesen zu werden verdient, die Ursachen auf beiden Seiten vor, und bat ihn, darnach selbst zu entscheiden, ob er dieses Amt, das er vor das wichtigste in der Evangelischen Kirche Deutschlands hielt, übernehmen oder ablehnen sollte? Der Rath weigerte sich, eine solche Entscheidung zu geben; Spener ersuchte also fünf angesehene Theologen, jene Gründe zu untersuchen; sie erklärten darauf alle den Ruf vor göttlich, und Spener folgte ihrem Gutachten. Indem er dieses dem Kurfürsten von Sachsen schriftlich meldete, äußerte er zugleich das ehrerbietige Vertrauen, daß er bey der Verwaltung seines künftigen Amts, jede würdige Freyheit durch die Unterstüzung deßelben genießen würde.

Eine der ersten Arbeiten, die Spener mit vorzüglichem Eifer zu Dresden trieb, waren die katechetischen Uebungen, die er immer noch vor nüzlicher und notwendiger für die meisten Christen als die Predigten selbst ansah. Es war sogar eine seiner vornehmsten Bedenklichkeiten bey dem neuen Rufe gewesen, daß er besorgt hatte, er werde, wenn er denselben annähme, keine Gelegenheit zu einem solchen Unterrichte finden. Seine Aemter verpflichteten ihn auch gar nicht dazu; er wußte sich aber gar bald die Erlaubniß zu demselben von dem Kurfürsten zu erbitten. Anfänglich stellte er diese Uebungen in seinem Hause an: und das, ohne sich mit den Predigern zu Dresden darüber zu besprechen; welches ihren Unwillen erregte.

erregte. Er unterließ es jedoch aus guten Gründen. „Zuweilen, so schrieb er an einen seiner Freunde, muß ein Durchriß, so andern gewaltsam vorkömmt, geschehen, wo man auf die ordentliche Weise verfahrend, gewiß versichert ist, daß die im Weg sich legenden Hindernisse unüberwindlich werden würden.“ Seine Catechisationen gewannen übrigens so großen Zulauf, nicht nur von Kindern, sondern auch von Erwachsenen höhern und niedern Standes, daß ihm der Platz zu enge wurde; es ward ihm also verstattet, sie in der Kapelle der Kurfürstinn fortzusezen. Dieser Beifall munterte ihn desto mehr auf, die schon seit einiger Zeit beschloßene Einführung der Katechismusprüfungen in den Kursächsischen Ländern zu befördern. Es war dazu ein besonderer Landtagsschluß nöthig gewesen; Spener hingegen glaubte, daß ein jeder Prediger eine so heilsame Anstalt ohnedieß hätte vornehmen können und sollen. Allein die gemeinen armseeligen Begriffe von dieser Sache erhielten sich noch bey vielen: und da Spener sich so tief unter seine Würde, wie man sich einbildete, herabließ, so entehrte sich selbst ein Theologe durch die Spötterey: der Kurfürst habe einen Oberhofprediger haben wollen; habe aber einen Schulmeister bekommen.

Spener wandte deswegen nicht mindern Fleiß auf die in Dresden von ihm gehaltenen Predigten. Was er zu Frankfurt durch schriftliche Anweisung und durch sein mündliches Beispiel gelehrt hatte, den Kanzelvortrag von allen Auswüchsen der unzeitig angebrachten Gelehrsamkeit, Streitsucht und Witzeley zu reinigen, ihn ganz aus seiner edelsten Quelle, der heiligen Schrift, abzuleiten, und auf seine wahre Bestimmung zu richten, oder Schriftmäßig, faßlich und brauchbar für jedermann einzurichten; davon wurde er

auch

auch für Sachsen ein glückliches Muster. Man brauchte daßelbe in diesem Lande desto nothwendiger, da die fehlerhafte Art zu predigen durch die neu ersonnenen sogenannten Predigermethoden, unter welchen die Leipziger eine der berühmtesten war, wie anderwärts, also auch daselbst, noch mehr Festigkeit bekommen hatte. Speners Predigten, in welchen er so sehr auf die Ausübung des Christenthums drang, stifteten auch in dieser Betrachtung eine heilsame Bewegung. Viele wurden auf sich weit aufmerksamer, und sahen ein, daß es bey der Religion nicht auf die bloße Rechtgläubigkeit ankomme; aber auch manche Sächsische Prediger fiengen seitdem an, ihren öffentlichen Unterricht stärker auf diese Seite zu lenken. Ein so ausnehmender Erfolg seiner Predigten, und das Verlangen von vielen, sie gedruckt zu lesen, bewog Spenern, drey Jahrgänge derselben, unter den Aufschriften: die Evangelische Glaubenslehre, die Evangelischen Lebenspflichten, und der Evangelische Glaubenstrost, seit dem Jahr 1688. in eben so vielen Quartbänden zu Frankfurt am Mayn herauszugeben. Diese Sammlungen sind es, aus welchen man seine Lehrart auf der Kanzel hauptsächlich beurtheilen muß; und ein Begriff von den beiden erstern ist dazu hinlänglich.

In dem ersten dieser Jahrgänge handelte er alle Glaubenslehren der Evangelischen Kirche, freylich nicht in einer natürlichen und zusammenhängenden Ordnung, sondern, wie ihm solches die sogenannten Evangelien darboten oder erlaubten, ab. Eine solche lange Reihe oder auch nur eine kurze Folge dogmatischer Predigten kann überaus leicht Trockenheit im Vortrage und Ermüdung bey den Zuhörern verursachen, weil Lehrsäze die nur geglaubt oder untersucht werden

müßen, den Geist der meisten Menschen in keine gerings same Thätigkeit versezen, überdieß auch Glaubenslehren der Religion von ihnen ordentlich zugegeben und als bekannt angenommen werden. Allein außerdem daß es Spener mit Recht der Mühe werth hielt, zu zeigen, wie man, ohne ein Schulgerechtes Lehrgebäude zu errichten, die Glaubenslehren des Christenthums für die gemeine Faßung aus der heiligen Schrift erklären und beweisen müße, ließ er es auch dabey nicht bewenden. Er vergaß bey keiner Glaubenslehre, ihre gemeinnüzliche Anwendung, und nicht selten sehr ausführlich, vorzustellen. Auch wechselte er in der Methode der eigentlichen Abhandlung der Glaubenslehren häufig ab; sein Hauptzweck ist immer, Anleitung zum Verständniß der biblischen Stellen zu geben, in welchen sie enthalten sind. Eine jede wird ziemlich vollständig, in einem ungekünstelten, fast vertraulichen und wortreichen Ausdrucke, vorgetragen: und ein niche kurzes Empfindungsreiches Gebet, das überhaupt der Würde einer Predigt bey ihrem Anfange und Ende so angemeßen ist, macht allemal den Beschluß. Selten findet man griechische und lateinische Wörter angeführt, oder Streitigkeiten erörtert; eher vorzügliche Stellen aus Luthers Schriften beigebracht. Manches Eigene hat die Predigt von der heiligen Jungfrau Maria, am Feste ihrer Heimsuchung gehalten; sie sezt den richtigen Begriff von derselben und die ihr schuldige Verehrung fest; bestreitet aber auch weitläufig die abergläubische Denkungsart über dieselbe. Noch mehr muß gewißermaaßen Speners zweyter Jahrgang, von den Evangelischen Lebenspflichten, gefallen. Moralische Predigten werden, auch lange fortgesezt, dem Zuhörer nicht leicht Ueberdruß erregen, wenn der Lehrer nur eine mäßige Fertigkeit besizt, ihn durch dieselben in Leben und Bewegung zu bringen, recht eigentlich

sich mit sich selbst zu beschäftigen. Hier ist es nicht allein Mannichfaltigkeit, biblische genaue Verbindung der Sittenlehre mit dem Glauben, noch mehr Entfernung von Streitfragen, und ein faßlich einnehmender Vortrag; sondern hauptsächlich eine hervorleuchtende geübte Menschenkenntniß, die zur Empfelung dienen kann. Besonders kann man es nachahmungswürdig nennen, daß er überall den Grund, die Beförderungs- und Erleichterungsmittel der Beobachtung einer jeden Pflicht, und endlich ihre Hindernisse, mit Sorgfalt aus einander sezet. Die Predigt von der Sanftmuth gegen die Irrenden, welche er über die Worte des Erlösers hielt; Laßet beides (Weizen und Unkraut) mit einander aufwachsen! ist vor andern seiner sanften Gesinnungen würdig. Lang sind freylich alle Predigten dieser beiden Sammlungen, etwas zu lang für die meisten gewöhnlichen Zuhörer. Aber dieses war eine Folge von der nicht ganz zweckmäßigen Absicht, die Ausführung jeder Glaubenslehre oder christlichen Pflicht einigermaaßen zu erschöpfen: und noch jezt verhindert oft die bestimmte Stundenlange und noch längere Dauer der Predigten ihre ausgebreitete Würkung.

So sehr unterdeßen Spener wünschte, auf diesem geraden Wege seiner Amtsverwaltung ungestört fortschreiten zu können; so wurde er doch immer tiefer in theologische Streitigkeiten hineingezogen, weil er nicht aufhörte, seine Meinung frey über Mißbräuche und ihre Abstellung zu sagen. Einer dieser Händel war im Jahr 1690. zu Hamburg entstanden. Daselbst hatte ein Prediger, Johann Friedrich Mayer, gelehrt und eifrig für den Lehrbegriff seiner Kirche, aber ungestüm, verkezernd und herrschsüchtig in einem hohen Grade, einen Revers oder eine eidliche Verbindungs-

formel zur Einigkeit in der reinen Lehre, wider allerhand neue Schwärmer und Sektirer, aufgesezt, den alle seine Amtsgenoßen mit ihm unterschreiben sollten. Der Inhalt deßelben war, daß sie sich nicht nur verbindlich machten, von den symbolischen Büchern niemals abzugehen, sondern auch die seit einiger Zeit bekannt gewordenen Feinde der heiligen Schrift, falschen Philosophen, zu gelinde denkenden Theologen, und andere Schwärmer, sonderlich Jakob Böhmen, und die Hoffnung eines tausendjährigen Reichs Christi auf der Welt, im gröbern und mildern Verstande, verwerfen, die Anhänger davon niemals vor ihre Brüder erkennen, sie nicht entschuldigen, auch alle von ihren Vorfahren erhaltene Kirchencärimonien fortpflanzen, und alle Neuerungen verhüten wollten, so lange die Kirche nicht etwas anders veranstalten würde. Die meisten Hamburgischen Prediger unterschrieben diesen Revers; drey ausgenommen, und unter diesen Johann Heinrich Horbius, Speners Schwager, auch mit ihm in Absicht auf die Verbeßerung der Kirche, besondere Anstalten zur Beförderung der Gottseeligkeit, Einschränkung des Streitgeistes, und dergleichen mehr, übereinstimmend. Gegen ihn war dieser Revers besonders gerichtet; so wie er bereits ehemals zugleich mit Spenern wegen der Behauptung, daß jeder Christ berechtigt sey, Bibel und Religion zur Beßerung anderer zu gebrauchen, angegriffen worden war. Bey dieser Uneinigkeit suchten beide Theile sich durch eingeholte Gutachten ein Ansehen wider ihre Gegner zu verschaffen. Die Vertheidiger des Reverses fanden drey theologische Facultäten, welche ihnen beistimmten; die drey Prediger hingegen erhielten Bedenken von einzelen angesehenen Theologen, worinne ihr Betragen gebilligt wurde. Unter diesen leztern war Spener der vornehmste, und sein im Jahr 1690. gedruck-

gedrucktes Bedenken über den von einigen des Ehrwürdigen Hamburgischen Ministerii publicirten neuen Religionseid, war das ausführlichste und wichtigste. Er zeigte darinne, daß es keiner Gesellschaft von Predigern zukomme, ohne Verabredung mit der Obrigkeit oder den Vorstehern der Kirche, ein neues Glaubensbekenntniß abzufaßen, und sich und ihre Nachfolger darauf verbindlich zu machen; daß eben so wenig eine besondere Gemeine das Recht habe, über streitige Religionsfragen solche Entscheidungen zu machen, dadurch alle diejenigen von der christlichen Brüderschaft ausgeschloßen werden sollten, die nicht einerley darinne mit ihr glaubten; ja daß solches der ganzen Evangelischen Kirche nachtheilig sey, und zu einer neuen Trennung den Weg bahne. Weiter bewies er, daß, wenn gleich der Chiliasmus, oder die Erwartung eines irdischen tausendjährigen Reichs Christi, vor einen Irrthum gehalten würde, er doch den Grund des Glaubens nicht umstoße, und man also auch nicht die kirchliche Gemeinschaft mit denjenigen, die ihn behaupteten, aufheben dürfe. Was die Schriften Jakob Böhmens, dieses zwar frommen, aber mystisch-schwärmerischen Schusters zu Görlitz, der viel unverständliches Zeug geschrieben hat, anlangt: so hielt Spener davor, daß derjenige der sie nicht gelesen habe, noch glaubwürdige Zeugniße von groben Irrthümern deßelben finden könne, nicht schuldig sey, sie zu verurtheilen. Er erklärte es auch vor eine unbillige Zumuthung an einen gewißenhaften Theologen, zur Beßerung seiner Gemeine weiter gar nichts vorzunehmen, als was seine Vorgänger gethan hätten. Da diesem Bedenken sogleich eine Schutzschrift von Mayern entgegengesezt wurde: so antwortete ihm Spener im Jahr 1691. in der Schrift: Die Freyheit der Gläubigen von dem Ansehen der Men-

schen in Glaubenssachen. Zwar handelte er diesen Gegenstand nur auf den ersten Blättern ab; trug aber auch dadurch, und durch seine ganze Theilnehmung an diesem Streite, (der noch in mehrern Schriften fortgeführt ward, und endlich zu Hamburg alles in Feuer sezte,) nicht wenig dazu bey, daß man in der Evangelischen Kirche seitdem nach und nach bedachtsamer in Ansehung der sonst so gewöhnlichen Verdammungsurtheile über gewiße Religionsmeinungen oder übel berüchtigte Schriften wurde; immer weniger Neigung bezeigte, sich auch von den angesehensten Eiferern neue Vorschriften des Glaubens aufdringen zu laßen, und selbst von den eingeführten öffentlichen und allgemeinen Bekenntnißschriften der Kirche, mit anständiger Freyheit, und ohne fühlbare Beschwerde für eigenes Nachforschen, denken lernte.

Näher und noch wichtiger für Spenern, aber auch weitläufiger und berühmter wurde eine andere Streitigkeit, in die er sich um diese Zeit verwickelt sah, von der er sich niemals völlig wieder losreißen konnte, und in der sich sowohl die vorhergehende, als alle andere Beschuldigungen gegen ihn, wie auf einem allgemeinen Sammelplatze, vereinigten: die Pietistische Streitigkeit. Seine Stelle im Kursächsischen Kirchenrathe und Oberconsistorium gab ihm Recht und Veranlaßung, den Zustand der Universitäten dieser Länder, besonders des theologischen Studium auf denselben, genauer zu untersuchen; aber auch kräftige Maasregeln zu beßern Einrichtungen zu ergreiffen. Da er also fand, daß Philosophie, Dogmatik, Polemik und Anweisung zum Predigen daselbst zwar sehr fleißig getrieben, aber desto weniger biblisch-exegetische Vorlesungen gehalten wurden: so brachte er es dahin, daß die Lehrer der Theologie angewiesen wurden, sich künftig

mit

mit den leztern vorzüglich zu beschäftigen. Allein dieser alte Wunsch Speners, die Auslegung der heiligen Schrift zur Hauptsache bey dem akademischen Unterrichte für angehende Theologen machen zu können, wurde bald darauf zu Leipzig außerordentlich und in seinem ganzen Umfange erfüllt. Einige der dortigen Magister stellten seit dem Jahr 1689. sogenannte biblische Collegia, aber von einer neuen und verbeßerten Art, an, indem sie darinne weniger auf gelehrte Erörterungen des Verstandes der Bibel, Prüfung der verschiedenen Meinungen über denselben, und dergleichen mehr, als auf Uebung und Nahrung der Gottseeligkeit nach Anleitung der heiligen Schrift, bedacht waren. August Hermann Franke, der erste und vornehmste unter ihnen, hatte sich eine Zeitlang in Speners Hause aufgehalten, der überhaupt seit langen Jahren gern künftige Religionslehrer unter seiner besondern Aufsicht sorgfältiger bildete. Jene Vorlesungen, die so sehr seiner Absicht und seinem Entwurfe gemäß waren, wurden mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Anstatt daß sich bisher für Collegia über die Bibel kaum einige Zuhörer sammleten, strömten sie in diese zu hunderten. Allein sie wurden auch deutsch gelesen, und die Studierenden empfanden es überdies durch ihren Inhalt, wie viele Früchte sie daraus dereinst als Prediger ziehen könnten. Viele von denen welche diese Vorlesungen besuchten, ließen auch sogleich eine merkwürdige Veränderung an sich blicken. Sie unterschieden sich durch sittsame Kleidung und Aufführung, durch einen ausgezeichneten Eifer in der Gottseeligkeit, beym öffentlichen Gottesdienste und in besondern Gesellschaften, auch durch Enthaltung von Ergözlichkeiten und Lustbarkeiten, vor allen übrigen Studierenden. Man fieng an, sie wegen einer Frömmigkeit oder Pietät, die man vor übertrieben hielt, mit dem Spott-

nahmen der Pietisten zu belegen; man wollte sie schon an einem scheinheiligen Blicke und Gange erkennen. Es breiteten sich aber auch auf ihre und ihrer Lehrer Rechnung manche nachtheilige Gerüchte aus. Man erzählte, daß diese lezteren und ihre Freunde in Sachsen andächtige Zusammenkünfte hielten, worinne sie Leute von allen Ständen Theil nehmen ließen, und dieselben vom öffentlichen Gottesdienste abzögen; das geistliche Lehramt und die wahre Gelehrsamkeit verachteten; die Philosophie vor schädlich erklärten; vor Religionsstreitigkeiten warneten; mit Abschaffung der Theologie und der symbolischen Bücher bloß die Bibel anprieſen; die Evangelische Kirche reformiren wollten, und nicht nur schwärmerische Gesinnungen hegten, sondern auch grobe Irrthümer vortrügen. Schon im Jahr 1689. kam es daher, auf Befehl des Kursächsischen Hofes, zu einer gerichtlichen Untersuchung gegen die gedachten Magister zu Leipzig; die aber vielmehr zur Rettung ihrer Unschuld ausschlug. Da unterdeßen alles was sie unternommen hatten, neu war; eben deswegen schon, nach der Denkungsart jener Zeiten, bedenklich oder gar gefährlich zu seyn schien; das Ansehen der öffentlichen Lehrer der Theologie dabey ins Spiel gezogen ward; und sowohl aus ihren Anstalten als Vorträgen, sich durch Mißdeutung schlimme Folgen ableiten ließen; auch einige ihrer Nachahmer allem Ansehen nach manche unbesonnene Schritte thaten: so ist es nicht zu verwundern, daß der Streit darüber seit dem Jahr 1690. in Schriften von beiden Seiten zu einer ziemlichen Heftigkeit ausbrach. In eben diesem Jahre wurden auch bereits durch mehr als einen kurfürstlichen Befehl, alle fromme Privat-Zusammenkünfte, oder sogenannte Conventikel, auf das schärfste verboten; andere solche Verordnungen drangen auf die Einschränkung und Unterdrückung des sogenannten Pietismus.

Daß

Daß gewiße Unordnungen von dieser Seite dazu Veranlaßung gegeben haben, kann nicht geleugnet werden; aber die Gegner der neuen Anstalten warfen auch Gutes und Schlechtes zugleich und mit einemmale weg.

Unter diesen Bewegungen gab Spener im Jahr 1690. eine Abhandlung heraus, aus der man leicht sehen konnte, daß er die theologische Methode der jungen Lehrer zu Leipzig vollkommen billige. Er hatte schon längst seines ehemaligen Lehrers Dannhauers Evangelischen Lehrbegriff (Hodosophia) in lateinische Tabellen gebracht; diese ließ er jezt mit einer langen Vorrede von den Hindernißen des theologischen Studium, abdrucken. Sie war gleichsam eine vollständige Erweiterung und Bestätigung desjenigen, was er ehemals in seinen Frommen Wünschen darüber geschrieben hatte. Nachdem er die übereilte oder eigennüzige Bestimmung der Kinder zur Theologie, und die zweckwidrige Erziehung künftiger Theologen in Sitten und Sprachen, als vorläufige Fehler vorangeschickt hat: so nennt er die Unwißenheit in der wahren Natur der Theologie, als das erste Haupthinderniß, weil man sie bloß vor eine gewöhnliche menschliche, nicht aber vor eine von Gott geschenkte Fertigkeit, vor ein Licht halte, das zur Seeligkeit führe, und also auch frühe Gottseeligkeit nicht vor nothwendig bey derselben achte. Das zweyte Hinderniß sezte er in dem unordentlichen Gange des gedachten Studium. Er hält zwar die Philosophie bey demselben vor nüzlich; aber die Aristotelische am wenigsten, ihre Logik ausgenommen, außerdem auch nur eine aus mehrern Lehrgebäuden gewählte; und schlechte Köpfe, meint er, die nur kurze Zeit auf Universitäten zubringen dürften, auch bloß für das Landvolk bestimmt wären, könnten der Philosophie ganz entbehren.

Diesen sey die hebräische und griechische Sprachkenntniß weit nöthiger, die er überhaupt unter den theologischen Hülfsmitteln, der Philosophie vorzieht. Die biblische Auslegung steht bey ihm höher, als alle Hauptheile der Theologie; er empfielt einem jeden, sich aus der heiligen Schrift selbst sein dogmatisches Handbuch zu verfertigen. Er lehrt bündig, worauf man bey der Polemik zu sehen habe; erklärt sie aber vor überflüßig für jene niedrigste Claße theologischer Lehrlinge. Eben so, und fast zu gering, denkt er von der Kirchengeschichte, die nur die beßern Köpfe gründlich erlernen sollten; die übrigen könnten sich dieselbe einst im Amte auch ohne Lehrer bekannt machen. Die praktische Theologie, welche auf hohen Schulen beinahe ganz verabsäumt werde, will er desto fleißiger vorgetragen wißen. Aber den Eifer, mit welchem sich so viele Studierende auf die Homiletik oder Predigtkunst, so fern dieselbe von biblischer Auslegungs-Wißenschaft und Fertigkeit ganz verschieden ist, legten, sieht er mit vielen andern als eines der beträchtlichsten Hinderniße des theologischen Studium an. Diese herrschende Gewohnheit, sich vor allem andern die Kunst zu predigen einzuprägen, ohne erst wohl gefaßt zu haben, wovon man predigen soll, kommt ihm eben so ungereimt vor, als wenn jemand bloß verstünde, recht künstlich Schuhe zusammen zu nähen, um Anschaffung und Zuschnitt des Leders aber sich gar nicht bekümmerte; daher er denn entweder das Leder betteln, oder nach den Regeln der Kunst Schuhe aus Papier zusammennähen müßte. Auch sezt er den Nutzen der Homiletik ziemlich herab; es wundert ihn, wie man eine so freye Sache, als der Vortrag göttlicher Lehren zur gemeinen Erbauung ist, in unveränderlich strenge Regeln einschließen könne, und er giebt jenen Nutzen nur in Absicht auf Deutlichkeit und Ordnung im Reden

zu.

gu. Hierauf klagt er über die Vernachläßigung der exegetischen Theologie auf den Universitäten, wogegen er die Verordnung des Kurfürsten August von Sachsen anführt, und giebt verschiedene Vorschriften, wie man sich ihr wiedmen müße. Endlich ist es noch die mystische (oder geheime) Theologie, welche Spener, obgleich mit einiger Behutsamkeit, den angehenden Theologen empfiehlt, weil diese nicht bloß den Verstand aufkläre, wie die lehrende oder thetische Theologie; sondern die ganze Seele bearbeite, durch Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung mit Gott, zu ihrem Hauptzwecke führe: und er schlägt darinne Arndten zum Wegweiser vor.

Zu einer andern Zeit würde diese Vorrede Speners, als des angesehensten Theologen in Kursachsen, und deßen Ruf in treffenden Verbeßerungsentwürfen schon vor ihm hergegangen war, ohne Zweifel denjenigen Eindruck gemacht haben, den sie großentheils verdiente. Er wäre auch würklich der rechte Mann gewesen, der die eben ausbrechenden pietistischen Händel durch seine Mäßigung und Klugheit hätte unterdrücken können. Doch sein Ansehen in diesen Ländern hatte durch eine Begebenheit im Jahr 1689. schon einen so starken Stoß erlitten, daß es Johann Benedikt Carpzov, ein berühmter Lehrer der Theologie zu Leipzig, und der erste, der wider die Pietisten die Feder ergriff, gleich darauf wagen durfte, auch ihn, als den vermeinten Anführer derselben, wenn gleich nicht nahmentlich, aber heftig genug, selbst in Predigten anzugreiffen. Spener hatte im Februar des gedachten Jahres, bey Gelegenheit eines feyerlichen Bußtags, dem Kurfürsten in einem weitläufigen Schreiben ehrerbietige, aber auch nachdrückliche Vorstellungen über den Zustand seines Gemüths und Lebens

gethan.

gethan. Wenn das Amt eines kurfürstlichen Beichtvaters kein leerer Nahme bey ihm seyn sollte: so hatte er ein Recht zu diesem Schritte; es gab auch schon ähnliche Beispiele seiner Vorgänger in dieser Würde. Allein der Kurfürst, der anfänglich durch sein Schreiben gerührt wurde, ließ sich am folgenden Tage durch Hofleute, die ihm vorstellten, es streite mit der ihm schuldigen Ehrfurcht, dergestalt wider Spenern einnehmen, daß er sich fest vornahm, ihn niemals wieder zu sehen, ihm auch das Schreiben mit einer eigenhändigen Antwort zurücksandte, worinne er hauptsächlich gewiße Personen zu strafen drohte, die Spenern allerley von dem Kurfürsten beigebracht hätten. Als Spener in einem neuen Schreiben an den Kurfürsten, deutlich bewies, daß jene Personen ganz unschuldig an diesem Argwohn wären, bekam er daßelbe durch einen Geheimen Rath unerösnet zurück. Von dieser Zeit an, sah er den Kurfürsten niemals mehr; dieser entzog sich auch seinen Predigten: und als er einen seiner Amtsgenoßen verlangte, um von ihm das heilige Abendmahl zu empfangen, war Spener, der darüber befragt wurde, damit wohl zufrieden. Vielleicht würde auch der Kurfürst gegen ihn wieder besänftigt worden seyn, wenn man ihn nicht im Jahr 1690. durch das Vorgeben erbittert hätte, daß Spener Abschriften von seinen beiden Schreiben, andern mitgetheilt habe. Dieser zeigte zwar leicht, wie falsch die Beschuldigung sey; aber mit so weniger Würkung, daß der Kurfürst ihn vielmehr durch seine geheimen Räthe zu bewegen suchte, daß er seine Aemter, mit Beibehaltung eines ansehnlichen Jahrgeldes, wenn er gleich in fremde Dienste träte, niederlegen möchte. Doch Spener glaubte, daß es ihm sein Gewißen nicht erlaubte, dieses einzugehen. Die Kurfürstinn schlug vergebens vor, daß ihm verstattet werden möchte, in

einer

einer andern Kirche zu predigen; auch die geheimen Räthe thaten dem Kurfürsten mehr als einmal Vorstellungen zu seinem Besten. Da aber dieser entschlossen blieb, sich seiner zu entledigen, nahm Spener im Jahr 1691. den Ruf des Kurfürsten von Brandenburg zum Propste und Inspector der Kirche zu St. Nicolai in Berlin, auch Beisizer des dortigen Consistorium, an. Seine strengere Frömmigkeit hatte sich freylich für den Hof weniger geschickt; wenn man es anders nach den Begriffen eines Zeitalters streng nennen darf, was eigentlich nur der Erschlaffung der ersten und ächten Grundsäze entgegen stand.

Während dieser Veränderung in Speners Zustande, ereignete sich eine andere, die auf sein folgendes Leben nicht geringern Einfluß als diese, hatte. Die Leipziger Magister, welche durch ihre Vorlesungen nach dem von ihm empfolnen Muster Gelegenheit zu den ersten Pietistischen Bewegungen gegeben hatten, verließen nach und nach Leipzig; aber gleichsam nur, um von ihm an einem andern Orte weit ungehinderter zu gleichen Absichten aufgestellt werden zu können. Sein neuer Landesherr gieng eben damals mit der Stiftung der Universität Halle um; sie kam im Jahr 1692. zu Stande. Speners Rath wurde bey ihrer Einrichtung nicht wenig in Betrachtung gezogen. Daher bekamen Franke und Paul Anton, ein anderer von jenen Leipziger Lehrern, gar bald theologische Professionen auf dieser hohen Schule. Hier war es nicht erst nöthig, Verbeßerungen, wie er sie wünschte, bey der akademischen Unterweisung in der Religionswißenschaft anzubringen; eine ganze neue Facultät von Lehrern der Theologie, die vollkommen einstimmig mit ihm dachten, bildete sich nunmehr, da auch sogleich Joachim Just Breithaupt, der Speners Leitung

gleich-

gleichfals zu Frankfurt genoßen hatte, hinzukam. Sie ließen die Erklärung der heiligen Schrift zu einem frommen Gebrauche die Hauptsache ihrer Vorlesungen seyn; verbannten die Philosophie aus der Theologie; führten an Statt des systematischen, mit Kunstwörtern angefüllten Vortrags, den biblischen ungekünstelten ein; beschäftigten sich wenig mit Religionsstreitigkeiten, aber desto mehr mit Uebungen der Gottseeligkeit, auch besondern zu diesem Behuf angestellten Versammlungen; und ihre Zuhörer, auf diesem Wege geleitet, machten ihrer künftigen Bestimmung durch sichtbarlich eingegangene Sitten Ehre. Sie predigten überdieß wie Spener, und sagten es eben so laut wie er, daß in der Evangelischen Kirche viele Mißbräuche und Ausschweifungen ihre Abstellung erwarteten. Die ausnehmende Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben, welche auf dieser neuen Universität herrschend wurde, und zu welcher Christian Thomasius den Weg gebahnt hatte, ja die nächste Veranlaßung zu ihrer Errichtung selbst geworden war, (er, schon zu Leipzig der Freund und Vertheidiger, jezt der Amtsgenoße Frankens, der wegen hitziger Streitigkeiten mit den öffentlichen Lehrern daselbst, sich aus dieser Stadt hatte flüchten müßen, und nun zu Halle desto ungebundener, jezt eine Zeitlang in Verbindung mit den dortigen theologischen Lehrern, aber doch seinen eigenen Weg in der Reformation der Philosophie und anderer Wißenschaften, verfolgend,) diese bisher in der Evangelischen Kirche unerhörte Freyheit, ob sie gleich ihren Grundsäzen in der That gemäß war, beförderte auf der einen Seite die Unternehmungen der Hällischen Theologen; auf der andern aber stärkte sie die Eifersucht, den Widerwillen und Groll, der zwischen dieser an Neuerungen fruchtbaren Universität, und den kursächsischen, auch andern ältern hohen Schulen, zeitig entstanden

war.

war. Es währte nicht lange, so machte man Pietisten und Hallenser zu gleichbedeutenden Nahmen; und zum größten Verdruße Speners, der niemals das Oberhaupt einer Parthey hatte abgeben wollen, nannte man eben dieselben auch Spenerianer. Die Lehrer der Evangelischen Kirche in Deutschland theilten sich allmählich größtentheils in zween große Hauffen: den einen, der eben beschrieben worden ist; den andern, der sich selbst den Nahmen der Orthodoxen oder Rechtgläubigen beilegte, die auch von ihren Anführern und Hauptstreitern die Wittenberger hießen: und diese Parthey widersezte sich der andern desto heftiger, weil sie die Veränderungen und Verbeßerungen derselben aus lauter Verfälschungen des Lehrbegriffs und der guten Verfaßung der Evangelischen Kirche betrachtete. Aber indem diese leztern unter Pietisten nicht etwan bloß diejenigen begriffen, welche nach Speners Grundsäzen Theologie, Kirchenverfaßung und Sitten zu verbeßern suchten; sondern auch alle unbesonnene und ungeschickte Reformatoren, schwärmerische Köpfe, neue Propheten und ähnliche Leute in eben diese Claße stellten: so fügten sie Spenern und seinen Freunden ein Unrecht zu, welches dadurch nicht genug beschönigt wurde, daß diese jenen geistlichen Abentheurern, wegen des an ihnen bemerkten gutherzigen Eifers für die Gottseeligkeit, sehr schonend und mild begegneten.

Bey diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Spener, seit dem Anfange der Pietistischen Streitigkeiten, in keinem Jahre mehr unberuhigt blieb; daß ihm jeder Unfug, den nicht nur diese Parthey überhaupt, sondern alle einzele Personen, die man zu derselben rechnete, gestiftet haben sollten, zur Last gelegt wurde, und daß selbst die Vertheidigungsschrif-

schriften, welche er geschwind und häufig herausgab, zu neuen Anklagen wider ihn dienen mußten. Allein den Hauptangriff gegen ihn unternahm im Jahr 1695. die theologische Fakultät zu Wittenberg. Sie ließ eine „Christ-Lutherische Vorstellung in deutlichen „aufrichtigen Lehrsäzen, nach Gottes Wort und „den symbolischen Kirchenbüchern, sonderlich der Augs„burgischen Confeßion, und unrichtigen Gegen„säzen, aus Hrn. D. Phil. Jac. Speners Schrif„ten," u. s. w. auf mehr als zweyhundert Quartseiten drucken. In diesem Buche werden zuerst Spenern viele Irrthümer, nach Anleitung der Vorrede des Augsburgischen Glaubensbekenntnißes, vorgeworfen. Unter denselben stehen folgende: er habe den Lutherischen Lehrern, sonderlich den akademischen, eine wahre Theologie abgesprochen, und nur eine Philosophie über heilige Dinge zugestanden, auch sonst eine Menge damit zusammenhängender Verwirrungen in den Begriff der Theologie gebracht; das Amt der Kirchenlehrer habe er allen Christen zugeeignet, und durch seine Collegia pietatis die Predigten verächtlich gemacht; er lehne das Lob, das ihm Schwärmer ertheilt hätten, nicht ganz von sich ab, daß er eben so ein Reformator des Lebens sey, wie es Luther bloß von der Lehre war; er halte die heilige Schrift vor keine Kraft Gottes, so lange sie nicht gehört, noch gelesen werde; er glaube, daß der heilige Geist, bey der Eingebung derselben, sich nach der verschiedenen Schreibart eines jeden ihrer Schriftsteller gerichtet habe, daher ihr Griechisches bald mehr bald weniger rein und zierlich geworden sey; er erkenne die heilige Schrift nur alsdann vor den Erkenntnißgrund der Religion, wenn sie nach dem Sinne des heiligen Geistes verstanden werde; er sehe die symbolischen Bücher bloß vor menschliche

liche

liche Schriften an, deren Verfaßer Gott zwar vor Fehlern bewahrt habe, in denen aber doch einiges nicht dem göttlichen Worte gemäß seyn könnte; er erkläre die Gläubigen frey von allem Ansehen der Menschen in Glaubenssachen; nach seiner Meinung sey nicht die Kirche, sondern die heilige Schrift allein Bewahrerinn des göttlichen Wortes, und die Kirche habe wohl gethan, keine neuen symbolischen Bücher zu verfertigen. Hierauf wird umständlich gezeigt, daß Spener kein treuer und gewißenhafter Luthrischer Kirchendiener sey, weil er ihr und ihren Lehrern so viele schimpfliche Vorwürfe gemacht habe, und alles darinne reformiren und nach seinem Kopfe anordnen wolle. Nunmehr folgt erst das eigentliche Verzeichniß von Speners falschen Lehren, nach der Ordnung der Lehrartikel in der Augsburgischen Confeßion. Es sey unrichtig, heißt es, daß er die Seeligen im ewigen Leben in das göttliche Wesen selbst eindringen laße; daß er die Enthaltung von vieler Gesellschaft unter die Mittel des innerlichen Friedens rechne; daß er die Wiedergeburt eine neue Natur nenne; daß er behauptet, ein jeder Christ könne von sich sagen; Ich bin Christus, wie es auch Luther gesagt habe; daß er die Prediger nur zu Handleitern mache, bis zu dem rechten Lehrer, dem heiligen Geiste und Christo in ihm, führten; daß er die guten Werke der Christen vor vollkommen ausgebe, und das heilige Leben schlechterdings nothwendig nenne, weil ohne daßelbe kein Mensch den wahren Glauben haben könne; daß er in der Luthrischen Kirche noch vieles aus dem Papstthum finde; daß er den Irrgläubigen außer dieser Kirche den Glauben, die wahre Liebe, den heiligen Geist und die Seeligkeit zueigne, auch versichere, daß man von Reformirten, Römischka-

tholiſchen, Wiedertäufern, Quäkern, und andern Partheien, manches lernen und nachahmen könne; das meiſte Verderben in der Kirche komme von fleiſchlichen und unwiedergebohrnen Lehrern her, die mit ihrem Leben in kurzer Zeit mehr niederrißen, als ſie mit Predigen in langer Zeit Gutes ausgerichtet hätten; daß alle getaufte Scheinchriſten doch unwiedergebohrne wären; daß der neue Menſch nicht weniger aus dem Leibe und Blute Chriſti im heiligen Abendmahl ernährt werde, als der natürliche Menſch aus dem natürlichen Brodt und Wein, und daß das heilige Abendmahl das vornehmſte Mittel ſey, der göttlichen Natur theilhaftig zu werden; daß man in der Evangeliſchen Kirche nur den Mißbrauch der Beichte, nicht aber ihren rechten Gebrauch, habe; daß die Gültigkeit der Abſolution die Wahrheit und Redlichkeit der Buße erfordere; und daß alle Abſolution, ſie werde geſprochen, wie ſie wolle, mit einer Bedingung zu verſtehen ſey; daß die Reue über die Sünden aus dem Leiden und Sterben Chriſti entſtehe; daß der Vorſaz der Beßerung eine Vorbereitung der Buße ſey; daß die Meinung von einem Kirchenregimente päpſtlich ſey, und der Prieſternahme den Predigern nicht gebühre; daß die Sonn- und Feyertags-Evangelien nicht hinlänglich ſind, um daraus den ganzen chriſtlichen Lehrbegriff vorzutragen; daß alle Chriſten Könige wären; daß ein Reich Chriſti an die Stelle der weltlichen Regierung auf der Welt treten werde; daß alle Rache verboten ſey; daß die Chriſten Miterben und Mitgenoßen der Engel in der Herrlichkeit werden ſollen; daß ſie ſchon in dieſer Welt ſeelig wären, und das ewige Leben hätten; daß die Werke der Natur auch beym allerbeſten Schein nicht wahrhaftig gut wären;

wären; — und eine große Anzahl von andern Behauptungen in Speners Schriften.

Es würde nichts weniger als tadelhaft gewesen seyn, wenn entweder eine theologische Fakultät, oder lieber, (weil doch in solchen Gesellschaften gar oft der weise Mann den Zudringlichkeiten eingeschränkter oder aufbrausender Köpfe weichen muß,) mehrere einzele Theologen von ausnehmender Einsicht, Klugheit und Mäßigung, sich in eine schriftliche Prüfung alles des Neuen eingelaßen hätten, was Spener bisher, in Rücksicht auf Religion und Theologie, geschrieben oder gethan hatte. Sich mit ihm darüber zu verstehen, wiefern und worinne die Evangelische Kirche einer Reformation bedürftig sey? durch welche Mittel, wie geschwind oder wie langsam dieselbe ausgeführt, oder vielleicht nur versucht werden könne? und ob nicht manche dazu geschehene Vorschläge auf ganz entgegengesezte Mißbräuche führen dürften? das verdiente wohl ein Geschäfte der ehrwürdigsten Männer zu seyn. Es wurde sogar nothwendiger, als jemals vorher, weil Speners Verbeßerungsentwurf nicht mehr bloß auf frommen Wünschen beruhte; sondern schon in seinem völligen Umfange, auf einer Universität, die großen Ruhm erlangte, ausgeführt ward; und dennoch, je eifriger er vollzogen ward, desto mehr Besorgniße darüber erregt werden konnten. Man konnte fragen, ob nicht durch denselben die Frömmigkeit zu sehr zum Nachtheil der wahren Gelehrsamkeit erhoben; der Nutzen der Philosophie zu tief herabgesezt; zwar erbauliche Prediger, aber keine eigentliche Theologen gebildet, auch der akademische Unterricht in der Religionswißenschaft nicht ganz überflüßig gemacht würde? und man weiß wohl, daß diese und andere ähnliche Fragen, zum Nachtheil von Speners Freunden und Nachah-

mern zu Halle, häufig bejaht worden sind. Mit ihm selbst war es insonderheit der Mühe werth, auszumachen, ob es zur Erreichung gewißer rühmlicher Absichten nöthig oder doch nüzlich sey, die gewöhnliche Lehrart über Glauben und Sitten, wenigstens in Ausdrücken, häufig zu verändern? wer die Würde eines Evangelischen Theologen beßer behaupte: derjenige, der durch ein unaufhörliches Forschen und Wachsthum an Kenntnißen, sich in den Stand sezt, immer freyer von menschlichen Meinungen zu werden, das Wahre und Gute auch von Feinden anzunehmen, das Untaugliche auch aus seiner eigenen Kirche wegzuwerfen? oder der starrsinnige Vertheidiger alles deßen, was Kirche und Theologen seit zweyhundert Jahren eingeführt hatten, bis auf einzele Worte und Gebräuche? und unter andern solchen gemeinschaftlichen Berathschlagungen, auch vorzüglich: wie viel denn die Evangelisch-Lutherischen Lehrer, bey dem als ungezweifelt angenommenen Ruhme der Rechtgläubigkeit in der Religion, von dem eben so nothwendigen Ruhme des beförderten würksamen Einflußes derselben auf Herz und Leben, im Großen, und an einer Menge sichtbarer Beispiele, erworben hätten? Alle diese Untersuchungen würden höchst wahrscheinlich zu Speners Ehre, Rechtfertigung oder doch Entschuldigung, ausgeschlagen seyn. Allein schlechtweg vorausseżen, (was schon mit der Natur aller lange dauernden Gesellschaften, Verfaßungen und Lehrgebäude streitet,) daß die Lehrsäze und Einrichtungen der Evangelischen Kirche ganz und gar keine Verbeßerung brauchten; und alles was sich von denselben, sehr oft auch nur durch andere Worte, oder willkührlich herausgerißene und gedeutete Sätze, entfernte, als irrige Meinungen Speners vorzustellen; das unterdrückte vielmehr oder verwirrte jede Untersuchung. Unglücklicher Weise war auch die

Aus-

Ausfertigung dieser Schrift, nach der eingeführten Facultätsordnung, gerade in die Hände desjenigen gerathen, der unter allen damaligen Evangelischen Universitätstheologen vielleicht an Beurtheilung der schwächste war. Man trauet kaum seinen Augen, wenn man in diesem Verzeichnisse von unrichtigen Lehren, so viele wichtige Wahrheiten, gegründete Erinnerungen und helle Einsichten neben Sätzen findet, deren Zweydeutigkeit leicht durch Erklärungen, wie sie ein solcher Mann zu geben im Stande war, gehoben werden konnte.

Spener frohlockte also in der That über diesen Angriff; er nannte es sogar in der ersten Lebhaftigkeit dieses Gefühls, ein schweres göttliches Gericht über seine Gegner, daß sie sich durch eine so schlechte Schrift hätten beschimpfen müßen. Desto weniger war er schuldig, darauf zu antworten; aber auf zweyhundert und vier und sechszig vor den Augen der Kirche ihm vorgeworfene Irrthümer, (denn so stark war dieses Verzeichniß durch Wiederholungen von einerley Sache an zwey, drey Stellen, und gehäßige Folgerungen angeschwollen,) gänzlich zu schweigen, erlaubte die Denkungsart der damaligen Zeiten nicht. Er gab daher noch im Jahr 1695. seine Aufrichtige Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Confeßion, auf mehr als dreyhundert Quartseiten heraus. Ein Buch, das als Vertheidigung seiner Gesinnungen völlig genugthuend ist, auch gelegentlich manche gute Erläuterungen über merkwürdige Fragen giebt; sonst aber zur Abkürzung oder Beendigung des Streits wenig beitragen konnte. Was er von seinen Predigten gestanden hat, „daß er sie nicht in eine annehmlichere „Kürze zu bringen vermocht habe, indem er die Gabe „nicht bey sich finde, etwas kernhaft, kurz und nach-

„drücklich zu faßen; sondern die Kraft in der weitläu„figen Ausführung suchen müße," das gilt auch von seinen Streitschriften. In dieser erklärte er sich auf jeden Punkt besonders; ob es gleich bey vielen nicht der Mühe werth war, die Feder anzusezen. Eine allgemeine Darstellung und Rettung seiner Grundsäze, angewandt auf die Verbeßerungen oder neuen Vorstellungsarten, die daraus gefloßen waren, und durch eine Auswahl der vornehmsten angegriffenen Meinungen in einem gewißen Zusammenhange bestätigt, würde seine Gegner über die Methode belehrt haben, nach welcher dieser Streit allein nüzlich für die Kirche und Theologie, bündig, und scharfsinniger Männer würdig geführt werden konnte. Da aber derselbe auf der ersten langweiligen und ziemlich unfruchtbaren Bahn fortschlich: so fand auch der Verfaßer der Christlutherischen Vorstellung, Johann Deutschmann, darinne seinen Vortheil, ihn auf gleichem Wege fortzuführen, und im Jahr 1696. einen Quartband von mehr als eilfhundert Seiten, unter der Aufschrift einer Abgenöthigten Antwort, ihm entgegen zu stellen. Spener hatte zwar geschicktere Gegner an Johann Friedrich Meyern, August Pfeiffern, und andern; allein sie waren nicht weniger heftig und wider ihn eingenommen, weil er von herrschenden Denkungsarten, biblischen Auslegungen und kirchlichen Einrichtungen freyer, oder gar anders dachte; mithin war auch nicht zu hoffen, daß beide Theile in der Mitte der zwischen ihnen liegenden Wahrheit zusammentreffen würden.

Man konnte sich gleichwohl leicht überzeugen, daß Spener, so viel er auch von kirchlichen Mißbräuchen sprach, die verbeßert werden müßten, doch nicht alles, worinne er sie zu sehen glaubte, umgestürzt und aufgehoben, sondern es vielmehr nur gereinigt und brauch-

baret

barer gemacht wißen wollte. So betrug er sich unter andern bey den Unruhen über die Beichte, welche seit dem Jahr 1695. bis zum Jahr 1697. in Berlin entstanden, und welche er als das schwerste Anliegen seines Lebens betrachtete. Bey der Stiftung der Evangelischen Kirche hatte man die Ohrenbeichte der Römischkatholischen, die erst im dreyzehnten Jahrhunderte ein allgemeines Kirchengesez geworden, und der ältesten Kirche ganz unbekannt gewesen war, zwar der Hauptsache nach beibehalten; aber von irrigen Begriffen, schädlichen Folgen und allem Gewißenszwange zu reinigen versucht. Die umständliche Erzählung und Ausforschung aller begangenen Sünden sollte in derselben aufhören; der falsche Wahn wurde weggeworfen, als wenn eine büßende Genugthuung des Beichtenden nöthig wäre, um Vergebung seiner Sünden bey Gott zu erlangen; und daß diese Vergebung von dem Prediger nur Bedingungsweise angekündigt, von Gott aber dem sich beßernden Menschen würklich ertheilt werde; das sollte hauptsächlich eingeschärft werden. In der solchergestalt den Absichten des Christenthums sich wieder nähernden Beichte hoffte man besonders zwey wichtige Vortheile für einen großen Theil der Evangelischen Christen zu vereinigen: eine ernste und würdige Vorbereitung auf die jedesmalige Feyer des heiligen Nachtmahls, und eine rührende Veranlaßung für die Prediger, mit einer Menge einzeler Menschen in weit genauere und nüzlichere Verbindungen im Nahmen der Religion zu treten, als sie sonst bey der Führung ihres Amtes finden können. Diese leztere Einladung, sein Herz, seine Zweifel, Bekümmerniße und Fehler einem Manne öfnen zu können, der fähig und bereit ist, weisen Rath und Trost aus der Fülle des Christenthums mitzutheilen, machte Luthern die Evangelische geheime Beichte überaus

schäz-

schäzbar: ihm, der sonst durch sein Beispiel zeigte, er glaube nicht, daß sie allemal nothwendig vor dem Genuße des heiligen Abendmahls hergehen müße. Doch keiner von beiden Vortheilen ist bis auf die neuern Zeiten oft genug und in seiner ganzen Stärke erreicht worden; ja das unglückliche Vorurtheil hat dagegen unzählige eingenommen, daß die im Beichtstuhl gesprochene Absolution ihre vollkommene Kraft bey Gott habe; derjenige dem sie ertheilt worden ist, möchte ihrer würdig seyn, oder nicht. Dieses war es eben, was Johann Caspar Schaden, einen Prediger zu Berlin, auch vormals einen von den Magistern zu Leipzig, deren biblische Collegia so viel Aufsehen gemacht hatten, einen eifrig frommen, aber ängstlich schwachen Mann, in die äußerste Verlegenheit sezte; er konnte nicht länger so vielen, die es nicht verdienten, die Absolution ertheilen, und sie in ihrem Selbstbetruge stärken. Da er aber in einer gedruckten Schrift grobe Schmähworte gegen den Beichtstuhl gebrauchte, auch eigenmächtige Veränderungen in demselben vornahm, und dadurch ein lautes Mißvergnügen bey vielen erregte: fand es Spener vor nöthig, zwo Predigten von dem rechten Gebrauche und Mißbrauche des Beichtwesens der Evangelischen Kirche, im Jahr 1697. zu halten, worinne er seinen Zuhörern vornemlich das eitle Vertrauen auf die Absolution ohne würkliche Beßerung zu benehmen suchte. Allein die Unruhen, welche Schadens Unvorsichtigkeit gestiftet hatte, konnten nunmehr nicht so leicht gestillt werden. Es mußte, wie Spener gerathen hatte, eine Commißion zur Untersuchung dieser Sache angeordnet werden, die aus Kurfürstlichen Räthen, Mitgliedern des Raths und des geistlichen Standes zusammengesezt würde; unter den leztern war auch Spener. Der größte Theil der Bürger drang darauf, daß Schade,

wenn

wenn er sich nicht wieder im Beichtstuhl einfinden würde, abgesezt werden sollte; andere Bürger hingegen gaben ihm zwar das rühmlichste Zeugniß; erklärten sich aber zugleich, daß sie schon nach weit frühern Ueberlegungen, den Beichtstuhl nicht mehr mit gutem Gewißen besuchen könnten. Spener schlug in seinem Gutachten, dergleichen jeder von den Commißarien einschicken mußte, vor, es möchte den sämmtlichen Evangelischen Predigern zu Berlin und Cöln an der Spree befohlen werden, gemeinschaftlich zu berathschlagen, wie das Beichtwesen auf das erbaulichste, mit Abschaffung aller gemeinen Mißbräuche bey demselben, eingerichtet werden könnte; sonderlich aber darauf bedacht zu seyn, weil das Beichtgeld, (das in der That an den erkauften Ablaß bey den Römischkatholischen erinnert,) so oft gewißenhaften Predigern und Zuhörern den Beichtstuhl verdächtig mache, ob nicht an Statt deßelben ein Ersaz für die erstern ausfindig gemacht werden könnte. Wenn jedoch alles dieses und mündliches Zureden, keine Würkung thun sollte: so müßte man denen, die von der Beichte nichts hören wollten, verstatten, daß sie ohne dieselbe, nach angehörter Vorbereitungspredigt und empfangener allgemeiner Absolution, das heilige Abendmahl empfiengen. Und nur auf diesem Wege gelangte man auch endlich zur Besänftigung der Hitze beider Partheien. Vergebens that Spener einzelen Personen von denselben, oder auch beiden auf der Kanzel die beweglichsten Vorstellungen, um sie zum Nachgeben zu bewegen. Selbst Schadens Todt, der im Jahr 1698. erfolgte, machte diesen Bewegungen kein Ende. Spener, den er durch verschiedene ohne sein Vorwißen gewagte Schritte beleidigt hatte; der ihn aber wegen des vielen Guten das er stiftete, und hauptsächlich wegen seiner trefflichen Uebung im Unterrichte der Jugend, zu lieben

und zu schäzen nicht aufhörte, gab diese Gesinnungen auch in der ihm gehaltenen Leichenpredigt zu erkennen. Er sagt auch in einem seiner Briefe von demselben, Schade habe zur Ausbreitung wahrer Frömmigkeit in Berlin, mehr als er selbst und alle andere Prediger daselbst beigetragen; fast alle rechtschaffene Männer liebten oder bedauerten ihn, und selbst viele seiner Gegner hätten ihr Verfahren bereuet, als seine würkliche Absezung in Vorschlag gekommen sey; es sey also nur die Frage, ob man wegen einiger Fehltritte desselben, der Kirche die Früchte entziehen dürfe, die noch von ihm zu erwarten wären? Unterdessen wurde endlich denen, die sich der Beichte nicht bedienen wollten, diese Freyheit durch einen kurfürstlichen Befehl, doch mit der Bedingung zugestanden, daß ein jeder von ihnen sich in der Woche vor dem Sonntage, da sie das heilige Abendmahl nehmen wollten, bey einem Prediger melden sollte; damit wenigstens einer von den Hauptzwecken des beibehaltenen Beichtstuhls, jeden Christen besonders, nach dem Zustande seines Gewissens zu behandeln, erreicht werden möchte.

Wie viel Gutes aber Spener bis auf diese Zeit durch Rathschläge von der eben beschriebenen Art in einem ungemein weiten Umfange gewürkt hatte, das fieng man erst recht an zu überschauen, als er seit dem Jahr 1700. bis 1702. seine Theologische Bedenken, und andere briefliche Antworten, auf geistliche, sonderlich zur Erbauung gerichtete Materien, in vier Quartbänden zu Halle, auf vielfältiges Begehren seiner Freunde und Verehrer, drucken ließ. Eine große Anzahl derselben, wurde, seinem Verlangen gemäß, erst nach seinem Tode, von dem Freyherrn von Canstein, unter der Aufschrift: Lezte theologische Bedenken, im Jahr 1711. ans Licht gestellt.

gestellt. Schon im Jahr 1709. hatte man auch seine lateinische Aufsäze dieses Inhalts, Consilia et Iudicia Theologica latina, Opus posthumum, zu Frankfurt am Mayn, in einem Quartbande gesammelt. Man darf diese sämmtliche Bedenken und Gutachten durchaus nicht mit den im vorigen Jahrhunderte unter den Protestanten gewöhnlichen in Eine Claße sezen. Sie hatten es aus der Römischkatholischen Kirche als bekannt angenommen, daß es eine eigene Casuistische Theologie gebe, die sich bloß mit der Untersuchung und Auflösung unzähliger Gewißenszweifel und Bedenklichkeiten in der Ausübung der Religion, bey Christen überhaupt, besonders aber bey der Führung des christlichen Lehramtes, beschäftigen müße. Allein die Casuistik war in den Zeiten, da sie am eifrigsten getrieben ward, nur ein Beweis von der nachläßigen oder ungeschickten Bearbeitung der christlichen Sittenlehre. Es wäre sehr traurig, und für diese sogar schimpflich, wenn ihre Grundsäze so schwankend und unzulänglich in der Anwendung befunden würden, daß man bey jedem Falle, wo scheinbare Gründe und Gegengründe aufsteigen, einen besondern Führer nöthig hätte, daß Lehrer sogar ohne denselben keinen festen Schritt thun könnten. Freylich hatten sich die Römischkatholischen Casuisten durch die unübersehliche Menge von Gewißenszweifeln und andern spizfindigen Fragen, die sie ersannen und entschieden, zu wichtigen Stüzen der Herrschschaft der Geistlichkeit über die Gewißen, vornemlich im Beichtstuhle, als in einer Art von geistlichem Gerichtsplaze, gemacht. Bey den Evangelischen wurde die Casuistische Theologie durch andere Ursachen begünstigt. Die theologische Sittenlehre war im vorigen Jahrhunderte unter ihnen fast derjenige Haupttheil der Religionswissenschaft, auf den sie die wenigste Genauigkeit der Untersuchung wandten. Da

Jahrgang 1848 dieses Journals enthaltenen Abhandlung: Ueber die Bestimmung der Constanten in den Formeln für die Bewegung der Planeten und Kometen, wenn drei vollständige Beobachtungen gegeben sind, und über die Bestimmung der Bahn aus drei vollständigen Beobachtungen, Crelle's Journal für die reine und angewandte Mathematik, Bd. 39, S. 57—89, Berlin 1849.

Jahrgang 1849 dieses Journals enthaltenen Abhandlung: Ueber die Bestimmung der Bahn eines Himmelskörpers durch drei Beobachtungen, Crelle's Journal für die reine und angewandte Mathematik, Bd. 39, S. 90—105, Berlin 1849.

Jahrgang 1849 dieses Journals enthaltenen Abhandlung: Ueber die Bestimmung der Bahn eines Himmelskörpers durch drei Beobachtungen, Crelle's Journal für die reine und angewandte Mathematik, Bd. 39, S. 90—105, Berlin 1849.

Jahrgang 1849 dieses Journals enthaltenen Abhandlung: Ueber die Bestimmung der Bahn eines Himmelskörpers durch drei Beobachtungen, Crelle's Journal für die reine und angewandte Mathematik, Bd. 39, S. 90—105, Berlin 1849.

ſchenkenntniß, tief eindringender Bekanntſchaft mit der Verfaßung der Evangeliſchen Kirche und Klugheit abgefaßt, auch nicht ſtrenge Entſcheidungen, ſondern beſcheidene Rathſchläge. Man kann ſie beſonders einen Schatz von praktiſchen Beobachtungen, Erinnerungen und Warnungen für Theologen, Prediger und Chriſten aus vielen Ständen nennen. Zur Geſchichte der Evangeliſchlutheriſchen Kirche enthalten ſie ſehr zahlreiche Beiträge. Speuern ſelbſt; ſeine Gaben, Geſinnungen, und Entwürfe, ſeine große Verdienſte und kleine Schwachheiten, lernt man nirgends beßer überſchauen. Nicht mit Unrecht hat man ihm wegen dieſer Bedenken den Nahmen des allgemeinen Kirchenraths der Evangeliſchen Kirche beigelegt. Daß ſie nicht alle gleich erheblich oder Beifalls würdig ſind, erwartet man ohnedieß; aber daß ſeine Gegner ungemein viel daran zu tadeln gefunden haben, kann weit weniger ihren Werth herabſetzen.

Unter den unzähligen Gegenſtänden dieſer Bedenken, iſt die Verbeßerung kirchlicher und theologiſcher Mißbräuche bey den Evangeliſchen, keiner der ſeltenern. Dazu fühlte aber auch ein Mann Beruf und Kraft, der ſich nicht ſcheuete, ſowohl in einer Predigt zu ſagen, daß die Evangeliſche Kirche gegen andere gehalten, nur keine ſcheinbare Grundirrthümer habe; als in einem Briefe (Theol. Bedenken, Dritter Theil, S. 706. fg.) zur Erläuterung deßen hinzuzuſezen: „Daß ich der Grundirr„thümer gedenke, iſt dieſe Urſache, daß ich von kei„ner Kirche in der Welt gerraue zu verſichern, „daß ſie gar keine Irrthümer habe; als welches „ſcheinet über den Zuſtand des Menſchen (ſupra con„ditionem humanam, ſagt er,) zu ſeyn. Die Kirche „zu Jeruſalem, unerachtet der Erleuchtung des hei-

Jahr, Jahre, Jahrzeit, Jahrlang, Jahrlich, Jahrmarkt, Jahrrechnung, Jahrwoche, Jahrzahl, Jahrzeit, Jahrzeitbuch, Jahrzeitgeld, Jahrzeitmesse, Jahrzeitstiftung, Jahrzeitwein, Jahrzeitzins, Jahrzeitzinsbuch, Jahrzeitzinsgeld, Jahrzeitzinsmesse, Jahrzeitzinsstiftung, Jahrzeitzinswein, Jahrzeitzinszins, Jahrzeitzinszinsbuch, Jahrzeitzinszinsgeld, Jahrzeitzinszinsmesse, Jahrzeitzinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinswein, Jahrzeitzinszinszins, Jahrzeitzinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszins, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsbuch, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsgeld, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsmesse, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinsstiftung, Jahrzeitzinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinszinswein, Jahrzeitzinsz

über solche behutsame Aenderungen ein Gewißen zu machen habe; oder gar zu schüchtern dabey betragen müße; und daß insonderheit die Einwendungen: alle Neuerungen seyen mißlich, und daher lieber gar zu unterlaßen; — die Alten wären auch nicht Kinder noch Thoren gewesen, wir sollten also nicht klüger seyn in neuen Anstalten; wie sie seelig geworden wären, würden wir es auch werden; — man mache sich selbst zu Schanden, wenn man eine gute Zeit bey einigen Anstalten geblieben sey, und darnach erst etwas ändern wolle: denn damit zeige man, daß man sich des vorigen schäme; — daß diese Einwendungen nichts zu bedeuten hätten; welche Vorsicht aber auch bey solchen anzustellenden Veränderungen beobachtet werden müße. Von vielen Beispielen dieser Art, über welche er sich sehr lehrreich erklärt hat, verdient sein Rath wegen Abschaffung des Exorcismus, oder der Beschwörung des bösen Geistes bey der Taufe, angeführt zu werden. (Th. Bed. I. Th. II. Absch. S. 157. fg.) Er nennt es eine unnüze und leicht anstößige Cärimonie, die man nirgends einführen, sondern, wo es möglich wäre, in der ganzen Evangelischen Kirche abschaffen sollte, damit das Aergerniß, welches davon zu besorgen steht, vermieden werden könnte. Zwar sey derjenige Verstand, den die Theologen davon gäben, (von der Gewalt des bösen Geistes über die in ihren Sünden unwiedergebohrne,) an sich wahr; werde aber doch nur gewaltsam in jene Formel hineingebracht. So lange unterdeßen die Abschaffung derselben nicht ohne schwere und viele Gefahr, sonderlich bey den Schwachen nach sich zuziehendem Anstoß, geschehen könne, sey es beßer, eine solche Cärimonie, welche zwar die Kirche nicht ziere, aber in dem durch solche ungereimte Worte, von der Kirche, die sich ihrer bedienet, erklärtem Verstande nichts Gottloses, Abergläubisches oder Falsches

in sich faßte, zu behalten, und die Gemeine von dem rechten Verstande zu unterrichten, als mit ihrer Aufhebung ärgerliche Bewegungen zu verursachen. Auch müße man hinzusezen, daß eine solche Abschaffung in keines Predigers, ja auch nicht in des gesammten Lehramtes Macht stehe; sondern von dem Ausspruche der ganzen Kirche zu erwarten sey. Alles für seine Zeiten (im Jahr 1692.) gut und frey gedacht; jezt würde er vermuthlich noch einige Schritte weiter vorwärts gethan haben. — Bey dieser herrschenden und auf scharfe Einsichten gegründeten Neigung zur Verbeßerung seiner Kirche, äußerte auch Spener, wie man von selbst erwarten kann, viele Religionsverträglichkeit und gemäßigte Urtheile über andere kirchliche Gesellschaften. Er zweifelte nicht daran, (Theol. Bedenken, III. Th. S. 183.) daß es in allen Gemeinen viele gebe, welche wahrhaftige und nicht weniger Mitglieder der allgemeinen oder unsichtbaren Kirche wären, als die Evangelischen. Den Reformirten schrieb er zwar Irrthümer zu; aber mehr ihren Lehrern, als dem größten Theil der Gemeine; er glaubte sogar, daß man ihren gottesdienstlichen Versammlungen ohne Sünde beiwohnen könne; welches wiederum für sein Zeitalter zu sagen viel gewagt war. (Th. IV. S. 365. 366.) Daher nahm er auch seine oben (S. 390.) angeführte Predigt von den falschen Propheten, nicht in die Sammlung seiner Predigten auf, weil er glaubte, daß sie zu heftig abgefaßt, und Grundsäze darinne wären, die zur Verfolgung anderer wider seinen Willen gemißbraucht werden könnten. Eben so schränkte er in einem besondern Bedenken von der Pflicht der Obrigkeit, welche anderer Religion Unterthanen hat, die Macht derselben in Religions- und Gewißensangelegenheiten weit mehr ein, als in seinen frühern Jahren. (Th. III. S. 730.) Von vielen

ihrer

ihrer Lehrsäze und Schriften wegen übel berichtigten Personen urtheilte er weit gelinder und gütiger, als man es damals zu hören gewohnt war, und dulden konnte; aber doch gar nicht mit Gleichgültigkeit gegen Schwärmerey und mystischen Unsinn. Er warnete auch wohl vor dem Lesen solcher Schriftsteller, die er nicht als Irrlehrer verwerfen wollte, weil er sie nicht genug gelesen habe, noch verstehe; wie dieses der Fall mit Jacob Böhmen war. (Lezte theol. Bedenken, Dritter Theil, S. 155. fg. verglichen mit Theol. Bed. Th. I. S. 314. fg.) Diesem allem ohngeachtet, hielt der sanftdenkende Mann die Römischkatholische Kirche vor die gefährlichste von allen christlichen Partheien in Ansehung ihres Lehrbegriffs. (Th. IV. S. 152. fg.) Eine Vereinigung der Protestanten mit derselben, hielt er vor schlechterdings unmöglich, erklärte alle Vorschläge zu derselben vor hinterlistig und schädlich; zeigte auch insonderheit, wie sehr man sich vor dem zu seiner Zeit (zwischen den Jahren 1670. und 1690.) unter allerley angenommenen Nahmen bey den Protestanten herumreisenden, auch Spenern besuchenden, und solche Vorschläge empfehlenden Bischof von Tiena und Neustadt, Christoph Roxas de Spinola, in Acht zu nehmen habe. Er bemerkte unter andern gegen einen Staatsbedienten, der ihn darüber befragte, daß die dem Scheine nach vortheilhaften Anerbietungen desselben gar wohl zu Rom gebilligt werden könnten, indem sie zwar mit den Grundsäzen und den Nutzen des päpstlichen Hofes nicht übereinstimmten; dieser aber, wenn er nur erst so viele Länder, es möchte geschehen wie es wolle, unter seine geistliche Botmäßigkeit wieder gebracht hätte, zu seiner Zeit alles in den ihm gefälligen Zustand versezen könnte. (Th. IV. S. 141. fg. verglichen mit Th. III. S. 570. fg.) — Will man zu diesen wenigen

ΧΧΧΙΙΙ. Ἐπιστολὴ Ἀλεξάνδρου τοῦ Ἀλεξανδρείας πρὸς Ἀθανάσιον τὸν ἐπίσκοπον Ἀναζάρβου.

Ἀλέξανδρος ἐπίσκοπος Ἀθανασίῳ τῷ ἐπισκόπῳ Ἀναζάρβου. Ἐπειδὴ ἐν τῇ ἐπαρχίᾳ σου ἐπιδημεῖ Ἄρειος ὁ πρεσβύτερος, ἐπιτρέπω σοι ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου ἐπιτρέπειν αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν. Ἐὰν δὲ ἐπιδημήσῃ ἐπίσκοπος, ἢ πρεσβύτερος, ἢ διάκονος, ἐν τῇ ἐπαρχίᾳ σου, ἐπιτρέπω αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν. Ἐὰν δὲ μὴ ἐπιτρέπῃς αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν, οὐκ ἔσται ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου διδάσκων. Ἐὰν δὲ ἐπιτρέπῃς αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν, ἔσται ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου διδάσκων. Ἐὰν δὲ μὴ ἐπιτρέπῃς αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν, οὐκ ἔσται ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου διδάσκων.

ΧΧΧΙΙΙ. Ἐπιστολὴ Ἀλεξάνδρου τοῦ Ἀλεξανδρείας πρὸς Ἀθανάσιον τὸν ἐπίσκοπον Ἀναζάρβου.

Ἀλέξανδρος ἐπίσκοπος Ἀθανασίῳ τῷ ἐπισκόπῳ Ἀναζάρβου. Ἐπειδὴ ἐν τῇ ἐπαρχίᾳ σου ἐπιδημεῖ Ἄρειος ὁ πρεσβύτερος, ἐπιτρέπω σοι ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου ἐπιτρέπειν αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν. Ἐὰν δὲ ἐπιδημήσῃ ἐπίσκοπος, ἢ πρεσβύτερος, ἢ διάκονος, ἐν τῇ ἐπαρχίᾳ σου, ἐπιτρέπω αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν. Ἐὰν δὲ μὴ ἐπιτρέπῃς αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν, οὐκ ἔσται ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου διδάσκων. Ἐὰν δὲ ἐπιτρέπῃς αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν, ἔσται ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου διδάσκων. Ἐὰν δὲ μὴ ἐπιτρέπῃς αὐτῷ διδάσκειν τὸν λαόν, οὐκ ἔσται ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ σου διδάσκων.

ihrer Lehrsäze und Schriften wegen übel berichtigten Personen urtheilte er weit gelinder und gütiger, als man es damals zu hören gewohnt war, und dulden konnte; aber doch gar nicht mit Gleichgültigkeit gegen Schwärmerey und mystischen Unsinn. Er warnete auch wohl vor dem Lesen solcher Schriftsteller, die er nicht als Irrlehrer verwerfen wollte, weil er sie nicht genug gelesen habe, noch verstehe; wie dieses der Fall mit Jacob Böhmen war. (Lezte theol. Bedenken, Dritter Theil, S. 155. fg. verglichen mit Theol. Bed. Th. I. S. 314. fg.) Diesem allem ohngeachtet, hielt der sanftdenkende Mann die Römischkatholische Kirche vor die gefährlichste von allen christlichen Partheien in Ansehung ihres Lehrbegriffs. (Th. IV. S. 152. fg.) Eine Vereinigung der Protestanten mit derselben, hielt er vor schlechterdings unmöglich, erklärte alle Vorschläge zu derselben vor hinterlistig und schädlich; zeigte auch insonderheit, wie sehr man sich vor dem zu seiner Zeit (zwischen den Jahren 1670. und 1690.) unter allerley angenommenen Nahmen bey den Protestanten herumreisenden, auch Spenern besuchenden, und solche Vorschläge empfelenden Bischof von Tiena und Neustadt, Christoph Roxas de Spinola, in Acht zu nehmen habe. Er bemerkte unter andern gegen einen Staatsbedienten, der ihn darüber befragte, daß die dem Scheine nach vortheilhaften Anerbietungen deßelben gar wohl zu Rom gebilligt werden könnten, indem sie zwar mit den Grundsäzen und den Nutzen des päpstlichen Hofes nicht übereinstimmten; dieser aber, wenn er nur erst so viele Länder, es möchte geschehen wie es wolle, unter seine geistliche Botmäßigkeit wieder gebracht hätte, zu seiner Zeit alles in den ihm gefälligen Zustand versezen könnte. (Th. IV. S. 141. fg. verglichen mit Th. III. S. 570. fg.) — Will man zu diesen wenigen

Kirche. 1872 8/4 ist der Herr Pfarrer Johann Jakob Hess von Hottingen-Zürich, geb. 28. Nov. 1800, gestorben. Er war 1. Pfarrer an der Kirche zu Hottingen, 1833 Mitglied der Verfassungsrathes, 1834 Mitglied des Grossen Rathes, 1837 Mitglied des Erziehungsrathes, 1839 Mitglied des Kirchenrathes, 1840 Mitglied des Grossmünsterstiftes, 1841 Mitglied des Grossen Rathes, 1845 Mitglied des Kirchenrathes, 1847 Mitglied des Grossen Rathes, 1848 Mitglied des Kirchenrathes, 1849 Mitglied des Grossen Rathes, 1851 Mitglied des Kirchenrathes, 1852 Mitglied des Grossen Rathes, 1854 Mitglied des Kirchenrathes, 1855 Mitglied des Grossen Rathes, 1857 Mitglied des Kirchenrathes, 1858 Mitglied des Grossen Rathes, 1860 Mitglied des Kirchenrathes, 1861 Mitglied des Grossen Rathes, 1863 Mitglied des Kirchenrathes, 1864 Mitglied des Grossen Rathes, 1866 Mitglied des Kirchenrathes, 1867 Mitglied des Grossen Rathes, 1869 Mitglied des Kirchenrathes, 1870 Mitglied des Grossen Rathes, 1872 Mitglied des Kirchenrathes, 1872

daß sie weit vor ihm in der Herrlichkeit kommen möchten. Ueberhaupt machten die wärmsten Erfahrungen und Empfindungen der Religion, von denen man ihn ganz durchdrungen sah, und unter denen aufgelöst dem Ausdrucke er dem Tode froh entgegen gieng, auf alle, die in seinen lezten Wochen um ihn waren, einen tiefen Eindruck. Einige Tage vor seinem Leben, verordnete er, ihm nicht einen einzigen schwarzen Faden in den Sarg mitzugeben, auch diesen nicht, wie es gewöhnlich ist, schwarz anstreichen zu lassen; denn er habe, sagte er, in seinem Leben über den Zustand der Kirche getrauert; nun aber gienge er in die triumphirende Kirche ein, und auch sein ganz weißes Sterbekleid sollte ein Zeugniß ablegen, daß er in der Hoffnung einer Beßerung der Kirche auf Erden, dieselbe verlaße. Unter den Kindern, die ihn überlebten, war insonderheit sein jüngster Sohn, Jacob Carl Spener, zulezt Professor der Geschichte und der Rechte zu Wittenberg, der sich als ein guter Kenner dieser Wißenschaften unter den Gelehrten Ruhm erworben hat.

So sehr sich auch bey Speners Leben, fast die ganze Evangelische Kirche im Urtheil über ihn getheilt hatte, weil die hizigen Streitigkeiten, in welche seine lezten fünf und zwanzig Jahre fielen, es unmöglich machten, daß er, der als das bewunderte Oberhaupt der einen Parthey angesehen ward, von der andern mit billiger Gelaßenheit geprüft worden wäre; so sah er doch bereits einen Fortgang seiner Bemühungen, einen sich immer mehr erweiternden und in Nachahmung übergehenden Beifall, durch welchen er sich für so viele Angriffe und Verunglimpfungen sehr belohnt halten konnte. Noch glücklicher erhielt und verstärkte sich sein Nachruhm. Beide Partheien, welche über ihn uneins gewesen waren, rückten immer näher zu-

sammen; viele erkannten wenigstens stillschweigend und mit der That selbst, wie heilsam und nothwendig seine meisten Verbeßerungsvorschläge wären: und zwanzig Jahre nach seinem Tode, da ohnedieß Pietisten und Orthodoxen nach und nach aufhörten, einander zu bekämpfen, weil sie einen gemeinschaftlichen Feind an Christian Wolfen zu erblicken glaubten, war es unter den weisesten und gelehrtesten Mitgliedern der Evangelischen Kirche schon völlig entschieden, wie viel ihm dieselbe, nebst dem Christenthum selbst, der theologischen Gelehrsamkeit, dem geistlichen Lehramte und den Sitten zu danken habe. Es ist also auch keineswegs zu dreist oder zu lobredneriſch gesagt, daß Spener die Religion bey unzählichen zu einer Angelegenheit des Herzens gemacht habe, an Statt daß sie vorher so häufig nur ein Gegenstand des Gedächtnißes, der äußerlichen Uebungen, der Gelehrsamkeit und der Streitfertigkeit gewesen war; daß er die christliche Gottseeligkeit auf mancherley und außerordentliche Art glücklich befördert; die Predigten wieder in faßliche und gemeinnützliche Erklärungen der heiligen Schrift und der Religion, sonderlich der Sittenlehre, verwandelt; die möglichst größte Fruchtbarkeit des Predigtamtes gezeigt; den biblischen Untersuchungen von neuem ihren Rang und ersten Platz auf dem theologischen Lehrstuhl eingeräumt; den geistlichen Fechtergeist eingeschränkt, und die nöthigen Religionsstreitigkeiten sanft und gemeinnützlich führen gelehrt; die theologische Methode im Ganzen verbeßert; Anweisungen zur kirchlichen und theologischen Klugheit in überaus vielen Fällen hinterlaßen, endlich selbst der anständigen Freyheit im Denken, Lehren und Schreiben großen Vorschub gethan habe.

Warum

Warum er bey so trefflichen Absichten, die er durch den redlichsten und thätigsten Eifer, auch durch manche sehr wohlgewählte Mittel auszuführen suchte, nicht geschwinder und überall durchgedrungen ist, nicht noch mehr ausgerichtet, so viele und so hitzige Gegner gefunden hat; davon lassen sich die Ursachen leicht angeben. Er war insonderheit zu wenig Philosoph: nicht, um als solcher den Lehrbegriff seiner Kirche zu untersuchen; — denn dazu hielt er den Probierstein der heiligen Schrift vor hinlänglich; — sondern um bey seinen Zweifeln, Vorschlägen und Aenderungen, auch bey den darüber entstandenen Streitigkeiten, eine so genaue und bündige Methode anzubringen, als nöthig war, um Verwirrungen von Begriffen, Mißdeutungen, Wortzänkereyen und ähnlichen Folgen vorzubeugen. Es scheint nicht, daß dieser Mangel an geübtem philosophischen Scharfsinne bloß davon herzuleiten sey, wie man behauptet hat, weil er sich in seinen frühern Jahren den historischen Wißenschaften, die hauptsächlich das Gedächtniß beschäftigen, ergeben hatte: denn Geschichtkunde und Philosophie vertragen sich nicht bloß mit einander; sie sind einander beide unentbehrlich. Aber eine Philosophie, wie die damals herrschende Aristotelische, spizfindige und disputirsüchtige war, konnte einen solchen Geist, wie der seinige war, nicht zu einer nähern Bekanntschaft einladen; sie mußte ihm vielmehr als ein Hinderniß der edlern Religionswißenschaft und der wahren Gottseeligkeit vorkommen. Daher kommen nun eben manche nicht genug bestimmte, bildliche, biblische, aber nur zu morgenländische Ausdrücke, Sätze und Redensarten, und weitschweifige Vorträge. Er leugnete mit Recht die Erklärungen, die man davon gab, und die Folgerungen die man daraus zog; aber es wäre rathsamer gewesen, die Gelegenheiten dazu mit aller Schärfe in

der

der Wahl der Worte, der Vorstellungsarten und Verbindungen, abzuschneiden. Dazu kam auch dieses, daß verschiedene seiner Neuerungen zwar mehr wörtlich waren, als die Sache selbst angiengen; doch gerade darum überflüßig und für ein so reizbares Zeitalter, wie das seinige war, ganz ungenießbar scheinen konnten. Ferner hatten auch seine sehr allgemein ausgedrückten Klagen über den Verfall der Kirche, des Lehrstandes und der Frömmigkeit, wo nicht etwas Beleidigendes an sich; gleichwohl für eine Menge angesehener Männer viel Widerwärtiges und Anstößiges. Am allermeisten schadete ihm vielleicht das Nachsichtsvolle Betragen, das er gegen Leute beobachtete, die ihr gutes Herz und ihre Frömmigkeit bey ihm beliebt machten; die aber bey einem mäßigen Verstande, sich zu unglücklichen Nachahmern von ihm aufwarfen; die den Lehrbegriff, den äußerlichen Gottesdienst, die theologische Gelehrsamkeit selbst verbeßern wollten, bald wo nichts zu verbeßern war, bald wo ihre Wißenschaft und Ueberlegung dazu gar nicht hinreichten; und die besonders durch ihre Einbildungskraft oder Schwermuth irre geführt würden. Seine günstige oder entschuldigende Urtheile von denselben, die Verbindungen, in welchen er mit manchen von ihnen stand, und wohl gar die geschicktere Vertheidigung einer ihrer ungewöhnlichen Meinungen, machten, daß sich viele desto mehr vor ihm scheueten, je weniger Anlage sie an diesen Leuten zu Kirchenverbeßern finden konnten. Die Versehen von Speners verständigern Freunden und Nachahmern wurden auch auf ihn zurückgeführt. Vermuthlich würde er selbst dadurch seiner guten und großen Sache mehr zu Hülfe gekommen seyn, wenn er weniger und kürzere Streitschriften herausgegeben; aber dafür in bündigen kleinen Schriften, die Gegenstände, die ihm so werth waren, Lichtvoll dargestellt

hätte,

hätte, ohne auf Gegner Rückſicht zu nehmen, da von die meiſten ſeiner nicht würdig waren. Unpartheiiſch zu ſagen, konnte es freylich, unter den oben beſchriebenen Umſtänden und Reizungen, ja bey der ganzen damaligen Verfaßung der Evangeliſchen Kirche, den Theologen derſelben nicht ſo ſehr verargt werden, daß ſie ſich ihm widerſezten; ſie können deswegen allein nicht ohne Unterſchied vor ſchlechtgeſinnte Feinde aller Verbeßerung und bloße Ketzermacher ausgegeben werden; allein die Art ihres angefangenen und fortgeführten Angriffs leidet keine Rechtfertigung.

Unterdeßen bleibt doch Spener, ungeachtet jener Fehltritte, der ehrwürdigſte und nüzlichſte Reformator, der in den neuern Zeiten unter den Proteſtanten aufgeſtanden iſt. Vergleicht man ihn mit ſeinem Zeitgenoßen, Chriſtian Thomaſius, der auch ſein Freund, wenigſtens ſein großer Verehrer war, der nicht weniger viel und dauerhaft reformirte, als er: ſo ſieht man wohl, daß einer dem andern gewißermaaßen zu ſeinen Abſichten beförderlich geweſen ſey, und daß ſie, was den Umſturz der unumſchränkt herrſchenden Philoſophie, die aufzuhebenden traurigen Einſchränkungen der Lehr- und Schreibfreyheit, ja noch mehrere wichtige Angelegenheiten betrift, völlig gleich gedacht haben. Dennoch war das große Ziel von beiden, ihr Entwurf, ihre Methode und die von

Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 7. Juli 1852. Der Secretär theilte mit, dass Herr Professor Dr. Ritter von Kopitar in Wien, Ehrenmitglied der Akademie, am 11. Juli d. J. gestorben sei. Hierauf las Herr Professor Dr. Ritter von Feuchtersleben über die Gesetze der Association der Ideen, und Herr Professor Dr. Ritter von Karajan über die Geschichte der Stadt Wien im Jahre 1462. Herr Professor Dr. Ritter von Kopitar in Wien, Ehrenmitglied der Akademie, ist am 11. Juli d. J. gestorben. Hierauf las Herr Professor Dr. Ritter von Feuchtersleben über die Gesetze der Association der Ideen, und Herr Professor Dr. Ritter von Karajan über die Geschichte der Stadt Wien im Jahre 1462.

oder bloß durch scharfsinnige Untersuchungen, ohne die Bibel um Rath zu fragen; am glücklichsten versucht werde? ob bitterer Spott über kirchliche Einrichtungen, oder eine gelaßene und gründliche Darstellung von Bedenklichkeiten gegen dieselben; nicht mir stärkern, sondern auch nüzlichern Eindruck machen? ob Meinungen andere Meinungen kühn und entscheidend entgegenstellen, die Bestimmung ganzer Stände über den Haufen werfen, und einen willkührlichen Tausch von Lehrmethoden treffen, ob dieses alles reformiren heiße? diese und mehr andere ähnliche Fragen, gewinnen durch eine aufmerksame Betrachtung der Bahn, auf welcher Spener fortschritt, ein nicht geringes Licht. Hoch über ihn wegfahrend, haben freylich viele ihm mehr die Eigenschaften eines frommen wehklagenden Eiferers und Volkslehrers, als eines gelehrten und tiefdenkenden Mannes zugestanden; aber sie haben ihn ungezweifelt weder gelesen noch gekannt. Er war in der That ein weitsehender Kopf, mit den Menschen und der Welt sehr wohl bekannt; von vieler Wißenschaft in der biblischen Auslegung, in der Kenntniß der alten Kirche, ihrer Lehrer und Schriften, in mehrern Theilen der Geschichte, von einer ausgebreiteten und kritischen Belesenheit. Allein es gehörte zu seinem nicht gemeinen Entwurfe, seine Gelehrsamkeit nach und nach zurück zu ziehen, um dem Wachsthum der Gottseeligkeit, die, fast möchte man sagen vor lauter Bestreben nach Recht-

gläubigkeit, nicht aufkommen konnte, desto mehr beförderlich zu seyn. Gesezt auch, seine aufgeklärte, heiße und sehr würksame Frömmigkeit hätte ihre Schwächen gehabt; es waren nicht die Schwächen eines düstern und trübsinnigen Christen, den seine Phantasie in einem Wirbel herumtreibt; sie entsprangen aus einer schönen Quelle, aus der Begierde, für das ächte Christenthum lieber etwas zu viel als zu wenig durch Lehren und Beispiel und immerwährende Anwendung zu thun. Lang, groß und mannichfaltig waren die Folgen und Nacheiferungen, die er solchergestalt erweckte; eine neue besondere Gemeine ist würklich, wenn gleich nicht nach seinen Absichten, aus einem Theil des Saamens aufgewachsen, den er ausgestreuet hatte. Wie weit man überhaupt von seiner Zeit an, in der Evangelischen Kirche, bey Bearbeitung der edeln Gegenstände, die ihn so rühmlich beschäftigten, gekommen; ob man darinne noch glücklicher gewesen; oder gar auf einigen Seiten zurückgewichen sey; warum endlich Verbeßerungen, die in seinem Geiste unternommen wurden, noch in den neuesten Zeiten unerwarteten Widerstand gefunden haben? das verdient wohl untersucht zu werden. Und auch in dieser Rücksicht müße Speners Andenken von Zeit zu Zeit durch Denkmäler von mehr als Einer Art mit aller Dankbarkeit erneuert werden!

Speners Schriften, [illegible] logische Bedenken, welche [illegible] andere ihn betreffende Aufsätze [illegible] reinste und angenehmste Quelle [illegible] te. Eine Anzahl seiner Briefe an [illegible] Rechtsgelehrten Johann Schüzer [illegible] ingleichen einen an den [illegible] Augsburg, Theophil. Spizel, [illegible] vertraute Freunde waren, hat Schelhorn [illegible] nitt. Literar. T. VI. p. 549. sq. T. XII. p. [illegible] sq.) ans licht gestellt. Noch giebt es auf der [illegible] versitätsbibliothek zu Leipzig einen starken Band seiner eigenhändigen Briefe an seinen [illegible] Schwiegersohn, den berühmten Theologen, Adam Rechenberg, und einen andern Band, der grözentheils Briefe des lezztern an ihn enthält. In beiden hatte ich schon ehemals mit vielem Vergnügen gelesen; jezt habe ich sie durch die gütige Mittheilung des Hrn. Prof. Reiz, wieder in den Händen. Da sie aber hauptsächlich die kleinern Umstände der Schriften und Streitigkeiten Speners, auch viele seiner persönlichen und Familienvorfälle angehen: so habe ich nur von einer Stelle derselben in dieser Lebensbeschreibung Gebrauch gemacht.

Die einzige Lebensbeschreibung, die man bisher von ihm hatte, bestand aus einer Vorrede von

104. Seiten, welche der Freyherr Karl Hildebrand von Canstein, einer seiner vorzüglichsten Freunde, und allgemein bekannt wegen seiner freygebigen Bibelanstalt, den lezten theologischen Bedenken deßelben vorgesezt hat. In derselben findet man nicht nur einen Auszug seines von ihm selbst aufgesezten Lebenslaufes; sondern auch viele besondere Umstände seines Lebens, und hauptsächlich eine ausführliche Abschilderung seiner Gaben und Tugenden, auch des Nutzens seiner Bedenken. Hingegen werden verschiedene seiner Hauptbegebenheiten und Unternehmungen nur kurz angezeigt. Diesen Mangel an Vollständigkeit zu ersezen, ließen jene Vorrede im Jahr 1740. zween berühmte Männer, der Abt zu Klosterbergen, Johann Adam Steinmetz, an deßen daselbst genoßene Aufsicht ich noch öfters dankbar gedenke, und Joachim Lange zu Halle, jener zu Magdeburg auf 248. Quartseiten, dieser zu Halle in Oktav auf 424. Seiten, mit vielen und langen Anmerkungen, auch andern Zusäzen, drucken. Obgleich der lezte nicht lauter zweckmäßige Vermehrungen beigefügt hat; so können doch beide Ausgaben nüzlich verbunden werden. Lange hat unter andern auch ein Verzeichniß von Speners Schriften eingerückt, aus dem man aber grösstentheils nur die Titel derselben kennen lernt. Selbst durch diese Ausgaben ist Cansteins Vorrede noch keine zusammenhängende, genaue und unpartheiische Lebensbeschreibung geworden.

Viele

Viele brauchbare und ziemlich umständliche Nachrichten von Speners Streitigkeiten, hat Johann Georg Walch (Einleitung in die Religionsstreitigk. der Evangel. Luthr. Kirche, Th. I. S. 557. fg. Th. II. S. 41. fg. und in andern Stellen dieses Buchs mehr,) gesammlet. Seine Urtheile sind zwar gemäßigt und richtig; doch nicht selten bloß von der Oberfläche abgeschöpft.

Weismann (Introd. in Memorabilia Eccleslast. Hist. S. Novi Test. Tom. II. p. 966. p. 1023. sq. Halae, 1745. 4.) hat auch viel von Spenern zusammen getragen, das, wenn es gleich von vermischtem Werthe ist, doch zur eigenen Beurtheilung gute Dienste leistet.

Will man mit diesen Nachrichten, die von Freunden und zum Theil Bewunderern Speners herrühren, auch das Urtheil oder vielmehr die Vorwürfe eines seiner Gegner von der verständigern Gattung vergleichen: so kann man Valentin Ernst Löschers vollständigen Timotheus Verinus, Zweyten Theil, S. 81. fg. S. 86 fg. lesen.

Spener wollte niemals zugeben, daß man sein Bild abzeichnete; er verbot es noch in seinen letzten Tagen. Als man ihm aber einst vorstellte, daß ein frommer sehr verschuldeter Mahler, sich zum Theil seinen Unterhalt davon erwerben könnte, wenn

Am 1. Mai 1889 wurde in Berlin ein Kongreß für Arbeiterschutz in der Schweiz, Frankreich und Deutschland zusammenberufen. Die Schweiz hatte bereits ein Fabrikgesetz, das Arbeiterschutz gewährte, Frankreich hatte ein solches Gesetz in Vorbereitung, und Deutschland hatte ein solches Gesetz in Aussicht gestellt. Die Schweiz hatte ihr Gesetz, Frankreich hatte seine Vorbereitungen, Deutschland hatte seine Aussicht. Die Schweiz hatte Arbeiterschutz, Frankreich hatte Arbeiterschutz, Deutschland hatte Arbeiterschutz. Die Schweiz hatte Arbeiterschutz, Frankreich hatte Arbeiterschutz, Deutschland hatte Arbeiterschutz. Die Schweiz hatte Arbeiterschutz, Frankreich hatte Arbeiterschutz, Deutschland hatte Arbeiterschutz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 013 454 330

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

JUN 18 1996 — LL
JUL 1 1996

Digitized by Google

Digitized by Google